Wolfgang Kemp

Wir haben ja alle Deutschland nicht gekannt

Das Deutschlandbild der Deutschen in der Zeit der Weimarer Republik



Wir haben
ja alle Deutschland
nicht gekannt

Wir haben ja alle Deutschland nicht gekannt

Das Deutschlandbild der Deutschen in der Zeit der Weimarer Republik

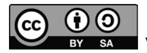
Wolfgang Kemp



ÜBER DEN AUTOR

Wolfgang Kemp ist Kunsthistoriker. Er lehrte zuletzt an der Universität Hamburg und ist derzeit Gastprofessor an der Leuphana-Universität Lüneburg. Er forscht und publiziert über Rezeptionsästhetik, Fotografie und Kunstgeschichte von der Antike bis zur Gegenwart.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie. Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter http://dnb.ddb.de abrufbar.



Die Online-Version dieser Publikation ist auf den Verlagswebseiten von HEIDELBERG UNIVERSITY PUBLISHING http://heiup.uni-heidelberg.de dauerhaft frei verfügbar (open access).
doi: 10.17885/heiup.90.106

Umschlagabbildung: Fotografie von Wolfgang Hertel. Deutsches Literaturarchiv Marbach. Das Bild wurde grafisch bearbeitet.

ISBN 978-3-946054-06-1 (Hardcover)
ISBN 978-3-946054-22-1 (Softcover)
ISBN 978-3-946054-07-8 (PDF)

INHALTSVERZEICHNIS

Landgewinn: Ein Vorwort

Als ich das Buch *Foreign Affairs: Die Abenteuer einiger Engländer in Deutschland 1900 bis 1947* schrieb, stieß ich immer wieder auf sogenannte Image-Studies, Abhandlungen, die sich zum Beispiel mit dem Englandbild der Deutschen und dem Deutschlandbild der Engländer zu verschiedenen Zeiten befassten – Imagologie und neuerdings auch interkulturelle Hermeneutik wird diese florierende Forschungsrichtung genannt. Ich konnte besagte Studien zwar nicht verwenden, weil meine Protagonisten sich wenig Gedanken über Deutschland machten, sondern es nur sehr gut gebrauchen konnten: um beispielsweise das liberale Scheidungsrecht des Deutschen Reiches für die eigenen Zwecke auszunutzen (Ford Madox Ford) oder um in der Welthauptstadt der Schwulen-Kultur, in Berlin, eine aufregende Zeit zu verbringen (W. H. Auden, Christopher Isherwood, Stephen Spender). Diese Engländer lebten Deutschland und haben sich tatsächlich niemals dazu hinreißen lassen, Meinungsartikel über ihr Gastland abzusetzen. Meinungsartikel aber sind der Stoff der Imagologie.

Es fiel mir jedoch damals auf, dass es unter den Image-Studies keine einzige Abhandlung gab, die im Sinne von »Internal Affairs« die Sicht der Deutschen auf ihr eigenes Land nachzeichnete, speziell auf das Deutschland in der Zeit der Weimarer Republik, in der voraussehbar das eigene Bild am schwersten und gleichzeitig am dringendsten zu erstellen war. Ich würde so weit gehen zu sagen, dass Deutschland nach dem Großen Krieg überhaupt zum ersten Mal einer intensiven und genauen Betrachtung unterzogen und nicht nur von der Geographie beschrieben und von der Publizistik ermahnt oder bejammert wurde. Das eigene Land gibt immer eine schnell aufgerichtete Projektionsfläche her, und es sei sofort konzediert, dass der Krieg, die »Ideen von 1914« und die Niederlage von 1918 für die Positionierung Deutschlands entscheidende Weichen stellten und unzählige Schriften zur Folge hatten, die Denkschriften zu nennen zu weit gehen würde. Das Verfahren hieß Wesensschau und war eine Art Großhandel in Essenzen, Klischees, Bildern und vor allem Spiegelbildern. Der Großteil der in diesem Buch behandelten Werke geht aber anders mit dem Thema Deutschland um. Bei der Auswahl der Texte behielt ich die Distanz gegenüber dem

Meinungsartikel bei, dem von oben herab diktierten Essay über Deutschland und die Deutschen. Der Einsatz musste größer, erfahrungshungriger sein und detailreicher in seinen Ergebnissen. Für die hier zu Wort kommenden pragmatischen Patrioten, also für die an den Pragmata, den Sachverhalten orientierten Deutschlandkundler gilt, dass bei ihnen sorgfältiges Entfalten vor Projektion rangierte, Empirie vor Imagination kam und das ewige Denken in Oppositionen schlichtweg aussetzte. »[D]ie ›allgemeinen Dinge‹ [...] innerhalb einer bestimmten Konkretion [...] zu sagen«, so beschrieb Siegfried Kracauer, auch ein Gegner »des verblasenen deutschen Denkens«, die Aufgabe des Feuilletons der *Frankfurter Zeitung*[i]: »Arbeit im Material, das ist gerade auch in Deutschland eine richtige Parole.«[ii] So verstanden konnte die Zuwendung zum Eigenen auch die Begegnung mit dem kulturell Fremden bedeuten: siehe den Titel meines Buches, in dem ich den bayerischen Publizisten Josef Hofmiller zitiere.

Der Ruf »Zu den Sachen!« erfasste sogar die Weltanschauungsliteratur. Man muss sich vergegenwärtigen, dass Arthur Moeller van den Bruck, neben Oswald Spengler der Herold dieser Gattung, das erste Hauptwerk in der Sparte »Regionalismus mit Sendungsbewusstsein« zwar erwartungsgemäß Preußen widmete, aber den Titel seines Buches *Der preußische Stil* so ernst und wörtlich nahm, dass er eine lange Reihe von zum Teil sehr überzeugenden Architekturanalysen anstellte und nicht »einfach« das Wesen des Preußischen aus irgendwelchen Axiomen ableitete. Und was Moeller konnte, das konnten die anderen, die sich aufmachten, Deutschland nach 1918 von Grund auf kennenzulernen, auch und besser.

Wer Deutschland neu entdecken wollte, musste erst einmal um das Ansichtskarten-Deutschland einen Bogen machen. Ein Buch wie Eugen Diesels *Das Land der Deutschen* von 1931 ließ sich weder für die Zwecke der alten und der neuen Nationalisten noch als Handbuch der Tourismuswerbung einsetzen. Es hat auf 259 großformatigen Seiten mit 481 Abbildungen so viel über deutsche Landschaft, deutsche Kultur und deutsche »Wandlung«, sprich Modernisierung mitzuteilen, dass für den Kölner Dom oder das Völkerschlachtdenkmal schlicht kein Platz bleibt. In die *Lebensbilder deutscher Städte* hat Ricarda Huch zwar Köln aufgenommen und ebenso den Dom, aber da sie 70 Städte behandelt, sind die weniger bekannten oder nie gleichrangig gewürdigten Orte in der Mehrzahl: Paderborn, Marburg, Zerbst und viele mehr. Ich sage zwar im Untertitel *Das Deutschlandbild der Deutschen,* fürchte aber, dass auch dieses Buch von den Erforschern nationaler Stereotypen nicht so recht anerkannt werden wird. Indem es – typisch deutsch! – von seinen Protagonisten Leistung und Arbeit an der »Sache«, »im Material« verlangt, kommen Standardaussagen eher selten vor. Das Wort »Deutschland*bild*« nehme ich allerdings in dem Sinne ernst, als ich als Kunsthistoriker mit Bildern etwas ausführlicher umzugehen gewohnt bin und diese Praxis gerne auch auf die Texte, das Hauptmaterial dieses Buches, übertrage.

Ein Blick auf die Überschriften der drei Teile: »Deutsche Vielfalt«, »Das Land der Deutschen« und »Deutschland, ein Land der Städte« zeigt an, was fehlt: Die Deutschen als Volk, als Typ kommen hier nicht vor. Das wäre ein zweites Buch geworden, und eines, das sich auf viele Vorarbeiten hätte stützen können: auf Studien zum Porträt in Malerei, Fotografie und Roman, zur Rassen-, Volks- und Gesellschaftskunde, zur Rollenverteilung in Drama und Film und zur Lehre der Physiognomie, die in den zwanziger Jahren eine letzte Hochblüte erlebte. Was die Überschriften der Hauptteile aber nicht anzeigen: Es wird unmöglich sein, eine auch nur annähernd repräsentative Darstellung der Deutschlandbilder zu geben, die das rechte und konservative Spektrum entwarf. Dies stellt jedoch keinen gravierenden Mangel dar: Da diese Sichtweisen zur Vorgeschichte des Nationalsozialismus gehören, sind sie zum allergrößten Teil hervorragend bearbeitet. Der zweite Grund für ihre Vernachlässigung besteht in dem oben genannten Auswahlkriterium: Diese Arbeiten des rechten Spektrums basierten nicht auf eigener und aktueller Anschauung, sie taten das noch nicht einmal, wenn sie den Verlust deutscher Lande beklagten und eigentlich deren besonderen Wert und spezifisches »Deutschsein« hätten herausarbeiten müssen, um sie zurückgewinnen. Die Rede ist von der deutschen Grenzlandkunde, die ein besonders aktives Feld konservativer Agitation war. Die hier engagierten Autoren sprachen von der »magnetischen Kraft der neuen Grenzmarken«. Nirgendwo sei Deutschland echter, essenzieller anwesend als dort, wo es politisch aufgehört hatte zu bestehen oder wo es sich als neue Grenzmark gegen neue Nachbarn rüstete. Aber liest man die einschlägigen Traktate, erfährt man sehr wenig über dieses verdichtete, aber verlorene Deutschland, weder über seine Geschichte noch seine Gegenwart – allenfalls Brauchtum wird erinnert. Dieser ganz besonderen Kunde und dem Thema Grenze widme ich aber trotzdem ein Kapitel, und sei es nur, um die Folie zu schaffen, vor der der Elsässer René Schickele seine aktuelle Bestandsaufnahme und seine Vision von einer Art ökumenischem Grenzland entwickeln kann. Darüber hinaus gibt es noch andere Kunden, die so zeittypisch und so deutsch sind, dass sie hier nicht fehlen dürfen: Die Geopolitik und Spielarten einer nationalen Geographie gehören dazu, aber auch die genuin deutsche Idee des Reiches soll behandelt werden, wenn auch zugegebenermaßen die Vorstellung vom Reich uns am weitesten entfernt von dem Postulat nach authentischer Erfahrung und hingebungsvollem Studium.

Der Aktionsradius der überzeugten Landes- und Heimatkundler der Zwischenkriegszeit war verschieden weit. Meine Autoren und Künstler konnten sich auf eine *Stadt* konzentrieren. Beispiele werden sein: Erik Reger für Essen, Alfred Döblin und Hans Heinrich Ehrler für Berlin und Ernst Bloch für Stadt und Gegenstadt: für Ludwigshafen und Mannheim. Andere Autoren konnten sich einen *Landkreis* vornehmen. Hier werden wir exemplarisch das *Heimatbuch des Kreises Steinburg* vorstellen. Wiederum andere konnten eine *Region* zum Gegenstand ihrer Devotion oder ihrer Exploration machen. Behandeln werden wir unter diesem Rubrum René Schickele

und das Elsass, Alfons Paquet und die Rheinlande, Erik Reger und Heinrich Hauser und das Industriegebiet an Rhein und Ruhr, Arnolt Bronnen und Oberschlesien sowie Hans Jürgen von der Wense und die von ihm selbst zugeschnittene »Region Wense«, die er sich in einem Umkreis von 100 Kilometern rund um Kassel erarbeitet hat. Wense ist eigentlich der Titularheilige dieser unorganisierten Bewegung, die Deutschland nicht mit der Seele, sondern mit allen Sinnen suchte. Er hat die »immersion totale«, die Versenkung in das tiefe und namenlose Deutschland wie kein anderer praktiziert und gelebt – und zu Lebzeiten nie etwas darüber publiziert. In die Kategorie *Regionalismus* gehört weiterhin die neue Disziplin der Geschichtlichen Landeskunde, die aus vielen Gründen in der Weimarer Zeit aufkam. Es gab aber auch Autoren, die sich zutrauten über und für und manchmal gegen ganz *Deutschland* zu sprechen: Ricarda Huch und Eugen Diesel habe ich schon erwähnt, Konrad Weiss und Alfred Kerr sind ebenfalls hier zu nennen.

Ganz Deutschland? In der bedeutendsten Gegenwartsanalyse der Weimarer Jahre, in Karl Jaspers' *Die geistige Situation der Zeit* (1930), heißt es lapidar: »Was das Ganze ist, über die jeweilige Perspektive in einer Situation hinaus, bleibt unfasslich.«[iii] »Denn woraus ich in keinem Sinne heraustreten kann, kann ich nicht wie von außen überblicken.«[iv] Damit hatte Jaspers sowohl Nietzsches Immanenzprinzip als auch dessen Perspektivismus bestätigt, wobei Perspektivismus jetzt im Leitbegriff der Situation, im »Kennen meiner Welt«, existenzphilosophisch aufgeladen wird. Jaspers hält aber nicht nur die »Bilder des Ganzen« für falsch, weil unmöglich, sondern lehnt auch »die schlagende Bestimmtheit des Besonderen« ab, worunter wir das sprechende Detail, den aufschlussreichen Beleg, den Fall, das »objet trouvé«, vielleicht auch so etwas verstehen dürfen, was bei Walter Benjamin Denkbild heißt: Allgemeinheit aus der Konkretheit der Anschauung zu gewinnen und wieder in diese zu überführen, das wäre, noch einmal anders ausgedrückt, die Aufgabe der »Arbeit im Material«. Jaspers Reserven gegenüber dem Ganzen und dem Besonderen mögen philosophisch ihre Richtigkeit haben, führen aber literarisch und bildkünstlerisch in eine unproduktive Sackgasse. Klar, die Hundert-Kilometer-Zone um Kassel herum zum Nabel deutscher Natur und Kultur zu erklären und sich ihr viele Jahre lang zu widmen, ist ein Akt extremen Dezisionismus. Nichts anderes wäre über Schickeles und Paquets lebenslangen Einsatz für die Rheinlande zu sagen, aber Paquet kann selbst erklären, wie er seine Region zur Weltlandschaft aufsteigen sieht:

> Niemand kann uns zwingen, unter dem Rheinland nur einen Ausschnitt zu verstehen, der sich als Provinz so nennen mag. Weder die Rheinprovinz im preußischen, hessischen, pfälzisch-bayerischen oder badischen Sinne ist das Rheinland, sondern nur die ganze vielgestaltige Landschaft, die der durch tausendfache Arbeitsbeziehungen, durch kostbare Erbschaft

> ehrwürdig gewordene Strom durchfließt. Dieser Strom ist eine Einheit. Er ist eine zusammenhängende Biographie von den Alpen bis an das Meer.[v]

Und gleichzeitig sind die »zergrenzten« Rheinlande das Abbild Europas in seiner Ganzheit. Auf einer Tagung rheinischer Schriftsteller im Jahr 1927 führte Paquet aus:

> Denn die Leiden dieses ganzen Festlands, das jetzt in 35 einander eifersüchtig bewachender, unerträglich verschuldeter und bis an die Zähne sich bewaffnender Staaten getrennt ist, finden ja in den Erfahrungen des Rheinlandes ihr Abbild. Und das Rheinland, das aus einer inneren Gebundenheit herausstrebt, ist ein Abbild unseres ganzen reich bevölkerten, von Tradition durchflochtenen Festlandes, das neue Ziele, ein Wunschbild seiner Zukunft braucht, um zu zeigen, wie jünglingshaft sein wirkliches Wesen ist.[vi]

Nachdem Deutschland sich bis 1914 in der Mitte und wohl auch in einer europäischen Spitzenposition gesehen hatte, begriff man sich jetzt nur als Abbild der gesamteuropäischen Misere und entdeckte im Inneren weitere kleine Wiederholungen des großen Zustandes – ein für die Weimarer Epoche typisches Mikro-Makro-Kosmos-Denken, dem wir immer wieder begegnen werden. Derart universalistischer Regionalismus musste sich jedoch am Exemplarischen erst einmal exemplarisch bewähren. So ist etwa auf dem Gipfel eines im Krieg erbittert umkämpften Berges Rück- und Ausblick zu halten: auf Elsass und Baden, auf Frankreich und Deutschland, um nicht zu sagen: auf die Welt. René Schickele ist hier angesprochen. Oder am Beispiel Bamberg aufzuzeigen, wie man mit einem in sieben Jahrhunderten gewachsenen Stadtensemble umgeht, in dem »Verwandtschaft und gegensätzliche Spannung« im »Zusammenstoß« der baulichen Akzente die Stadtgestalt erzeugen, und darin den deutschen Umgang mit Diversität und Dynamik zu erkennen – dies gelang zum Beispiel Konrad Weiss. Die Exempla mussten statuiert werden. Neue Formen der Annäherung und Beschreibung waren gefragt. Unsere Autoren ersetzten dafür die in Orts- und Landesbeschreibungen übliche Praxis des Lobens und Feierns durch eine Art von »dichter Beschreibung«. Sie ist die Form, die jener Erzqualität gerecht werden kann, die deutsche Vielfalt heißt. Dieser Kategorie widme ich den ersten Teil dieses Buches. Wenn Jaspers vom Ganzen sagt: »Das Ganze ist eine Spannung des Unvereinbaren«[vii], dann kann er unter den Bedingungen der Weimarer Zeit und ganz bestimmt der Jahre 1930/31 mit spontaner Zustimmung rechnen. Viele Autoren, die ich hier vorstelle, haben sich aber mit dem zeitdiagnostischen Befund Zerrissenheit und Chaos nicht zufrieden gegeben, sondern haben kompensatorisch *und* empirisch belastbar die Gegen-Qualitäten von Fülle und Reichtum gestärkt. Vielheit sollte Vielfalt werden.

Aber um beim Methodischen zu bleiben und noch einmal an Jaspers bzw. Nietzsche anzuknüpfen: Perspektivismus ist natürlich ebenfalls eine Methode der Annä-

herung. Einige Autoren vollziehen eine mehr als kantianische, nämlich eine existentielle Wende und verorten sich selbst in ihrem Gegenstand, ganz im Sinne von Jaspers, der sagt: »So wenig die Welt, die ich kennen kann, ohne Ich ist, das sie kennt, so wenig Ich ohne Welt, in der ich erst Ich bin. Es ist keine ichlose Welt und kein weltloses Ich.«[viii] Der existenzialistische Mehrwert würde heißen, dass das Ich, das sich auf die große Stadt oder auf die Landschaft einlässt, Perspektiv- und Handlungsträger in Personalunion ist. Solches Involviertsein resultiert auch aus dem Gefühl, sich einem unbekannten Land besser experimentell zu nähern bzw. seine eigene Fremdheit und einen neuen Zeitindex an scheinbar sehr bekannte Gegenstände heranzutragen. Der heute vergessene Berlin-Reisende Hans Heinrich Ehrler hat auf diese Weise die Reichshauptstadt im Selbstversuch erschlossen. Ehrler testet die Stadt und sich selbst, er mischt sich ein und grüßt Leute auf der Straße, wie er es zu Hause in seiner »Siedlung« tut, er rettet eine Passantin, begleitet eine Hure auf ihrem langen nächtlichen Weg nach Hause und, ergriffen vom Geschehen auf der Bühne, ergreift er je eine Hand der neben ihm sitzenden unbekannten Frauen – derart »eingreifendes« Verhalten geht dann doch über Perspektivismus hinaus. Doch muss man auch sehen, dass wir von einer Zeit handeln, in der Neue Sachlichkeit und ein neuer Klassizismus strikte Normen des Un- und Überpersönlichen setzen. Das beste Beispiel für den neuen Klassizismus in der Geschichtsschreibung und Landeskunde ist wiederum Ricarda Huch. Der Germanist Fritz Strich hat 1931 den dichterischen Entwicklungsgang der Ricarda Huch als einen Übergang von einer »Kunst der Persönlichkeit« zu einer »unpersönlichen Volkskunst« beschrieben – das letztere Stadium habe sie mit den drei Bänden *Lebensbilder deutscher Städte* erreicht, in denen sie nur einmal Ich sagt und sich der Erkenntnis eines ganzen Landes stellt.[ix]

Das Deutschlandbild, das aus eigener Erfahrung und neuer Anschauung entstand, muss aber auf jeden Fall ergänzt werden durch die Geschichte des praktischen Umgangs der Deutschen mit ihrem Land. Das schließt so diverse Themen mit ein wie die territoriale Gliederung des Reiches, die Frage der neuen Grenzen und Grenzlande, aber auch Bodenpolitik, Agrarfrage und Siedlungsprogramme sowie das neue Fach der Regionalplanung. Nicht zu vergessen das ideologische Marketing bestimmter Orte und Regionen. Die Republik nannte sich nicht von ungefähr und nicht ohne Folgen nach einem sehr speziellen Ort. Geopraxis und Geographie, Landesausbau und Landeskunde kann man unter dem Stichwort Innere Kolonisation lose zusammenbringen. Innere Kolonisation meint zuerst eine staats- und sozialpolitische Maßnahme, die auf Rücksiedlung, Umverteilung bewirtschafteten Landes, Melioration und – wie man im 18. Jahrhundert gesagt hätte – Peuplisierung, also Besiedlung des platten Landes, zielte und die natürlich auch nach Ersatz für den Verlust der äußeren Kolonien und anderer Gebiete wie dem Elsass oder Westpreußen suchte. Eine Art Innerer Kolonisierung fand jedoch nicht nur auf dem Land, sondern selbst in den Städ-

ten statt, wo mit alten und neuen Ansätzen um die intensivste Form der Landnutzung überhaupt, um die Kleingartenkolonien und Freiflächenpolitik gerungen wurde. Am selben Tag, da in Weimar die Verfassung angenommen und damit das gesamte Territorium des Reiches endgültig in die Länder und Freistaaten aufgeteilt wurde, an diesem 31. Juli 1919 wurde auch die »Kleingarten- und Kleinpachtlandordnung« (KGO) verabschiedet.[x] Man möchte dazu einen ironischen Kommentar finden, ist aber gehalten, auf den hohen Wert hinzuweisen, den Selbstversorgung und ein Rest von Selbstständigkeit in dieser Krisenzeit bedeuteten. Millionen waren auf den Ertrag ihrer kleinen Schollen angewiesen, Hunderttausende hatten nur in den Lauben, den behelfsmäßigen Gartenhäuschen, ein Dach über dem Kopf.

Dass wir mit dem Stichwort Innere Kolonisation und vor allem mit dem Begriff der Kolonie nicht zu weit gehen, beweist das plakative Bild »Schafft Dauerkolonien!«, das der Reichsverband der Kleingärtnervereine Deutschlands einer Werbebroschüre voranstellte, die vermutlich um 1929 herum ausgegeben wurde (Abb. 1).[xi] Der Kampf um die Dauer der Pachtverträge wurde seit Mitte der zwanziger Jahre ausgetragen. Damals gerieten die Areale der Kleingärten unter den Druck der stark zunehmenden Siedlungsbautätigkeit. Der geschickte Wechsel von Grund und Figur, von Fläche und Tiefe und die schnittigen Diagonalen kommen aus dem Repertoire der modernen Werbegraphik. Das verwundert vielleicht, wenn man an den Auftraggeber denkt und an die uns heute so bieder erscheinende Welt der Kleingärtnerei. Die altmodische und sehr deutsche Fraktur scheint an diese Bestimmung anzuschließen, doch dann stellt man fest, dass das entscheidende Wort »Dauer« in der modernen, serifenlosen Schrift abgesetzt ist und dass diese Type auch die Schrift des Logos des Verbandes ist und damit offiziellen Rang hat, denn mit Sicherheit wurde dieses Abzeichen erst nach 1918 geschaffen – in einer weitverbreiteten Kleingärtner-Zeitschrift taucht es sogar erst im Jahr 1928 auf. Ein Adam hält Spaten und Pflänzling hoch, nackt, gut gebaut, bereit zur Tat: »Nun kommt die neue Zeit, nun kommt der neue Mensch«, so das Motto der Aufbruchsstimmung von 1918, wie es sich im Leitbild des »neuen Menschen« in ungezählten Texten und Bildern konkretisierte.[xii] Man wird dieses Bild vielleicht nicht in diesem Kontext erwarten, aber dem Utopischen ist damit noch kein Ende gesetzt: Auf den Spaten Adams wartet visionäres Neuland, deutsches Land wird als jungfräulicher, erst noch zu gewinnender Boden ausgegeben, von der viel beschworenen Raumnot kann keine Rede sein, das Terrain fluchtet dynamisch in beträchtliche Tiefe, und die »Lauben« sind so klein und gleichmäßig konzipiert, dass auch der Enge und dem Wildwuchs, den Kennzeichen der alten Schrebergärten, »vorgebaut« zu sein scheint. Das Land ist jedoch streng parzelliert und heißt deswegen Kolonie. Die »Bodenfrage«, die »Bodenreform« waren nur im und für das Kollektiv zu lösen: Für dieses steht hier der Jedermann Adam ein. Das Thema war aber von höchster Bedeutung und hatte Verfassungsrang, und so passt es doch, dass am 31. Juli 1919 nicht nur die Belange der Kleingärtner neu ge-



Abb. 1. Titelbild der Broschüre *Schafft Dauerkolonien,* um 1929

ordnet, sondern auch der Artikel 155 der Reichsverfassung verabschiedet wurde. Er lautet:

> Die Verteilung und Nutzung des Bodens wird von Staats wegen in einer Weise überwacht, die Missbrauch verhütet und dem Ziele zustrebt, jedem Deutschen eine gesunde Wohnung und allen deutschen Familien, besonders den kinderreichen, eine ihren Bedürfnissen entsprechende Wohn- und Wirtschaftsheimstätte zu sichern. [...] Grundbesitz, dessen Erwerb zur Befriedigung des Wohnbedürfnisses, zur Förderung der Siedlung und Urbarmachung oder zur Hebung der Landwirtschaft nötig ist, kann enteignet werden. Die Fideikommisse sind aufzulösen. Die Bearbeitung und Ausnutzung des Bodens ist eine Pflicht des Grundbesitzers gegenüber der Gemeinschaft. Die Wertsteigerung des Bodens, die ohne eine Arbeits- oder Kapitalaufwendung auf das Grundstück entsteht, ist für die Gesamtheit nutzbar zu machen. Alle Bodenschätze und alle wirtschaftlich nutzbaren Naturkräfte stehen unter der Aufsicht des Staates. Private Regale sind im Wege der Gesetzgebung auf den Staat zu überführen.

Lässt man einmal die Bestimmungen außer Acht, die das Reich aus der Monarchie in eine Demokratie überführen, ist Paragraph 155 der fortschrittlichste, der kühnste Artikel der Weimarer Verfassung. Kühn, weil alles Territoriale eine höchst sensible Materie ist – damals wie heute. Der Grund – wörtlich genommen – des Feudalismus wird in einem wichtigen Aspekt angegriffen (Stichwort: Abschaffung des Fideikommiss), doch der Großgrundbesitz als solcher bleibt noch unangetastet. Als der Staat auf diesen zugreifen wollte, im Geiste des Artikels 155 und um Strukturen von der Art zu schaffen, wie sie das Plakat der Abb. 1 propagiert, da war das Ende der Republik sehr schnell gekommen. »Space matters«, das gilt nicht nur für die Anfänge, sondern für die ganze Weimarer Ära und für ihr fatales Ende.

Erster Teil Deutsche Vielfalt, ihre Freunde und ihre Feinde

Wir haben ja alle Deutschland nicht gekannt

1915 machte sich der bayerische Journalist und Schriftsteller Josef Hofmiller (1872–1933) Gedanken über »Deutsche Reiseziele nach dem Krieg«. Hofmiller, ein erklärter Kriegsbefürworter, setzte 1915 selbstverständlich auf Sieg; es muss ihm nach 1918 ein kleiner Trost gewesen sein, dass seine Vorschläge von der Nachkriegswirklichkeit angenommen wurden – nur den Grund dafür, den dürfte er schmerzlich empfunden haben.

> Es wird uns ein Bedürfnis sein, unser herrliches Vaterland besser und immer besser kennen zu lernen. Wir Süddeutschen wollen den alten Drang nach Süden zurückdämmen und erst einmal Mittel- und Norddeutschland bereisen. Die Norddeutschen sollen uns in dem Punkt vorbildlich sein: sie kennen unser Land unendlich besser als wir das ihre. Haben wir uns nicht in den letzten Jahren, als Langewiesche mit seinen Sammlungen Deutsche Dome, Deutsche Plastik, Deutscher Barock, als Piper mit der Schönen Deutschen Stadt herausrückte, geradezu geschämt, was wir alles nicht kannten, und uns gelobt, endlich nicht mehr in die Ferne zu schweifen, wo das Gute, das Beste wirklich so nahe liegt?[1]

Es kam in jeder Hinsicht so, wie von Hofmiller vorausgesehen: Die ökonomische Krise, Devisen- und Visa-Schwierigkeiten, ein gebrochenes Selbstbewusstsein und ein echtes Bedürfnis nach Selbsterforschung machten die Inlandsreise zur bevorzugten Reiseform der Weimarer Jahre – mindestens bis 1924/25. Und es ist ganz richtig, dass Bildbände diesen Trend vorbereiteten und unterstützten. Nach 1918 setzte sich dieses Medium im großen Stile durch, und der literarische Reisebericht und das Genre des »Städtebildes« wurden zu Leitgattungen der Epoche. Hofmiller selbst hat viele bayerische und österreichische Städte und Landschaften porträtiert, aber in entsprechenden Sammelbänden auch den prophetischen Text von 1915 wieder abgedruckt. In ihm beanstandet er: »Wir waren zu kosmopolitisch geworden«[2], und findet in Bezug auf das eigene Land, »dass es unsere vornehmste Aufgabe sein muss, es immer

besser, tiefer, inniger kennen zu lernen«. Er schreibt im Krieg, und da bietet sich der Begriff Pionier an, aber der damit verbundene Gedanke erscheint ihm gleichwohl zukunftsträchtig – auch in Friedenszeiten: »Wir wollen nicht mehr in den ausgefahrenen Bahnen des Fremdenverkehrs, sondern als Pioniere künftiger Blüte, als Mitschaffende kommender Ernten reisen […].«[3] An zwei Fronten ist also zu kämpfen: Gegen das kosmopolitische Reisen und gegen das Reisen auf den Heerstraßen des Tourismus, die beide daran schuld sind, dass der Autor zu dem Fazit gelangt: »Wir haben ja alle Deutschland nicht gekannt.«[4] In der Kriegszeit, welche die Deutschen ganz aufs Inland zurückwarf, konnte schon mal geübt werden, was nach dem Krieg zur stolzen Selbstverständlichkeit wurde: »Kenntnis unseres eigenen Reichtums.«

Die Umstellung auf die Innenperspektive fiel freilich denen, die früher sehr beweglich gewesen waren, nicht leicht. »Dem Deutschen, dem das Ausland heute so gut wie verschlossen ist, scheint die Welt kleiner geworden«, schreibt ein unruhig gewordener Reisejournalist der *Frankfurter Zeitung* im Inflationsjahr 1923. Er wünscht sich wenigstens auf die Zugspitze, um von dort eine Aussicht zu haben, »die uns alles deutsche Währungs- und Wirtschaftselend, die Kommunisten, Reparatisten und Volutaproleten vergessen macht«.[5] Die Reisenden, auf die wir uns hier konzentrieren, fanden aber das »ganz woanders« nicht in den etablierten »Sommerfrischen« oder in den Hauptorten des Fremdenverkehrs, sondern in jener Dimension, die in Frankreich »la France profonde« heißt, im »inneren« Deutschland also, dessen einzigartige Kulturdichte ihnen die Höhen und Weiten der herkömmlichen Ferne ersetzte. Dazu gehörten neben Deutschlands Landschaftsvielfalt natürlich auch die historisch gesättigten Kleinstädte, darüber hinaus aber auch die großen Orte, für die sich niemand bisher interessiert hatte, obwohl von ihnen Deutschlands Weltgeltung und jetzt Deutschlands Überleben abhing: die Städte der industriellen Ballungsgebiete in Ost und West. Die Ökonomie des Sparenmüssens wird zur Überflusswirtschaft der geistigen und materiellen Reichtümer konvertiert.

Innere Kolonisation

Deutschland hatte 1918 den Krieg und den Rang als Weltmacht verloren, und 1919 wurde es um ein Fünftel seines Territoriums beschnitten. Auch ging es seiner Kolonien verlustig. 15 Millionen Deutsche wurden »Auslandsdeutsche« oder siedelten sich neu im Reich an. Sie waren gezwungen, ihr altes Land unter neuen Bedingungen wahrzunehmen oder sich in einer für sie fremden Region der Republik zurechtzufinden. Auf diese Verluste und neuen Herausforderungen reagierte die Öffentlichkeit der Weimarer Republik auf sehr verschiedene Weise. So diametral verschieden, wie

es nur dieser Epoche gegeben war, fielen zwei der Antworten aus: Die eine verdrängte die unmittelbare Vergangenheit und drängte nach vorn, die andere wollte die Geschichte zurückdrehen und zumindest symbolisch bewahren, was verloren gegangen war. Die erste, gänzlich unorganisierte Partei ist nicht an Deutschland, sondern an der Moderne – und manchmal nur an der Mode – interessiert. Denn was auch immer in Deutschland und mit Deutschland geschah und geschehen war – die Moderne schritt weiter und jetzt in besonders großen Schritten voran. Und Deutschland war kein schlechter Ort, sie zu erleben und mitzumachen. Zu dieser Fraktion gehören die Massen der Bevölkerung, die mit oder ohne Teilhabe an den modernen Zeiten einfach nur meinten: »Das Leben muss weitergehen.« Aber ebenso finden wir in dieser Gruppe die Autoren, welche die Weimarer Zeit als die Stimmen der Wahrheit und als ungeschmälerte Anreger und Vordenker überdauert haben – vor allem im Ausland. Walter Benjamin, im Nachleben der erfolgreichste Autor der Ära, hatte vor 1933 einen einzigen Text publiziert, der direkt auf politische Grundsatzfragen einging: die Rezension einer Schrift von Ernst Jünger. Es hat natürlich nicht an Versuchen gefehlt, durch genaue Lektüre die Zeitzeugenschaft Benjamins zu verifizieren, aber, so primitiv das auch klingen mag: Die Kriegsniederlage, Versailles, die Gebietsverluste, die Erniedrigung und die Fortsetzung des Krieges im Frieden, all das, was die Gegenseite umtrieb, wird man bei ihm und anderen seines Schlages nicht finden. Man vermisst es auch gar nicht mehr.

Die Gegenseite nun, bestens, wenn nicht überorganisiert, das waren die »Völkischen«, die Nationalisten, die Rechten, die sich nur an der Schmach wundrieben und den Fortgang der Moderne entweder verpassten oder schmälerten oder aber ihn zur Hyper-Moderne beschleunigen und damit in totalitäre Welten überführen wollten. Diese Partei kommt mit der Ausnahme der ewigen Reizfiguren Carl Schmitt und Ernst Jünger heute nur noch in wissenschaftlichen Abhandlungen zur Geschichte dieser Zeit vor.

Schließlich existierte eine dritte, wiederum ganz unorganisierte und weithin verstreute Fraktion, und diese hatte die Aufgabe einer Inneren Kolonisation auf sich genommen. Sie suchte nach dem »Reichtum, der noch unser Besitz ist« (Hugo von Hofmannsthal), und fand, dass ihr Land auch nach seinen Verlusten noch sehr viel zu bieten hatte. Sie hätte Hofmillers Appell ohne jeden Vorbehalt unterschrieben. Diese Kreise bewahrten ein schwieriges Verhältnis zur Moderne, aber sie haben diese nicht einfach kleingeredet oder mit Verachtung gestraft. Es gab vielmehr Versuche, die Moderne gewissermaßen auf die Seite eines erweiterten Deutschlandbildes zu ziehen. Dieser dritten Partei gehört nicht die ausschließliche, aber die besondere Aufmerksamkeit dieses Buches. Der Modernisierungstheorie folgend wird man sie als Partei der Kompensation einordnen wollen. Das ist oberflächlich richtig und wäre auch mehr als verständlich, denn zu kompensieren gab es wahrlich genug, aber wenn man den Begriff der Kompensation nur mit Persistenz füllen will, nur mit Festhal-

ten am alten Deutschland, dann liegt man falsch, nicht immer, aber oft. Wie gesagt, dieses Deutschland, gleich welchen Zeitindex es trug, vergangen, gegenwärtig, zukünftig, es musste überhaupt erst entdeckt und es mussten erst die Mittel gefunden werden, es darzustellen. Eigenbilder Deutschlands werden in diesem Buch nur zugelassen, wenn sie erarbeitet wurden.

1922 hielt Gerhart Hauptmann in Bremen eine seiner Deutschlandreden – überschrieben mit: »Der Glaube an Deutschland«. Seine Ansprachen sind zu gleichen Teilen Durchhalteappelle und Feier deutscher Eigenart, deutschen Eigensinns. Einer, der Versailles als Katastrophe erfuhr, der an den gravierenden Gebietsverlusten, vor allem im Osten, litt, der die Zwietracht deutscher Zustände als heillos empfand, also im Grunde ein ganz normaler Deutscher, aber einer, der aus der Misere keinen Widerstand gegen die Republik ableitete, Gerhart Hauptmann also, ruft seinen Landsleute ein »Sursum corda! Die Herzen empor!« zu, so der Titel einer anderen Rede, um der »allgemeinen Depressionen entgegenzuwirken«. Das Gegenmittel, die Tugend, die er anempfiehlt, gehört zu den eher unbekannten. Er nennt sie »passiven, duldenden Mut«. Er will diese Haltung nicht mit »Abgestumpftheit und Schwäche« identifiziert wissen. »Duldender Mut behauptet sich in sich selbst. Die Persönlichkeit zieht sich auf sich selbst zurück und behauptet sich so, unverletzt in ihrem Stolz, ihrer Würde, ihrem Wesen, das heißt ihrer Eigenart.«[6] Deutsche Eigenart ist für Hauptmann keine Monokultur. »Das Feld ist weit, der Schatz Gott sei Dank unerschöpflich groß.«[7] »Was du mit deinen leiblichen Augen sowie mit den Augen deiner Seele siehst, ist kein armes Land«, spricht er dem Deutschen zu, aber dieses reiche Land verlange nach Eigentätigkeit. »Es wird dir umso reicher entgegenblühen, je reicher sich dein Geist an ihm entfaltet.«[8] »Deutsches Wesen heißt unter anderem auch, sich der zahllosen Emanationen deutschen Wesens bewusst werden. Alles stirbt, soweit es nicht in sich fortzeugend ist.«[9] Das fasst Hauptmanns Nachkriegsüberzeugung sehr gut zusammen: das »Sichbesinnen auf unsere Eigenart«, produktive Aneignung, Erkenntnis durch Erfahrung, Aushalten, Nutzen deutscher Vielfalt. Hauptmann möchte John Stuart Mills Konzeption von europäischer Vorrangstellung auf sein Vaterland übertragen wissen. Europa / Deutschland könne sich nicht auf ganz besondere Vorzüge berufen, was zähle sei die »merkwürdige Mannigfaltigkeit an Individuen, Klassen, Völkern, kurz Charakteren«, sei ein Zustand, »wo das Ganze durch das innere Ringen sich auf eine wunderbare Weise gefördert erwies«.[10]

Fünf Wochen nach Hauptmanns Bremer Ansprache, am 13. Oktober 1922, hielt Thomas Mann aus Anlass von Gerhart Hauptmanns 60. Geburtstag die berühmte Rede »Von deutscher Republik«. Mann statuiert als deutsches »Grundgesetz«, »dass, wer sich verliert, sich bewahren wird, wer sich aber zu bewahren trachtet, sich verlieren, das heißt der Barbarei oder biederer Unbeträchtlichkeit anheimfallen wird«.[11] An dieser Stelle hat Hauptmann vielleicht zustimmend genickt; das Protokoll verzeichnet jedoch »Verbreitete Unruhe«. Kein Wunder, denn jener Thomas Mann, den

man aus den *Betrachtungen eines Unpolitischen* kannte, sprach jetzt nicht mehr – oder doch? Die gerade zitierte Kernstelle der Rede führt auf verschlungenem Weg zurück zu einer Passage in der Schrift von 1919, die besagt, dass es »beinahe« zu »deutscher Humanität« gehöre, »dass man seine Deutschheit möglicherweise verlieren muss, um sie zu finden«.[12] Im Kontext des Traktats fühlt sich Mann zu einer solchen Aussage veranlasst, weil er »kein sehr richtiger Deutscher«, sondern »zu einem Teil romanischen, lateinamerikanischen Blutes« sei. Solcher erbbiologischer Skrupel entschlägt er sich 1922; jetzt hätte er auch das unsichere »beinahe« getilgt. Drei Jahre später hält er sich an eine Maxime, die er nicht aus »Nationalsinn« und »Wesen der deutschen Nationalität« ableitet, sondern als allgemeines »Grundgesetz« aufstellt und an die Adresse einer Republik richtet, die erst einmal Republik werden muss, bevor sie deutsch sein kann: dass »wer sich verliert, sich bewahren wird«. Nun, verloren, sich verloren hatten die Deutschen im Übermaß, um Manns Aufruf gegen das Bewahren nicht als Zumutung zu empfinden. Aber Thomas Mann wollte seine Zuhörer, Studenten in der Mehrzahl, für »Freiheitsdurst« und »Liebe zur Veränderung« gewinnen. »Jugend ist heute«, sprach er sein Publikum herausfordernd an, »die hitzige Parteigängerin der Vergangenheit, und auf mechanische Restauration des Alten ist all ihr Sinnen gerichtet«. Dieses provozierende Statement können wir auf die Differenz der beiden an zweiter und dritter Stelle genannten Gruppen von Deutschlandkundlern anwenden: Die einen trachten nur danach, sich und ihr Land wie feststehende Rechtstitel zu bewahren – das meint Mann mit »mechanischer Restauration«. Die anderen verlieren sich in diesem Land, wollen es erwerben, um es zu besitzen. Sie kartieren den geistigen Raum neu: durch überraschende Entdeckungen, andere Blickwinkel, moderne Zugangsweisen, ungewohnte Konzeptionen. Robert Musil wies fünf Jahre später in dieselbe Richtung, als er in seiner Gedenkrede auf Rilke ausführte: »[W]ir sind nicht wieder zu einem so oder anders bestimmten ideologischen Erstarren berufen, sondern zur Entfaltung der Schöpfung und der Möglichkeiten des Geistes!«[13] Das Eigene, sei es die Schöpfung oder das Geschaffene, zum Ereignis werden zu lassen – so könnte man die Aktionen und die Denkstile derjenigen »Geistigen«, wie sie sich damals nannten, charakterisieren, die mit den Antworten der Nationalisten und der Völkischen sich nicht zufrieden gaben. »Grenzenlos zwischen Grenzen« überschreibt Eugen Diesel das erste Kapitel seines großen Deutschlandbuches *Die deutsche Wandlung: das Bild eines Volkes* (1929) und gibt das Motto vor:

> Dieses Umschlagen in verschiedenartige Welten ist überall etwas bezeichnend Deutsches. Jeder Punkt des Landes besitzt eine sehr verwickelte seelische Ladung. Jede dieser Ladungen ist von jeder denkbaren anderen Ladung verschieden, denn Landschaft, Gebiet, Verwaltung, Empfindung, Richtung knäueln sich in der Seele des Deutschen unentwirrbar ineinander.[14]

Solche »Verknäuelungen« und »Verwickelungen« aufzulösen bzw. Mittel zu finden, um mit ihnen umzugehen, die »Ladungen« deutscher Vielfalt zu fühlen und in Sprache und Bilder zu übersetzen, das war die Aufgabe vieler Deutschlandbücher und -bilder, die hier Gegenstand sind.

Deutschland, ein Multiversum[15]

Am 23. Oktober 1828 sprechen Goethe und Eckermann »über die Einheit Deutschlands und in welchem Sinne sie möglich und wünschenswert« sei. Goethe ist zuversichtlich, dass sie sich herstellen werde: »durch unsere guten Chausseen und zukünftigen Eisenbahnen«, durch die überregionale Geltung von Währung, Maß und Gewicht, durch die Tatsache, dass Reisepässe an jeder innerdeutschen Grenze anerkannt würden und ein Koffer ungeöffnet durch die 36 Staaten passieren könne. Er plädiert also für das, was man heute einen föderativen Nationalstaat nennt.

> Wenn man aber denkt, die Einheit Deutschlands bestehe darin, dass das sehr große Reich eine einzige große Residenz habe, und dass diese eine große Residenz, wie zum Wohl der Entwickelung einzelner großer Talente, so auch zum Wohl der großen Masse des Volkes gereiche, so ist man im Irrtum. [...] Wodurch ist Deutschland groß als durch eine bewundernswürdige Volkskultur, die alle Teile des Reichs gleichmäßig durchdrungen hat? Sind es aber nicht die einzelnen Fürstensitze, von denen sie ausgeht und welche ihre Träger und Pfleger sind? – Gesetzt, wir hätten in Deutschland seit Jahrhunderten nur die beiden Residenzstädte Wien und Berlin, oder gar nur eine, da möchte ich doch sehen, wie es um die deutsche Kultur stände, ja auch um einen überall verbreiteten Wohlstand, der mit der Kultur Hand in Hand geht.

Goethe hebt die große Zahl der Universitäten und Theater hervor, verweist auf die Menge an Gymnasien und Schulen für Technik und Industrie usw. Die Tendenz dieses Plädoyers für die Einheit Deutschlands in seiner Vielfalt geht in Richtung des Fürstenlobs, was auch der Anlass des Gesprächs war: eine Würdigung des verstorbenen Herzogs Karl August, und Goethe will die Kultur großer deutscher Städte dann auch auf fürstliche Gunst zurückführen:

> Nun denken Sie aber an Städte wie Dresden, München, Stuttgart, Kassel, Braunschweig, Hannover und ähnliche; denken Sie an die großen Lebens-

> elemente, die diese Städte in sich selber tragen; denken Sie an die Wirkungen, die von ihnen auf die benachbarten Provinzen ausgehen, und fragen Sie sich, ob das alles sein würde, wenn sie nicht seit langen Zeiten die Sitze von Fürsten gewesen?

Der Sohn einer Freien Reichsstadt muss aber auch ein Argument finden, die städtischen Zentren, die keine Residenzen sind, in das positive Gesamtbild einzufügen:

> Frankfurt, Bremen, Hamburg, Lübeck sind groß und glänzend, ihre Wirkungen auf den Wohlstand von Deutschland gar nicht zu berechnen. Würden sie aber wohl bleiben, was sie sind, wenn sie ihre eigene Souveränität verlieren und irgendeinem großen deutschen Reich als Provinzialstädte einverleibt werden sollten? – Ich habe Ursache, daran zu zweifeln.[16]

Die unabhängigen Städte können reüssieren, weil sie souverän sind; das macht sie vergleichbar mit den fürstlichen dreißig und mehr Souveränen, die alle auf je eigene Art zu Deutschlands Vielfalt beitragen.

Nicht der Weg zu ihr, aber die Qualität Vielfalt wird als höchster Wert auch in den republikanisch orientierten Deutschlandbildern beibehalten. Goethe musste den Faktor »Volkskultur« zumindest erwähnen, dieser stieg dann zur Leitkategorie fast aller Identitätsbestimmungen auf. Wilhelm Heinrich Riehl, einer der Begründer der deutschen Volkskunde, wollte den Gedanken, Deutschland sei ein Multiversum, ein Land »verschiedenartiger Welten«, sozusagen von Grund auf sicherstellen:

> In der beispiellosen Vielgestalt des Bodenbaus ist nicht nur die wunderbare reiche Gliederung unserer Gesellschaftszustände vorgebildet, sondern auch die eigentliche Biegsamkeit, Vielseitigkeit und Empfänglichkeit deutscher Geisteskultur und Gesittung die natürliche Wurzel gegeben.[17]

Aus Bodenkultur wird Geisteskultur, in der Tiefebene nicht anders als im Mittel- und Hochgebirge. Soweit die natürlichen Grundlagen. Erfahrbar aber wird den Deutschen der Grad ihrer »Besonderung« eigentlich erst durch die Eisenbahn.

> Das Netz der Schienenwege mag hier und da die Sondertümlichkeiten unseres Volkslebens ausgleichend überspinnen, allein im Großen und Ganzen dient es weit mehr dazu, diese Unterschiede allen erst recht offenbar zu machen. Jetzt, wo dem Berliner Wien und München, dem Rheinländer die Ostsee, dem Küstenbewohner das Binnenland bis auf eine oder zwei Tagreisen nahegerückt ist, jetzt sieht erst ein jeder mit eigenen Augen, in welch durchgreifenden Gegensätzen seine neuen Nachbarn von ihm ge-

> schieden sind, jetzt verblassen freilich die kahlen Kategorien von Nord- und Süddeutschland […], aber nicht um augenblicklich dem Bewusstsein der Einheit, sondern umgekehrt dem einer unendlich reicheren und vielgestaltigeren Mannigfaltigkeit Platz zu machen.[18]

Dieses Statement eines großen Deutschlandkenners enthält wichtige Anregungen für die Behandlung der Epoche, auf die wir uns konzentrieren. Die Moderne, hier auf ihr Leitmedium Verkehrstechnik und ihre Hauptqualitäten Mobilität und Beschleunigung fixiert, offenbart Vielfalt, und zwar präexistente Vielfalt. Es muss klar sein: Gerade die neue Zeit hat etwas zu entdecken, sie bringt nicht alles hervor, wie es das Bündnis von Konstruktivismus und Komplexitätstheorie suggeriert. Die Weimarer Ära wird heute als Zeit der beschleunigten Moderne beschrieben. Um es an einem einfachen Beispiel festzumachen: 1920 gab es im Reich 20 000 Kraftfahrzeuge, 1930 zählte man 500 000. Das heißt auch, ebenso simpel gesagt, die Motorisierung verbrauchte nicht nur Benzin, sie brauchte auch Ziele. Überhaupt nicht bestritten sei, dass die neue Mobilität die hier vorausgesetzte Vielfalt noch vielfältiger macht. Sie erzeugt eine Klasse von schnell sich wandelnden Objekten (30 Autofirmen allein im Reich, Beginn der Modellpolitik), sie bringt eine eigene Infrastruktur hervor (Tankstellen, Werkstätten, Autohäuser), verlangt nach neuen Brücken und Straßen und wird durch Schrift und Bild in Zeitungen, Reiseführern, Werbungen unterstützt. Deutschlands Mannigfaltigkeit, um wieder mit Riehl zu sprechen, nimmt also zu – phänomenologisch: sie wird als unendlich reicher und vielgestaltiger erfahren, und faktisch: die Mittel, die dies ermöglichen, sind nicht nur Mittel, sondern avancieren zu eigenen Seinsbereichen mit den für die Moderne so typischen Tendenzen zu Ausdifferenzierung, Autonomisierung und Selbstrepräsentation. Man denke in diesem Zusammenhang an das phänomenale Anwachsen des tertiären Sektors in der Weimarer Zeit. Auch die hier Beschäftigten sind »Mittler«, die als planende, entwerfende, verwaltende Akteure zwischen Verbraucher, Nutzer und Empfänger auf der einen Seite und Arbeiter und Produktionskräfte auf der anderen Seite geschaltet sind. Bald schon bilden sie eine eigene Klasse mit einem eigenen Lebensstil und eigenen Organisationen. Wir werden ihnen wieder begegnen.

Es ließe sich ohne Zwang ein eigenes Buch zum Topos deutsche Vielfalt füllen. Wir haben hier mit Goethe und Riehl aber zwei Ansätze benannt, die sich kontinuierlich bis ins 20. Jahrhundert fortsetzen und im Grunde auf zwei Prinzipien zurückzuführen sind: Partikularismus auf dynastisch-historischer Basis, also die Idee des Reiches, und Mannigfaltigkeit der Volkskulturen, resultierend aus der Vielfalt deutscher Stämme. In den letztgenannten Ansatz wurde auch gerne die naturräumliche Vielgestaltigkeit deutscher Länder einbezogen. Um nicht allem Folgenden vorzugreifen, sei für die Zeit nach 1918 an diesem Punkt nur eine einzige Belegstelle angeführt, eine Grundsatzerklärung, die unter hohem Druck entstand. 1925 feierte das Rhein-

land aufgrund einer ziemlich weit hergeholten Geschichtskonstruktion »Tausend Jahre deutsche Geschichte und deutsche Kunst am Rhein«.[19] Das Rheinland aber war von Franzosen, Amerikanern, Belgiern und Engländern besetzt. Man muss sich vorstellen, dass ein Bewohner des Rheinlandes wie der im folgenden zitierte Professor der Bonner Universität einen Personalausweis, damals »Ausweiskarte« genannt, mit sich führte, der überschrieben war mit: »Einwohner des besetzten Gebietes. Living in occupied territory. Demeurant en zone occupée«. Auch das war deutsche Vielfalt und eine bemerkenswerte Umkehrung des Satzes, der 1925 in Arnolt Bronnens Drama *Rheinische Rebellen* über die Zeit vor 1 000 Jahren fällt: »Damals regierte das Rheinland die vereinigten Staaten Europas.«[20] 1919 hatte sich das Machtverhältnis umgedreht.

Die Feiern, Ausstellungen und Publikationen des Jubiläums wollten den fremden Mächten, vor allem den Franzosen, aber natürlich auch der eigenen Bevölkerung die deutschen Ursprünge und Kontinuitäten dieser Kulturlandschaft vor Augen führen, ihre Rolle als kulturelle Achse des Reichs, aber auch als Schmelztiegel der Kulturen würdigen. Der Historiker Aloys Schulte gab einen Band heraus, der den oben zitierten Titel der ganzen Unternehmung trug und der mit dem Abschnitt endet:

> Dem deutschen Volke sind keine Wohnsitze beschieden, die einen unzweifelhaft natürlichen Mittelpunkt haben, wie er den Franzosen in Paris gegeben ist. Die deutsche Landschaft ist vielseitiger. Wir haben den Einheitsstaat der deutschen Wanderkönige verloren und nicht wiederhergestellt. Die Vielseitigkeit, die das deutsche Geistesleben auszeichnet, ist eine segensreiche Folgerung daraus. Der Wettstreit der Stämme, der Bekenntnisse hat befruchtend gewirkt, hat zu wirtschaftlichen und kulturellen Höchstleistungen geführt, die die ganze Welt mit Dank anerkennen sollte. Dem steht die von unseren Vorfahren und auch von uns schmerzlich gefühlte Zersplitterung unseres Vaterlandes, der Zwiespalt der Stämme, der Konfessionen, der Parteien gegenüber. Aber wir hier im bedrohten Westen geben die Hoffnung nicht auf, dass die Gegensätze sich mildern, dass das deutsche Volk sich auch zu politischen Höchstleistungen zusammenfinden werde.[21]

Einschlägig und im Folgenden wieder aufzugreifen ist das Motiv der konstitutiven Gegensätze: deutsche Vielfalt versus deutsche Zersplitterung. Konventionell ist die Berufung auf die Diversität der Landschaften und Stämme. Da hatten andere Autoren eine im wörtlichen Sinne zeitgemäßere Version von deutscher Vielfalt anzubieten. Ich springe an dieser Stelle wieder zu Eugen Diesel, der nicht nur am wortreichsten »dieses Umschlagen in verschiedenartige Welten« als Grundeigenschaft seines Vaterlandes lobt, sondern dem Gedanken auch eine moderne Fasson gibt. Der Autor

von *Die deutsche Wandlung* wollte und konnte sich nicht an den fixen Größen der Geschichte und Geographie, aber auch nicht am »deutschen Wesen« orientieren, sondern musste sich auf einen Werdensprozess einstellen:

> Deutschland und die Deutschen, das ist weder fest deutbare Fläche oder Grenze, auch nicht die müßig spekulierende Vorstellung von einem bestimmten Menschen, der Deutsche geheißen – da ist auch kein Sinnbild außer der Sprache, keine einheitliche Rasse, Lebensweise, Religion, Grenze, Gesittung, Überlieferung, Verwaltung – aber da ist ein mannigfaches Hin- und Herspielen zwischen all diesen Kräften und Menschen, welches bewirkt, dass sich die Deutschen den anderen Völkern gegenüber als selbständige Lebensmitte empfinden ...[22]

Das »Deutsche« nicht konservativ als Wesen, sondern als Beziehungsreichtum gedacht, als Kräftespiel im offenen Feld, als kulturelle und politische Form in Bewegung – man ahnt jetzt, wie der alte Zentralbegriff Vielfalt modern gefasst werden konnte. Man ahnt vielleicht aber auch, welche Schwierigkeiten auf Autoren und Künstler warteten, mit diesem multiversalen Modell umzugehen – konzeptionell, ästhetisch, politisch. Bei der Kölner Ausstellung zur Jahrtausendfeier mit ihren 1000 Exponaten könnte das gelungen sein. In der Eingangshalle waren Karten zu Geographie und Klima aufgehängt, die im Verein mit Landschaftsgemälden und Ortsansichten seit dem 15. Jahrhundert die Symbiose von Kultur und Natur dokumentierten, und römische, jüdische und christliche Kultgegenstände belegten zumindest die Koexistenz der Religionen und Völkern in einer Region, die auf ihre Vermittlerrolle als »Kulturbrücke«, als »Straße der Völker und Ideen« stolz war. Carl Zuckmayer sprach von der »großen Völkermühle« am Rhein.

Vielfalt, um dies noch hinzuzufügen, war und ist weder ein Stereotyp, noch eine Hypostasierung, noch ein Kampfbegriff. Unter allen Zuschreibungen, welche je an Deutschland herangetragen wurden, ist diese die sympathischste, und sie besteht uneingeschränkt zu Recht. Selbst wenn man alles für konstruiert hält, kann man sich schnell von der Realität dieser deutschen Grundqualität überzeugen. Man kann ja abends mal mit der Betrachtung der Wetterkarte beginnen. Wenn wir dies festhalten, müssen wir nur noch darauf hinweisen, dass einen ähnlichen?, gleichen? Grad an Vielfalt auch die anderen großen Staaten Europas aufweisen. Es wäre eine eigene Untersuchung wert, herauszufinden, was unsere Nachbarn aus diesem Kapital gemacht haben.

Vielfalt entfalten

Vielfalt ist eine intransitive Größe, ein Wert an sich. Etwas, das man besitzt und das man hochschätzt, besonders dann, wenn man viel verloren hat. Vielfalt war schon im 19. Jahrhundert und blieb in den zwanziger Jahren eine Alternative zum Begriff Fortschritt, eine Alternative, nicht ein ausgesprochener Gegensatz. Die einzige Forderung, die von der Qualität Vielfalt auszugehen scheint, ist ihre Entfaltung, ein Akt, den viele der hier herangezogenen Autoren vollziehen. Damit, aber auch mit Diesels »Verknäuelungen« und »Verwickelungen« tangieren wir die moderne Denkfigur der Falte. Falten sind dreidimensionale Strukturen. Sie können aber auch als Raum-Zeit-Falten aufgefasst werden. Die Beobachter Deutschlands in der Weimarer Zeit zieht es mehrheitlich in diese Richtung: Temporalisierung von Komplexität sagt der Systemtheoretiker. Unsere Autoren und Künstler entfalten: Orte und Regionen, Aspekte und Lagen, die quasi unentdeckt geblieben waren; sie versuchen aber auch einzufalten, d. h. neue Dichtheitsgrade deutschen Konstellationen abzugewinnen, die immer schon Interessenten gefunden hatten. Vielleicht ist Vielfalt also doch ein transitiver Begriff. Als »a richer truth« (Philipp Frank) macht sie reicher.

»Jeder Fußbreit Erde belebte sich«, schreibt Theodor Fontane 1862 im Vorwort zum ersten Band der *Wanderungen durch die Mark Brandenburg*. »Ich habe die Mark Brandenburg durchzogen und habe sie reicher gefunden, als ich gewagt habe.« Fontane ist der klassische Entdecker der unbekannten Reichtümer Deutschlands. Er hat in den Feuilletons des Kaiserreiches eine begrenzte Anhängerschaft gefunden, die sich nach 1918 enorm vermehrte. Sein wichtigster Nachfolger war Karl Emil Franzos mit seinen Reise- und Kulturbildern, die nach ihrer Publikation in Zeitschriften als *Deutsche Fahrten* 1903 gesammelt erschienen. Wie Fontane und wie viele Autoren, die uns hier beschäftigen werden, reiste auch er von Berlin aus in die Provinz, die gar nicht tief genug sein konnte: »Von einer verschollenen Fürstenstadt« ist das erste Kapitel überschrieben und gemeint ist Zerbst in Anhalt. In der Weimarer Zeit wird die Fixierung auf die kleine, die unbekannte Stadt oder Region zu einem epochentypischen Phänomen.

Was aber meinte Fontane, wenn er sagte: »Jeder Fußbreit Erde belebte sich«? In der Regel heißt das, dass *er* die Speicher der Geschichte öffnet und dem historischen Material ein literarisches Leben zurückgibt. Im Kapitel über Schloss Rheinsberg hat er einmal auf vielen Seiten den Alltag in einem solchen Haushalt des 18. Jahrhunderts rekonstruiert – »re-enacted« würde man heute sagen. Die Jetztzeit kommt vor, tritt aber in der Funktion des Rahmens eher zurück: Der heutige Zugang zu den Denkmälern und Sehenswürdigkeiten wird mitgeliefert, Führer, Einheimische, Bewohner treten auf, sie fungieren aber eher als Garanten des Nachlebens denn als Akteure des Weiterlebens in Gegenwart und Zukunft. Fontane verschließt sich der Erneuerung auch in eigener Sache und lässt, wenn Neuauflagen fällig werden, den Wandel, der

auch die Mark erreicht hatte, lieber unberücksichtigt – dies mit dem merkwürdigen Argument, Umarbeitungen würden »in der Regel nur Schwerfälligkeiten« schaffen. Ein Mehr an Gegenwart scheint den vitalen Zugang zur Geschichte zu behindern.

Das wird sich sukzessive ändern. Was Kurt Tucholskys Liebespaar Wolfgang und Claire in Rheinsberg empfinden, hat den Zeitindex totaler Jetztzeitlichkeit: »Dies alles umarmen können, nicht, weil es gut oder schön ist, sondern weil es da ist, weil sich die Wolkenbänke weiß und wattig lagern, weil wir leben! Kraft! Kraft der Jugend! [...] Jung sein, voller Kraft sein, eine Reihe leuchtender Tage – das kommt nie wieder!«[23] Darauf folgt der schöne Satz: »Wir haben alles voraus – heute!« Temporalisierung heißt Vergegenwärtigung; wenn sie die Jetztzeit transzendiert, dann nicht in Richtung Vergangenheit, sondern in Richtung Zukunft. Als sein kleines Buch das fünfzigste Tausend erreicht hatte, malte Tucholsky 1921 in einem neuen Vorwort aus, wie ein Liebespaar im Jahr 1985 mit seinem »Bilderbuch für Verliebte« umgehen wird. In die entgegengesetzte Richtung gesprochen, heißt es in Fortsetzung der zuletzt zitierten Passage: »Mögen die in den Gräbern die Fäuste schütteln, mögen die Ungeborenen lächeln – wir sind! Alle sollen freudig sein!«[24]

Es ist schwer nahezubringen, wie viel Fontane im Rheinsberg-Kapitel aus den Gräbern macht, aus den Inschriften vor allem, meist französischen, die er in Kirche und Park findet und getreulich abschreibt. »Der große Obelisk in Rheinsberg und seine Inschriften« ist ein eigenes Kapitel betitelt; es enthält die Nekrologe von 28 preußischen Helden des Siebenjährigen Krieges, die es sich, wie die Hauptinschrift mahnt, »durch ihre Tapferkeit und Einsicht verdient haben, dass man sich ihrer auf immer erinnere«. Fontane in nuce, das wäre:

> Oberstleutnant von Wedell. Mit einem Bataillon Grenadiere, aus zwei Kompanien der Garde und zwei vom Regiment Kronprinz zusammengesetzt, verteidigte er bei Selmitz in Böhmen mehrere Stunden lang, gegen die ganze österreichische Armee, den Übergang über die Elbe. usw.

Tucholsky auf den Kern reduziert:

> ... und düs hier sei das sogenannte Prinzenzimmer, und in diesem Korbe habe das Windspiel geschlafen. Das Windspiel – man wisse doch hoffentlich ... ?‹
> ›Zu denken, Claire, dass auch durch deine Räume einst Liebende der Führer mit beredtem Munde leitet ...‹
> ›Gott sei Dank! Konnt er ja! Bei uns war es piekfein.‹[25]

Inschrift in Bronze oder Stein gegen wörtliche Rede. Der zuletzt zitierte Textausschnitt stammt aus der Schlossführung, die dreißig locker umbrochene Zeilen lang

ist und im Wesentlichen aus Geplänkel besteht. Man beachte auch, wie die Besucher ihren Geist von der Geschichte weg und gleich wieder auf die Zukunft ausrichten. Nun darf man Fontanes *Wanderungen* aber nicht als Lapidarium missverstehen. Die Inschriften spielen eine große Rolle, weil sie den Wanderer, in Ermangelung einer Claire oder eines Wolfgang, ansprechen, ihn anregen zu Reflexionen und Anekdoten und weil sie Fremdstimmen in einem vielstimmig intonierten Text sind. Das nämlich hat Fontane den nächsten Entdeckern von Deutschlands Geschichte und Gegenwart aufgegeben: Wer auf deutsche Vielfalt neugierig ist, muss selbst vielfältig sein können: »Es ist ein Buntes, Mannigfaltiges, das ich zusammengestellt habe. Verschieden wie die Dinge, so verschieden ist auch die Behandlung.«

»Behandlung«, Behandlung der Vielfalt durch »verschiedene« Behandlung blieb die Herausforderung. In den gegebenen Fällen spielen die fremden Idiome eine große Rolle. Was das Französische und die monumentale Inschrift für Fontanes historisches Preußen ist, das bewirkt Claires Privatsprache für die absolute Gegenwart der Ausflügler Tucholskys. Sie muss unablässig in Dialog übersetzt werden.

›Es ist eine maßlose Frechheit‹, entschied sie.
›Hm?‹
›Hierher zu fahren. Wenn das niemand merkt! Aber es merks niemands – pass mal auf, es merks niemand.‹
›Ne quis animadvertat! Prost‹

Damit wäre Polyphonie als ein Mittel auf der Seite der Vielfalt genannt. Die Zeit nach 1918, die Bloch die »Montagezeit« genannt hat, wird von diesem Mittel vermehrt Gebrauch machen. Die Fremdtexte werden aber nicht nur immer mehr, sie werden auch immer fremder. Um aber wieder zu den Rheinsberg-Besuchern zurückzukommen: Zitat (der Inschriften) und Simultanübersetzung, Fontane und Tucholsky unterscheiden sich wie Historismus und Impressionismus, wie Studium und Erlebnis. Die nach 1918 auf Wanderungen durch deutsche »Marken« gehen, machen Erfahrungen. Wobei die neuen Erfahrungswirklichkeiten auch auf Zeichen rekurrieren, nicht auf Grabinschriften und Privatsprachen, aber auf neue Bildwelten, neue Symbolkommunikationen. Nach einem Preußenbuch von Rang der Fontane'schen Wanderungen suchend, fallen einem eigentlich für die zwanziger Jahre nur Gertrud Kolmars Gedichte auf preußische Städtewappen ein, Texte über ganz andere »Marken« also.

Die Vielfalt der Moderne: Die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen

Falten sind von Kraftlinien durchzogen. Man hat sie mit den Begriffen des Ereignisses und der Transformation in Verbindung gebracht. Stichwort Kraftlinien: Leider hat Ludwig Rubiner uns kein Deutschlandbuch hinterlassen – es wäre dann das erste und vermutlich einzige expressionistische geworden –, aber er hat dem hier verfolgten Ansatz ein kleines Programm geschrieben: »Kraftlinien brechen hervor, Kulissen werden umgeschmissen, Räume werden sichtbar, Platz, neue Aufenthaltsorte des Denkens; bis zur nächsten Katastrophe.«[26] Aus neuen Entwicklungen speiste sich Mannigfaltigkeit mühelos, als Erbe war sie ein gefährdetes Gut. Als er einem Bildband über deutsche Landschaften und Städte ein »Geleitwort« vorausschickte, sprach Gerhart Hauptmann 1924 dieses Thema ohne Umschweife, aber auch ohne dialektische Abwägung an:

> Das Landschaftliche allein in dieser schönen Bildersammlung würde nicht Deutschland heißen können: es verdient diesen Ehrennamen nur durch seine Verbindung mit den Werken des deutschen Geistes, der deutschen Hand. So aber heißt es Deutschland, ist und bleibt Deutschland, solange nicht fortschreitende Barbarei alle Kultur vernichtet.[27]

Hauptmann denkt bei Barbarei auch an den »Mordbrand« des »ärgsten Kulturfeindes« Krieg, vor allem aber an die Verluste, die der »kalte Nützlichkeitsgedanken« reißt:

> Wenn die Eisenkonstruktion des amerikanischen Häuserturms den letzten romanischen, den letzten gotischen, den letzten der alten Renaissancebauten, profan oder sakral, ersetzt haben wird, dann freilich ist alles dahin, was wir heute bewegten Gemütes als Deutschland bezeichnen.

Deutschland kann offenbar von der Jetztzeit nicht hervorgebracht werden, sagt der Dichter, der sich einmal sehr stark den Aktualitäten Deutschlands verbunden fühlte. Der Fotograf des Bandes, Kurt Hielscher, fasst Hauptmanns Position in dem Kraftwort zusammen: »Allen Gewalten / Zum Trutz sich erhalten.«

Dass ein 1862 Geborener wie Hauptmann nur an das Erhalten denkt, wird niemanden überraschen, aber so gefasst ist Vielfalt wohl nur Vielheit. Die Männer der nächsten Generation müssen *Sein und Zeit* zusammendenken: Ernst Bloch, Jahrgang 1885, Martin Heidegger, Jahrgang 1889, Walter Benjamin, Jahrgang 1892 kommen einem als erste in den Sinn, aber der im Vergleich mit ihnen (heute) unbekannte

Eugen Diesel, Jahrgang 1889, hat dem neuen Gebot der Temporalisierung die größte Verve verliehen. Deutschland, sagt er, »ist ein unruhiger, ewig fließender, grenzenloser Prozess oder Vorgang mitten in Europa, das verwickeltste Gebilde wahrscheinlich unter allen Erdenvölkern«.[28] Nicht Martin Heidegger, sondern Wilhelm Pinder und Ernst Bloch aber haben der Möglichkeit, Zeit nicht als Linie, Geschichte nicht als Verlust- und Gewinnrechnung, sondern als reichhaltige Schichtung zu begreifen, einen Namen und einen methodischen Zugang gegeben: die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen.[29] Pinders Verdienst war es, durch seine Abhandlung über das *Problem der Generation in der Kunstgeschichte Europas* (1926) viel für eine qualitative Füllung des Generationsbegriffs getan zu haben. Bloch schloss daran zuerst in einem Artikel der *Frankfurter Zeitung* vom Februar 1929 an: »Viele Kammern im Welthaus« war er überschrieben, aber die endgültige Ausarbeitung des Konzepts einer Dialektik des Ungleichzeitigen geschah dann erst in *Erbschaft dieser Zeit* (1935). Es verwundert nicht, dass dieser Ansatz in der Zwischenkriegszeit virulent wurde: Das Kriegserlebnis, die Revolutionszeit, die ökonomischen Krisen, aber auch die Entwicklungsdynamik verstärkten das qualitative Zeiterleben und vermehrten die Zahl der Brüche, verschärften die Abstände zwischen und in den Altersgruppen.[30] Die Zwischenräume der Zeiten wurden fortschreitend kleiner, die Zeitzeichen wechselten schneller und wurden immer deutlicher lesbar. Pinder trat wie Bloch gegen einen Zeitbegriff an, der uniform und homogen gedacht wurde, und forderte ein »polyphones Geschichtsdenken«, will sagen: eine Berücksichtigung des Neben- und Übereinanders der »Stimmen«, in seinem Fall der Stillagen oder Stillagerungen. »Jeder lebt mit Gleichaltrigen und Verschiedenaltrigen in einer Fülle gleichzeitiger Möglichkeiten. Für jeden ist die gleiche Zeit eine andere Zeit, nämlich ein *anderes Zeitalter seiner selbst*, das er nur mit Gleichaltrigen teilt.«[31] (Bei Bloch heißt das neun Jahre später: »Nicht alle sind im selben Jetzt da. Sie sind es nur äußerlich, dadurch, dass sie heute zu sehen sind. Damit leben sie noch nicht mit den anderen zugleich.«[32]) Natürlich war der Kunsthistoriker stolz, wenn er aus dem gleichzeitigen Kunstschaffen die ungleichzeitigen Hervorbringungen der verschiedenen Altersgruppen herauslesen konnte, um zu richtigen Datierungen zu gelangen. Aber Pinder sah das Potenzial für Vielfalt auch in jedem einzelnen Generationenverband gegeben:

> Mit den Generationen werden Grundstimmungen, Grundgefühle geboren, die sich in Einheits-Problemen äußern. Problem-Einheit als Formel für Generationsgemeinschaft schließt Spannung und Gegensätze stärkster Art nicht aus, sondern ein, fordert sogar ihre Möglichkeit. Sie besagt nur Einheit der Aufgabe, nicht Einheit der Lösung.[33]

Im Teil über die deutschen Städte werde ich mir einen Essay von Ernst Bloch aus dem Jahr 1928 genauer vornehmen. Der Autor fertigt dort die Doppelaufnahme zweier

Städte links und rechts des Rheines an, Ludwigshafen und Mannheim, die den Antagonismus von Industrieort und ehemaliger Residenzstadt nachzeichnet. War Marx sein Pate auf der Seite des Geburtsortes Ludwigshafen, so fand Bloch in der Schlossbibliothek von Mannheim zu Hegel und wurde durch die oppositionellen Standorte und durch die beiden Denker auf den großen Denkstil der Dialektik verpflichtet – ein Leben lang. Aber nicht nur die Gnade des richtigen und hier sogar doppelten geistigen Geburtsorts setzte ihn auf diese Bahn, ebenso prägend wirkte die Zeit, genauer gesagt: die Zeit vor und nach 1918 auf ihn, die aus Deutschland »das klassische Land der Ungleichzeitigkeit« machte. In ihr wurde mit einem Mal die »ungeheure Niveaudifferenz« sichtbar, die das Reich zu den Demokratien westlicher Prägung und zum kommunistischen Russland und bald auch zum faschistischen Italien aufwies. Nun wurde zugleich deutlich, dass Deutschland auf einem großen geschichtlichen Erbe saß, das freilich seit etwa 1850/60 veruntreut bzw. durch Dinge und Gedanken ersetzt worden war, von denen noch zu viele in die Gegenwart der zwanziger Jahre hineinragten.

Bloch verabschiedet sich wie gesagt vom Fortschrittsdenken und von einem homogenen Zeitkonzept. »Geschichte ist kein einlinig vorschreitendes Wesen [...], sondern sie ist ein vielrhythmisches und vielräumiges, mit genug unbewältigten und noch keineswegs ausgehobenen, aufgehobenen Winkeln.«[34] Es geht also nicht nur um Vielstimmigkeit, sondern auch um das »Erbe«, um die Gewinnung des Uneingelösten und Unerledigten aus dem scheinbar Überwundenen. Später hat Bloch dazu tendiert, die Multivalenz der Zeitschichten in einem aufgeklärten Begriff von Fortschritt zu bergen: »Der Fortschrittsbegriff duldet keine ›Kulturkreise‹, worin die Zeit reaktionär auf den Raum genagelt ist, aber er braucht statt der Einlinigkeit ein breites, elastisches, völlig dynamisches Multiversum, einen währenden und oft verschlungenen Kontrapunkt der historischen Stimmen.«[35] Verschlungener Kontrapunkt, das wäre die dialektisch aufgearbeitete Fasson des Topos Vielfalt im Vergleich etwa zur spannungslosen Rede vom »Reichtum der deutschen Symphonie«. Bemerkenswerterweise hatte Eugen Diesel mit seinen »Verknäuelungen« dem bereits vorgedacht. Nun ist der Zustand, zeitgleich ungleichzeitig zu sein, kein deutsches Privileg, doch stellte Oswald Spengler 1918 im Vorwort zu *Der Untergang des Abendlandes* fest, dass in seinem Werk, welches über Weltkulturen, nicht über Deutschland ging, »diese Gedanken eben jetzt und zwar in Deutschland hervortreten mussten«. Das würde ich auch für den Gedanken der verzeitlichten Vielfalt behaupten, wie ihn Pinder und Bloch auf strengem Kurs gegen Spengler, aber gleichfalls »jetzt und zwar in Deutschland« entwickelt haben. In einem der folgenden Unterkapitel werde ich zeigen, wie die Stadt Weimar es der nach ihr benannten Republik vormachte, Ungleichzeitiges zu schichten und gegeneinander in Stellung zu bringen.

Die größte Ungleichzeitigkeit aber wird uns im nächsten Teil beschäftigen: Die Republik hatte sich 1919 in den Binnengrenzen ihrer dynastischen Vergangenheit

eingerichtet – sehr zu ihrem Schaden. Aber es wird auch die Rede sein von Versuchen, das in deutscher Geschichte »keineswegs Aufgehobene« zu beerben. Immer wieder werden wir auf die für die Weimarer Zeit so typische Mittelalter-Renaissance stoßen, die ja schon im ersten Satz der Präambel der Verfassung von 1919 im Begriff des Reiches angedacht ist: Das Deutsche Volk sei »von dem Willen beseelt, sein Reich in Freiheit und Gerechtigkeit zu erneuern«, heißt es da. Erst danach liest man in Paragraph 1: »Das Deutsche Reich ist eine Republik.« *Deutschlands Morgenspiegel* nannte Konrad Weiss Berichte über seine Reisen, die ihn seit 1928 durch ganz Deutschland geführt hatten. Im Spiegel deutscher Früh- und Gründungszeit, in den Landschaften, Städten und Bauten des Mittelalters wollte Weiss den »Geschichtssinn« Deutschlands »erfahren«. Was in diesem *Morgenspiegel* sich abbildete, waren aber lauter »Wechselbilder«: »Die Zeugnisse, welche die Zeiten in den deutschen Landschaften erstellt haben, ergaben eine fast bis zum Gegensätzlichen breite Spanne im deutschen Wesen.«[36]

Die Feinde der Vielfalt: Monotonisierung, Organisation, Amerikanismus, System

Vielfalt zu verzeitlichen war auf jeden Fall zeitgemäß, aber die Zeit war trotzdem nicht grundsätzlich auf der Seite dieses Programms. Als ungebremste Entwicklungsdynamik war sie nicht nur schöpferisch, sondern auch korrosiv. Als überforderte Zeit rekurrierte sie auf feindliche Leitbegriffe und Tendenzen, oftmals typisch deutscher Provenienz. »Ordnung in die Mannigfaltigkeit« zu bringen, das war zum Beispiel das Motto vieler Bestrebungen unserer Epoche. Ich habe gerade Walter Christaller zitiert, der deutsche Geographie in ein höchst abstraktes Modell übertrug – siehe S. 140ff. Im Teil über das Land der Deutschen werde ich zu Christallers System zurückkommen. Aber dieser schon auf den ersten Blick erkennbare Versuch, das »Land ohne Schema« (Eugen Diesel) endlich auf ein solches zurückzuführen, steht für viele ähnliche Unternehmen in allen Fachrichtungen und Denkschulen. Es begann eine geradezu verzweifelte Suche nach Strukturen und Überbegriffen, nach »Gesamtanschauungen«, wie es damals hieß. Michael Makropoulos nennt das »Versuche selbstmächtiger Totalitätsstiftung«.[37] Peter Gay spricht vom »Hunger nach Ganzheit«.[38] »Der geile Drang aufs große Ganze« war es, den der Zeitzeuge Walter Benjamin diagnostizierte. Zu denken ist etwa an die sogenannten Inflationsheiligen, also an jene Gurus, die gegen den Wirrwarr der Zeit einfache Lehren und ganzheitliche Lebensformen versprachen.[39] Nicht anders reagierten die Wissenschaften. Dem »Atomismus« der Datenmengen

und den elementarisierenden Ansätzen des Positivismus wollte man entkommen. Fritz K. Ringer hat in seinem Buch über die deutschen »Mandarine«, die Großordinarien und Vordenker der Epoche, deren »Bewegung zur Synthese« nachgezeichnet.[40] In *Weingott*, dem vergessenen Roman Wilhelm Lehmanns über einen Professor der Wilhelminischen Ära, heißt es: »Aus der Ohnmacht der Fülle [der gesammelten Daten] flüchtete er zum Einzelnen und Gegenwärtigen.«[41] Weingotts Nachfolger, gleich ihm der Fülle ohnmächtig ausgesetzt, schlugen die entgegengesetzte Richtung ein. 1921 erklärte Ernst Troeltsch: »Weiterhin liegt unzweifelhaft eine tiefe geistige Revolution in den heute noch wenig bemerkbaren wissenschaftlichen Umwälzungen. Das Bedürfnis nach Synthese, System, Weltanschauung, Gliederung und Stellungnahme ist außerordentlich.«[42] Er wusste natürlich auch: »Die alte Einfachheit und Geschlossenheit ist unmöglich.« Und empfahl: »Die Vereinfachung kann nur dadurch gefunden werden, dass wir Ordnung und Gliederung schaffen, dass wir beherrschende Werte und Dominanten herausarbeiten, die das Ganze leiten und dadurch vereinheitlichen und die von jedem von seiner Lage und Umgebung aus auf den ihm zustehenden Stoff angewendet werden sollen.«[43] Also ein Aufruf zur »zusammenfassenden Geistigkeit«, zu »neuem Dogma und Gesetz«, zur »Totalitätskonstruktion« (Karl Mannheim). Das Ergebnis hat Peter Sloterdijk nach einer kritischen Würdigung der Weimarer »Weltanschauungsessayistik« einen »Jahrmarkt der Synthesen« genannt – »Synthesen kraft der Vergewaltigung des Vielen durch die Einzelheit«.[44]

Es stand den überzeugten Synthetikern aber eine ebenso große Front gegenüber, die sich gegen solche Formierungsprozesse wehrte und beispielsweise davon überzeugt war, dass die Nachkriegszeit den traditionellen Partikularismus Deutschlands unitarischen Tendenzen und damit einer großen Gleichmacherei opfere. Mit *Die Monotonisierung der Welt* hat Stefan Zweig einen berühmten Text von 1926 überschrieben und darin einem »leichten Grauen« Ausdruck verliehen:

> Alles wird gleichförmiger in den äußeren Lebensformen, alles nivelliert sich auf ein einheitliches kulturelles Schema. Die individuellen Gebräuche der Völker schleifen sich ab, die Trachten werden uniform, die Sitten internationaler. Immer mehr scheinen die Länder gleichsam ineinandergeschoben, die Menschen nach einem Schema tätig und lebendig, immer mehr die Städte einander äußerlich ähnlich. Paris ist zu drei Vierteln amerikanisiert, Wien verbudapestet: immer mehr verdunstet das feine Aroma des Besonderen in den Kulturen, immer rascher blättern die Farben ab, und unter der zersprungenen Firnisschicht wird der stahlfarbene Kolben des mechanischen Betriebes, die moderne Weltmaschine, sichtbar.[45]

Der Weltenbummler Zweig fand: »diese Leidenschaft zur Selbstauflösung hat alle Nationen zerstört«. Aber wenn dem so war, dann musste – gewollte oder ungewoll-

te – Monotonisierung keine Nation tiefgreifender umformen und uniformieren als die deutsche, die Gleichförmigkeit angeblich nie gekannt hatte. »Doch wissen wir recht gut, […] dass wir nur den Gesetzen gehorchen, nach denen rund um den Erdball heute fast jeder Mensch antritt. Unsere Sonderheit ist gering.«[46] Solche Worte, 1928 in einer Rede ausgesprochen, klingen aus dem Munde René Schickeles, eines Kenners deutscher Diversitäten, defätistisch. In seinem Epochenprofil *Das Gesicht des Jahrhunderts: Briefe an Zeitgenossen* (1924) schreibt Frank Thiess über einen Besuch, den er im Juni 1921 dem von Franzosen besetzten Wiesbaden abgestattet hatte:

> »Eine Franzosenstadt. Die breitspurige Art ihrer Lebensführung ist mehr als widerlich, sie ist kulturfeindlich. Einst eine ›grande nation‹, leben sie nun vom Blute derer, die sie mit Hilfe anderer überwältigen konnten. […] Wo man hinsieht, ein öder Materialismus.« Aber: »Das Schrecklichste scheint mir zu sein, dass der nationale Unterschied in Auftritt und Lebensführung so gering ist. Genau so mag eine von Deutschen besetzt gehaltene Stadt ausgesehen haben. Und es scheint mir fast, als ob nach dem Kriege Berlin und Paris näher, anstatt ferner gerückt sind.«[47]

Auch von Ausländern besetzt, will Deutschland nicht deutscher werden, es ist international und wird immer internationaler, was in dieser Zeit oft gleichgesetzt wird mit materialistischer oder amerikanischer. Thiess fährt mit einem Satz fort, den Zeitkritik damals im Stehsatz, heute würde man sagen: als Makro bereithielt: »Unser Jahrhundert kann nur noch Massenartikel produzieren, weil die Menschen Maschinen wurden.« (Aber Thiess sagt in einem ganz anderen Kontext auch noch: »In Wahrheit hat sich nie eine Zeit so wenig erkannt wie die unsere.«[48])

Eine ganze Reihe von Jahren später kamen Adorno und Horkheimer auf die Formel von der »Entwicklung zur totalen Integration«, auf die heutige Kulturkritik sich meist beruft. Aber noch weit davor und vor Weimar war Kierkegaard. Er hatte bereits »Nivellement« und Masse in kausale Beziehung gebracht und dabei gleich den Preis für schwierigstes Denken davongetragen: »Die Gegenwart ist dialektisch in Richtung auf Gleichheit, und deren – verfehlte – konsequente Durchführung ist das Nivellement als die negative Einheit der negativen Einseitigkeit der Individuen.«[49] Die Potenz, die später die Menge oder die Masse heißt, figuriert im Werk des Dänen als das Publikum, die Presse, die öffentliche Meinung. Die dadurch erzeugte Nivellierung setzt Kierkegaard dem Fatum der Antike gleich; er begreift sie mit den Worten seines Interpreten Karl Löwith als »schlechthin das Böse der Zeit«. In der Folge ist kein Halten mehr, was die inflationäre Verbreitung des Topos angeht – aus der mit großer Sorgfalt von Jakob S. Harskamp erstellten Anthologie zur Gesellschaftskritik des 19. und 20. Jahrhunderts entnehme man die Parallelstellen.[50] Heidegger spricht dann vom »man« und vom »Gerede«. Aber spätestens nach dem Ersten Weltkrieg

kommt es zu einer für unser Thema sehr wichtigen Erweiterung der Funktionsstellen. Zwar wird Masse weiterhin für alles verantwortlich gemacht, aber jetzt erhebt sich neben der Macht der Zahl die Macht der Zählbarkeit bzw. die Macht der Zähler und ihrer Organisationen. Ich mache einen Sprung bis zum Ende der Weimarer Ära und markiere den Abstand zu der Kulturkritik der vorausgehenden hundert Jahre, indem ich ein Gedicht von Theobald Tiger, d. i. Kurt Tucholsky, aufrufe, das dieser 1932 unter dem Titel »Die Ortskrankenkasse« publizierte.

Ohne zu übertreiben weist der Dichter die Leser auf die Tatsache hin, dass in jeder Stadt, groß oder klein, ein Neubau zu finden sei, in dem die Ortskrankenkasse sich ein Domizil errichtet hatte. »Bauten der Gemeinschaft« nannte man in den zwanziger Jahren diese oft in modernem Stil errichteten Botschafter des sozialen Fortschritts – Schulen, Arbeitsämter, Altersheime, Schwimmbäder gehörten in diese Kategorie. Man kann das auch in Zahlen ausdrücken: In der Boomzeit des Bauens 1928 und 1929 wurden 630 und 660 Millionen Reichsmark für öffentliche Gebäude ausgegeben.[51] Wenn man dagegen die Investitionen in den Wohnungsbau mit 1 175 und 993 Millionen hält, dann begreift man, wie gut der öffentliche Sektor für sich selbst gesorgt hatte, wie auch Tucholsky meinte: »Für die ist Geld da. Für die neuen/ Kästen, die wie die Festungen dräuen./ Forts des Leerlaufs und Depots der Papiere.«[52] Ironischerweise war infolge der Brüning'schen Sparpolitik im Jahr 1932, als das Gedicht erschien, die Investition in öffentliche Bauten auf einen historisch niedrigen Minuswert abgestürzt. Aber generell verweist Tucholsky auf einen Tatbestand, der erst viel später, nämlich seit 1979, zur Analyse der Weimarer Zeit herangezogen wurde. Knut Borchardt hatte damals die Theorie von der Krise vor der (Weltwirtschafts-) Krise vorgetragen und die These aufgestellt, dass der Staat in den zwanziger Jahren »über seine wirtschaftlichen Verhältnisse« gelebt habe. 1929 machte die Staatsquote 46 Prozent der Gesamtinvestitionen aus. Das ist ein extrem hoher Wert, der aber gerade in diesem Jahr eine stabilisierende Wirkung ausüben sollte.[53]

Tucholsky geht jedoch schnell von den öffentlichen Bauten zu seinem Lieblingsreizthema über: zu den Beamten (und Angestellten), schlimmer noch: zu den Vorgesetzten, aber er gibt seinem Affront jedes Mal eine charakteristische, thematische Wendung:

Diese Leute sind
in geschäftiger Faulheit und wackrer Routine
der Leerlauf der deutschen Verwaltungsmaschine.

Es ist ein schwerer Krankheitsfall.
Und das ist über-, überall:
Ob Ortskrankenkasse, ob Filzfabrik;
ob Finanzamt, ob Hochschule für Musik;

ob Stadttheater, ob Magazin,
ob Eisenhütte oder Farbindustrien –:

Stets sitzt auf jedem Unternehmen
neben jenen, die andern das Brot wegnehmen –
ein Ballon der Verwaltung, dick und breit,
eine Allegorie der Nutzlosigkeit.
Denn dieser ganze Verwaltungstrara
ist nur um seiner selbst willen da.
Sie glauben, dass sie in USA sind,
und haben vergessen, wozu sie da sind.[54]

Ganz ähnlich die Strategie im Abschnitt »Abteilungsleiter«:

Hier wird der Deutsche erst richtig heiter:
kein Mensch mehr – nur noch Abteilungsleiter.
Hier regiert er und wirkt und macht und tut …
Das Telefon klirrt, die Gehirntätigkeit ruht –
denn zwischen Arbeiten und Promenieren
gibts noch ein Drittes: Organisieren.[55]

Ausgehend vom populistischen Ressentiment (»für die ist Geld da«, »Verwaltungstrara«, »kein Mensch mehr – nur noch Abteilungsleiter«) begibt sich der Autor auf die höhere Ebene, die mit den Stichworten »Organisieren«, »USA«, »Verwaltungstrara« angesprochen wird. Andere sagen an dieser Stelle: Apparat, Institution (auch: Einrichtung), System. Karl Jaspers schreibt in *Die geistige Situation der Zeit* (1931): »Der ganze Apparat wird gelenkt durch eine *Bürokratie*, die selbst Apparat ist, nämlich der zum Apparat gewordene Mensch, von dem die im Apparat arbeitenden abhängen. Staat, Gemeinde, Fabrik, Geschäft, Gesellschaft, alles ist Betrieb durch eine Bürokratie. Was heute ist, braucht viele Menschen und damit Organisation.«[56] Erwähnt werden muss in diesem Zusammenhang, dass 1925 in einem Berliner Verlag posthum Kafkas *Der Prozess* erschien. Das Buch erzählt von einem Bankangestellten, der in eine noch viel größere, ja unendlich verzweigte Behörde, genannt das Gericht, hineingezogen wird, ohne je den Sinn dieser Institution und den Grund seiner geistigen, nicht physischen Festnahme zu erfahren. Noch einmal Karl Jaspers über die »Herrschaft der Apparate« in der »modernen Daseinsordnung«: »Der Mensch scheint in das aufzugehen, was nur Mittel, nicht Zweck, geschweige denn Sinn sein sollte.«[57] Eugen Diesel sprach von dem »maschinenhaften Zwischenreich«, das »sich zwischen den Menschen und seine Ziele und Zwecke« als ein »ungeheures, mit Organisationen, Industrien, Akten zugepfropftes Zwischenreich eingeschaltet« habe.[58] Alle diese

Kulturkritiker formulieren das Entfremdungsparadigma neu: Jetzt sind es institutionelle und nicht ökonomische Strukturen, die den Menschen von sich und seinesgleichen entfremden.

Im Jahr 1925, als *Der Prozess* zuerst veröffentlicht wurde, kamen die neuen Zahlen der Volkszählung heraus. Siegfried Kracauer: »[…] es gibt in Deutschland 3,5 Millionen Angestellte, von denen 1,2 Millionen Frauen sind. Im gleichen Zeitraum, in dem sich die Zahl der Arbeiter verdoppelt hat, haben sich die Angestellten annähernd verfünffacht.«[59] In der Hauptstadt stieg die Zahl der in Handel und Verkehr sowie im öffentlichen Dienst Beschäftigten ständig, bis sie 1933 den bis dahin dominierenden Sektor Industrie und Handwerk auf unter 40 Prozent gedrückt hatte.[60] Man nehme zu den 3,5 Millionen Angestellten im Reich noch 1,4 Millionen Beamte hinzu, um das gesamte Volumen des tertiären Sektors zu erfassen. Wie Jaspers sagt: Um die vielen Menschen zu organisieren, bedurfte es vieler Menschen in den Ämtern, zum Beispiel, um die Fürsorge der schnell anwachsenden neuen Berufsgruppen im Krankheitsfall und bei Erwerbslosigkeit zu gewährleisten. Damit wären wir wieder bei Tucholskys Ortskrankenkassen – oder bei den Arbeitsämtern: »Im April 1928 zählten die amtlichen Veröffentlichungen insgesamt 183 371 arbeitssuchende Angestellte; davon erhielten rund 62 000 Versicherungsleistungen und rund 31 500 bekamen Krisenfürsorgeleistungen, so dass damals also 90 000 arbeitslose Angestellte ohne Erwerbslosenunterstützung waren und bestenfalls kleine Beträge von der Armenfürsorge erhielten.«[61] So eine zeitgenössische Quelle über die Berliner Situation im Krisenjahr 1929. Die zuständigen Fürsorgeämter wurden aber nicht nur größer, weil die Fallzahlen anstiegen, sie wuchsen, weil sich ihre Aufgaben stetig erweiterten, weil die überkommene Beteiligung der ehrenamtlichen Mitarbeiter abnahm und weil Professionalisierung, Zentralisierung und Vereinheitlichung das innere Wachstum von Institutionen fördern. Eine Untersuchung des Fürsorgebezirks Nürnberg weist nach, dass von 1927 bis 1932 die Zahl der zuständigen Beamten und Angestellten von 167 auf 442 anstieg.[62] »Der Rechtsanspruch auf soziale Leistungen«, schreibt Detlev J. K. Peukert, »ließ sich nur durch die Verbürokratisierung der Hilfe realisieren. Die Anonymität der Institution nahm ebenso schnell zu wie die Zahl der professionellen Sozialbürokraten.«[63] Die »Gleichheit der sozialen Rechte« führte »zu einer zunehmenden Ausrichtung des einzelnen an jenen Normalisierungsstandards, die das Verfahren der Verrechtlichung ebenso erzwang wie die Normalitätsvorstellungen der Gesetzgeber«.[64]

Der im Apparat aufgehobene und selbst zum Apparat gewordene Mensch ist das eine Dauerthema, das andere, oft mit ihm verknüpfte, heißt Amerikanismus – ein Wort, das mehr als Schlagwort denn als Stichwort funktionierte, denn es erschlug so ziemlich alle Argumentation.[65] Amerikanismus hat etwas von Kierkegaards Fatum. In der Zeitschrift *Die Tat* schrieb Hermann Fackler 1928, der Amerikanismus sei eine »ungeheuer zielbewusst arbeitende, gigantische, energetische Formkraft, die mit un-

glaublicher Intensität alles, was in ihren Bannkreis kommt, Menschen, Dinge und Verhältnisse, ergreift und nach den ihr immanenten Zweckmäßigkeiten umwandelt, d. h. sie mechanisiert, typisiert, standardisiert«.[66] Ich will hier einen schmalen Weg durch das Problemfeld legen und Amerikanismus nur in Bezug auf Organisation ansprechen – Tucholsky folgend, der von den Menschen der Verwaltung sagt: »Sie glauben, dass sie in USA sind.« Fordismus und Taylorismus rangierten im Katalog der Amerikanismen ziemlich weit oben.[67] Sie bedeuteten die Mechanisierung und Rationalisierung, die Differenzierung und tabellarische Erfassung aller Arbeitsvorgänge unter den Voraussetzungen von extremer Arbeitsteilung in der Produktion und Typisierung der Produkte – im sekundären genauso wie im tertiären Sektor. In Frederick W. Taylors Hauptwerk *Principles of Scientific Management* hieß es 1911: »In the past man has been first; in the future the system must be first.« Der deutsche Übersetzer von 1913 passte diesen Kernsatz ein wenig deutschen Denkgewohnheiten an: »Bisher stand die ›Persönlichkeit‹ an erster Stelle, in Zukunft wird die Organisation und das System an erste Stelle treten.«[68] Im selben Jahr 1913 hat Bernhard Kellermann diese Maxime, mit der die »Persönlichkeit« als »höchstes Glück der Menschenkinder« verabschiedet wurde, den vielen Lesern seines Romans *Der Tunnel* folgendermaßen nahegebracht:

> Jeden noch so kleinen Handgriff suchte Allan mit dem geringsten Aufwand an Kraft, Geld und Zeit zu leisten. Er führte eine bis ins minimale gehende Arbeitsteilung ein, so dass der einzelne Arbeiter jahraus, jahrein dieselben Funktionen zu erfüllen hatte, bis er sie automatisch und immer schneller verrichtete. Er hatte seine Spezialisten, die die Kolonnen schulten und drillten, bis sie Rekorde schufen […] und diese Rekorde wurden als normale Arbeitsleistung gefordert.[69]

Solche »Anwendung gleichartiger Denk- und Arbeitsformen«[70] führte Walter Rathenau zufolge zu einer Nivellierung, die viel tiefer ansetzte als die technischen und ökonomischen Faktoren; sie führte zur »inneren Amerikanisierung«, wie es Paul Wengraf 1927 ausdrückte.[71] Kurz nach dem Krieg hat George Grosz in seiner an die Pittura metafisica angelehnten Phase den »Neuen Menschen« als gesichtslosen und mechanisch agierenden Bewohner von Apparateräumen dargestellt.

War das alles importiert? In einem wichtigen Artikel mit dem Titel »Amerikanismus« zog Rudolf Kayser 1925 eine Trennlinie zwischen einer äußerlichen Rezeption US-amerikanischer Errungenschaften und einem Ausdruck »des recht radikalen Wandels unserer äußeren und inneren Lebensformen«. »[E]ine neue Daseinshaltung« entdeckt er und sieht diesen Habitus »erwachsen und gestaltet aus unserem europäischen Schicksal«. Das Schlagwort Amerikanismus evoziert danach die Verlockungen einer Ferne und meint aber etwas Hausgemachtes. »In der Tat: Amerika-

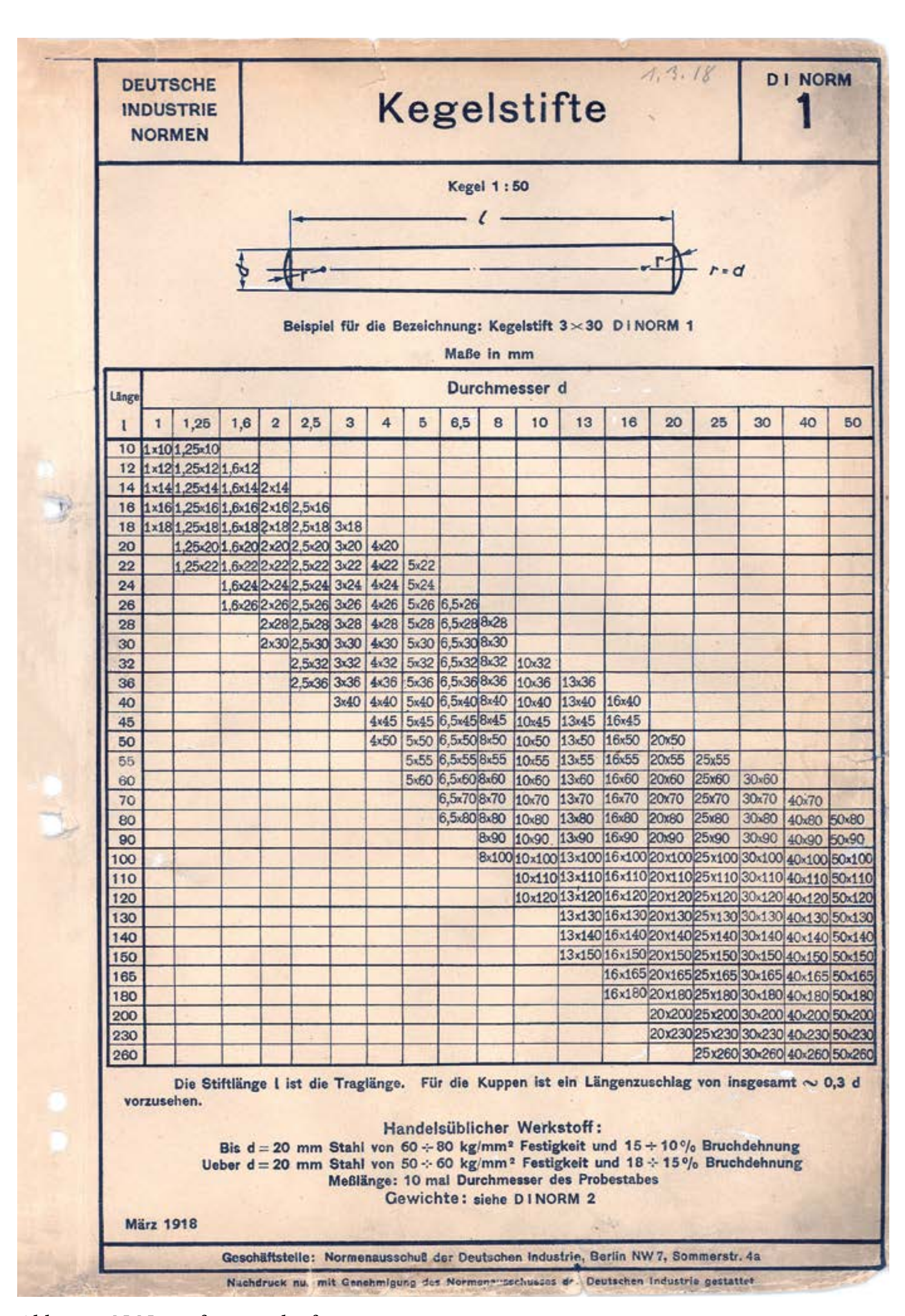
nismus ist eine neue europäische Methode.«[72] Schon im Krieg hatte Robert Müller dieselbe Argumentation vorgetragen:

> Eine Zeitlang schwirrt das Wort ›Amerikanismus‹. Es ist ein falscher geographischer Begriff, man ahnt nicht, dass man in Deutschland amerikanischer lebt als in Amerika, dem beiläufigen Lande. Aber was man versteht und verehrt, ist kennzeichnend. Der Bernhard Kellermannsche Roman ›Der Tunnel‹ erlebt waghalsige Auflagen. [...] Der Krieg hat den Typus der Aktion, der Offensive, der Unternehmung, der Schnelligkeit, den Druck-auf-den-Knopf-Typus vollends von Amerika nach Deutschland versetzt, wie es nach solchem soliden Schwärmen für jene Fiktion nur gemäß war.[73]

An diesem bemerkenswerten Statement ist dreierlei zu unterstreichen: Amerikanismus schwirrte nicht nur als Begriff, sondern auch als kultureller Faktor, genährt durch Fiktionen, erst Romane und dann nach 1918 Filme, Schallplatten, Radio. Der Krieg brachte endgültig den Sieg durchrationalisierter Produktionsabläufe – im Feld und an der Heimatfront. Wo und wie der »Typus der Aktion« generiert wurde: »Amerikanismus« ist und war vielleicht schon immer eine europäische, wenn nicht eine deutsche Option.

Vom Neuen Menschen und seinem Habitus sagt Kayser: »Er hat ein starkes und direktes Verhältnis [...] zur Exaktheit von Maschine, Organisation, Wirtschaft [...].« Der Neue *Deutsche* Mensch war der Vater der DIN, der Deutschen Industrienorm, vergeben durch den »Normenausschuß der deutschen Industrie« (NADI) (später: »Deutscher Normenausschuß«, DNA). Normierung war eine Forderung des Militärs an die Kriegsindustrie gewesen. Es ging um Massenproduktion, aber vor allem auch um die Nachlieferung standardisierter Ersatzteile. Die erste DIN-Norm wurde im März 1918 ausgegeben und betraf einen gebräuchlichen Waffenteil, einen Kegelstift (Abb. 2). Das war der Anfang von 08-15. Die Periode von Weimar, die so vielen als Wirrwarr erschien, stand unter den Auspizien strenger, weltweit vorbildlicher Normierung: 1927 war die dreitausendste Norm erlassen, darunter befand sich die für den Verwaltungssektor so wichtige DIN 476, welche 1922 die Papierformate regelte – bis heute als DIN A4 fortlebend, als europäischer Standard wohlgemerkt. Es war ein Bezirksamt – wir denken wieder an Tucholsky –, das als erstes das neue Format als Standardvorlage verwendete. Damals schon übersetzte man DIN fälschlicherweise, aber »typisch« mit: »Das ist Norm«. Wie auch immer aber die Abkürzungen verstanden oder missverstanden wurden, schon an sich wirkten sie als ein zeitgemäßes Zeichen für Normierung und Beschleunigung, für die Sphäre der Apparate und Organisationen.

Was für Produkte DIN hieß, war REFA für die Prozesse ihrer Herstellung. 1924 wurde nach verwickelter Vorgeschichte der »Reichsausschuß für Arbeitszeitermittlung« ins Leben gerufen, der die »Arbeitsgestaltung«, wie es im REFA-Deutsch bis



DEUTSCHE INDUSTRIE NORMEN	Kegelstifte	DI NORM 1

1.3.18

Kegel 1 : 50

Beispiel für die Bezeichnung: Kegelstift 3×30 DI NORM 1

Maße in mm

Länge	Durchmesser d																	
l	1	1,25	1,6	2	2,5	3	4	5	6,5	8	10	13	16	20	25	30	40	50
10	1x10	1,25x10																
12	1x12	1,25x12	1,6x12															
14	1x14	1,25x14	1,6x14	2x14														
16	1x16	1,25x16	1,6x16	2x16	2,5x16													
18	1x18	1,25x18	1,6x18	2x18	2,5x18	3x18												
20		1,25x20	1,6x20	2x20	2,5x20	3x20	4x20											
22		1,25x22	1,6x22	2x22	2,5x22	3x22	4x22	5x22										
24			1,6x24	2x24	2,5x24	3x24	4x24	5x24										
26			1,6x26	2x26	2,5x26	3x26	4x26	5x26	6,5x26									
28				2x28	2,5x28	3x28	4x28	5x28	6,5x28	8x28								
30				2x30	2,5x30	3x30	4x30	5x30	6,5x30	8x30								
32					2,5x32	3x32	4x32	5x32	6,5x32	8x32	10x32							
36					2,5x36	3x36	4x36	5x36	6,5x36	8x36	10x36	13x36						
40						3x40	4x40	5x40	6,5x40	8x40	10x40	13x40	16x40					
45							4x45	5x45	6,5x45	8x45	10x45	13x45	16x45					
50							4x50	5x50	6,5x50	8x50	10x50	13x50	16x50	20x50				
55								5x55	6,5x55	8x55	10x55	13x55	16x55	20x55	25x55			
60								5x60	6,5x60	8x60	10x60	13x60	16x60	20x60	25x60	30x60		
70									6,5x70	8x70	10x70	13x70	16x70	20x70	25x70	30x70	40x70	
80									6,5x80	8x80	10x80	13x80	16x80	20x80	25x80	30x80	40x80	50x80
90										8x90	10x90	13x90	16x90	20x90	25x90	30x90	40x90	50x90
100										8x100	10x100	13x100	16x100	20x100	25x100	30x100	40x100	50x100
110											10x110	13x110	16x110	20x110	25x110	30x110	40x110	50x110
120											10x120	13x120	16x120	20x120	25x120	30x120	40x120	50x120
130												13x130	16x130	20x130	25x130	30x130	40x130	50x130
140												13x140	16x140	20x140	25x140	30x140	40x140	50x140
150												13x150	16x150	20x150	25x150	30x150	40x150	50x150
165													16x165	20x165	25x165	30x165	40x165	50x165
180													16x180	20x180	25x180	30x180	40x180	50x180
200														20x200	25x200	30x200	40x200	50x200
230														20x230	25x230	30x230	40x230	50x230
260															25x260	30x260	40x260	50x260

Die Stiftlänge l ist die Traglänge. Für die Kuppen ist ein Längenzuschlag von insgesamt ∼ 0,3 d vorzusehen.

Handelsüblicher Werkstoff:

Bis d = 20 mm Stahl von 60 ÷ 80 kg/mm² Festigkeit und 15 ÷ 10 % Bruchdehnung
Ueber d = 20 mm Stahl von 50 ÷ 60 kg/mm² Festigkeit und 18 ÷ 15 % Bruchdehnung
Meßlänge: 10 mal Durchmesser des Probestabes
Gewichte: siehe DI NORM 2

März 1918

Geschäftsstelle: Normenausschuß der Deutschen Industrie, Berlin NW 7, Sommerstr. 4a

Nachdruck nu. mit Genehmigung des Normen-usschusses d-. Deutschen Industrie gestattet

Abb. 2. DIN-Norm für Kegelstifte, 1918

heute heißt, untersuchte, optimierte und sie in Arbeitsnormen fasste. Über den anwendungsbezogenen Methoden von DIN und REFA schwebte als ideologische Krönung DINTA, das »Deutsche Institut für technische Arbeitsschulung«. 1925 in Düsseldorf gegründet, wurde es von den Nationalsozialisten übernommen, weltanschaulich aufgerüstet und schließlich in die Deutsche Arbeitsfront (DAF) überführt.[74] Das Programm von DINTA richtete sich weniger auf Produktions-, als auf Psychotechnik: die »Seele des Arbeiters« sollte durch »Menschenführung« erreicht, durch eine »Betriebsgemeinschaft« und Freizeitaktivitäten belebt und befreit werden – befreit vor allem von der »feindseligen Oppositionsstellung zwischen Arbeiter und Unternehmer«. Man nehme zu DIN, REFA und DINTA die Gewerkschaften, die Berufsverbände und die Behörden für Arbeitsaufsicht hinzu und man gelangt zu einem Grad der Durchorganisation des Sektors Arbeit, der wohl weltweit einzigartig, sprich: deutsch war. Auf einem seiner Berliner Stadtrundgänge, die er unter dem Pseudonym Linke Poot literarisch verwertete, stieß Alfred Döblin 1924 auf einen Handel für Büroartikel, der unter dem stolzen Namen »Gesellschaft für Planarbeit« firmierte.[75] Das lässt sich übertragen. Der Zielgedanke Weimars hieße dann: »Gesellschaft durch Planarbeit«. In Heinrich Manns Roman *Die große Sache* (1930) wird das dann noch überboten durch die Gründung einer Gesellschaft, die sich »Verein zur Rationalisierung Deutschlands« nennt. Max Weber hat dementsprechend den Staatsbegriff passend gemacht. Gemäß seiner posthum publizierten Hauptschrift *Wirtschaft und Gesellschaft* (zuerst 1922) ist der moderne, »rationale« Staat ein »politischer Anstaltsbetrieb«, ein »anstaltsmäßiger Herrschaftsverband«, in dem »angestellte Beamte [...] über alle Alltagsbedürfnisse und Alltagsbeschwerden« entscheiden«.[76]

Für Weber war in der Bürokratie des rationalen Staates das Prinzip »sine ira et studio« Struktur geworden; die meisten, die nach seinem Tod 1920 über den zuletzt angesprochenen Themenkreis nachdachten, setzten »cum ira« den Begriff »System« ein.[77] System umfasst in toto die negativen Tendenzen und Feinde der Vielfalt: den Hang zur Synthese, die Monotonisierung, das »Zwischenreich«, die »Planarbeit« und ihre amerikanischen Vorbilder, das Wachstum des tertiären Sektors, vor allem der Bürokratie und des Social Engineering. Ausgerechnet Weimar, wo der Morphologe Goethe dem Begriff der Gestalt höchsten Rang zugewiesen hatte, Weimar wurde zum Synonym des Gegenbegriffs System – und die damals ihren Siegeszug antretende Gestalttheorie ließ sich ebenfalls als systemische Antwort auf das Streben nach Ganzheit beschreiben. Als System konnte bald alles gelten, und deswegen war System ein Feind deutscher Vielfalt, weil es diese von innen zersetzte. Das folgende Zitat, das für tausend ähnliche stehen soll, zeichnet sich dadurch aus, dass es noch ein weiteres Reizwort der Negativliste hinzufügt: den Begriff der Stadt. Hier das Zitat aus Ernst von Salomons Roman *Die Stadt* von 1932, dessen Autor, anders als der Titel erwarten lässt, ein Anhänger des Landes ist: »Die Bauern hatten die Stadt gleichgesetzt mit dem System, die Kristallisation des Stoffes mit dem Stoff selbst. Das System aber war

überall, und alles, was sich zuerst dem Leben verbunden fühlte, hatte sich in seinen Hohlräumen angesiedelt.«[78] In Salomons dialogischem Diskursroman darf auch ein Befürworter des Systems seine Argumente vortragen: »Ich sagte, das System sei eine Leistung, eine anonyme Leistung, aber es ist eine sichtbare Leistung, von der Sie alle, meine Herren, so wie Sie hier zu nützlichen Gesprächen versammelt sind, ganz ungemein profitieren, ja, an der Sie, ob Sie nun wollen oder nicht, mit einem Großteil ihres Tuns, gleichgültig ob privater oder offizieller Art, ganz wesentlich mitbeteiligt sind.«[79] Es gibt also kein Außerhalb des Systems. Und wer gegen das System protestiert, profitiert von ihm, weil »das auch eine einkömmliche Beschäftigung geworden ist«. Von Salomon ist dafür ein gutes Beispiel, wenn man »einkömmlich« relativiert.[80] Den Krieg hatte er, weil zu jung, versäumt, er holte ihn als Kombattant mehrerer Freikorps bei Kämpfen in Berlin, im Ruhrgebiet, im Baltikum und in Oberschlesien nach. Er nahm am Kapp-Putsch teil. Als Mitglied der paramilitärischen Organisation Consul machte er sich der Ermordung Rathenaus schuldig und saß dafür fünf Jahre im Zuchthaus. Danach kämpfte er an der publizistischen Front gegen das System – bis hin zu jenem Anti-System-Roman *Die Stadt*, wo exzessiv über das System diskutiert wird. Das System ist nach den Worten des Systembefürworters »das, was keine Bewegung oder Idee […] aufzuweisen hat«, vielmehr leistet es, dass in »dem unsäglichen Wirrwarr von Anstrengungen und Richtungen, von Meinungen und Tatsachen« das Reich entstehen konnte und erhalten bleibt. Mit dem Reich wird ein hoher politischer Wert aufgerichtet, aber es deutet bei näherer Betrachtung alles darauf hin, dass der Zweck des Reiches der des Systems ist: der Zweck der Selbsterhaltung. Zu dieser Leistung gehört auch die Garantie eines Rahmens, in dem über all das kontrovers gesprochen werden kann.

Man darf nicht erwarten, dass einen jungen Nationalisten diese auf »sachliche Beherrschung«, auf »die nüchterne Erkenntnis dessen, was jetzt und sofort zu tun ist« gerichtete Leistung seines Staates zufriedenstellt. »Jede Handlung und jede Haltung [habe] in der Einheit eines großen Sinnes zu ruhen«, entgegnet der nächste Debattenredner, den von Salomon als sein Alter Ego auftreten lässt, »der Staat kann nicht wie eine Fabrik verwaltet werden«. Den zweiten Terroranschlag verübte von Salomon mit einer Bombe im Keller des Reichstags. Man konnte ihm das nicht nachweisen, aber in der Untersuchungshaft, im »Kerker der Bourgeoisie«, wie das in seinen Kreisen hieß,[81] fing er mit seinem ersten Roman an – so profitierte im und vom System eben jeder, auch sein Opponent.

Dass die deutschen Menschen im System ihre Eigenart einbüßten, war die größte Sorge der Zeitkritiker in allen politischen Lagern. Egalisierung und Nivellierung, Vermassung und Entseelung waren für sie die Ursache, dass das physiognomische Profil der Deutschen glattgeschliffen wurde. Zwei Stimmen müssen genügen. Karl Jaspers: »Der physiognomische Ausdruck der Generationen scheint seit einem Jahrhundert ständig auf ein tieferes Niveau zu sinken. […] Überall ist die Mas-

se des Durchschnittlichen […].«[82] Hans Friedrich Blunck: »Man sagt, dass im Lärm der Großstädte und im Kampf um die Erhaltung europäischer Zivilisation die Gesichter der Menschen sich einander zu ähneln beginnen, dass ihnen Jugend und Alter gleichsam im Voraus geprägt wird, und dass die innere Freiheit im Antlitz von heute fehlt. Etwas Maskenhaftes sei dem Menschen von heute eingeworden – er erneuere sich nicht mehr aus dem reinen Bild der Seele […].«[83] Dem ließe sich entgegenhalten: Wie auch immer man das Lebenswerk des Fotografen August Sander beurteilen mag, sein großes Projekt *Menschen des 20. Jahrhunderts* scheiterte eher an einer Überfülle an Typen und Charakteren als an irgendeiner zeitbedingten Standardisierung des Menschenbildes. Sander, anders als Jaspers und Blunck ein Spezialist auf dem Gebiet physiognomischer Studien, hat seine Zeitgenossen anders vorgefunden, wobei man allerdings berücksichtigen muss, dass er den Fabrikarbeiter, etwa den Fließbandarbeiter, nicht in seinen Deutschenspiegel aufgenommen hat und damit dem Test ausgewichen ist, ob die »Anwendung gleichartiger Denk- und Arbeitsformen« in einem so extremen Falle nicht doch zu einem gleichartigen Menschenbild führte. Aber den neuen Zeittypen der Angestellten oder der Werkstudenten widmete sich Sander so intensiv, dass man leicht nachweisen kann, wie sie ihn zu einer Weiterarbeit an seinem Bildniskonzept zwangen. Die Tendenz zu Nivellierung, Normierung, Organisierung erzeugte eben auch ganz neue Phänomene und Typen, modisch neue, aber auch solche mit großem Entwicklungspotenzial. Ist nicht die neue »Zwischenwelt« des tertiären Sektors auch ein genuines Habitat, in dem es vielleicht sehr konform zugeht, das aber auf seine Art zu deutscher Vielfalt beiträgt und bald nachgeahmt wird? Wer sich dialektisch diesem Problem vor dem Hintergrund des Weimarer Sozialstaates widmete, war Alfred Döblin – im Teil 3 werde ich sein Hauptwerk *Berlin Alexanderplatz* unter der Fragestellung »Das System als der Ort neuer Vielfalt« genauer behandeln. An dieser Stelle hier spreche ich Döblin an, weil er zu der ersten Buchpublikation von Sanders Porträts das Vorwort geschrieben hat und den Bildnisstudien genau dieses ablas: neue Vielfalt.

> Die Gesellschaft ist in der Umwälzung, die Großstädte sind riesig angewachsen, einzelne Originale sind noch vorhanden, aber schon bereiten sich neue Typen vor. So sieht also der junge Kaufmann von heute aus, dies ist der Gymnasiast von heute, wer hätte das vor zwanzig Jahren für möglich gehalten, so haben sich die Altersmerkmale vermischt, so ist die Jugend auf dem Marsch. […] Das ist greifbar die Verwischung der Altersgrenze, die Dominanz der Jugend, der Drang nach Verjüngung und nach Erneuerung, die bis ins Biologische durchschlägt.[84]

Die Kehrseiten der Vielfalt I: Zerrissenheit

Im 15. Jahrhundert unterschied Leon Battista Alberti in dem ersten kunsttheoretischen Traktat der Neuzeit zwischen »copia« und »varietas«, zwischen Vielheit und Vielfalt, zwischen bloßer Fülle und Mannigfaltigkeit. Der Jüngere Plinius hatte mit »multum, non multa«, »viel, nicht vielerlei«, »much, not many«, einen ähnlichen Gegensatz aufgebaut. Carl von Linnée hob dann im 18. Jahrhundert die Trennschärfe der Unterscheidung auf, indem er »varietas« den humanistischen Mehrwert nahm und mit geringfügiger Abweichung »copia« gleichsetzte – man denkt seitdem an Varietäten. Wird Vielfalt fälschlich, aber erwartbar mit Vielheit identifiziert, ist Einheit der Gegenbegriff und wird Vielfalt im Handumdrehen negativ besetzbar. Sie wird zur »Vielspältigkeit« (Musil). »Ubi pluralitas, ibi confusio« wusste schon ein antiker Gemeinplatz.

Kurz vor Ende der Republik, im Sommer 1932, verbrachte Alfred Döblin »Einen Tag in München« – so die Überschrift seines Berichts und Städtebildes, das kurz darauf in der *Frankfurter Zeitung* erschien. Döblin beginnt den Text mit einem journalistischen Klischee, wie es in ähnlichen Reportagen seit langem und nicht erst seit 1918 Usus war. Er teilt die Schlagwörter mit, die er auf den Plakaten zur Reichstagswahl 1932 liest: »Leichenschänder«, »Bis zum Weißbluten«, oder auch: »Durch den Krieg hat Fritz Ebert zwei Söhne verloren«. »Eines [der Plakate] behauptete: ›Gewalt ist eines Volkes unwürdige, Gewaltlosigkeit ist eine stärkere Macht als rohe Gewalt‹, was gerade in der heutigen Zeit eine ehrenwerte, aber tollkühne Behauptung ist.«[85] Döblin registriert nicht nur die »schreienden Anschlagsäulen«, er liest und kommuniziert auch, welche Aushänge er in einer Kirche findet, wie eine Zeitschrift mit der Schlagzeile »Herrschaft der Minderwertigen oder Freiheit des Volkes?« aufmacht. »Copia«, »confusio«: Döblin häuft auf und collagiert, so wie er es in *Berlin Alexanderplatz* getan hatte, nur dass er jetzt fast ausschließlich mit politischem Material arbeitet. Sein Fazit »Es gibt viele Dinge in Deutschland« hätte auch in seinem Roman stehen können. Aber als Ergebnis der Lektüre im Sommer 1932 – die NSDAP war stärkste Reichstagsfraktion geworden – wirkt es schwach, mehr wie das Statement eines Kuriositäten-, eines Varietätensammlers. Aber Döblin sagt auch: »das strotzte nur so von Lug und Trug und gemachter Erregung«, er hat genug davon, will das »Schreien der Plakatsäulen« außen vor lassen, sucht die Stille und besucht das Deutsche Museum. Vom Pandämonium geht er über in das Panoptikum – Betonung auf Pan, alles oder sehr vieles. »Viele Dinge in Deutschland« heißt jetzt in Zahlen: »dreihundertvierzig Ausstellungsräume«, »fünfzehn Kilometer« Gesamtrundgang. »Es gibt Geologie, Chemie, Astronomie und alle Techniken, Kraftmaschinen, Brückenbau, Flugtechnik, Gastechnik, Papierindustrie, Brennerei und was man will.« Auch hier also »copia«, jetzt grenzenlose Fülle des Wissens, nicht mehr des Meinens. Dieser Besucher will aber nur eines, eine einzige Abteilung in den vorgesehenen zwei

Stunden durcharbeiten und dem Leser mitteilen können: »Es ist so interessant wie der Wahlkampf und die Freimaurerei.« Er widmet sich in der geologischen Abteilung dem ersten Raum mit den Modellen des Aufbaus des Erdinneren, den historischen und den aktuell gültigen Modellen. Döblins Exerzitium in Konzentration gilt folgerichtig dem Grund alles Seins, der Erde. Er verfolgt die Schichtung, beim eisernen Kern angefangen, nach außen durch und endet bei der Erdkruste, der Tektonik, die so fest »gebaut«, wie das Wort es verspricht, überhaupt nicht ist und im Grunde den um Sicherheiten besorgten Museumsbesucher wieder dorthin schickt, wo er herkam, in das Wirrwarr der Zeitgeschichte: »[U]nd ganz oben, ganz außen, das leichteste von allem sind wir, genannt Bruchzone, Oberflächengestein. Auf dem Bruche gedeihen wir und da spielt sich für eine Zeit die ganze sogenannte Weltgeschichte ab, Bruch, wie der Geologe ebenso kurz wie treffend sagt.«[86] Was studiert er als Nächstes? Vulkane und Erdbeben. »Das Resultat: Chaos und Vernichtung – und dennoch, dennoch ist [es] eine Form des Wachstums unserer Erde.« Man ahnt die Ursache für die Unruhe, die sich diesem einen Satz und dem ganzen Abschnitt mitteilt: Aus dem zerrissenen Außen kommend will der Autor festen Grund gewinnen und begegnet »Bruch« und »Chaos«, Letzteres allerdings als Grundlage für »Wachstum und Neubildung«. Aber er weiß natürlich, wohin es ihn erneut getragen hat. Später schreibt er: »Es sind ganz und gar keine Museumsdinge.«

Die Republik begann 1918 mit der Suche nach den Gründen für die Niederlage: War Deutschland nicht an seinen inneren Widersprüchen gescheitert? Wie ließ sich deutsche Vielfalt legitimieren, wenn daraus so schnell ein Malus werden konnte: große Uneinigkeit, Fragmentierung, Dissonanz, gegenseitige Aufhebung utopischer Impulse, Zersplitterung des Volkes usw.? »Wir haben kein Vaterland mehr, sondern Parteien ...« soll Oskar Spengler im Blick auf die Nachkriegszeit und in Umkehrung des berühmten Wortes des letzten Kaisers gesagt haben, der 1914 keine Parteien mehr, sondern nur noch Deutsche gesehen hatte.[87] Hugo von Hofmannsthal drückt es zugleich schöner und drastischer aus: In seiner berühmten Rede »Das Schrifttum als geistiger Raum der Nation« (1927) ruft der Dichter seine »Zeitgenossen« als »Mitleidende« an, als »Mitleidende unter diesen Zerklüftungen, Parteiungen, zeitweisen Verdunkelungen und Verfitzungen«. [88] Das verzweifelte »Suchen und Treiben und Drängen« der Jetztzeit »ist da, als ein Schwindel unter unseren Füßen, es bringt dies Gefährliche und Abwegige, mit Überraschungen und Zweifeln Schwangere in jeder Unterhaltung, es durchsetzt die Atmosphäre mit der Ahnung, dass beständig alles möglich ist – mit diesem Knistern wie ein Zerfall ganzer Welten, diesem hohlen Heranwehen eines ewig Morgigen«.[89]

Das Schlagwort der Epoche aber, von Hofmannsthal kunstvoll vermieden, hieß: »Innere Zerrissenheit.« Innere Zerrissenheit ist das Übel, das die Rechte, die Mitte und die Linke gleichermaßen beklagen. Der Vorsitzende der »Vereinigten Vaterländischen Verbände«, General a. D. Rüdiger Graf von der Goltz, bedauert die »furcht-

bare Zerrissenheit und Zersplitterung«, den uralten »Furor teutonicus der gegen sich selbst wütenden Deutschen«.[90] Im Schützengraben hätten sie noch alle zusammengehalten, die Armen und die Reichen, der Kopfarbeiter und der Handarbeiter, der Bayer und der Friese.

Ein einfacher Soldat des Weltkrieges, Victor Klemperer, hat das ganz anders erlebt:

> Nein, hier stand eine Scheidewand zwischen Stamm und Stamm. Und die Isolierung der Gruppen ging noch viel weiter, man fühlte nicht nur regional, sondern jede Stadt, jedes Dorf hatte ein eigenes Gefühl der Zusammengehörigkeit, eine eigene Prätention, eine eigene Antipathie den anderen Städten und Dörfern gegenüber. Vielleicht war das bei den Süddeutschen stärker ausgeprägt als bei den Norddeutschen, aber vorhanden war es auch bei diesen.[91]

Es ist in der Geschichtswissenschaft umstritten, wie groß und eindeutig jene nationale Versöhnung und Eintracht bei Kriegsausbruch im Sommer 1914 wirklich war. Und auch die Geschehnisse im November 1918 waren alles andere als von Einigkeit und kollektivem Aufbruch getragen. Hugo Preuß, Verfassungsrechtler und Autor der Weimarer Verfassung, ein scharfsinniger Beobachter der Zeitläufte, will im Reich nicht eine, sondern 25 Einzelrevolutionen gezählt haben. Er hatte recht mit der Beobachtung, dass »anders als bei den Revolutionen fester gefügter Nationalstaaten […] die entscheidende Umwälzung nicht im Zentrum vollzogen und von dort aus verbreitet« wurde, sondern sie »eher umgekehrt von der Peripherie zum Zentrum fort[schritt]«.[92]

Wenn also schon die großen Wenden und Umwälzungen der deutschen Geschichte den alten Furor teutonicus nicht beschwichtigen konnten, dann hatte der oben erwähnte General a. D. von der Goltz auf jeden Fall recht, was die anhaltende Zwietracht im Frieden nach 1918 betraf. Denn er wusste, wovon er sprach, wenn er an den Verband dachte, dem er vorstand. Seine Überorganisation, die ca. 550 Gruppen des national-völkischen Lagers »vereinte«, war hoffnungslos zerstritten.[93] Aber selbst wenn dieser Dachverband die Führung der »nationalen Opposition« an sich gerissen hätte, ihr Programm, das unter anderem die Rücknahme von Versailles, die Rückgabe der Kolonien und die Rückkehr zur Verfassung des Kaiserreichs beinhaltete, wäre in Deutschland nicht auf Konsens gestoßen und wäre von den Siegermächten niemals akzeptiert worden. Von der Goltz, ein unbestrafter Kapp-Putschist, schürte also die Zerrissenheit nur weiter an, er förderte eine Proliferation der Antithesen, die sein rechter Gesinnungsgenosse, Carl Schmitt, zur selben Zeit wie folgt analysierte, als er von »einem Zustand problematischer Zerrissenheit und tiefster Unentschiedenheit« handelte, »dem keine andere Entwicklung möglich ist, als sich selbst zu negieren,



Abb. 3. Begrüßung des Generals von der Goltz durch den Magistrat von Helsingfors 1918

um, negierend, zu Positionen zu gelangen«.[94] Friedrich Balke hat in diesem Zusammenhang von einer »Kultur der organisierten Antithesen und Dualismen« gesprochen.[95]

Ich bringe von der Goltz und Schmitt hier zusammen, weil sie beide einen Ausstieg aus diesem Teufelskreis kannten, der General als Praktiker, der Jurist als Vordenker. Von der Goltz hatte gewisse Erfahrungen gesammelt, wie man nationale Einheit herstellt – nämlich am besten mit militärischen Mitteln und durch Vernichtung der Gegner im Inneren. 1925 stieß ausgerechnet Kurt Tucholsky auf ihn, als er in einem Bildband über Finnland die Fotografie »›Begrüßung des Grafen v. d. Goltz durch den Magistrat‹ (der Stadt Helsingfors)« näher unter die Lupe nahm (Abb. 3). In Finnland hatte sich der Kommandant der Ostsee-Division im Kampf gegen die Kommunisten hervorgetan.

> Das Bild gehört so, wie es da ist, in unser Witzblatt der Zukunft. Das muss man gesehen haben. Das frech-bescheidene Gesicht des Offiziers, seine ›Herren‹, die echten Kasinotypen, die demütigen Zivilisten, wie aus dem Bilderbuch: einer sieht aus wie Herr Permaneder aus den ›Buddenbrooks‹, einer ist ein Zylinder auf Beinen, einer ist ja so stolz, dass er um den Arm und um den weichen Hut Bänder geschlungen hat und

innerhalb der Absperrung stehen darf, stramm, bleich, ein gottesfürchtiger Pfingstochse.[96]

Tucholsky lästert zwar mehr über die Finnen, die »übereifrigen Freunde Deutschlands« und vor allem des Generals von der Goltz, der den »roten Terror« niederschlug, aber es wird schon klar, was er vom Grafen selbst hält, »den das Ganze [die innerfinnischen Auseinandersetzungen] einen Schmarrn anging«: »Aber der Condottiere behauptet in seinem Buch, eine ›Sendung in Finnland und im Baltikum‹ [so der Titel des 1920 erschienenen Buches] gehabt zu haben … Die Urheber der Armenier-Morde hatten auch eine.« Dem heutigen Betrachter des Bildes fällt mit Erstaunen auf, wie leicht man den General ausschneiden und in ein nationalsozialistisches Szenario versetzen könnte – ganz im Gegensatz zu seinen finnischen Bündnispartnern.

Carl Schmitt seinerseits hatte auch eine klare Antwort auf die Frage nach der gesellschaftlichen Einheit. In seiner berühmten Kritik am parlamentarischen System lesen wir: »Zur Demokratie gehört also notwendig erstens Homogenität und zweitens – nötigenfalls – die Ausscheidung oder Vernichtung des Heterogenen.«[97] Diese Lösung sollte dann nicht mehr so lange auf sich warten lassen. Was aber Tucholsky angeht, der Zeit seines Lebens dem Motto »Viel Feind, viel Ehr« treu blieb, so hielt er das Jammern über Zerrissenheit und die Sehnsucht nach der großen Synthese unter den gegebenen Umständen für verlogen: »Aber es ist ja nicht wahr«, erklärt er gegen ein Sprechen »im Namen Deutschlands«, »dass die sechzig Millionen immer ein einziges Ding sind; gespalten sind sie, durch den Klassenkampf zerrissen, in ihren Anschauungen, ihrem Herkommen, ihrer Abstammung so weit voneinander unterschieden, dass man schon auf das Heimatgefühl, das ganz und gar unpolitisch ist, zurückgreifen muss, um wirklich sagen zu dürfen: Deutschland. Aber wenn es doch einen so schönen Aktschluss ergibt!«[98]

An der Vielfalt deutscher Verhältnisse festzuhalten und sie überhaupt erst erfahrbar zu machen, war angesichts des Weimarer Zu-Viel ein mutiges Vorhaben. Es versuchte eine Gratwanderung: den inneren Reichtum Deutschlands gegen seine Gefährdung durch Antagonismus auf der einen und den »Hunger nach Ganzheit« auf der anderen Seite zu behaupten, so lautete die Devise.

Die Kehrseiten der Vielfalt II: Der Symbolort Weimar

Die aktivistische nationale Rechte sah in der Zerrissenheit die große Herausforderung und Chance. Ernst Jünger: »Alle Vielfalt der Formen vereinfacht sich zu einem Sinn: dem Kampf.«[99] An keinem anderen Gegenstand lässt sich besser demonstrieren, wie Deutschland in »Bruchzonen«, in »Kampfzonen«, in »Deutschländer« zerfiel, als an der Geschichte des Ortes, der der ganzen Ära den Namen gab: Weimar. »Jeder Punkt des Landes besitzt eine sehr verwickelte seelische Ladung«, hatte Eugen Diesel über ganz Deutschland geschrieben – Weimar hätte danach die höchste aller Ladungen aufzuweisen gehabt. »Mit dem endgültigen Beschluss des Rats der Volksbeauftragten vom 20. Januar 1919, die Nationalversammlung nach Weimar einzuberufen, begab man sich unweigerlich in ein Begriffsfeld, in dem die Städte Berlin und Weimar bzw. Potsdam und Weimar als Chiffren und Gegensatzpaare für das Verhältnis von Metropole und Provinz bzw. Militarismus und Humanismus standen.«[100] Dieser erste, weithin wahrgenommene Positionsgewinn der republikanischen Kräfte ließ die Gegenseiten nicht ruhen, mit Weimar einen verlorenen Feldherrnhügel zurückzuerobern, um es zu »überwinden«, wie Hermann Göring triumphierend im März 1933 im Reichstag sagte, und zu feiern, »dass wir zuückgegangen sind nach Potsdam«.[101]

»Wie kaum eine andere Region wurden Thüringen und Weimar in jenen Jahren zum symbolischen und realen Kampfplatz reformorientierter und konservativer, avantgardistischer und radikal-völkischer Kulturkonzepte.«[102] Kampfplatz ist dabei blutig ernst zu verstehen. In Reaktion auf den Kapp-Putsch kam es im März 1920 zu einem Generalstreik, dem größten und, wenn man so sagen kann: inhaltsreichsten der Weimarer Zeit nach 1918/19. Die in Thüringen stationierte Reichswehr setzte unmittelbar nach Beginn des Putsches, auf Seiten Kapps stehend, den Ausnahmezustand durch, entmachtete die örtlichen, oft der Linken zugehörigen Amtsträger und bewaffnete die Bürgerwehren. Die Ordnungsmaßnahmen konnten aber den Streikaufruf, der sich wie ein Lauffeuer verbreitete, nicht aufhalten. Die Arbeiter, organisiert in USDP und KPD, nicht in der SPD, sahen die Gelegenheit gekommen, zu einer »zweiten Revolution« aufzurufen. Örtliche Komitees forderten »die Rücknahme des Betriebsrätegesetzes, die Demokratisierung der Verwaltung, die Auflösung der Reichswehr und die sofortige Durchführung der Sozialisierung der Grundstoffindustrien«.[103] Einige Aktionsausschüsse der Streikenden gingen noch weiter und riefen nach der Diktatur des Proletariats, dem Sozialismus. Der Generalstreik wurde an allen größeren Orten durchgesetzt, in einigen kam es beim Zusammenstoß mit dem Militär zu ersten Toten. In Weimar wurden am 15. März neun Streikende in ihrem Versammlungslokal, dem Volkshaus, von der Reichwehr erschossen oder durch Handgranaten getötet.[104] Nach dem Zusammenbruch des Putsches in Berlin über-

nahm die Reichsregierung den Kampf gegen den Thüringer Aufstand. Vor den regulären Truppen aus Erfurt und Kassel kapitulierten die Arbeiterwehren schnell, und es begann die Periode der Lynchmorde und »standrechtlichen Erschießungen«. Aktivisten wurden Opfer, aber auch gänzlich Unbeteiligte. Es wurden »private« Rechnungen beglichen. 250 Menschen sollen ihr Leben eingebüßt haben.

Deutschlandweit bekannt wurde die Aktion der Marburger Verbindungsstudenten, welche mit 1 800 Mann als Zeitfreiwillige in den Generalstreik in Thüringen eingriffen und in dem kleinen Ort Mechterstädt am 25. März 15 Menschen durch Kopfschuss hinrichteten – und zwar mehrheitlich von vorne und nicht auf der Flucht, wie vor Gericht behauptet und von diesem anerkannt wurde.[105] Sein »Marburger Studentenlied« (zu singen auf die Melodie von »Stimmt an mit hellem hohen Klang«) lässt Tucholsky auf eine Ansage nach Art eines Kneip-Comments ausklingen: »Ad exercitium executionis parati estisne? Sumus!« »Seid ihr wirklich bereit zur Übung der Exekution? Wir sind bereit.«[106] Auf die skandalöse Tat folgte der Justiz-Skandal: Die Täter wurden freigesprochen. Hans von Seeckt, der oberste Militär, soll im März 1920 den Einsatz der Reichswehr gegen die Putschisten mit den Worten abgelehnt haben: »Reichswehr schießt nicht auf Reichswehr.« Die Richter des Kriegsgerichts der 22. Division in Marburg handelten analog: Studierte verurteilen nicht Studierende.

George Grosz schuf damals eine Graphik mit der Unterschrift: »O Marburg, o Marburg, du wunderschöne Stadt,/ darinnen mancher Mörder gar gute Freunde hat!« (Abb. 4). Das für Grosz typische Straßengewimmel wird von einem Verbindungsstudenten eingeleitet und geht nach neun weiteren Passanten bruchlos in eine Feier Alter Herren im Verbindungshaus über, die dank Alkohol und »nackten Weibern« orgiastischen Taumel erreicht hat. Gemeinsamkeit stiften Alkohol und Sex, vielleicht auch das Triumphgefühl, über das »linke Pack« gesiegt zu haben. Auf der Straße, in der Öffentlichkeit also, geht jeder einsam und verbissen seinen Weg: der korporierte Student, ein armer Mann, ein Kriegsinvalide, ein Professor, zwei Bürger und zwei Polizisten, wobei letztere allerdings streng parataktisch auftreten. Dann sind es drei Strukturmuster der Weimarer Gesellschaft, die Grosz festhält – in dieser wie in zahlreichen anderen Graphiken: die Ordnungsmacht, die isolierten und in diesem Fall auch indifferenten Einzelnen und die »Freunde«, um auf die Bildunterschrift zurückzukommen, also die Verbindung, der Club, die Parteizelle, die Gewerkschaft etc., lauter »Korporationen«, die in der Gesellschaft genauso getrennt auftreten wie die Einzelgänger auf der Straße. Die Zusammenfassung auf einem Blatt macht sie zu »Raumgenossen« (Kracauer), zu mehr nicht. Vielheit als Zerrissenheit ist das große Thema von Grosz. Er teilt es mit der neuen Wissenschaft der Soziologie, in deren Zentrum, angestoßen durch Georg Simmel, die »Beziehungslehre« steht, also die Frage, was eigentlich die Gruppe, die Klasse, die Gemeinde, die ganze Gesellschaft, ja man könnte auch sagen: das Individuum zusammenhält. »Beziehungslehre« hatte Leopold von Wiese den ersten Band seiner *Allgemeinen Soziologie* überschrieben,



Abb. 4. George Grosz, Lithographie, 1920

der 1924 herauskam. Von Wiese, Mitbegründer einer formalen Soziologie, hatte die menschlichen Beziehungen nach den Vektoren des Zueinander und Auseinander unterschieden und war damit weit hinter Simmel zurückgeblieben, der das soziale Wesen Mensch erst einmal als Kreuzungspunkt der verschiedensten Solidaritäten beschrieben hatte. Grosz tendiert mit der Unterschrift seines Blattes in die zuletzt genannte Richtung: So kann einer gleichzeitig Verbindungstudent und Mörder sein und in Marburg gute Freunde haben. Aber kompositionell folgt Grosz eher den Vorgaben der modernen Ikonographie, die Impressionismus und Naturalismus entwickelt hatten und die von Wieses simplem Auseinander-Zueinander nicht so weit entfernt ist. Beziehungsloses Nebeneinander, Indifferenz ist danach gewissermaßen der Normalzustand und wenn sie überwunden werden sollen, dann muss das mit großer Verve und einigen Hilfsmitteln geschehen – siehe die Orgie.

Es war aber nicht die Täter-, sondern die Opferperspektive, aus der heraus eines der großen Kunstwerke dieser Ära geschaffen wurde: das erste abstrakte Denkmal der deutschen Kunst, das Denkmal »an den Grenzen seiner Sprachfähigkeit«.[107] Das »Denkmal der Märzgefallenen«, das nach dem Entwurf von Walter Gropius 1922 aufgerichtet wurde, gedachte der Arbeiter, die am15. März 1920 in Weimar von den Putschisten umgebracht wurden.[108] Die lapidare Inschrift sagt: »Den Märzgefallenen – Die Arbeiterschaft Weimars«. Auftrag- und Geldgeber war das Kartell der örtlichen Gewerkschaften (Abb. 5).

Betrachtet man die Fotografien, die am 18. März 1920, drei Tage nach dem Überfall auf das Volkshaus, den Trauerzug durch Weimar festhalten, erkennt man nicht wenige Teilnehmer in langem schwarzem Mantel und Zylinder. Dabei hätte man vermuten können, dass die Vertreter des Bürgertums zu Hause geblieben wären. An anderen Orten kämpften sie an diesem Tag als Bürgerwehr gegen die Streikenden. (Gropius blieb ja auch zu Hause, wie wir aus den Aufzeichnungen von Alma Mahler-Werfel, seiner Frau, wissen: »Heute war das Leichenbegräbnis der im Kampf gefallenen Arbeiter. Der Zug zog vor meinem Fenster vorbei. Eine unendliche Reihe von Emblemen mit Aufschriften: Es lebe Rosa Luxemburg! Es lebe Liebknecht! – Das Bauhaus war vollständig vertreten, und Walter Gropius, der einige Minister im Zug gehen sah, bedauerte es, dass er sich von mir hatte bereden lassen, da nicht mitzutun. Ich aber wollte nur, dass er nicht politisiere.«[109] Mahler-Werfel hielt Putsch und Generalstreik für eine »misslungene Operette«.) Die Einheit, die Weimar inklusive seiner Minister und ohne den Bauhaus-Leiter an den Tag legte, hielt nicht an, als am Ende des Jahres die Denkmal-Entwürfe diskutiert wurden. Der Vorschlag von Gropius sei gerichtet gegen den »Hauptteil der Einwohnerschaft Weimars, der immerhin ein gewisses Kunsturteil zugesprochen werden muss« – so die Worte einer Gemeinderätin und Kulturjournalistin.[110] Hätten die Gewerkschaften und die regierende SPD nach dem Kapp-Putsch nicht ihre Macht ausbauen können, wäre eine solche »neue Kunstauffassung« nicht durchzusetzen gewesen. Weil aber die Gewerkschaften sich nun



Abb. 5. Walter Gropius, Denkmal der Märzgefallenen, Weimar, 1922

einmal für Gropius entschieden hatten und weil zumindest die politische Mehrheit eine Sühne der »Märzgefallenen« für notwendig hielt, leistete sich Weimar das wohl modernste Monument seiner Zeit – und dies auf dem Friedhof, auf dem auch Schiller und Goethe und die Weimarer Herzöge begraben liegen.

»Der Blitz-strahl aus dem Grabesboden als Wahrzeichen des lebendigen Geistes‼«, so schrieb Gropius unter seine erste Idee. Da setzte der Strahl noch an einer glatten Grabplatte an. Im ausgeführten Entwurf wächst der Strahl aus kantig gefalteten und winklig gebrochenen Plattenformationen heraus. Die Energie, die im Kristall des Hochkörpers kulminiert, wird anschaulich von unten, vom »Grabesboden« hergeleitet. Formal ist das sehr eindrücklich, als Botschaft aber schwer lesbar. Ein Ehrenmal, ein Grabmal – so viel steht fest, aber nimmt man »Denkmal« ernst, woran sollen wir denken? Ein umgekehrter Blitz aus Beton? Es geht Gropius wohl vor allem um die Dauer der energetischen Entladung, die als »Geist« nicht nur »lebt«, sondern auch aus dem Grund heraus aufstrahlen kann. Was man dem ortsansässigen Schiller vorgeworfen hatte, die »Flucht ins Geistige«, wandelt Gropius umgekehrt zur Sprengkraft des Geistigen um. Diese Verneinung des Gegensatzes von Geist und Tat war das Erbe, das die Expressionisten in den Umbruch nach 1918 eingebracht hatten. Der Ruf nach geistiger Erneuerung und »Leibwerdung des Geistes« wurde zu einer Art Dauerton der Weimarer Zeit. Noch 1931 wiederholte Karl Jaspers in *Die gei-*

stige Situation der Zeit dieses Credo: »[D]er Mensch ist Geist, die Situation des eigentlichen Menschen seine geistige Situation.«[111] Andererseits muss man an Hegels Wort vom »nach außen gerissene[n] Geist« denken, der die Unruhezeit um 1800 erfüllte. Eckart Goebel hat diese Formulierung auf den geistigen Zustand der Weimarer Zeit übertragen und konstatiert: »Eine Deutung des Geistes als Substanz ist unmöglich geworden.«[112] Dem »nach außen gerissene[n] Geist« substanziellste Gestalt zu verleihen, ihn in Beton zu gießen, hat dann doch einer 1922 versucht – und meinte mit dem Emporgerissensein ein utopisches Moment.

Acht Tage nach den Morden in Weimar und zwei Tage vor den Morden in Mechterstädt wurde im Reichstag das Gesetz zur endgültigen Bildung des Freistaates Thüringen beschlossen.[113] Ein unglücklicher Anfang. Das Land blieb tief gespalten, so tief wie seine Landkarte, die ein zerklüftetes Gebiet mit drei Exklaven und neun Enklaven aufwies. Die Klassen tendierten jeweils zu den extremen Parteien bzw. zu den extremen Flügeln der Parteien, die die Regierung bildeten. Die Koalition aus SPD und KPD, die erste im Reich, wurde 1923 durch Reichsintervention, sprich: durch Waffengewalt, niedergeschlagen. Dasselbe passierte der NSDAP nicht, als sie 1932 die erste Landesregierung (in Koalition mit dem Landbund) bildete. Ein Gewinner der neuen Zeit war aber zweifellos die Stadt Weimar, die, obwohl nicht die größte im Land, zur Hauptstadt aufstieg. Es gab Kräfte – Teilnehmer des Trauerzuges vom 18. März 1920, wie wir vermuten dürfen –, welche die Hoffnung hegten, das »Dritte Weimar« aufzubauen, das der Kunstsammler, Mäzen und Schriftsteller Harry Graf Kessler ersehnt und für das er kurze Zeit vor 1914 hatte wirken dürfen. Die Chancen dafür schienen anfangs nicht schlecht zu stehen: Kessler behielt seinen Wohnsitz in der Stadt, das Bauhaus fing 1919 in Weimar an, engagierte Schul- und Hochschulgesetze wurden erlassen, der »Jena-Plan«, ein Schulentwicklungskonzept von epochaler Bedeutung, kam aus Thüringen, »Volksbildung« wurde vielleicht nirgendwo intensiver betrieben als hier, im Museum und im Theater setzte sich die Moderne durch. Aber völkische, nationalistische und schließlich nationalsozialistische Kreise opponierten gegen jeden dieser Schritte. Das Theater gewann einen zweifelhaften Ruhm als Schauplatz veritabler »Publikumsschlachten«. In der Stadt der deutschen Klassik gab jetzt ein Mann wie Adolf Bartels den Ton an, ein militant antisemitischer und völkischer Schriftsteller, Erfinder des Wortes »Heimatkunst«, Verfasser von *Warum ich die Juden bekämpfe* (1919) und *Der Nationalsozialismus. Deutschlands Rettung* (1924). Bartels' Konkurrent bei der Suche nach dem nationalistischen und rassistischen Extrem war Artur Dinter, der sich 1919 in Weimar niederließ.[114] Er hatte zwei Jahre zuvor den Roman-Bestseller *Die Sünde wider das Blut* veröffentlicht, den ersten Band einer Trilogie mit dem Titel *Die Sünden der Zeit*. Früh ein Unterstützer Hitlers, vertrat er seit 1924 dessen Politik im Thüringischen Landtag und wurde von Hitler noch aus dem Gefängnis heraus zum Gauleiter Thüringens ernannt. Er war der Herausgeber der in Weimar erscheinenden Zeitschrift *Der Nationalsozialist*. Bei der Neu-

gründung der NSDAP 1925 wurde er mit der höchst ehrenvollen Mitgliedsnummer 5 belohnt. Bartels und Dinter waren also das neue Dioskurenpaar Weimars, die Nachfolger von Goethe und Schiller.

Die Rechte rüstete organisatorisch und ideologisch auf, um den Symbolort zu besetzen und mit nationaler Geltung auszustatten. Sie sprach von »Weimar« in Anführungszeichen, von einem Weimar also, das über dem real existierenden schwebte – das war für sie das »höchste Symbol reinster Deutschheit«. »[W]ir wollen […] jenes ›Weimar‹«, schwor einer der völkischen Weimarideologen, »das tor- und mauerlos als eine Geistesstadt, als eine Tempelstätte bewusster Schöpferkraft […] sich längst über die halbe Erde ausgedehnt hat und täglich, stündlich immer weiter wächst, in alle Herzen bauen.«[115] So wurde das reale Weimar zum bevorzugten Austragungsort rechtsgerichteter Veranstaltungen eher militärischen Zuschnitts, die gewissermaßen die Koalition der beiden deutschen Symbolorte Weimar und Potsdam zu besiegeln trachteten.[116] Harry Graf Kessler trug in sein Tagebuch einen sehr genauen Bericht über den »Deutschen Tag« am 17. August 1924 ein – das war der Höhepunkt des Reichsparteitags der »Nationalsozialistischen Freiheitsbewegung Großdeutschlands«[117]:

> Nachmittags von 2½ Uhr an marschiert das Hakenkreuz Heer in Zugkolonne mit Standarten auf dem Theaterplatz vor dem Nationaltheater auf. Zwei Musikkapellen stehen beim Schiller-Goethe-Denkmal und spielen ohne Unterbrechung Armeemärsche. Rings steht ›Volk‹; auf dem Balkon des Nationaltheaters Ludendorff, umgeben von völkischen Abgeordneten und Damen. Die Hakenkreuztruppen, etwa 3000 Mann, bilden ein Carré; die Mitte des Platzes bleibt leer.[118]

Im weiteren Verlauf der Großkundgebung sprach Ludendorff vor dem Hintergrund von »zwei Dutzend blutroten Hakenkreuzfahnen« einen Schwur vor, der als »Deutsches Kulturbekenntnis« überschrieben war und von den »Hakenkreuzlern«, aber nicht vom »Volk«, wie Kessler beobachtet, nachgesprochen wurde. Zu schwören war

> [t]rotz der außenpolitischen und innenpolitischen Not die deutsche Kultur und das deutsche Wesen hoch und rein zu halten, über den Parteigeist und die innere Zerrissenheit und die Bedrängnis von außen die deutsche Kultur, für welche Weimar Symbol und Heimstätte ist, zu stellen, sie zu erneuern, zu pflegen und für diese Kultur ein wichtiges öffentliches Bekenntnis abzulegen.[119]

Graf Kessler schreibt kein Wort dieses Schwures nieder. Die Wahrnehmung der Uniformierten, der Träger der schwarz-weiß-roten Schleifen, der Marschmusik offenbar-

ten für ihn den Klartext des »Bekenntnisses«: »eine öffentliche Verschwörung zum Zwecke eines Staatsstreiches«, nennt er den Akt. Man darf daran erinnern, dass das Nationaltheater, auf dessen Balkon Ludendorff auftrat, der Ort war, an dem die Verfassung der Weimarer Republik beraten und beschlossen wurde. Die Veranstalter, unter ihnen der Stahlhelm, der Wehrwolf, der Scharnhorst-Bund Deutscher Jungmannen, der Deutsche Offiziersbund und andere hatten den Tag unter Auflagen als Versammlung mit unpolitischen Zielen angemeldet. Deswegen das Bekenntnis zur »deutschen Kultur«, das der Graf richtig als »eine unverschleierte Truppenanwerbung für den Bürgerkrieg« las.

Kein Wunder also, dass seit 1924, seit dem Ende der sozialistischen Landesregierungen, die Kulturträger die Stadt verließen. Der fortschrittliche Theaterintendant Ernst Hardt wich noch im selben Jahr dem Druck, 1925 hatte man das Bauhaus vertrieben. In dem populärsten Weimar-Führer der Zeit, in Leonhard Schrickels Buch *Weimar. Eine Wallfahrt in die Heimat aller Deutschen,* wird das Nationaltheater nicht mit einem Wort erwähnt, sondern wohl deswegen mit Nichtbeachtung bestraft, weil es auch der Geburtsort der vom Autor gehassten Republik war. Was er dieser grundlos vorwarf, sie habe an »Kulturgütern unendlich viel vernichtet«, wurde dann von Leuten seiner Gesinnung verwirklicht. In dem vom Bauhaus verlassenen Gebäude übertünchte man Oskar Schlemmers Wandbilder, im Museum wurden 70 als »entartet« deklarierte Gemälde abgehängt, Filme, Bücher und Zeitungen kassierte die Zensur. Das geschah schon unter Innen- und Bildungsminister Wilhelm Frick, der 1930/31 dieses Amt übernommen hatte und damit der erste Minister in Deutschland war, der auf dem nationalsozialistischen Ticket ins Amt gekommen war. Er berief den Rassekundler H. F. K. Günther an die Universität Jena und machte den Kunstpapst der Rechten, Paul Schulze-Naumburg, zum Leiter der Weimarer Kunsthochschule. Letzterer hatte in *Kunst und Rasse* 1928 begrifflich und propagandistisch vorbereitet, was die Nationalsozialisten dann in ihrer Ausstellung »Entartete Kunst« im großen Stil ausführten: Kunstwerke der Moderne wurden mit Fotografien von körperlich und geistig Behinderten zusammengespannt.

Thüringen und speziell Weimar qualifizierten sich als »Probebühne«, als »Experimentierfeld« der nationalsozialistischen Machtergreifung. In Weimar kamen einmal die großen Dramen der deutschen Klassik zur Uraufführung, jetzt sammelte der Ort die Premieren der nationalsozialistischen Bewegung. 1926 konnte die NSDAP wiederum im Nationaltheater ihren ersten Parteitag nach dem Verbot begehen. Aus dem schon erwähnten Arthur Dinter, seines Zeichens Gauleiter von Thüringen, tönte es: »An der Stelle, wo Ebert saß, sitzt und steht heute Adolf Hitler [...]. Das ist der Beginn der neuen Zeit.«[120] Frick war der erste nationalsozialistische Minister, 1932 kam in Thüringen die erste rein nationalsozialistische Regierung an die Macht, und 1933 konnten die Thüringer stolz darauf sein, dass ihr Staatswappen als erstes ein Hakenkreuz zierte. Hitler beobachtete die Vorgänge im kleinen »Trutz- und Mu-

stergau« Thüringen sehr genau; er hat Weimar über 40 Mal besucht[121], und er wäre beinahe vom Land Thüringen zum Beamten und damit zum deutschen Staatsbürger gemacht worden – Frick hatte zuerst versucht, ihm eine Professur an der Weimarer Kunsthochschule und dann einen Polizeiposten in Hildburghausen zu verschaffen, scheiterte aber am Veto Preußens. Weimar »kippte« also schon lange, bevor die nach ihm benannte Republik unterging.

Die Kehrseiten der Vielfalt III: Das Vielzuviel und die Überforderung

Vielfalt, wie sie die Stadt Weimar zwischen 1918 und 1933 erlebte und erzeugte, war negative Vielfalt, unfruchtbare Vielheit, weil die Akteure auf Hegemonie und auf Vernichtung der Gegenseite zielten. Es mangelte an der Grundtugend jeder Demokratie, an der verantwortlichen Opposition. Der Weimarer Dauerversuch in Freund-Feind-Unterscheidung hatte mit ihrem Vordenker Carl Schmitt den Sinn, »den äußersten Intensitätsgrad einer Verbindung oder Trennung, einer Assoziation oder Dissoziation zu bezeichnen«.[122] So verstanden war Weimar äußerst intensiv, die Stadt und die nach ihr benannte Epoche. Schmitt hatte ja in *Der Begriff des Politischen* (1932) unmissverständlich erklärt, dass der Kampf gegen den Feind nicht Konkurrenz bedeute, »nicht den ›rein geistigen‹ Kampf der Diskussion, nicht das symbolische ›Ringen‹, das schließlich jeder Mensch irgendwie immer führt [...]. Die Begriffe Freund, Feind und Kampf erhalten ihren realen Sinn dadurch, dass sie insbesondere auf die reale Möglichkeit der physischen Tötung Bezug haben und behalten.«[123] So gesehen war es konsequent, wenn die Nationalsozialisten Weimar mit der Ansiedlung eines der größten Konzentrationslager »auszeichneten«.

Eine andere Form der Vielfalt war nicht unbedingt antagonistisch und zerstörerisch, sondern einfach nur zu viel, übermäßig komplex und ließ sich nicht mit den gegebenen und erst recht nicht mit den neuen Strukturen bewältigen. Als Vielheit ist Vielfalt auch ein Mengenproblem. Aus dieser Perspektive betrachtet, ging die Republik als ein extremer Fall von Überforderung zugrunde.

Zu diesem Defizit sei auch ein Beispiel angeführt, das auf den ersten Blick abgelegen erscheinen mag, in Wirklichkeit aber wie der Fall Weimar Grundsatzfragen der Republik berührte. Es geht um das Projekt »Reichsehrenmal«, das mehr oder weniger intensiv seit 1924 diskutiert wurde.[124] Es sollte an einem geeigneten Ort außerhalb Berlins der Toten des Weltkriegs gedenken. Schon während des Krieges wurde die Konzeption eines heiligen Hains angeregt, an der sich auch die seit 1924 entste-

henden Projekte orientierten. Das Reich wollte damit einen deutlichen Akzent gegen die Hauptgedenkstätten der Gegner setzen, die alle die Mitte der Hauptstädte belegten – ein beredtes Beispiel ist das hypertrophe Monument für Vittorio Emanuele in Rom, das 1922 durch die Beisetzung des Unbekannten Soldaten in das nationale Kriegerdenkmal umgewidmet wurde. Durch seine unmittelbare Nähe zu Forum Romanum und Kapitol trug es zu einer höchstmöglichen Verdichtung der Denkmalorte bei. Diese Art von Zentralisierung lehnte man als Reich und Föderation von Freistaaten ab. Man wollte unbedingt, dass die deutsche Landschaft und besonders der deutsche Wald »zu feierlicher Andacht und stillem Gedenken« einladen. Elias Canetti hat als die zwei »Massensymbole«, um die sich das Deutschland nach 1871 scharte, das »Heer« und den »Wald« herausgestellt.[125] Versailles hatte Deutschland das »Heer« genommen – ihm blieb eine Rumpfarmee; jetzt musste der »Wald« für die toten Krieger und das verlorene »Heer« einstehen, der Wald, der aber doch auch das Lebenselement der Germanen gewesen war und von daher die Wiedergeburt aus der Frühgeschichte versprach. Dieses nationale »Ehrenzeichen der Trauer um das Vergangene« müsse, so der Reichspräsident, »zugleich die Lebenskraft und den Freiheitswillen des deutschen Volkes verkörpern« – eine ebenso vage wie herausfordernde Vorgabe. So wäre neben Weimar und Potsdam ein dritter Symbolort markiert worden – ein Wettbewerb, an dem sich damals mit ganz anderen Inhalten viele Regionen und Vordenker beteiligten. Die Festung Ehrenbreitstein gegenüber dem wilhelminischen Deutschen Eck in Koblenz hatte Alfons Paquet vorgesehen, um sie als Akropolis eines neuen Rheinbundes zu nutzen. Viele, unter ihnen Matthias Schaffner, hatten die Marienburg in Ostpreußen im Sinn, wenn es um symbolische Grenzsicherung ging. Als Ort nationaler Selbstvergewisserung stand das Hermannsdenkmal bei Detmold weiterhin hoch im Kurs. Diese Symbolorte dienten als weltanschauliche Kürzel. In der Weimarer Zeit konnte man ganze Parteiprogramme in topographischer Kurzschrift wiedergeben: Mit »Sparta – Potsdam – Moskau« stenographierte zum Beispiel Ernst Niekisch das Programm der Nationalbolschewistischen Bewegung, der er vorstand. Jetzt aber galt es, einen neuen Ort zu schaffen und ihn mit universaler Geltung auszustatten. In Berlin – auch ein Symbolort, aber ein meist negativ besetzter – dachten die demokratischen Parteien daran, diese Geltung durch größtmögliche Beteiligung zu erreichen.

Der Weg zum Hain des Reichsehrenmals führte effektiv durch einen Wald, allerdings nicht einen aus lebenden Bäumen, sondern einen aus dem Papier, das man aus ihnen gewonnen hatte. Die Akten, die das Amt des zuständigen Reichskunstwarts anlegte, werden auf 165 000 Blatt geschätzt; die Liste der vorgeschlagenen Standorte ist 22 Seiten lang; ein erst 1932 ausgeschriebener Wettbewerb führte zu 1 821 Einsendungen.[126] Diese Zahlen lassen auf zweierlei schließen und das Ergebnis voraussehen: erstens auf ein echtes Bedürfnis, nicht nur der menschlichen Verluste zu gedenken, sondern auch diese Opfer in ein Zeichen der Einheit und Gemeinsam-

keit umzumünzen; zweitens auf ein hohes Maß an Partizipation, wie es eine Demokratie möglich macht, ja fordert. Nicht nur die schiere Zahl, sondern auch die für diese Zeit typische Vielfalt der künstlerischen Ausdrucksmittel sowie das sehr deutsche Gerangel der Verbände und Behörden, die jeweils Kompetenz für sich beanspruchten, führte schließlich zu dem Ergebnis, das am Ende vieler guter Vorhaben stand. Die Republik konnte diese zentrale Gedenkstätte nicht realisieren. Es wurden viele enttäuscht, die Angehörigen und die Wettbewerbsteilnehmer zuerst, dann aber auch ganze Regionen, Komitees, Arbeitsgruppen, Vereine. In einer ungeübten Demokratie nahm eine solche Niederlage niemand sportlich.

Vom Staat erwartete man mittlerweile alles: Volkswohlfahrt, Kriegsentschädigung, Arbeitsplätze, Wohnungen, eine florierende Wirtschaft und eine Kultur der Repräsentation und des Ausdrucks gemeinschaftlicher Anliegen. »Auch das war eine Folge des Krieges, die ihn [den Staat] gezwungen hatte, die Lenkung der Wirtschaft, die Regelung der Arbeitsbeziehungen und die soziale Fürsorge für die notleidenden, an erster Stelle die Soldatenfamilien und die Kriegsopfer, weitgehend zu übernehmen. Ein nicht mehr umkehrbarer Strukturwandel war in Gang gekommen.«[127] Die Republik musste die Lasten schultern, zu viele Lasten, wie die gerade zitierte Autorin, Ursula Büttner, im Titel ihrer Gesamtdarstellung zu verstehen gibt: *Weimar: die überforderte Republik*. Aber man darf wohl auch sagen, dass Weimar die große Herausforderung mit einer gewissen deutschen Lust an Programm und Planung annahm und dass dann sein Scheitern auch an den selbst hervorgebrachten hohen Erwartungen und Maßstäben gemessen wurde. »Das eigentliche Strukturproblem der Weimarer Republik war […] der immense Erwartungsüberschuss, der zu immer neuen Enttäuschungen führte und führen musste.«[128]

Das gilt auch für die Bewältigung dieser ganz speziellen Folgelast des Krieges, des Reichsehrenmals. Das Verfahren als solches zeugt von einer geradezu lähmenden Bereitschaft, es allen recht zu machen und den Prozess so durchsichtig wie möglich zu gestalten.[129] Die 1828 Entwürfe wurden zur Gänze in Berlin ausgestellt. Eine 17-köpfige Jury nahm die Arbeit auf und wählte in einem ersten Durchgang 153 Beiträge aus. Eine Stimme reichte, um einen Entwurf in die engere Auswahl zu nehmen. Dann wurde auf 65 Einreichungen reduziert, schließlich auf 20. Diese 20 wurden zu einem zweiten Wettbewerb aufgefordert; weitere 20, die es nicht geschafft hatten, erhielten ein kleines Preisgeld zur Entschädigung. Die Listen wurden veröffentlicht. In einer letzten Entscheidungsrunde konnte man sich schließlich auf den Sieger einigen: in der Nähe von Bad Berka in Thüringen, nicht weit von Weimar, sollte die Gedenkstätte entstehen.

Die Nationalsozialisten werden kurze Zeit später mit Hohn das Procedere bedacht und die 165 000 Blatt verächtlich beiseite geschoben haben. 1935 ernannte Hitler das als Grabstätte Hindenburgs eingerichtete Tannenbergdenkmal in Ostpreußen zum »Reichsehrenmal«. Statt eines zentralen Ortes im Reich wurde die östliche

Randlage gewählt, deren Richtungssinn zu neuen Taten anregte, »den kommenden Geschlechtern zur Nacheiferung«, wie Hindenburg in seinem Hammerspruch bei der Grundsteinlegung 1924 erklärte. Tannenberg ist auch insofern ein wichtiger Beleg in diesem Zusammenhang, weil diese Denkmalanlage ein weiteres Mal die ungleiche Konkurrenz zwischen Preußen und dem Reich unter Beweis stellt. Preußen gelang im Alleingang nicht nur die Errichtung dieses imposanten Monumentes in Ostpreußen, es besetzte mit dem von Heinrich Tessenow nicht weniger, aber ganz anders eindrucksvoll gestalteten Ehrenmal in Schinkels Neuer Wache die Mitte der Hauptstadt.

Auch andere Kulturen fußen auf Gräbern. Wäre es dem Reichskunstwart Edwin Redslob gelungen, das Reich um eine neue sepulkrale Mitte zu sammeln, dann hätte er zumindest auf diesem Sektor seine dunkle Erfolgsstrecke fortsetzen können. Der mit der Ausrichtung nationaler Totengedenkfeiern betraute Redslob zollte sich einmal Eigenlob und Kritik zugleich, als er sagte: »Es muss doch erschüttern, dass die großen Kundgebungen der Republik, in denen Reichsgedanke und Volksgedanke eines wurden, Trauerfeiern waren.«[130]

Aus der Denkmalmanie des 19. Jahrhunderts wurde Denkmalphobie. Vom Hamburger Rathausmarkt »karrte« man das opulente Kaiserdenkmal ab, und als das Mal für die 40 000 Hamburger Kriegstoten endlich 1931 fertiggestellt war, eine neusachlich schlichte, hohe Stele mit einem Relief von Ernst Barlach, wurde es nicht förmlich eingeweiht: zu umstritten waren Form, Bild, Ort, Inschrift. Der Fokus lag auf dem Pathos der Hinterbliebenen, nicht auf dem der Krieger. Der Wettbewerb war schon schwierig genug gewesen, jetzt musste der Senat zu seiner Rechtfertigung eine Broschüre herausbringen, in der »führende Männer« Deutschlands die Lösung guthießen. Der zuständige Oberbaudirektor Fritz Schumacher erinnerte sich: »Die stille Morgenfeier der Enthüllung bestand darin, dass der Regierende Bürgermeister auf dem noch menschenleeren Platz einen Lorbeerkranz am Denkmal niederlegte. Ich streifte ungesehen in den Alsterarkaden herum. Barlach war nicht erschienen.«[131]

Nähe der Anschauung: Deutschlandbücher, eine erste Annährung

In den beiden folgenden Hauptteilen, die dem Land und den Städten der Deutschen gewidmet sind, werde ich mich verstärkt auf »Deutschlandbücher« und »Deutschlandbilder« beziehen, Schriften, Fotoserien und Kunstwerke, die sich der Aufgabe verschrieben haben, Deutschland als Ganzes in den Blick zu nehmen, wobei »als Ganzes« auch »für das Ganze besonders exemplarisch« heißen kann. Entgegen der

Feststellung, die dem Leser auf der ersten Seite von Musils *Mann ohne Eigenschaften* aufgedrängt wird: »Die Überschätzung der Frage, wo man sich befindet, stammt aus der Hordenzeit, wo man sich die Futterplätze merken musste«, ganz entgegen also dieser Indifferenz in Sachen Standortfragen wollten viele Autoren von Deutschlandbüchern wissen, wo sich ihr Land befindet und wo sie sich in ihm befinden und nahmen dazu konventionelle oder spezielle und neue Perspektiven ein.

Unter die konventionellen Bücher würde ich Hermann Hesses *Nürnberger Reise* zählen, ein Buch, das 1927 herauskam und literarisch eine Reise durch Süddeutschland verarbeitete, die der seit langem in der Schweiz lebende Dichter zwei Jahre vorher angetreten hatte. Sie führte ihn zu den »Heiligtümern« der Kindheit und Jugend und weiter durch das republikanische Deutschland, durch ein tendenziell fremdes Land, das er vor allem aus der Zeitung und aus vielen Briefen kannte. Heimweh und Neugier könnte man als die primären Antriebe voraussetzen, aber im Grunde ist ein anderes, ebenfalls klassisches Motiv viel stärker: Hesse befand sich wieder einmal in einer tiefen Lebens- und Schaffenskrise. Es erinnert an den Goethe der italienischen Reise, wenn Hesse sich überlegt, die Schriftstellerei ganz aufzugeben und als Maler weiterzumachen. Die Reise soll ihn ablenken, stärken, wiederherstellen und anregen. Was aber geschieht? Der Autor der Gedichtesammlung *Krisis* (1929), der Reisende mit dem von ihm selbst so bezeichneten »Chaos-Blick«, trifft auf ein Land in der Krise, im Chaos und schaukelt sich hoch:

> Ich sah alles nur noch in die Auspuffgase dieser verfluchten Maschinen gehüllt, alles unterwühlt, alles vibrierend von einem Leben, das ich nicht als menschlich, nur als teuflisch empfinden kann, alles bereit zu sterben, bereit zu Staub zu werden, sehnsüchtig nach Einsturz und Untergang, angeekelt von dieser Welt, müde des Dastehens ohne Zweck, des Schönseins ohne Seele.[132]

Dies schreibt einer, der in einem kleinen Fremdenverkehrsort im Tessin die letzten 13 Jahre verbracht hatte, ein »Dorfbewohner und Studierzimmermensch«, ein »völlig Unmoderner«. Viele Reisende haben solcher Fremdheit viel abgewinnen können: scharfsichtige Analysen, satirische Übertreibungen, gespieltes Nichtverstehen oder aber – warum nicht? – die Wende, die überraschende Bekehrung zum anderen konnten die Folge sein. Hesse aber will, nachdem er sich auf den Weg gemacht hat, eigentlich nur das, was er auch schon vor der Reise wollte: nicht reisen. Er schreibt viele Seiten über die Gründe, aus denen er nicht gerne reist, lässt sich endlos über seinen Horror vor Lesungen aus und braucht so 51 Seiten von 100, um im Text nach Deutschland zu gelangen. Dort kommt er als Gast bei Freunden und in Luxushotels unter und wird natürlich immer umsorgt von Gastgebern, Freunden, Kollegen und Bekannten aus dem Publikum. Deutschland zeichnet sich aus durch seine großartigen

Kunstdenkmäler und die Unfähigkeit der Gegenwart, etwas Vergleichbares ihnen an die Seite zu stellen. Das Deutschland, das ihn abhält, das empirische Deutschland »wahr« zu nehmen, besteht für ihn aus dreckigen Bahnhöfen, hässlichen Kasernen,«überheizte[n] Dampfheizunge[n]« und aus einem »gemeinen Apparat« im Hotelzimmer: dem Telefon. »Es war alles trostlos.«

Die Hesse-Gemeinde gibt viel auf diejenigen Passagen, in denen der Dichter sich »zum Schwankenden der luftigen Brücke, zum Humor« bekehren möchte. Es wirkt diese Orientierung offenbar entspannend auf die Leser gewichtiger Weltanschauungsromane, die der *Nürnberger Reise* vorausgingen. Der Kontext aber wird nicht mitberücksichtigt. Zum einen hat das Buch keine humoristischen Züge, und Hesse kann sich nur vorstellen, »dass etwas wie ein Humorist in mir verborgen liege«. Zum anderen wäre die humoristische Reisebeschreibung tiefstes 19. Jahrhundert gewesen, in Deutschland durch Hesses Landsmann Friedrich Theodor Vischer unübertroffen verwirklicht. Wie aber definiert Hesse Humor? Humor ist für ihn gleichbedeutend »mit dem beständigen Wissen um ihre [der modernen Wirklichkeit] Zerstörbarkeit«: »Die Maschinen würden einst gegeneinander Amok laufen, die Arsenale ihren Kram entladen, und irgendwann würde da, wo heute eine Großstadt steht, wieder Gras wachsen und Wiesel und Marder schleichen.«[133] Ob solches Wissen ausreicht, um die neue Einstellung produktiv werden zu lassen, sei dahingestellt. Was auf jeden Fall aber fehlt, ist die Einbeziehung der eigenen, ebenso zerstörbaren Person und Position.

Hesse kauft sich auf der Reise eine Ausgabe der satirischen Wochenzeitschrift *Simplicissimus*, weil er Joachim Ringelnatz' darin erscheinende *Reisebriefe eines Artisten* so sehr schätzt. Mit Ringelnatz trifft er dann auch auf der letzten Station in München zusammen, ohne dass er daraus irgendein literarisches Aufhebens macht – genauso wenig wie aus seiner Begegnung mit Thomas Mann zur gleichen Zeit. Die *Reisebriefe* nun sind fast völlig deutschlandfrei. Sie tragen zwar Titel wie »Hanau«, »Kassel«, »Darmstadt«, aber man erwarte keine substanziellen Informationen über diese Städte. »Frankfurt an der Oder« möge als Beleg dienen: »Ich frage den Mixer an der Bar/ Was man an Frankfurt rühmen soll./ Da musste der gerade/ Mal raus. Und das war schade.«[134] Wir nehmen an, dass Hesse im aktuellen Heft vom 11. November 1925 den Reisebrief »Abstecher. Reichenbach im Vogtland« las:

Was wollte ich sonst in dieser Stadt
Als nur meine Fahrt unterbrechen;
Frug: ob sich hier ein Wirtshaus hat,
Wo Leut um die Zeit noch zechen. […]
Stieg aus. Bereute das. Doch ach:
Da flog mein Zug schon weiter hin.
Und ich stand nachts in Reichenbach.

Das lyrische Ich findet ein »Stammlokal«, wo es Platz nimmt, »beneugiert und verloren«, macht dann drei lange Striche: ——— und schließt mit dem Reim: »Gott segne die Azoren!«[135] Reichenbach reimt sich auf ach; wer in Reichenbach verloren geht, kann sich nur auf die Azoren wegdenken. Orte wie Reichenbach haben nicht sieben Bahnhöfe, sie bilden nicht den Knotenpunkt der großen Linien von Berlin nach München und von Breslau nach Berlin bzw. München, sie sind, bevor der Dichter sich ihnen zuwendet, ungereimt und erweisen sich im Lauf des Gedichts reimfähig oder nicht – für den Reimakrobaten ist das ihre primäre Qualität: »Ich brauche mindestens zwei Flöhe/ Für einen Reim auf Wilhelmshöhe.« Frankfurt an der Oder, die ungerühmte Stadt, stiftet keinen Reim, obwohl das sprachlich ginge, aber der Reisende verschickt Postkarten mit »Grüßen aus/ Frankfurt an der Entweder«. Man kann diese Dichtung für Solipsismus oder für ein großes Sprachspiel halten – der Lyriker darf das. Ringelnatz schreibt ja weder im engeren noch weiteren Sinne Reise*briefe* oder gar Reiseberichte, niemand würde die 1927 erschienene Buchpublikation für ein »Deutschlandbuch« halten. Berühmte Gedichte stehen darin, geographisch völlig ungebunden, wie das über das Reh, das aus Gips ist.

Am 14. Dezember 1925 publiziert der *Simplicissimus* das Gedicht »Antwort an einen Kollegen«. Hesse ist da schon wieder zu Hause und schreibt seine Reiseerinnerungen, die er am 18. des Monats abschließt. Vielleicht ist das Gedicht an Hesse gerichtet. Es handelt von Hesses Generalthema, dem Kampf um die Bipolarität und dem Aushalten der großen Widersprüche: »Ob du Artist, ob du Franz Liszt,/ Ein Christ, ein Mist, ein sonst was bist –/ Bezweifle es. Und dir zum Heil/ Bezweifle auch das Gegenteil.« Ringelnatz hat dieses Gedicht an das Ende der Buchpublikation der *Reisebriefe* (1927) gesetzt, denn ganz zum Schluss lässt er sich auf das Thema des richtigen Reisens ein. Man darf annehmen, dass Hesse, der Einsiedler von Montagnola, dem ununterbrochen auf Achse befindlichen Kollegen die Nöte des Reisens geklagt und sein neues Credo, die Flucht in den Humor, erklärt hat. Beides musste er Ringelnatz nicht sagen, aber dieser wird dem Besucher wenn überhaupt, dann nur aus dem oben konstatierten Grundsatz widersprochen haben. Das Gedicht endet mit den Zeilen: »Doch sollte etwas in dir wohnen,/ Bewirkend, dass du mich verstehst/ Und lachst und dankbar weitergehst/ Und dennoch etwas Bessres weißt,/ Dann glaub ich, dass du richtig reist.«[136] Als das Gedicht erscheint, war Hesse damit beschäftigt, das Fazit seiner Reise zu ziehen. »Was hast du nun auf deiner Reise gefunden und erreicht?«, fragt er sich. Die Antwort: »[N]ichts war anders geworden, nichts war in Ordnung gekommen«, muss ergänzt werden durch ein »für mich«. Die Befindlichkeit Deutschlands interessierte den Reisenden nicht, und »gefunden« hatte er ohnehin nichts, keine »Abenteuer des Zufalls« (Franz Hessel) hatten ihn herausgefordert, den *Stachel des Fremden* (Bernhard Waldenfels) hatte er nicht gespürt. Goethe, der Hesse so viel bedeutete, hatte das Welt-Ich-Verhältnis ganz anders, ganz allgemein, aber sehr gut auf den Reisenden anwendbar formuliert: »Der Mensch kennt nur sich selbst,

insofern er die Welt kennt, die er nur in sich und sich nur in ihr gewahr wird. Jeder Gegenstand, wohl beschaut, schließt ein neues Organ in uns auf.«[137] Gemessen an dieser Maxime hat Hesse gar kein Deutschlandbuch geschrieben. Wie man es anders machte, wird an viel späterer Stelle Hans Heinrich Ehrler zeigen, den ich hier schon nenne, weil er Hesse weltanschaulich und biographisch sehr nahestand und nicht zuletzt ebenfalls aus Schwaben kam.

Was Hesse für seine Reise nicht hatte, war ein Konzept, eine Idee. Das hätte für ihn den ungeliebten Ausflug zu stark aufgewertet. Das klassische konzeptionelle Deutschlandbuch der achtziger Jahre, Michael Holzachs *Deutschland umsonst: zu Fuß und ohne Geld durch ein Wohlstandsland*, hatte zahlreiche Vorgänger in der Zwischenkriegszeit. Am schlichtesten und auch literarisch anspruchslosesten war etwa das Konzept des Buches *Mit leichtem Gepäck durch Süddeutschland*, in dem ein armer Mann namens Willy Hoffmeister (als Autor: Kunrat Döhling) berichtet, wie er auf einer ausgedehnten Tour durch Süddeutschland ein Buch mit Lebensweisheiten verkaufte, das er selbst verlegt hatte und das er nun »unter das Volk bringen wollte«, die Klinken von Häusern in kleinen und großen Städten putzend (Abb. 6).

Man kann diese Art von Literatur »Zinken«-Bücher nennen, nach den graphischen Zeichen, die Gauner und Hausierer auf Tür und Tor hinterlassen, um ihren Nachfolgern etwas über den Charakter der hier Wohnenden mitzuteilen.[138] »Der Verkauf in Überlingen ging gut. Besonders zeigten sich die Lehrer der Oberrealschule entgegenkommend.«[139] Der Verfasser, über dessen Leben wir nichts wissen, behauptet zwar »nicht als Vergnügungsreisender« unterwegs zu sein, gleichwohl ist seine Wahrnehmung der von ihm besuchten Stätten die eines Touristen, gewissermaßen eines Touristen zweiter Ordnung. Er wägt überall die Vor- und Nachteile des Fremdenverkehrs ab, an dem er selbst freilich nur am Rande teilnimmt, als Gast einfachster Pensionen, aber nicht der Herbergen – es gab genug Menschen, die damals »mit leichtem Gepäck« unterwegs waren und von denen man sich absetzen musste. Das Umschlagbild macht es deutlich: Hier wandert ein Bürger. Wir nehmen einfach an, dass Döhling sein Buch für den Verkauf auf einer nächsten Runde geschrieben hat, zum Absatz in Orten, die darin vorkommen.

Eine Spezialistin im Genre »Zinken«-Literatur war die später als Kinderbuchautorin berühmt gewordene Lisa Tetzner (1894–1963), die als junge Frau auf die Wanderschaft ging und als Märchenerzählerin durch Thüringen, Bayern, Hessen und die Rheinlande tourte.[140] Sie war gewissermaßen der lebende Gegenbeweis gegen Walter Benjamins These, dass »der Erzähler […] uns etwas bereits Entferntes« sei.[141] Ein weiter Abstand klafft zwischen Döhling und Tetzner, ein Generationen-Abstand. Jugendbewegung und Wandervogel bewegen ihre Anhänger anders durch das Land der Deutschen; Fremdenverkehr wäre so ziemlich das Letzte, das die junge Rebellin im Sinn hat und bedienen möchte. Sie will vor Ort das »Volk« erreichen und es durch volksnahe Stoffe an seine Ursprünge, an sein Deutschtum erinnern; sie will

»die Dichtkunst von Buch und Papier lösen«. Aus den Erfahrungen wurden wieder Bücher, vier an der Zahl, sogenannte »Fahrtenbücher«, veröffentlicht durch den Mäzen Eugen Diederichs zwischen 1919 und 1923: *Vom Märchenerzählen im Volke, Aus Spielmannsfahrten und Wandertagen, Im Land der Industrie zwischen Rhein und Ruhr.* 1926 publizierte Tetzner *Im blauen Wagen durch Deutschland: Gedanken und Plaudereien über Landschaft und Volk.* Mittlerweile Mitglied einer Laienspieltruppe geworden, teilte sie ihren Kollegen mit, was diese zu erwarten hatten, wenn sie an bestimmten Orten auftreten wollten. Noch einmal Benjamin: »Die Ausrichtung auf das praktische Interesse ist ein charakteristischer Zug bei vielen geborenen Erzählern. [...] Das alles deutet auf die Bewandtnis, die es mit jeder wahren Erzählung hat. Sie führt, offen oder versteckt, ihren Nutzen mit sich.«[142] Über die Rhön schreibt Tetzner:

> Von hier aus fahren wir in die Rhön. Diese unberührte, fast karge Rhönlandschaft hat wenig mit Thüringen gemeinsam und reicht, dem Wesen nach, schon zu Hessen. Mit seinem kernigen, unverbogenen Menschenschlag ist dieses Gebiet das denkbar beste für Laienspieler. – Die Rhön ist das Land der Siedler, der Abseitigen. Und die Rhön ist zugleich das Land der Jugendbewegung, der Tagungen, der neuen Versuche, Unternehmungen und Bestrebungen. Vielleicht ist es die Einsamkeit dieser Landschaft, die nach Konzentration drängt und die alle diese ideenreichen Menschen nach hier führt.[143]

Es geht pragmatisch darum, welche Märchen und welches Laienspiel zu welchem Ort, zu welchem Publikum passen. Zum Repertoire gehören unter anderem »Balladen- und Parabelspiele«, »Heimatspiele«, »Totentanzspiele« sowie »Religiöse Spiele zum Jahresfestkreis«. Da »Laienspiel Landschafts- und Volkskunst werden« muss, verfasst Tetzner diese Land-und-Leute-Kunde für ihre Spielerkollegen, damit sie »das Volk aus seinem Heimatboden heraus in seiner Vielseitigkeit erfassen« lernen.[144] Tetzner ist überzeugt davon, »dass der Mensch, dem Boden gleich, aus der Bodenbeschaffenheit seiner Landschaft hervorgeht, dass es die Licht- und Raumverhältnisse sind, die auf ihn einwirken und dass seine Arbeit ihm das Gesicht gibt«.[145] Diese Einstellung lässt sich zur Not auch auf das Ruhrgebiet anwenden, das sie als Märchenerzählerin schon seit 1919 bereist hatte, aber inspiriert ist die Autorin natürlich eher von Begegnungen mit Landschaften und Leuten wie etwa in der Rhön. Das lehrreichste und genuin »vielseitigste« Land aber ist für sie Thüringen, auch wenn sie dort in den größeren Städten das Umschlagen von Vielfalt in Vielheit feststellt: »Das Volk hier, die große Masse, ist aber schon erdrückt von dem Vielzuvielen der Stadt, von billigen Genüssen.«[146] Thüringen war in den ersten Nachkriegsjahren das Land der Mitte, der Freistaat mit einem fortschrittlichen Schulsystem, mit aufgeschlossenen Lehrern und Pfarrern, welche der Erzählerin und der Spielschar Schulen und Kir-



Abb. 6. Umschlag von Kunrat Döhling, *Mit leichtem Gepäck durch Süddeutschland,* 1933

chen öffneten, um ihr Wunschpublikum, die Jugend, zu erreichen. Vor der Wende nach rechts war Thüringen auch die Bühne des »Messias von Thüringen«, des Inflationsheiligen Friedrich Muck-Lamberty[147], dessen »Neuer Schar« sich Tetzner eine Zeit lang angeschlossen hatte. Die Schar zog von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, sie verkündete in Flugblättern und Ansprachen die Botschaft von der »Revolution des Geistes«, vom »Zusammenbruch des Alten« und der »Empörung der Jugend«, vor allem aber musizierte sie und tanzte und verführte das Publikum zum Mittanzen – bei einer denkwürdigen Zusammenkunft auf dem Domplatz zu Erfurt sollen sich 10 000 Menschen der Tanzextase angeschlossen haben. Hermann Hesse war mit Lisa Tetzner bekannt und nahm aus ihren Berichten Anregungen für seine Erzählung »Die Morgenlandfahrt« (1932), in der er die phantastischen Umtriebe eines Bundes von Wandervögeln, genannt die »Junge Schar«, schildert. Tetzner war auch dabei, als die Gruppe um Muck-Lamberty und bald die Öffentlichkeit und die Behörden gegen den »Messias« einen Prozess anstrengten. Der Anhänger der freien Liebe hatte nach Auffassung der Außenwelt eine »Haremswirtschaft« betrieben, in den Augen seiner Gefolgschaft aber gegen die hehren Prinzipien seines Führungsanspruchs gesündigt. Der Begriff der Inflationsheiligen kommt erst nach 1945 in Gebrauch – insofern ist es ein schöner Zufall, dass der »Sündenfall« Mucks im Jahr 1921 auf mehreren Notgeldscheinen der thüringischen Gemeinde Kahla dargestellt wurde.[148]

Tetzner war vielleicht die erste, welche die dynamischen Prozesse, die in einer solchen Gruppe stattfinden, höchst sensibel beschrieb. Das Prinzip, das in den sogenannten Thing-Sitzungen der »Neuen Schar« herrschte, die vollständige Offenheit der Aussprache, übernahm sie für ihre Bücher; zwar nennt sie selten Namen, aber die vielen Gespräche, die sie mit den verschiedensten Menschen führt, ergeben zusammengenommen so etwas wie eine Gesamt-Thing-Sitzung eines höchst diversen Deutschlands. Deutsche Märchen erzählt sie in der Schule, vor einer Literaturgesellschaft, auf Versammlungen der Kommunisten und der Nationalsozialisten (in Gesellschaft Hitlers), sie spricht vor abgesetzten Fürsten und in patrizischen Haushalten und beeindruckt in einer nächtlichen Session einen veritablen »König« – das kann nach Lage der dynastischen Verhältnisse nur Ludwig III. von Bayern gewesen sein, der in der Tat 1920, ein Jahr vor seinem Tod, nach Deutschland zurückgekehrt war. Genauso aber fesselt sie Straßenkinder auf einem leeren Stadtgrundstück:

> Die Kinder fiebern vor Freude und Ungeduld. Sie sitzen unbequem. Es ist kalt. Sie sind in Mäntel gehüllt und versuchen die Hände zum Schutz unter den Kleiderfalten zu verbergen. Aber sie bewegen sich nicht, und während ich erzähle, sitzen sie andächtig auf ihren Ziegeln und Mauergerät. Die leeren Wände, Straßenlärm, Reklameschilder über uns sind weit weg verschwunden. Die Kraft des Menschen, sich abzuschließen und unempfindlich nach außen zu machen, ist größer als er glaubt. Ich fühle die Ge-

danken der Kinder in weite Ferne entschwunden, als seien sie aus ihrem eigenen Dasein entflohen.[149]

Als »Nomadin« steht ihr selten ein Hotelzimmer zur Verfügung, deswegen bezieht sie Quartier bei verarmten Bürgern, bei Arbeitern (zu zehnt in einem Raum!), in Villen und bei einer sozialistischen Jugendgruppe. Die 26-jährige muss eine sehr mutige und zielstrebige Frau gewesen sein; um die »Volksgemeinschaft« gewissermaßen persönlich erfahrbar zu machen, setzte sie sich geradezu planmäßig der sozialen Vielfalt Deutschlands aus. (»Volksgemeinschaft« war ein zentraler Begriff von Muck, lange Zeit vor Hitler.) Vom Reisebericht ihres Freundes Hesse unterscheiden sich Tetzners »Fahrtenbücher« diametral: experimentell, neugierig, dialogisch ist die eine eingestellt, skeptisch, ichbezogen, monologisch der andere.

Tetzner war verheiratet mit dem Thüringer Schriftsteller Kurt Kläber, einem KPD-Politiker. Sie hat ihre Deutschlandbücher aber nicht aus der Klassenkampf-Perspektive geschrieben. Das taten die Arbeiterschriftsteller Max Barthel und Alexander Graf Stenbock-Fermor, welche das werktätige Deutschland an vielen Orten aufsuchten. Ihre Bücher *Deutschland – Lichtbilder und Schattenrisse einer Reise* und *Deutschland von unten: Reisen durch die proletarische Provinz* heben wir für eine gesonderte Behandlung im dritten Teil auf. Das authentische Deutschlandbild zu erstellen hieß auch bei eingeschränkter Perspektive, ein großes Pensum zu bewältigen. Der Wanderer Hans Jürgen von der Wense, ein Extremfall zugegeben, soll in einem gar nicht mal so sehr großen Revier über 20 000 Kilometer zu Fuß zurückgelegt haben. Sein Freund Heinrich Hauser will auf 6 000 Kilometern das Ruhrgebiet erforscht haben. Diesmal im Auto. Ricarda Huch hat für ihr Deutschlandbuch 70 Städte besucht, Alfred Kerr für das seine 101 Orte und kleine Regionen. Andere bereisten nach Plan das ganze Land, Konrad Weiss zum Beispiel.

Diesem Trend zu neuer Augenzeugenschaft widersetzte sich der postimpressionistische Tucholsky, der Monteur: *Deutschland, Deutschland über alles* gibt ein Deutschlandbild, das am Schreibtisch erstellt wurde, aus ausgeschnittenen Zeitungsbildern und aus Texten, die zum großen Teil schon früher in Zeitungen erschienen waren. Um dieses in jeder Hinsicht extreme Deutschlandbuch verstehen zu können, muss man Tucholskys Verachtung alles »Reportierens« berücksichtigen. Im Grunde ist sein Buch als ein Versuch anzusehen, wie weit man ein Land beschreiben (besser: beschreien) kann, wenn man das Haus nicht verlässt. Tucholsky glaubte das zu können, weil er fand, dass sich draußen nichts geändert hatte. Das Buch ist natürlich auch ein Anti-Bildband und richtet sich damit gegen ein Medium, das, wie bereits angedeutet, in der Weimarer Zeit äußerst populär wurde.

Nicht nur Tucholsky, auch die anderen hier kurz angesprochenen Verfasser von Deutschlandbüchern sind nicht dem rechten Spektrum zuzurechnen. Das gilt im Grunde, wenige Ausnahmen beiseitelassend, für diese Gattung als ganze. Nur das

erste Buch, das unter dem schlichten Titel *Das Deutschlandbuch* erschien, war ein völkisches Machwerk, aber es kam erst 1935 heraus und wurde von dem Präsidenten der Reichsschrifttumskammer Hans Friedrich Blunck bevorwortet. Zwar kannten die Rechten auch in den Weimarer Zeiten keine höheren Werte und Worte als Reich, Volk, Stamm, Vaterland, aber – erfüllt von ihren Gewissheiten – schauten sie nicht genauer hin, sondern wiederholten gebetsmühlenhaft ihre alten Parolen. Wir haben das mit Thomas Mann oben schon als »mechanische Restauration« angesprochen. Als Ernst Glaeser 1929 seine Anthologie *Fazit: Querschnitt durch die deutsche Publizistik* herausbrachte, erklärte er, warum der Leser »Arbeiten von ›rechts‹ vermissen« werde: »[E]s ist nicht meine Schuld«, so Glaeser, denn es fänden sich im rechten Spektrum nur Texte, »denen jene Nähe der Anschauung fehlt«, eine Nähe, welche die von ihm ausgewählten Arbeiten auszeichne.[150]

Eugen Diesel: Der Weg durch das Wirrsal

Ich schließe den ersten Teil mit der Betrachtung dreier Deutschlandbücher, die ein und denselben Verfasser haben, Bücher, die bislang so gut wie unberücksichtigt geblieben sind und die auf Themen und Fragestellungen der beiden Hauptteile vorausweisen.[151] Ihr Autor wurde schon mehrfach zitiert: Eugen Diesel, Sohn des Erfinders Rudolf Diesel, geboren 1889, gestorben 1970. Nach einem abgebrochenen Maschinenbaustudium hatte er ein Studium der Paläontologie und Geologie angetreten, das er mit dem Doktor abschloss. Nach kaufmännischer Berufstätigkeit und Auslandsaufenthalten widmete sich Diesel ab 1925 ganz dem Verfassen von Sachbüchern, die oft einen technikgeschichtlichen und technikkritischen Ansatz verfolgen. Hohe Auflagen erlebten außer der Biographie seines Vaters die Bücher *Wir und das Auto* (1933) und *Das Phänomen der Technik* (1939). Seine drei Deutschlandbücher sind in der Zeit der Weimarer Republik herausgekommen: *Der Weg durch das Wirrsal: das Erlebnis unserer Zeit* (1926, 2. Auflage 1927, 3. Auflage 1930), *Die deutsche Wandlung: das Bild eines Volks* (1929) und *Das Land der Deutschen* (1931, 2. Auflage 1933). In diesen drei Schriften rückt Deutschland immer mehr ins Zentrum. Das erste Buch verweist schon im Titel darauf, dass es zu den zeitdiagnostischen Traktaten gehört, das zweite behält ebenfalls die Zeitfixierung bei, ist aber ganz eindeutig und geradezu systematisch konzipiert ein Deutschlandbuch, und das dritte, auf Geographie ausgerichtet, könnte auch heißen: »Das Land der Deutschen heute.« Zeit und Raum durchdringen sich also in jedem Fall, aber der Index verschiebt sich von der Zeit zum Raum.

Ich habe es oben schon mithilfe einiger Zitate angesprochen: Diesel ist durch und durch gegen Essentialismus eingestellt. Von der Technikgeschichte quasi genea-

logisch herkommend, interessieren ihn Temporalisierung, Wandel, Geschwindigkeit; in Biologie und Geographie vom Studium her zu Hause hat er sich ebenso tief in Natur- und Kulturgeschichte, aber auch auf eigene Faust sozusagen in Philosophie und Soziologie eingearbeitet. Ein Multitalent nimmt sich das Multiversum Deutschland vor. In *Der Weg durch das Wirrsal*, Kampfschrift und Predigt zugleich, hören wir dem endlosen, aber auch sehr lebendig gestalteten Monolog eines Mannes zu, der am Versprechen der Maschine, am Erbe des Vaters verzweifelt ist und beklagt, wie die »Welt der Maschine« nun mit der »Welt der Abstraktion« (sprich: der Verwaltung, Organisation, Kommunikation, Reklame) zusammengeht, und wie dieses »Maschinenpaar« vom »Geist der Bilanz«, vom ökonomischen Kalkül regiert wird. Die Maschine kann die Fron nicht lindern, »weil mit jeder erklommenen Stufe der menschliche Bedarf steigt«. »Mit jeder erklommenen Stufe wird also das ä u ß e r e Bild glänzender, einwandfreier, hygienischer, der innere Aufwand an Mühsal, Not, Kampf ums tägliche Brot in der großen Masse bleibt der gleiche.«[152] Diesel fragt – er fragt in rhetorischer Manier sehr viel in diesem Buch –

> was die etwa fünfzehn bis zwanzig Millionen Pferdestärken der Kraftmaschinen im Deutschen Reich zuwege gebracht haben, um den Mann im Volke besser zu stellen. Manchmal könnte man sich an den Kopf fassen: Seht die Riesenelektrizitätswerke, die ungeheuren Förderanlagen, die Ozeandampfer, Hochbahnen, Fernbahnen an, wo fühle ich sie, wo bin ich freier, wo menschlicher, wo beglückter, wo reicher?[153]

Es ist eine erhabene »Sinnlosigkeit«, die aus den Fugen des Apparates grinst. Den Begriff Apparat führt Diesel vier Jahre vor Jaspers' *Die geistige Situation der Zeit* ein, wo er ebenfalls eine bedeutende Rolle spielt und ähnlich, aber viel weniger wütend adressiert wird. Diesel spricht im selben Zusammenhang auch von Amerikanismus, von Organisation und bündig von »Papier«. Aus dem »Brodem der Umformung« wachse »das Papier« – wir erinnern daran, dass zu den bleibenden Triumphen der deutschen DIN-Reform die Standardisierung der Papierformate gehörte und dass es 165 000 (vermutlich: DIN A4) Seiten waren, die der Reichskunstwart in Sachen Reichsehrenmal einsammelte:

»Wo aber ist unser Kompass durch diese Welt der Milliarden von zuckenden, sich gegenseitig verschränkenden Vorgängen? Es ist der papierene Apparat, der neben jedem von uns einhergeht, es ist der papierene Schwanz, der hinter uns einherschleift, es ist die papierene Hülle, worein wir wenige Stunden nach der Geburt gehüllt werden und die im Laufe der Jahrzehnte zu so herzbeschwerendem Panzer anschwillt, dass wir uns schließlich gerne ins Grab legen. Ach, über uns alle wird aufs peinlichste Buch geführt.« (Dazu in der Anmerkung: »Man hat neuerdings vorgeschlagen, jedem Säugling einen Fingerabdruck abzunehmen und diesen amtlich zu

registrieren.« In einer zweiten Anmerkung fragt der Autor, ab wann eigentlich Papierkörbe zum Inventar einer Wohnung gehören.[154])

Auf dem »Papier« basiert das »Reich der Mittelbarkeit«, das »Imperium spekulativer Abstraktionen«, die »Welt der Gespensterwerte«, kurz: das »Überreich«, was für Diesel alles Etiketten ein und desselben Gegenwartszustandes sind, den er aus dem »zivilisatorischen Firlefanz« hervorgehen sieht.

> Wo wir auch hingreifen, wir fassen selten mehr ins volle Menschenleben, sondern an Klingelzüge, Sprachrohre, Akten, Karteien einer ungeheuerlichen, grau begrifflichen Riesenorganisation; an tausend Vorgänge oder Dinge, die zwar irgendwelchen offenen oder verborgenen Zwecken dienen, die uns aber keine unmittelbare Freude oder lebendigste Anregung geben.[155]

Aus heutiger Sicht ist bemerkenswert, wie Diesel den volkswirtschaftlichen Gewinn entwickelter Kommunikationstechnik anzweifelt. »Es fragt sich, ob diese Menschen noch im Ursinn produktiv sind«, schreibt er mit Verweis auf die 17 000 Angestellten von Marconis »drahtloser Organisation« in England und die 107 Londoner Telefonämter mit 9 000 Mitarbeitern, welche 1,75 Millionen Verbindungen pro Tag herstellen. (Über den Computer, der ein halbes Jahrhundert später erst in der Betriebs- und dann in der Nachrichtentechnik eingeführt wurde, lässt sich ja auch vieles sagen, nur nicht, dass er eine Steigerung der Produktivität gebracht habe.)

Die »Welt der Maschinen, der Massen, der entfesselten Organisation, der unkontrollierbaren Abstraktion, der behördlichen Uferlosigkeit« hatte sich zuerst im Krieg herausgebildet[156]; in Friedenszeiten aber bedingt der »Imperialismus des Warenbegriffs« den »Triumph der Mittelbarkeit«. Die »Heiligkeit die Ware, dieses moderne Ding an sich« habe eine der »Gespensterwelten« dieser Zeit aufgerichtet, die Reizwelt der Reklame und der Warenzeichen, samt dem dazugehörigen Aufwand von »Papier«. »Die Ware ist ein öder und grinsender Tyrann.«[157]

Mit Tyrann ist gesagt, dass die moderne Welt des Eugen Diesel von »Mächten« oder »dunklen, unbeherrschbaren Gewalten« unterjocht wird, von ebenso trügerischen wie unfassbaren und unentrinnbaren Mächten. »Es kann sein, dass die Unlebendigen siegen, auf alle Ewigkeit!«, lesen wir auf der vorletzten Seite.[158] So wie Diesel Jaspers' »Geistiger Situation der Zeit« vorarbeitet, so nimmt er Heideggers zentralen Begriff der »Sorge« vorweg, einer strukturellen Sorge, die mehr an Kafka als an Heidegger erinnert: »Sorge kennzeichnet unseren heutigen seelischen Zustand. […] Unsicherheit und Sorge tritt überall dort auf, wo der Weg des unmittelbar Gegebenen, des Anschaulichen verlassen wird und abstrakte Zusammenhänge herrschen (Schopenhauer).«[159] Die Sorge ist die Reaktion auf das, was Diesel die »große Verschüttung«, die »künstliche Welt der Mittelbarkeit« nennt.

Hat das etwas mit dem Deutschland zu tun, in dem dieses Buch geschrieben wurde? Deutschland kommt erst auf den Plan, als Diesel, angeekelt durch das »Erlebnis unserer Zeit«, sich in die Lüfte erhebt und ein Land, das auf einmal sein Land ist, von oben sieht. Erst aus dieser Perspektive zeichnet sich aus dem »Wirrsal« so etwas wie Ordnung und Struktur ab, erst jetzt wird erkennbar, »wie wohlgepflegt Mutter Erdes Oberfläche sich darstellt«. Es fallen Ortsnamen, Stadtteile von Berlin werden genannt, »von oben möchte man nicht an soziales Elend und Nachkriegserscheinungen glauben«. Dann aber stürzt die Perspektive senkrecht nach unten, im Fernrohr erkennt der Flieger in einem Güterbahnhof Kisten mit »aufschablonierten Warenzeichen«. Die Kisten enthalten – das offenbart jetzt der Röntgenblick – »kleine Kisten zu je einem Gros. Inhalt: Rasierapparate. Jedes Kistchen beherbergt, in samtbezogener, ansprechender Form, das patentierte Apparätchen in Luxus- und Normalausführung. Das Kästchen selbst ist durch Gebrauchs- und Geschmackmusterschutz geschützt.«[160]

Und so geht es weiter in die Scheinwelt der Warenästhetik hinein oder besser hinab: »Patentes Glück« ist das Kapitel überschrieben, wirklich glücklich sind wir offenbar nur »oben«, wenn wir nicht in die Sphäre der Patente, Zeichen, Verpackungen, Güter, also in das »Überreich« der transnationalen Warenströme eintauchen. Diesel wird in seinem ersten Buch Deutschland nicht wieder von oben oder durch das Fernrohr betrachten. Aber er hat noch zwei Bücher vor sich, in denen er dies ausführlich und mit einer von Grund auf geänderten Einstellung tut. Wie das Titelwort »Wirrsal« vorgibt, breitet dieses erste Buch den Topos »Überforderung« bis zur Überforderung des Lesers aus. Dem Allzuviel aller Seinsbereiche ist kein Sensorium mehr gewachsen:

> Die Welt beherbergt zahlreichere Menschen als jemals zuvor, und jedes einzelne dieser Hirne empfängt mehr intellektuelle Schulung und massenhaftere Eindrücke als früher. Nicht nur die Ereignisse sind beschleunigt und angehäuft, auch der dem Geiste dargebotene Raum ist auf der Erde und im Weltall, im Makrokosmos und im Mikrokosmos, vervielfacht. Die denkende Substanz und die ihr dargebotene Masse ist multipliziert. Alle Bewegungen der Darbietungen sind beschleunigt. Auf das ›geistige‹ Leben hat es ein halbmechanischer Apparat endloser automatischer Registrierung und Reproduktion abgesehen. Neben dem in sich schon unübersehbaren Geistesgute [...].[161]

Man kann nur mit drei Punkten andeuten, dass diese Passage des Kapitels »Entfesselter Intellekt« noch lange nicht zu Ende ist, und irgendwie kann man sich nicht vorstellen, dass der hier beschriebene Zustand noch irgendeine Steigerung erfahren könnte ...

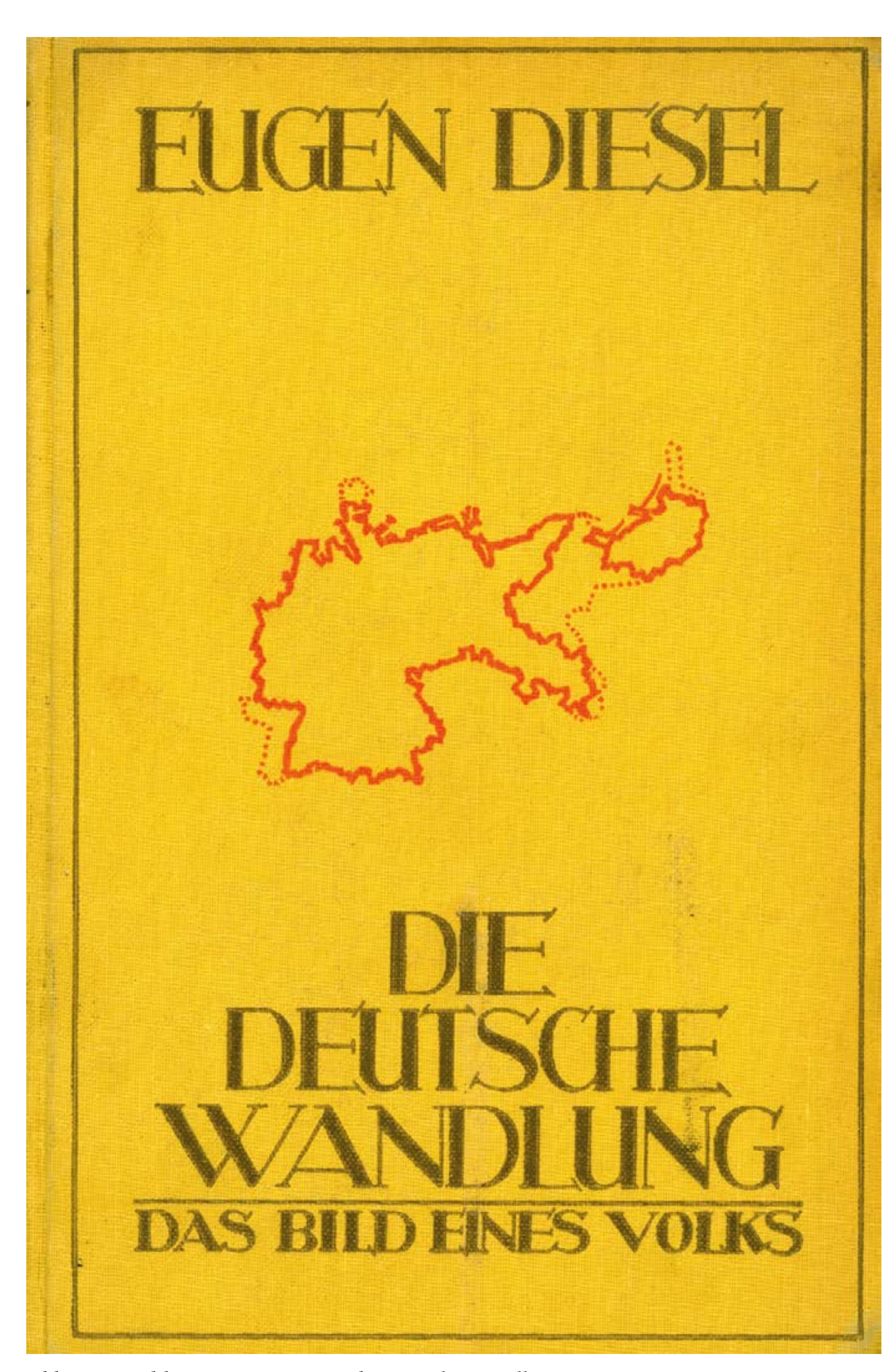


Abb. 7. Umschlag von Eugen Diesel, *Deutsche Wandlung*, 1929

Eugen Diesel: Die deutsche Wandlung

Die deutsche Wandlung: das Bild eines Volkes (1929; auf Englisch: *Germany and the Germans*, 1931) ist ein Buch ohne Bilder, aber es fängt mit einem Blick auf Deutschland an, der nur aus dem All gewonnen sein kann. Auf dem leinenen Buchumschlag sind, rot auf gelb geprägt, die Umrisse des Reichsgebiets eingetragen (Abb. 7).

Im Text heißt es: »In unserem Gehirn aber ruht Deutschland als bezeichnendes Kärtlein wie eine sauber ausgestanzte Schablone.« Das Kärtlein sei omnipräsent: auf dem Deckel des Kursbuches, in Reisebüchern und Zeitungen, in der Statistik und im Schulbuch, überall begegnet einem Deutschland in dieser emblematischen Gestalt. Wie liest man das Zeichen?

> Im Osten räumlich auseinander gerissen, mit punktierten Grenzen um abgetretene Gebiete, mit gestrichelten Linien um Österreich und die übrigen Siedlungsgebiete der Deutschen. Diese Liniengestalt ist, als Ausdruck von Schicksal und Kräftespiel, ein stärkeres und moderneres Sinnbild als die gefühlsumwogte Farbenflagge. Sie regt zum Denken an.[162]

Denken heißt zum einen über das Gestrichelte nachdenken: Über die ehemals deutschen Gebiete im Osten, Norden und Westen, über die Geschichte ihrer Zugehörigkeit und die Gründe ihres Verlustes, und natürlich auch über die ungewisse Zukunft ihrer Rückgewinnung. Diese Karte will zunächst einmal Zustand sein, einiges ist fest, anderes offen, und schon wird aus den wenigen Strichen die Inspiration für den Leitsatz, der Diesels neues Deutschlandbild trägt: Deutschland ist das Land des unablässigen Wandels. Diesel konnte dieses schon seinem Kärtchen absehen, andere mussten tiefer blicken, um dasselbe zu finden. »Das deutsche Wesen«, schrieb Ernst Bertram schon 1921, »empfindet sich als werdend; deutsch sein heißt im Werden sein, deutsch ist so viel wie werdend; deshalb drückt das deutsche Wort für das Seiende: ›Wirklichkeit‹ – nicht ein Sein, sondern ein Wirken, ein Werden aus […].«[163] Diesels analoge Sicht auf Deutschland: »Es ist kaum zu entscheiden, ob die Wandlungen nicht stärker sind als das Bestehende.« Er hatte, ohne es zu ahnen, recht sogar im Hinblick auf das scheinbar Beständigste, das Territorium, also das *Land der Deutschen*. Man denke an die Deutschlandkarten, die 1938 neu gezeichnet werden mussten, von 1939 bis 1945 in ständiger Veränderung waren, 1945 stark zusammenschrumpften und im Rest-Deutschland viergeteilt wurden, bis 1949 die Zweiteilung des Territoriums erfolgte, die bis 1990 anhielt. »Die Deutschen sind das Volk ohne Schema, denn ihr Land erscheint nach keinem klaren Willen und Takt geordnet […].« Das gilt in historischer wie in geographischer Hinsicht, und im Grunde müsste es heißen: Das deutsche Volk lebt in einem Land ohne Schema.

Nichts könnte dies besser ausdrücken als der grundverschiedene Charakter seiner Grenzen. Sie sind hier klar gezogen, an der Meeresküste etwa oder an den Alpen, und lassen dort kein »edelgeformtes Sinnbild der Grenze« erblicken, im Osten und Westen (mit Ausnahme der Vogesen-Kante) etwa. Und zu den vielen Widersprüchen, die Deutschland ausmachen, gehört die Zuordnung dieser Grenztypen: »Gegen Fremde [sprich: Franzosen und slawische Völker] besitzen die Deutschen schlechte, gegen Volksgenossen [sprich Österreicher, Schweizer] gute natürliche Grenzen.«[164] Diesels dritter Kernsatz aber lautet, Deutschland sei das Land »grenzenlos zwischen Grenzen«. Das bezieht sich auf die innere Vielgestalt und tönt den Tenor des gesamten Buches an: Deutschland als Pluraletantum, als Vielgestalt, aber auch als innerer Widerspruch. Wir haben den entscheidenden Passus schon mehrfach zitiert – hier nur noch einmal der erste Satz: »Dieses Umschlagen in verschiedenartige Welten ist überall etwas bezeichnend Deutsches.«

Der Unterschied könnte nicht größer sein: Drei Jahre zuvor hat der Autor die Welt und damit auch sein Land im Griff der Vielfalt abtötenden »Mächte« des »Überreiches« und des »Reiches der Mittelbarkeit« gesehen, heißen sie Organisation, Standardisierung, »Marke«, Patent oder »Papier«. Jetzt ist er von Anfang an darauf aus, mikrologisch bei einem drei Zentimeter hohen Kärtchen ansetzend, diese Vielfalt wieder zu sichern, sie aber in einem modernen Verständnis als Vielfalt im Wandel, als Vielfalt durch Wandel zu denken. Sehr viel später im Buch überschreibt Diesel ein Kapitel mit »Raumzeitliche Verschiebungen« und wählt für die Seiten dieses Kapitels Kolumnentitel wie »Kraft, Masse, Beschleunigung«, »Maschinenperspektiven« und »Motorische Heimat«. Vor allem die letzte Formulierung deutet an, dass die Enttäuschung über die Maschine sehr stark nachgelassen hat und dass die Vielgestalt der »motorischen Heimat« Deutschland durch schnelle Verkehrsverbindungen und größere Mobilität der Deutschen immer deutlicher hervortritt. »Seit dem maschinentechnischen Durchbruch beginnt Deutschland als geographisches, landschaftliches, wirtschaftliches Gebilde sich in unserer Seele umzuformen.«[165] »Unberechenbar« sei der deutsche Raum, nein, seien die deutschen Räume geworden, »durch die sich der Einzelne mit Maschinen bewegt«. Deutschland werde »raumlos und überräumlich, raumreicher und raumärmer, zusammengedrängter«, es stelle »ein Netz von zeitlich und räumlich aufeinander bezogenen Formeln dar, die nach dem Rhythmus der Maschine aufgebaut sind«. Damit schließt Diesel zu jener Einsicht auf, die Wilhelm Heinrich von Riehl bereits in den 1850er Jahren geäußert hatte. Die neuen Verkehrsmittel – in seinem Fall war es die Eisenbahn – trügen nicht dazu bei, »um augenblicklich dem Bewusstsein der Einheit, sondern umgekehrt dem einer unendlich reicheren und vielgestaltigeren Mannigfaltigkeit Platz zu machen«.[166]

Diesel vergleicht im Folgenden die Städteansicht eines Matthäus Merian mit den Bildern, die deutsche Städte und Landschaften vom Zug, vom Auto und vom Flugzeug aus darbieten, und das sind nicht nur »Maschinenperspektiven« mit bestimm-

ten Sehfeldern, Abständen und raumzeitlichen Koeffizienten – die schiere Tatsache der schnellen Verbindung führt zu den »angesprochenen seelischen Umformungen«, zu ganz unterschiedlichen Prägungen von Land und Leuten, die sich überlagern. Aber noch kann Diesel im Auto auch Geschichte und Geographie »erfahren«:

> Diese Biegung hier, jene Steigung dort ist unsere Straße, weil Vorfahren haderten oder erbten oder ein längst vertrockneter Sumpf dalag, und auf solche Weise vermählt sich die alte Heimat plötzlich mit dem Krafterlebnis durch die Maschine, die auf dem Gashebel ruhende Fußspitze vibriert mit der Geographie.[167]

Diese Mensch-Maschine-Land-Koppelung wird nicht mehr lange Bestand haben. Diesel weiß das auch: Die Amerikanisierung Europas wird fortschreiten, es wird »die Bannmeile einer alten ›Heimat‹ in Verflüssigungen und Überschneidungen« transformiert werden. Damit würde dann auch das »Kärtlein« seine charakteristische Geprägtheit verlieren.

Diesel hat sich also die Aufgabe gesetzt, um es noch einmal zu wiederholen, »die deutsche Wandlung zu schildern, da die deutschen Zustände im besonderen Maße fließen und eben diese ewige Wandlung etwas kennzeichnend Deutsches ist«.[168] Zwischen 1926 und 1929 hat sich Chaos in Bewegungsrichtung und Wirrsal in Vielfalt im Wandel transformiert, und Wandel und Vielfalt werden als große, chancenreiche Herausforderung begriffen, als Deutschlands Sendung. Ohne über Diesels Leben mehr zu wissen, können wir nicht sagen, was den Autor zu diesem Gesinnungswandel veranlasst hat, mit dem er als wandlungsfähiges Wesen sein Deutschsein unter Beweis stellt. Es scheint so, als habe die Konsolidierungsphase des Reiches ihn selbst gefasster gemacht. Im Grunde ist ja schon der Anfang von 1929 falsch – aus der Sicht von 1926 betrachtet. Mit Anfang ist das »Kärtlein«, das Deutschland-Kürzel auf dem Einband gemeint. Kaum etwas hatte Diesel 1926 so gereizt wie das Warenzeichen, die unheilige Ehe zwischen Mittelbarkeit, Abstraktion, Schema auf der einen und Kommerz auf der anderen Seite. Drei Jahre später macht er sich an die Lektüre der ubiquitären Schablone des Reichs im Zwischenzustand von 1929. Aber es scheint auch so zu sein, als hätte Diesel mit seiner Jeremiade von 1926 mehr Erfolg gehabt, da das Buch durch drei Auflagen ging, das zweite aber nur durch eine. Immerhin erhielt es ein großes Lob von Tucholsky, dem es niemand so einfach recht machen konnte.

1929 ist das Jahr des zehnjährigen Bestehens der Republik, sicher ein Grund für eine Bestandsaufnahme, aber nicht automatisch ein Anlass für eine positive Würdigung. In einer Kölner Zeitung liest man zum Beispiel: »Eine traurige Bilanz fürwahr. 10 Jahre Judenrepublik. 10 Jahre Volksbetrug, 10 Jahre Börsengaunerei. 10 Jahre erbitterter Kampf gegen diese Halunken und Verbrecher, die im Jahre 1918 der deut-

schen Front den Dolch in den Rücken stießen und uns an die internationale Judenhochfinanz verkauften und verrieten [...].«[169] Vor »roten Studenten« äußert sich aus gleichem Anlass Kurt Hiller: »Genossen! Nach zehn Jahren unterscheidet sich die deutsche Republik von dem Staatszustand, der vor ihr herrschte, erstens dadurch, dass Monarchen fehlen; zweitens dadurch, dass Verwaltung, Rechtsprechung und Gesetzgebung ungleich volksfeindlicher, ungleich rückständiger sind als zuvor.«[170] Also auch eine Wandlung, aber eine Wandlung zurück.

In welche Richtung geht aber Eugen Diesels Wandlung? Man hat sehr bald den Eindruck, dass er Wandlung mit schierer Bewegtheit identifiziert und als solche gutheißt – nicht unähnlich heutiger Business-»Philosophie«, die »Change« wie ein Sakrament verehrt. Wir können Diesel noch nicht einmal als Futuristen ansprechen, eher als den Phänomenologen eines Perpetuum mobile. Was er auf keinen Fall in das Konzept Wandlung aufnimmt, sind die Chaos-Elemente und die Finanzkrise. *Die deutsche Wandlung* war freilich schon erschienen, als die Weltwirtschaftskrise ausbrach. Diesels Anrufung eines »Überreichs« wird der positiven Aufnahme des Buches nicht gerade zuträglich gewesen sein. Er hatte den Begriff eindeutig negativ besetzt ja schon in seinem Traktat von 1926 verwandt. Drei Jahre später meinte er damit, was wir heute als Globalisierung ansprechen. Bei Diesel heißt Überreich Weltwirtschaft und Weltkultur, eine »vierte Dimension«, welche die alten staatlichen und kulturellen Ordnungen überspannt. »Eine Lokalpolitik ist nicht mehr möglich.«[171] So verstanden, bedeutet Überreich aber auch eine Enteignung des nationalistischen Slogans: »Über allem das Reich!«

Diesel, ein kühler Beobachter der großen Trends, weiß aber auch, dass diese »internationalen Zwänge« einen neuen Nationalismus zur Folge haben: »Alle Völker des schrumpfenden Planeten sind in eindrucksvoller Weise auf sich selbst aufmerksam geworden, und sie fiebern in ungeklärten neuen Nationalgefühlen umher, da noch nicht zu erkennen ist, was von dem alten Zustand preisgegeben werden muss und was in ihm gewonnen werden kann.«[172] Das verzweifelte Streben nach nationaler Identität werde aber überall durch die Internationalität des Wirtschaftens, Produzierens und Kommunizierens entkräftet.

> Immer noch handelt Alteuropa, als lebten die Völker flächenhaft nebeneinander. Aber genauso wie einst Pflug und Webstuhl in diesen alten Flächen von der Menschheit Besitz ergriffen, so haben nunmehr unwiderruflich Maschine, Funkspruch und Flugzeug übernationale Räume geschaffen, der Luftozean ist politisch, und kaum ein politischer Gedanke aus der alten Zeit kann in unseren Tagen noch einen brauchbaren Maßstab abgeben.[173]

Diesel ist 1929 der denkbar abgeklärteste und unpolitischste aller Deutschlandkundler. Er will sagen, »wie dieses Deutschland erscheint, wenn man es unbefangen auf-

nimmt«[174], und versucht dabei, »überpolitisch und überwissenschaftlich zu sein«. Er nennt seinen Ansatz »Geophilosophie«, was auch immer das heißen mag. Ganz bestimmt meint es nicht »Geopolitik«.

> Wir hören zwar in zahlreichen Ideologien, Programmen, Abhandlungen, was Deutschland sei und was es nicht sei [...]. Man liebt es besonders, mit schwer klärbaren Begriffen wie Volkstum, Volkheit, Staatlichkeit, Kultur, Rasse, Preußentum, Seele, Art, Wesen, Deutschtum zu arbeiten und sie dogmatisch heftig zu verwenden, als ob diejenigen unpatriotisch und ungebildet seien, die sich unter den nebelhaft verwendeten Worten wenig denken können.[175]

Deutsch sein heißt in diesem Sinne, »an einer kilometerlangen Mustersammlung von Idealen vorbeimarschieren müssen und gezwungen sein, nach Gemeinschaft zu schreien, statt sie zu haben [...].«[176] Es kann nicht ausbleiben, dass Diesel an dieser Stelle auch die negative Seite von Vielfalt anspricht, die Zerrissenheit heißt: In keinem anderen Volk werde derart heftig und widersprüchlich über sich selbst nachgedacht. Aus dieser inneren Zerrissenheit und Verpflichtung auf vage Merkmale entwickle sich »das deutsche Volk zum Volk des ›Ressentiments‹ gegen sich selbst«. »In weiten Pendelschlägen schwankt die deutsche Gesinnung zwischen Verrat und Verstiegenheit, zwischen Selbstaufgabe und heftigem Aufdrängen von Standpunkten.«[177] Diese Ausführungen überzeugen sofort – vom heutigen Standpunkt aus – und sind in ihrer Korrektheit gleichwohl hilflos. Diesel würde darauf erwidern, dass er alles im Fließen halten müsse und sich nicht festlegen könne, weil noch nichts entschieden sei, ja entschieden sein könne: den zeitgeschichtlichen Status Deutschlands beschreibt er als »Werkstatt«, auch als »tragische Werkstatt«, als »Laboratorium«, in dem ein zerrissenes Volk in zerrissener Zeit auf einem zerrissenen »Kärtlein« seine Zukunft ausprobiere. Und nicht nur seine Zukunft: »Da Deutschland stets eine Art von Laboratorium war, machte es sich immer viele Feinde. Jetzt ist es, je nachdem, die Sprengmine oder auch die Rettung Europas.«[178] Je nachdem.

Deutschland führt also vor den Augen der Welt in einer »Versuchszeit« den alles entscheidenden Test durch. Ein Volk ohne gefestigte Identität steht vor einer »Zerreißprobe«. Diesel hält es für noch zu früh, sich auf irgendwelche Überbegriffe wie Rasse, Nation, Volk etc. einzuschwören. Damit können wir noch einmal zu dem Punkt zurückkehren, an dem wir von der Hilflosigkeit sprachen, von der durchaus sympathischen und absolut korrekten Hilflosigkeit einer Argumentation, die das Volk und das Land »ohne Schema« quasi auf das Gegenschema rasant sich wandelnder Zeitumstände bringt. Diesel möchte kein Ideologe sein, aber noch nicht einmal die engagierte Ideologiekritik bedeutet ihm etwas. Ideologie ist »alteuropäisch«. Der Krieg ist gewesen, die Grenzen sind so, wie sie sind, teils durchgezogen, teils gestri-

chelt, sie waren immer schon instabil, das »Überreich« ist offen für alle, Deutschland befindet sich im »Schwebezustand« und ist gleichzeitig unter allen Nationen das Land »in wahrer innerer Sprungbereitschaft« – diese beiden Bilder bringt Diesel in einem Satz unter, seiner naturwissenschaftlichen Grundausbildung spottend und doch auf seine Weise das Richtige treffend: schwebend springen wollen – wieder, zum hundertsten Mal, werden wir darauf verwiesen, dass »das Bild [Deutschlands] in ein Werdendes verfließt«. Deutschland als Prozess zu denken ist die endgültige Absage an Deutschland als Ding an sich oder als Seinsgrund. Hegel hatte Kants Ding an sich als eine Abstraktion abgelehnt, die vor der Aufgabe zurückschrecke, ein Objekt aus der Fülle seiner Bezüge in der Welt zu bestimmen. Diesel verlangt nach einem solchen Deutschlandbild, ohne es in diesem zweiten Buch schon auszumalen. Noch arbeitet er am Programm und erklärt seinen Landsleuten, sie stünden vor der Aufgabe, »in einem Augenblick ein Volk zu werden, in dem die ganze Welt sich wandelt«.[179] »Deutschland muss, um sich als Volk zu behaupten und um ein Volk zu werden, sich nicht nur den Gesetzen der neuen Welt fügen, sondern es muss diese Gesetze in seinem Sinne ergreifen und umformen, um weiter bestehen zu können, kurz gesagt, es muss das modernste Land der Erde werden.« Das heißt für Diesel im Übrigen auch: Deutschland muss europäisch werden. Wie ein Parteiprogramm und wie Wahlpropaganda klingt das, nur hat es eine solche Partei in Deutschland nicht gegeben.

Diesels zweites Buch ist in jeglicher Hinsicht ein Manifest der »kulturellen Demobilisierung«.[180] Es ist ungemein wohltuend, einen Autor dieser Jahre zum Thema Deutschland zu lesen, der nicht jammert, deduziert, indoktriniert, schwärmt – kein Zweifel: Dies ist das freieste, unabhängigste Buch seiner Klasse, aber der von ihm ausgeblendeten Realitäten sind einfach zu viele, um mit diesem Buch wirklich zufrieden sein zu können. Weder Freund noch Feind treten auf. Das europäische Engagement und die internationale Perspektive werden traktiert, ohne dass mit einem Wort auf Völkerbund, Locarno etc. eingegangen würde. Auch die Kräfte, die Deutschland ganz praktisch zum Laboratorium machten, also etwa die Moderne in Kunst und Architektur, das Theater, die Pädagogik, sie haben in diesem Buch keinen Platz. Es hat etwas Neusachliches an sich. Wie ein Bau aus verborgenen Stahlstützen scheint es sich selbst zu tragen, da wird nicht mehr Stein auf Stein geschichtet, da kommen Extras wie Zitate, Statistiken und persönliche Erfahrungen einfach nicht vor.

Eugen Diesel: Das Land der Deutschen

In *Der Weg durch das Wirrsal* hatte Diesel, wie ausgeführt, einen Flugversuch über Deutschland unternommen und brutal abgebrochen, als er – gedanklich – in die Tiefen eines deutschen Warenlagers abstürzte. Der großformatige Bildband *Das Land der Deutschen* (1931) inszeniert ebenfalls ein Drama: »Dieses Werk sucht Deutschland vor allem durch das große Drama zu erfassen, wie es sich in der Wandlung seines Landschaftsbildes ausdrückt.«[181] Das Land wird »als ein von Wesen und Willen formbares Gebilde von höherem Rang« begriffen. Diesel bleibt also dem »kennzeichnend Deutschen«, der Wandelbarkeit, treu. In Anlehnung an das heute so aktuelle Sprechen von Biodiversity könnte man sagen: Geodiversity ist Diesels Leitkategorie, und die Aufgabe besteht darin, diesen eminent deutschen Tatbestand in 481 Aufnahmen, die meisten aus der Luft geschossen, zu demonstrieren, also Deutschlands Geographie zu »dramatisieren«. Diese Aufführung geht weit über das Einwirken von Erosion und Endmoräne hinaus – das kann man bei diesem Autor erwarten.

Der andere Bildband, den Diesel mitgestaltet hatte, hört auf den streng neusachlichen Titel *Das Werk: technische Lichtbildstudien* und erschien ebenfalls 1931 in der Reihe *Die blauen Bücher*. Man kann das Buch als eine Art bildgewordenen Widerspruch gegen die ökonomische und soziale Katastrophe der Jahre nach 1929 betrachten. Kein anderes Dokument der Zwischenkriegszeit zeigt so manifest, was Modernisierung und Rationalisierung in Deutschland erreicht hatten. Mit 18 Bildtafeln (von 70) setzt der Band ein Schwergewicht auf die modernen Brückenkonstruktionen, in deren Gitterstrukturen, schwingenden Bögen und steilen Pfeilern sich die Fotografen der Neuen Sachlichkeit verliebt hatten (Abb. 8). Aber die Brücken, klassische Infrastrukturmaßnahmen, meinen natürlich auch Verkehr, Bahnung der Waren- und Menschenströme und sind darüber hinaus als ein Symbol zu verstehen: Sie künden dann von der Hoffnung auf Verbindung auch weit auseinanderliegender Positionen, auf Überwindung unüberwindlich erscheinender Abstände. Dass keine der kühnen Aufnahmen beide Enden eines Brückenschlags zeigt, müsste man als negatives Vorzeichen verbuchen. Diese Brückenbilder kommen ohne den Menschen aus, wie fast alle anderen Fotografien auch, die Verkehrsmittel, Maschinen, Krane, Apparate, Sendemaste in »Lichtbildern« »studieren«. Dieses Studium könnte immanent der Test dafür sein, wie weit Fortschritt ohne den »menschlichen Faktor« gehen kann – im Jahr 1931, in dem die Arbeitslosenmarke von vier Millionen überschritten hatte. Das heißt: In moderner Formensprache wird ein Technikwunder, nicht ein Wirtschaftswunder Bild.

Die erste Tafel nach Diesels Einleitung aber ist der Erfindung gewidmet, die weltweit vom Triumph deutscher Technik kündete und für die illustrierten Blätter das liebste aller Bildmotive war[182]: der Zeppelin, hier das 238 Meter lange Luftschiff LZ 127, das 1928 mit dem Namen »Graf Zeppelin« vom Stapel lief und bis zur



Abb. 8. Brückenkonstruktion, aus: Eugen Diesel, *Das Werk*, 1931

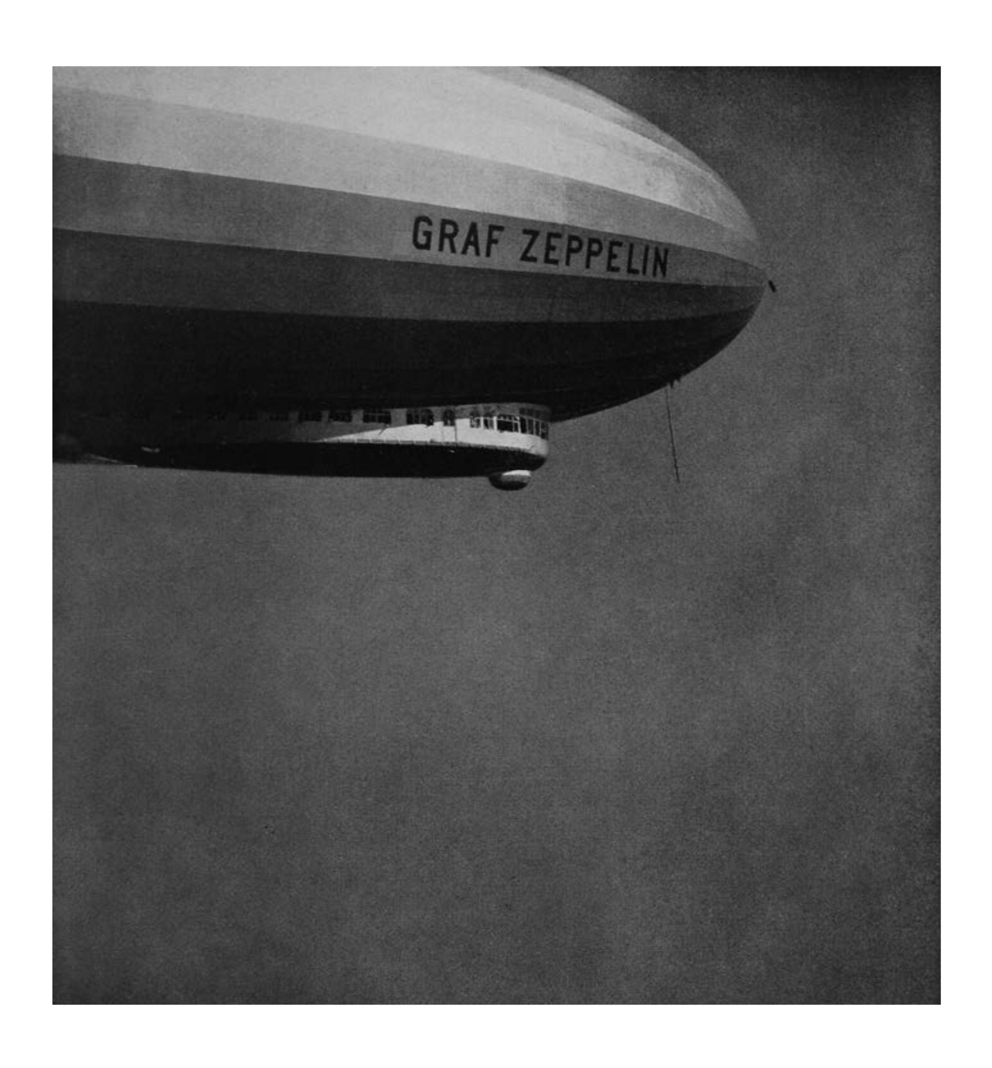


Abb. 9. Zeppelin »Graf Zeppelin«, aus: Eugen Diesel, *Das Werk,* 1931

Stilllegung 1937 1,7 Millionen Kilometer zurücklegte (Abb. 9). Dieser Zeppelin war nicht nur der erfolgreichste seiner Klasse, hervorhebenswert ist auch, dass dieses »Werk« als deutsches Gemeinschaftsleistung die Welt umkreiste: durch eine nationale Spendensammlung war der Großteil der Baukosten aufgebracht worden. Für Diesel konnte keine technische Errungenschaft besser das »Überreich« vertreten, die globalisierte Welt des Handels, der Kommunikation und des Verkehrs. Sein Vorwort geht mit dem Satz zu Ende – und gegenüber schwebt der Zeppelin: »Was unser Auge erblickt, vermag auf Schritt und Tritt zum Symbol des neuen Schicksalraumes zu werden.«[183]

Es versteht sich, dass das erste Motiv aus der Luft aufgenommen wurde. Die »technische Lichtbildstudie« entsteht am überzeugendsten auf technischer Basis. Fliegerbilder waren eine große Attraktion der Zeit und per se ein Indikator von Moderne, von »Neuem Sehen«.[184] Wer Bilder vom Flugzeug aus machte, hatte gute Chancen in Ausstellungen und Zeitschriften zeitgenössischer Fotografie und Kunst aufgenommen zu werden. Ernst Jünger phantasiert in *Das abenteuerliche Herz* (1926) über einen Flug, den er hinter dem Triebwerk sitzend erlebt, seiner brüllenden Kraft ausgesetzt, und hofft, dass solche Mensch-Maschine-Einheit »noch recht lange nach ihren eigentlichen Symbolen auf der Suche sei«: »Denn sie als die sicherste Zerstörerin der Idylle, der Landschaften alten Stils, der Gemütlichkeit und der historischen Biedermeierei wird diese Aufgabe um so gründlicher erfüllen, je später sie sich von einer neuen Welt der Werte auffangen und in sie einbauen lässt.«[185] (Jünger hatte in diesem Jahr einen Flugkurs in Staaken absolviert.) In den zwanziger Jahren wurden in Deutschland die ersten Firmen gegründet, die sich speziell auf Fliegeraufnahmen konzentrierten – sie hörten auf so schöne Namen wie Bildflug GmbH. Führender Luftbildfotograf war Robert Petschow, der im Krieg als Fesselballonbeobachter gedient hatte und nach 1918 als Freiballonführer und Fotograf weitermachte, ein Organisator der Sportfliegerei, durch zahlreiche Rekorde ausgezeichnet und vielfach geehrt. Diesels »Luftschiffer« spürte das »schreckliche Gebrüll der Kraft, die der Erde entfliehen will« (Jünger) nicht. Er vollzog stille Aufstiege in die Höhe und hielt seine Sujets »mit der Ruhe des Auges fest, die im Freiballon eher als im Flugzeug zu bewahren ist«. Nach Auskunft des Bildnachweises muss er für die Fotografien von Diesels *Land der Deutschen* 228 Mal in die Lüfte gegangen sein – den Rest lieferten Agenturen und Bildarchive.

Um eine für Petschows Stil charakteristische Aufnahme auszuwählen: Das Bild »Anhalt-Siedlung und Heizwerk bei Bitterfeld« hätte jede Publikation zur Fotografie der Gegenwart geschmückt (Abb. 10). Es handelt sich um ein Schrägluftbild, welches die Schräge des Blickwinkels durch den zweifach diagonalen Verlauf der gebauten Strukturen bestätigt und steigert. Damit die rechtwinklig gekreuzten Diagonalen nicht gestört wurden, musste der Lichteinfall mit einem der beiden Vektoren übereinstimmen. Man kann von fotografierter Isometrie sprechen, von einem Bild-

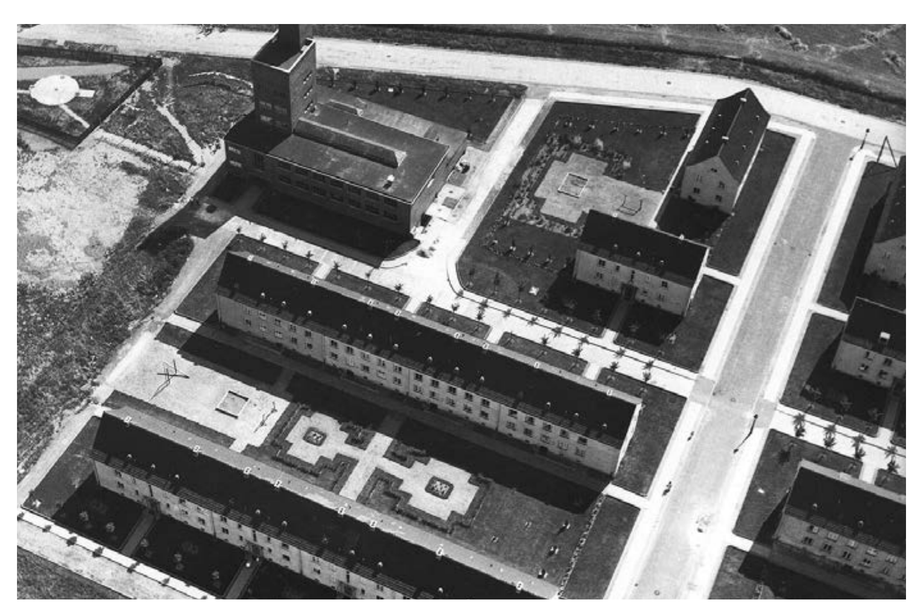


Abb. 10. Robert Petschow, Anhalt-Siedlung und Heizwerk bei Bitterfeld, vor 1931

konzept, welches die Dreidimensionalität der Welt mit der flächigen Bildwelt verschränkt, sodass in Richtung Tiefe nichts schwindet. In die Weimarer Zeit gehört natürlich auch das Sujet selbst: die moderne Wohnsiedlung in enger, auch funktionaler Nachbarschaft zur technischen Anlage, zum Heizwerk; die neue Zeit als Ära des Kollektivs, der »Bauten der Gemeinschaft«. Die »Geometrie der Vernunft« (Jünger) stellt sich selbst dar, erscheint so gut wie menschenlos, wird aber durch die spannungsvolle Komposition dynamisiert und ersatzweise belebt. Aber das ist nicht alles. Die Fotografie schneidet ein Stück des Agrarlandes an, das der neuen Siedlung vorausging, das aber in diesem Ausschnitt ebenfalls schon in die neue Zeit hineinreicht. Schaut man genau hin, sieht man, dass das sicher maschinell gemähte Gras von einer Heurechenmaschine zu langen Reihen zusammengetragen wurde, die dann aber Handeinsatz wieder auf kleinere Abschnitte reduziert hat. Dieses Feld ist von der Siedlung streng getrennt, aber seine eigene doppelt diagonale Ordnung weist auf die Omnipräsenz der Strukturen hin, welche sich speziell dem Luftbild offenbaren, Strukturen der Natur-, der Kultur- und der Maschinenlandschaft.

Diesel wusste, warum er sich auf diesen Luftbildner verließ, der im Übrigen mit fast allen seinen Aufnahmen dem Buchprojekt vorausging, also Diesels Blick auf das »Drama« der deutschen Morphogenese vorweggenommen hatte. (Petschows Archiv mit 30 000 Luftbildern wurde im Krieg zerstört.) Im großzügigen Ausschnitt des Bildes aus der Luft muss garantiert sein, was Diesel die »Gesamtanschauung« nennt, es muss »einer ganzheitlichen Anschauung von der Welt, den Menschen und den Din-

gen dienen«. »Man hat gelernt, die Kamera zu handhaben wie die Feder«, schreibt Diesel im Vorwort und meint damit, dass die Bilder ihren eigenen Text erstellen, besser: eine Textur erzeugen, die Dichte und Botschaft hat und vom schriftlichen Text nicht wiederholt werden muss oder kann. »Um so freier wird die Sprache für alles das verwendet werden können, was das Bild n i c h t sagen kann.«

Diesel gliedert sein Material in die drei Typen von Landschaft: »Die Naturlandschaft«, »Die Kulturlandschaft« und »Die Maschinenzeit« und widmet jedem dieser Landschaftstypen einen eigenen Teil. Beim dritten Teil dominiert die Zeit über den Raum, um den großen Bruch der jüngsten Neu-Zeit hervorzuheben. In dessen Unterkapiteln rückt er bisweilen auch den räumlichen Aspekt wieder in den Vordergrund, indem er wiederholt von »Maschinenlandschaft« und von »technischer Umwelt« spricht. Nach kurzer Durchsicht stellt man fest, was fehlt und was Diesels Konkurrenten in Fülle darboten: Es fehlt, um noch einmal mit Jünger zu sprechen, die »Idylle [...] der Landschaften alten Stils, der Gemütlichkeit und der historischen Biedermeierei«. *Die schöne Heimat: Bilder aus Deutschland* war zum Beispiel so ein Buch aus der Kunstbuchreihe *Die blauen Bücher,* das von 1915 bis 1971 in 31 Auflagen erschien und die Betrachter auf eine Art ewiges Deutschland einschwor: ein Deutschland in den Grenzen von 1914. 1924 veröffentlichte Kurt Hielscher den Bildband *Deutschland*, in dem man immer wieder auf Szenerien stößt, die geradezu modellhaft gestellt erscheinen und das Land wie die Kulisse eines Heimatfilms aufnehmen. Der 1931, gleichzeitig mit Diesels *Land der Deutschen* herausgekommene Band *Deutschland*, den Ricarda Huch einleitete, zeigte immerhin schon einige Bauleistungen der Gegenwart.[186] Den ergiebigsten Vergleich aber ermöglicht Max Jungnickels *Volk und Vaterland*, 1932 zuerst publiziert, ein Text-Bild-Band, zu dem bedeutende Fotografen wie Dr. Paul Wolff, Albert Renger-Patzsch, E. O. Hoppé und Hans Retzlaff beigesteuert haben. Auf leicht gelb eingetöntem Grund werden neusachliche und piktoriale Fotografien unterschiedslos abgebildet: steile Perspektive und weichgezeichnete Schneelandschaft, das Trichterfeld Flanderns (!) und alte Fachwerkhäuser in Braunschweig – ein deutsches Potpourri, Stimmung steht neben harter Sachreferenz, Vielfalt ist Zusammenstoß. Den Anfang macht der Mast des Senders Königswusterhausen (Abb. 11), den Schluss ein Glockengießer bei der Arbeit (Abb. 12), zwei Bildbeiträge zur Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen, dem Thema Klang, Sendung, Reichweite gewidmet, vielleicht auch gedacht als bildliche Verstärker der zu Beginn des Buches vorgetragenen Botschaft: »[T]rotz Armut, Stempelkarte, Müdigkeit und Not: Deutschland lebt ja immer noch [...]« und der Überzeugung, die der letzte Satz ausspricht: »[...] dass Deutschland lebt und nicht untergehen wird.«

Auf jeden Fall erfüllt der Bildteil das trotzig ausgegebene Motto: »Wir müssen die Kraft haben, in Gegensätzen zu leben.« Die Textteile lesen sich nicht anders:

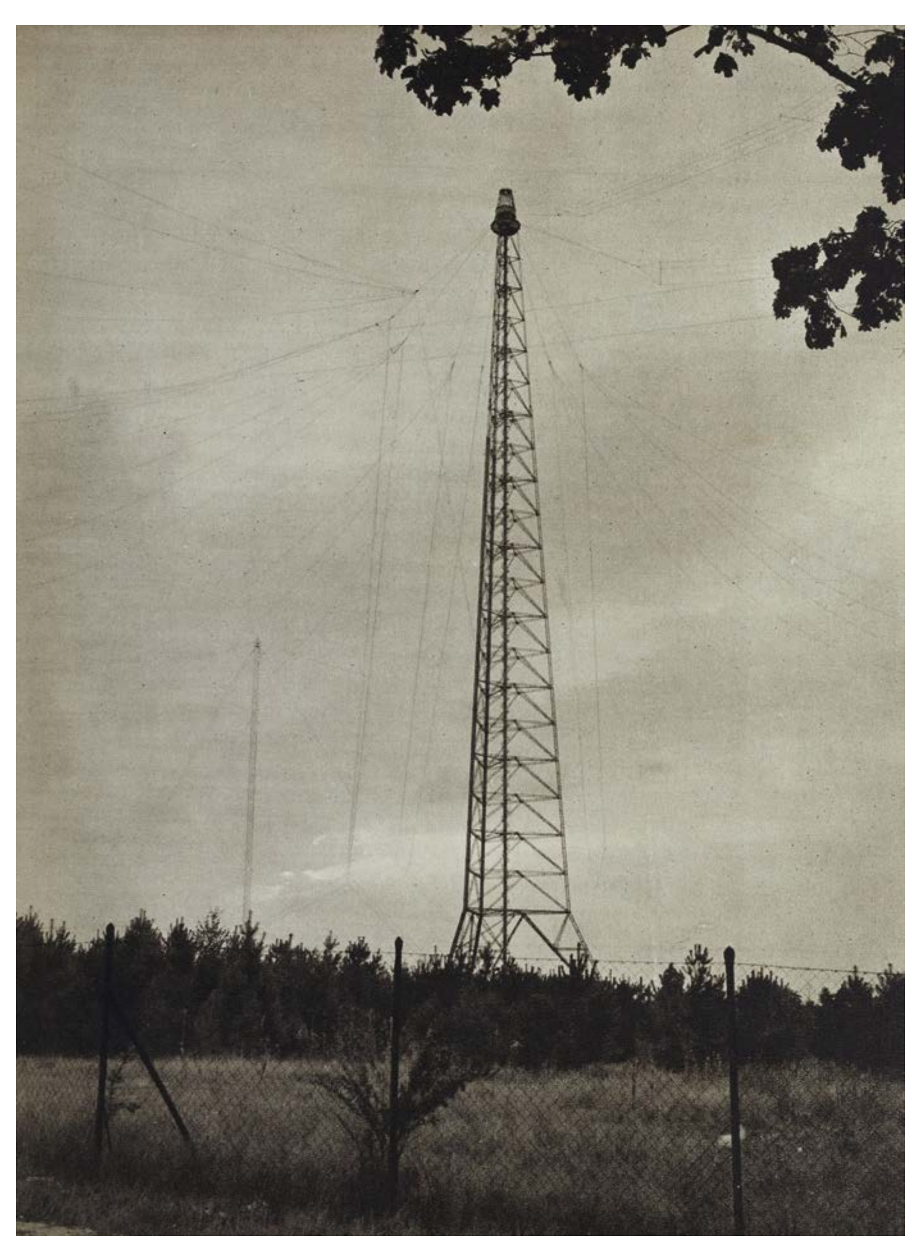


Abb. 11. Heinz Schnakenburg, »Deutschlandsender Königswusterhausen«, vor 1931



Abb. 12. Emil Otto Hoppé, »Glockengießer bei der Arbeit«, vor 1931

Robert Koch entdeckt den Milzbrand- Tuberkulose- und Cholerabazillus. Gleichzeitig stellt er ein Präparat zur Bekämpfung der Lungenschwindsucht her.

In Tübingen, in einer Tischlerwerkstatt, kritzelt der irre Hölderlin mit Bleistift auf ein Brett:

›Die Linien des Lebens sind verschieden,
Wie Wege sind und wie der Berge Grenzen,
Was hier wir sind, kann derart ein Gott ergänzen
Mit Harmonie und ewigem Lohn und Frieden.‹[187]

Jungnickel, der in endloser Reihe deutsche Geschichtsdaten und Kulturtaten auflistet, aber auch sämtliche Bestimmungen des Versailler Vertrags referiert, zählt dem Leser die »geschichtliche Macht der Deutschen« in einer Art Rap auf, aber er verlässt sich nicht wie Hölderlin auf eine höhere Kraft, welche Verschiedenheit zur Harmonie ergänzt, er leitet die Aufgabe an die nächste Generation weiter, die er mit der Fotografie »Jung-Deutschland« adressiert und im Schlusskapitel als »der junge Mann« auftreten lässt (Abb. 13).

Bei Diesel fehlt der fatal unaufgelöste Gegensatz von Stimmung und Sachlichkeit völlig. Auch das kunstgeschichtliche und völkerkundliche Deutschland, das Deutschland der bedeutenden Kirchen und Schlösser, der Handwerker und Trachtenträger tritt nicht hervor. Ein berühmtes, aber von der Zwischenkriegszeit ohnehin nicht mehr sehr geschätztes Bauwerk wie die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche taucht bei Diesel nur auf, weil es anzeigen soll, dass der Ballon zwischen den Türmen hindurchgeflogen ist und das Luftbild durch die Türme hindurch den Blick auf Berlins größten Kinopalast lenkt. Dabei kommen Schlösser, alte Städte und dörfliche Ansiedlungen schon vor, aber sie belegen als Werkbeispiele ihre Stelle im System und erscheinen nicht als Inbilder des »Deutschen« schlechthin – Diesel sortiert nach 67 Unterkategorien: »Die Bauernhäuser«, »Die Dörfer«, »Das Gut« etc. Das Buch arbeitet mit Bildbelegen, mit nüchternen Aufnahmen, die wegen ihrer kategorialen Unterschiede gebraucht werden und im Vergleich Sinn machen: »Bankige Absonderungen im Granit« werden unter dem Stichwort »Das Mittelgebirgsland« ebenso dokumentiert wie »Ein großes, von Gleisen durchschnittenes Bretterlager«, das zur Abteilung »Warenmassen und Menschenmassen« gehört. Diesel präsentiert ein Land der Grundbegriffe und der total ausdifferenzierten Feingliederung. Der anhaltende Streit Berlin vs. Provinz ist nicht entschieden, sondern neutralisiert: Dieses Land hat weder Zentrum noch Peripherie – viel zu groß und viel zu reich ist das Reich, um so etwas wie hierarchische Strukturen ausbilden zu können. Selten sind die Verluste so unausgesprochen durch schiere Faktizität ausgeglichen worden: diesem Land fehlt es an nichts.

Die Beobachtung eines hochgradig durchkomponierten Gegenstandes namens Deutschland wird von genau jenem Gefühl begleitet, das Hofmiller 1915 hatte: »Wir



Abb. 13. Wilhelm Brauns, »Jung-Deutschland«, vor 1931

haben ja alle Deutschland nicht gekannt.« Immer wieder glaubt man Vertrautes zu sehen, kann es aber nicht mit Gewissheit identifizieren. Auf eine Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche kommen 50 Bilder mit einer »kleinen Kirche mit Pfarrhaus auf einem Hügel südlich von Schrobenhausen«, einem »Forsthaus bei Dahme am Niederen Fläming«, der »Kunstseidenfabrik Wolfen« usw. So liest man das Buch auf drei Ebenen: auf der Ebene des Haupttextes, der Bilder und der Bildunterschriften, welche lokalisieren und kontextualisieren. Der Reiz des Kompendiums ergibt sich aber nicht nur aus den vielen Einzelinformationen und lehrreichen Zusammenhängen, werkentscheidend dürfte für die Auswahl gewesen sein, dass dem Leser bewusst gemacht wird, wie wenig er von seinem Land weiß, und in ihm der Wunsch geweckt wird, dieses zu beheben.

Die Evidenz der Erdkunde, die den Anfang macht, wird auf Landeskunde und auf Gesellschaftskunde übertragen. Das Fliegerbild bringt den Vorzug der Übersichtlichkeit und den Schein der Gesetzmäßigkeit mit ein, es reicht aber nur indirekt an den Menschen als den Schöpfer des besagten »Dramas« Deutschland heran. Der Band hat etwa ein Fünftel ebenerdig aufgenommene Abbildungen. Da kommen Menschen vor, meist als Staffage, aber wenn sie etwas belegen sollen, dann erscheinen sie in zwei Aggregatzuständen: als Masse und als Ornament der Masse, als dichtes Passantentreiben oder als Teilnehmer an einem Streik auf der einen und als disziplinierte Organisation von Soldaten und Arbeitern auf der anderen Seite. »*Den* Deutschen sucht man vergebens, *die* Deutschen sind oder produzieren Strukturen, die man auch aus der Luft lesen kann. Sie tun dies nach einem überpersönlichen Diktat, unter Zwängen, die wie etwas Naturgesetzliches erscheinen, weswegen der Unterschied zwischen Naturlandschaft und Maschinenlandschaft nicht so groß ausfällt, der zwischen Kultur- und Maschinenlandschaft aber schon. Im Menschenleben heißt Naturgesetzlichkeit dann Schicksal. »Es wurde klar, dass der ›technische Lebensraum‹ unser Schicksal ist. [...] So greift man eben nach dem, was sich als die herrschende Macht darstellt: nach der Technik, der Organisation, der Masse, der Kollektive.«[188] Von oben betrachtet gibt es kein Deutschland der Parteien mehr. »Aus dem Geiste der Technik heraus marschiert ein Lebenswille und ein Lebensstil, dem wir alle verfallen sind, ob wir nun Kommunisten sind oder Nationalisten. [...] Unsere soziale Lebensform ist aus den Maschinen und der Entwicklung des Lebens gewachsen.«[189]

Es wird ein »neues Kulturempfinden« entstehen, kündigt Diesel an. Seine Vorstufe entdeckt er in den neuen »Gemeinschaftsaufgaben«, welche die Ergebnisse der Arbeit der Ämter und Behörden, der »Organisation«, sind und die auf dem »Papier« beruhen, das der Autor vier Jahre zuvor vermaledeit hatte, also auf Planung. Zum Bild eines Friedhofes (Abb. 14) schreibt er: »Neu angelegter Friedhof in der Nähe des Großkraftwerks Zschornewitz (299). Auf dem Friedhof liegt noch kein Toter. Statistische Ausrechnungen und Absteckungen für die Erfordernisse der Zukunft.«[190]

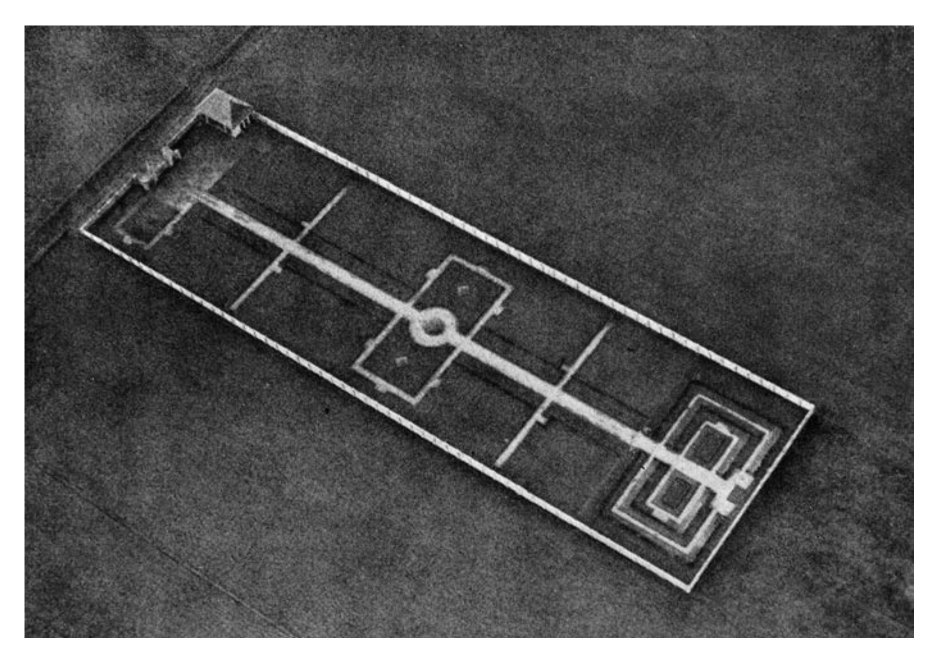


Abb. 14. Robert Petschow, Neu angelegter Friedhof in der Nähe des Großkraftwerks Zschornewitz, vor 1931

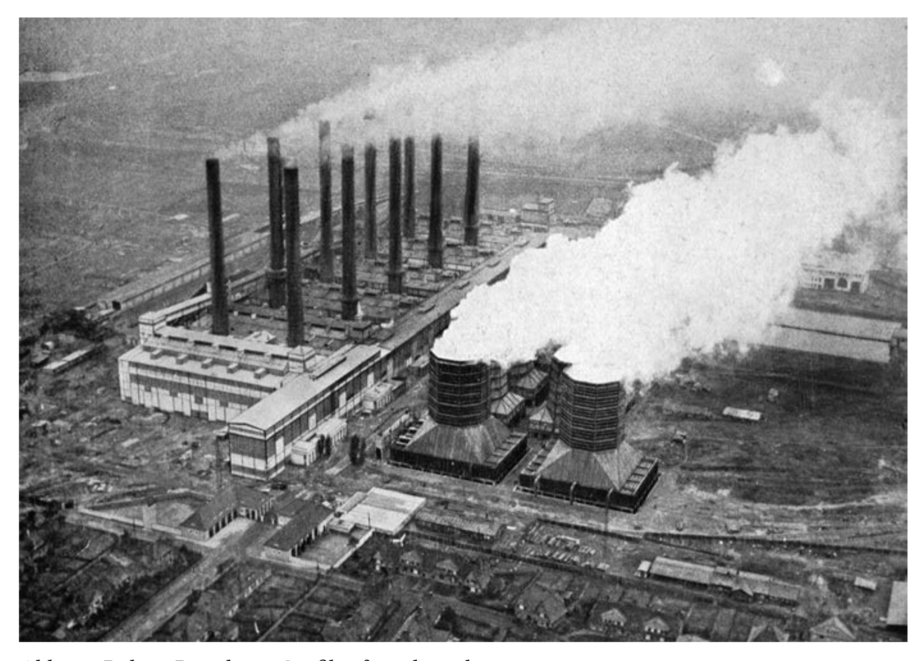


Abb. 15. Robert Petschow, Großkraftwerk Zschornewitz, vor 1931

Die Anlage sieht wie das Präparat eines kleinen barocken Gartens aus, sie stellt gewissermaßen die letzte Ordnung dar. Im großen Stil geplant wurden Friedhöfe im Krieg, soweit sie die Toten der Lazarette im Inland aufnahmen. In *Ginster*, Kracauers erstem Roman, entwirft Ginster, des Autors Alter Ego, eine solche Anlage: Erst stellt er sich ein Labyrinth vor, in dem ein »jedes [Grab] nur denen sich zeigte, die an ihm zu trauern begehren«. Dann lässt er von diesem Plan ab und zeichnet »mit Reißschiene und Winkel ein Friedhofssystem, das einer militärischen Organisation glich«.[191] Der Friedhof von Zschornewitz transzendiert das Verlangen nach Abbildhaftigkeit, nach Sinn. Er folgt dem Entwurf einer Planung, der, um zu entlasten, eine ansprechende, nicht eine sprechende Form wählt.

Ein winziges Bild von einem abgelegenen Areal, gewiss, aber kaum eines könnte Max Webers berühmtes Wort von der »Entzauberung der Welt« besser belegen. Wir sehen nicht den räumlichen Kontext, aber der Ausschnitt »stimmt«. Er spricht für die in Raum und Zeit isolierte Planung – hier verstanden »als eine ›rationale‹ Gestaltung des Zukünftigen«[192], die mit Weber darauf baut, dass man alle Dinge »durch Berechnung beherrschen könne«. Natürlich ist das kein »Gottesacker« mehr. Man fühlt sich wieder an den anderen Flieger, an den Ernst Jünger des *Abenteuerlichen Herzens* (1929) erinnert, der die »Landschaft« durch »die Geometrie der Vernunft« in den »volle[n] Zustand der Gnadenlosigkeit«, den »Zustand des Kältetodes« versetzt sieht, »in dem selbst die Verwesung, dieser letzte dunkle Hauch des Lebens, sich verloren hat«.[193] Bei Diesel hieße das nicht »verloren«, sondern »verplant«. »Diese völlige Neutralität, diese totale Farbenblindheit der Zivilisation« (Jünger) muss bei Diesel freilich mit der dazugehörigen Abb. 299 zusammengesehen werden, welche in den Blick rückt, was den vorausschauend geplanten Friedhof nötig machen wird: das Braunkohlekraftwerk Zschornewitz im Kreis Bitterfeld samt Werkssiedlungen (Abb. 15, S. 96).

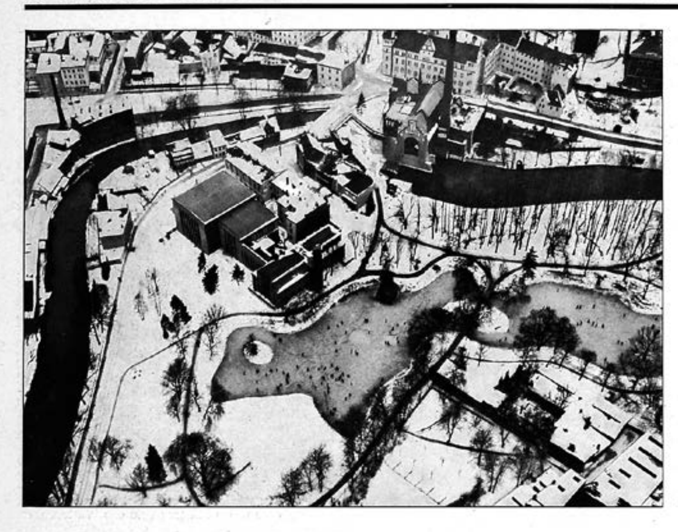
Hier wird mit 600 000 PS in einem an sich schon atemberaubend lebendigen und dynamisch strukturierten Komplex »Kraft« erzeugt, die in Berlin das Leben in Gang hält. Mit Jünger gedacht sind die »Wärmekraftanlage« und der »Kältetod«, den der Friedhof schon im ungenutzten Zustand ankündigt, nur Temperaturunterschiede. Die beiden gehören nicht nur funktional zusammen, sie sind auch das Ergebnis einer großformatigen Planung – ihr arbeitet, wie Diesel 1926 gesagt hätte, »ein halbmechanischer Apparat endloser automatischer Registrierung und Reproduktion« vor. Energiebedarf in der Millionenstadt erfordert ein Kraftwerk im 150 km entfernten Zschornewitz mit x Mitarbeitern, erfordert Werksiedlungen für y Mitarbeiter und Familien ebenda, erfordert einen Friedhof mit z Grabstätten ebenda. An ein Glied dieser Kette wäre eine zweite anzuhängen, welche die Rohstofflieferanten abbildet, die Braunkohlebergwerke und die dazugehörigen Wohnquartiere, von denen wir eine schon in Bitterfeld betrachtet haben – und am Ende stünde wiederum eine Friedhofsanlage. Diesel spricht von »sozialen Auffangvorrichtungen ausgedehntester Art«. Die Ausdehnung und Dislozierung der Funktionen hat zur Folge, dass ein stringen-

tes Bild der Stadt nicht mehr gelingt. Vielleicht ist das auch der Grund, warum Jünger immer so hartnäckig von Landschaft spricht, wenn er die modernen Verhältnisse generell meint. Und Diesel, der immerhin nahe bei Berlin lebte, legt keinen Ehrgeiz an den Tag, die Hauptstadt des »Landes der Deutschen« angemessen darzustellen. Berlin ist überall. Auch auf dem zukünftigen Friedhof von Zschornewitz ist es anwesend.

Der »Werksfriedhof« bei Zschornewitz aber erinnert an die Projektierung der größten Funeralanlage dieser Zeit: an das Reichsehrenmal. Beide sind Kenotaphe, Leergräber in der Zeit – es gibt noch keine Toten – und im Raum – die Toten liegen anderswo, im Ausland begraben. Beide »Auffangvorrichtungen« hat der Plan hervorgebracht, einmal auf demographisch-rechnerischer Grundlage, einmal auf politisch-organisatorischer. In einem solchen Kontext fällt bei Diesel der Besorgnis erregende Satz: »Deutschland ist ein geschlossener Gesamtvorgang geworden, eine in jedem Augenblick verwaltungstechnisch kontrollierte Maschine.«[194] Nicht mehr »Drama«, sondern »Deutschland als geschlossener Gesamtvorgang«, das ist schon der Wortwahl nach eine der hässlichsten Kennzeichnungen eines Landes. Besorgnis erregt das Wort, weil es darauf verweist, dass der kurz darauf folgenden »Machtergreifung« eine erste vorausging – durch die Apparate. Der »Gesamtvorgang«, den sie schufen, lässt sich »übernehmen«. Die Siedlung in Bitterfeld, normiert durch die »unpersönlichste Gleichform« (Broder Christiansen), kann einen Blockwart vertragen. Derselbe Christiansen schrieb in seinem *Gesicht unserer Zeit* (1929) auch: »[…] und die Herde will den Diktator; nun ist die Zeit reif für den unpersönlichen Staatskommunismus und für die kommunistische Diktatur«.[195] Das lässt sich leicht umschreiben.

Diesel betrachtet die »Geometrie der Vernunft«, wie sie sich aus der Vogelperspektive zeigt, mit Skepsis und Faszination zugleich. Darin ähnelt er Döblin, der ein ganz ähnliches Interesse an Infrastruktur entwickelte. Die Fotogenität der durchstrukturierten Welt in den Augen der Luftbildkamera hält Diesel gepackt, und dass das so unendlich vielfältige Deutschland, das Land ohne Schema, jetzt einfältiger und schematischer zu werden beginnt, trifft ihn vielleicht nur indirekt. Wer über 481 Bilder verfügt, kann weiter in Deutschlands Diversitäten schwelgen. Es verhält sich in dieser Beziehung ähnlich wie mit Standardisierung und Egalisierung: auch durch sie entstehen neue Phänomene. Die Vielgestaltigkeit nimmt durch den Einsatz von Technik und großräumiger Planung zu, was nicht nur die »technischen Landschaften« selbst betrifft, die in ca. 120 Abbildungen vorgeführt werden, sondern auch die bis dato nicht erschlossenen Naturlandschaften einbezieht. Unter dem Stichwort »Die Erholungslandschaft« zeigt Diesel, wie zum Beispiel durch Seilbahnen Landschaften »in den Genuss einbezogen« werden, die früher als schauerlich galten und jetzt unabhängig von den Jahreszeiten genutzt werden können (Abb. 16). »Die moderne Zeit hat somit viele geographische und klimatische Möglichkeiten mit zahlreichen seelischen Stimmungen und praktischen Lagen zusammengeknüpft und neuartige reiche Lebensgenüsse hervorgerufen.«[196]

III. DIE MASCHINENZEIT DIE ERHOLUNGSLANDSCHAFT



459. Eislaufbahn auf dem Amtsteich im Stadtpark der Fabrikstadt Kottbus. – Ein Seitenarm (Strom nach rechts) der Spree betreibt das Elektrizitätswerk (Mitte hinten). Auf der Insel zwischen Spreearm und Spree haben sich einige Weiher gebildet, die als Eislaufbahn dienen.

Die neue Zeit hat nicht nur die Landschaften in ihren Genuß einbezogen, die noch vor hundert Jahren als schauerlich und unzugänglich galten; sie hat auch das Verhältnis des Menschen zu den Jahreszeiten verändert. Kein Mensch würde noch vor wenigen Jahrzehnten daran gedacht haben, hoch hinaufragende, in Schnee und Eis gehüllte Gebirge zum Ziel der Lebensfreude, der Entspannung und des Sportes zu machen. Beschränkten sich früher die Freuden des Winters auf Schlittschuhlaufen und harmloses Rodeln (286), so bezwingen heute schon unsere Kinder mit Schiern die einst unnahbaren Gipfel. Die sportliche Leistung verbindet sich mit diesem Erobern der Höhenstufen und der Jahreszeiten zu einem ganz neuartigen Lebensgefühl. Von steilen Bergen mit Schnellzugsgeschwindigkeit Spuren in die Schneefelder zu furchen, bedeutet die Entdeckung eines früher unbekannten



460. Die 1924–26 erbaute österreichische Seilschwebebahn von Ehrwald zur Zugspitze. – Die 3362 m lange Bahn überwindet 1580 m Höhenunterschied in 20 Minuten, das 48 mm starke Drahtseil läuft über 6 auf Eisenbeton ruhende Türme. Bergstation 2805 m (Zugspitzgipfel 2964 m).

Abb. 16. Seite aus dem Kapitel »Maschinenzeit« in: Eugen Diesel, *Das Land der Deutschen,* 1931

Eugen Diesel: Von der nationalen Sachlichkeit zur nationalen Einheit

Eugen Diesel gab 1933 den Bildband *Land der Deutschen* ein zweites Mal und unverändert heraus. Im Vorwort zur zweiten Auflage äußert er sich vorsichtig abwartend, aber wohlwollend, was den Machtwechsel betrifft. Es zeichneten sich im Verhältnis zu Deutschland »neue Erlebniszustände und Willensrichtungen« ab, Einstellungen, die er zugleich als »national und sachlich«, als »ideal und real« bezeichnen möchte. »Dies Buch ist anzusehen als ein Bekenntnis zu einer idealen und nationalen Sachlichkeit.« Die Formel »nationale Sachlichkeit« ist ein Angebot der Vermittlung und heißt noch nicht Unterwerfung. Bislang spielte das Nationale keine Rolle – Deutschland war das *Land* der Deutschen, keine Nation, kein Vaterland, keine Heimat. Aber »ideale Sachlichkeit« ist dann nur noch Krampf. In diesem Stil haben sich im ersten Jahr des Dritten Reiches viele geäußert, die bislang der Parteipolitik fernstanden und eigentlich nur auf einer Erfahrung aufbauen konnten: dass die bisherigen Reichsregierungen nicht viel länger als zwei Jahre im Amt gewesen waren. Konrad Weiss, zu dem wir im Teil über die Städte ausführlich kommen, orakelte 1933 in einem Gedicht mit dem Titel »1933«: »Laute Zukunft, die noch dämmert!«[197] Das konnte und sollte wohl auch vieles heißen. Für den Fall Diesel ist aber zu konstatieren, dass seine Deutschlandbücher für die Sache des Nationalsozialismus nicht zu verwenden waren. Das gilt für alle drei, auch für das letzte, das immerhin noch in den ersten Monaten des Dritten Reiches wieder verlegt wurde, danach aber nicht mehr. Man vermisste in ihm das Volk der Deutschen.

Drei Jahre später legte Diesel in einem vierten Deutschlandbuch vorbehaltlos sein Bekenntnis zum Nationalsozialismus ab.[198] Dieses Bekenntnis vollzieht als Geste, was er 1929 als typisch deutsch erkannt hatte: »Selbstaufgabe«, »Ressentiments gegen sich selbst«, gegen sein republikanisches, weltoffenes und autonomes Selbst. Man muss sich wohl vorstellen, dass Diesel nach 1933 regrediert ist, sich noch einmal in die total verzweifelte Analyse seines Großessays von 1926 versetzt hatte und von diesem Tiefpunkt aus den Sprung in eine ihm völlig fremde Weltanschauung vollzog.

Diesel hatte die Aufgabe übernommen, ein großes, in vielen Auflagen erschienenes Geschichtsbuch der Deutschen um ein neues Schlusskapitel zu erweitern und auf den politischen Stand der Gegenwart zu bringen: Georg Steinhausens *Geschichte der deutschen Kultur* (zuerst 1913). Die Titel der Schlusskapitel sprechen oder ersetzen Bände. »Wandel der Menschheit: Das neue technisch-kapitalistische-materialistische Zeitalter der Äußerlichkeit. Des neuen Deutschlands Aufstieg und Niedergang«. Das ist Steinhausen in nuce, könnte aber auch von Diesel 1926 stammen. Steinhausen war ebenso universal gelehrt wie politisch mit allem unzufrieden, was nach 1871

in Deutschland geschah. Er schaffte es, die Strategie der deutschen Heeresführung des Ersten Weltkrieges zu geißeln *und* die Dolchstoßlegende zu propagieren. Anderen Zeitgenossen reichte es normalerweise, eine dieser Fronten aufzumachen. Wie sich dieser Poltergeist zum Dritten Reich gestellt hätte, wissen wir nicht: Steinhausen starb im März 1933. Aber Diesel erledigte dieses Ajournement wie selbstverständlich. Sein Schlusskapitel ist überschrieben: »Die Steigerung der Weltkrise bis zum nationalsozialistischen Durchbruch. Das Ringen um eine neue Kulturmöglichkeit«. Liest man den Text, glaubt man zuerst, der Autor habe mit dem Titel seine Pflicht gegenüber Zensur und Verlag erfüllt. Diesels Themenkomplexe Maschine, Wissenschaft und Organisation werden nach bewährtem Muster als die großen Antriebskräfte des Wandels zur Moderne abgehandelt, die universalistische Sichtweise dominiert absolut über die nationale. Es wird noch nicht einmal versucht, die großen Errungenschaften der Deutschen auf dem Gebieten einer Kulturgeschichte im Zeitalter von Industrie und Technik vorzustellen. Diesel Vater wird nicht aufgerufen. Aber schon in dieser parteipolitisch unbelasteten Textstrecke werden wir daran erinnert, wie der Faschismus als »nationale Sachlichkeit« bereits in der Neuen Sachlichkeit der zwanziger Jahre präfiguriert. Diesel verweist im Buch mit den Luftbildern darauf, dass Bauen, Produzieren und Handeln die Möglichkeiten des Einzelnen fast überall übersteigen. Er verzichtet deswegen auch darauf, ein Lieblingsobjekt der Zeitschriften, das neue Landhaus, in seine Bilderfolge aufzunehmen. Im Grunde sind jetzt alle zu arm und zu abhängig, um noch in großem Stil Autonomes hervorzubringen – der Soziologe Emil Lederer sprach damals von einer »Gesellschaft der Unselbständigen«. Das Land der Deutschen ist zum Land des Kollektivs Deutschland geworden. Jetzt galt es »nur« noch, die »organisatorisch« und ökonomisch hergestellte Einheit auch politisch herzustellen.

Mit einem unbestimmten »Nun« beginnt die Passage, die in die politische Gegenwart überleitet, die überhaupt zum ersten Mal das Politische im Kontext einer Kulturgeschichte für erwähnenswert hält: »Nun begann in Deutschland die ›Seele‹ sich gegen das Bewusstsein, den Geist, das Wissen, die Technik, die Organisation zu wenden. […] Schließlich mündete der große Strom der Jugendbewegung in die einheitliche, großpolitisch geformte Bewegung des Nationalsozialismus ein, und seit 1933 marschiert die ganze Jugend unter einem Banner.«[199] Damit schließt Diesel zu Jungnickel und seiner Endfigur auf, zu einem Autor, den Diesel vor 1933 sicher verachtet hatte. Mit Jugendbewegung meint Diesel nicht nur die historische Jugendbewegung von 1913, sondern alle weltanschaulich »bewegten« Deutschen der Zeit nach 1918, gleich ob links oder rechts orientiert. Bewegt ist, wer die Seele sprechen lässt. Man fasst es nicht, dass ein subtiler und auf Modernität erpichter Geist wie Diesel sich mit dieser Standardopposition der Rechten: Seele versus Geist, versus Technik, versus Wissenschaft, versus System etc. zufrieden geben kann. Schon die Mehrzahl der »Gegner« der Seele deutet die neue Grundüberzeugung des Autors an, sein Nach-

geben gegenüber dem Hang zur einfachen Antwort: Das Viele war einfach zu viel. Die Diagnose von 1926 hat jetzt den Heiler gefunden. »Nun« wollen sich die Deutschen »der Vereinfachung, der Primitivierung« hingeben – den zweiten Begriff setzt Diesel ohne Hintergedanken. »Man wollte e i n e Partei, e i n e n Führer, e i n e Rasse, e i n e n Glauben, e i n e Kultur, e i n politisches Ziel, und das alles bezogen auf den Nenner ›Deutsch‹.«[200] Der Text wird brüchig unter den vielfachen Sperrungen, ein Stilmittel, dass Diesel früher nur punktuell benutzt hatte, aber überhaupt verlässt den Autor der Wandlungen jetzt die wandelbare Sprache. Hatte schon die Weimarer Zeit nach »Synthese« verlangt, so will Diesel das jetzt »Zusammenraffung, Zusammenspannung alles dessen, was deutsch ist« nennen.[201] 1929 hatte er noch fast verächtlich hingeworfen: »Man liebt es besonders, mit schwer klärbaren Begriffen wie Volkstum, Volkheit, Staatlichkeit, Kultur, Rasse, Preußentum, Seele, Art, Wesen, Deutschtum zu arbeiten und sie dogmatisch heftig zu verwenden.« »Nun« wird diesen einstmals »schwer klärbaren Begriffen« beigetreten bzw. sie werden auf den »Nenner Deutsch« gebracht und enden in dem e i n e n Schema, dem Schema Einheit. Vielfalt im Wandel, Vielfalt durch Wandel war nicht nur das hervorstechende Merkmal Deutschlands, sondern auch der Moderne – man hätte also meinen können, dass die Moderne und dieses komplizierte »Land ohne Schema« sich zumindest in diesem Punkt gefunden hatten, dass ein Austritt aus der Moderne nicht möglich wäre. Die Moderne war aber 1933 so weit gediehen, so tief internalisiert worden, dass das Unbehagen an ihr, der »Hunger nach Ganzheit« ein »System« kippen konnte, aber nicht das »Projekt Moderne« selbst. Vielfalt gehörte noch auf die Seite der »nationalen Sachlichkeit«, jetzt ging es um den nationalen Seelenfrieden. Die Moderne machte gewissermaßen für sich selbst weiter.

Zweiter Teil Das Land der Deutschen

Die neuen Grenzen

1918/19 entstanden in Europa vierzehn Staaten neu. 11 000 km neue Außengrenzen kamen hinzu. 61 500 Quadratkilometer deutschen Bodens mit fünf Millionen Einwohnern gingen verloren. In den Abstimmungen über die Zugehörigkeit zum Reich oder zu dem betreffenden Nachbarstaat büßte Deutschland Eupen-Malmedy, Nordschleswig und große Teile von Oberschlesien ein. Damit erhöhten sich die ersten Verluste auf 70 000 Quadratkilometer mit 6,5 Millionen Einwohnern. Das waren jeweils 13 und 10 Prozent der Gesamtsummen. Von den Alliierten besetzt wurden 32 000 Quadratkilometer mit 6,6 Millionen Einwohnern.

Die Strafe, die das Reich und die Donaumonarchie in Form von Gebietsabtretungen tragen mussten, wurde durch Präsident Wilsons Selbstbestimmungsrecht der Völker quasi veredelt, ein Recht, das freilich nur gegen die Verlierer durchgesetzt wurde. War die Generallinie der Nachkriegsordnung klar, so ging es im Einzelnen um die höchst sensible Aufgabe der Grenzziehungen – wie gesagt: 11 000 km neue Grenzen mussten festgelegt werden, und kein Staatsgebiet war durch diese Operation stärker betroffen als das deutsche und dies nicht nur, weil das Reich den Krieg verloren hatte, sondern auch, weil es »das Land der Grenzen« war: »Die Tragik des deutschen Landes ist seine Lage inmitten Europas, ein Land der Grenzen zu sein und doch ein Land ohne scharfe, eindeutig gegebene Grenzen.«[202] Der Versailler Vertrag, der im *Reichsgesetzblatt* von 1919 die Seiten 687 bis 1 350 füllt, zieht auf fünfzig Seiten Deutschlands Grenzen neu, nur mit Worten, nicht auf Landkarten – und damit ist noch keinesfalls die Liste der Grenzvorschriften abgeschlossen, denn es werden später noch die innerdeutschen Grenzen der besetzten Gebiete festgelegt und die Zollvorschriften erlassen. Im Detail liest sich das so:

> […] von dort bis zu einem an der Krümmung der Piasnitz ungefähr 1½ Kilometer nordwestlich von Warschkau zu wählenden Punkte: eine im Gelände noch zu bestimmende Linie, von dort der Lauf der Piasnitz abwärts, dann die Mittellinie des Zarnowitzer Sees und schließlich die alte Grenze Westpreußens bis zur Ostsee.[203]

Wie solche Linien gezogen wurden, erzählt Charles Seymour, der als US-amerikanischer Chefexperte für die Geographie und Völkerkunde der österreichischen Monarchie bei den Pariser Friedenskonferenzen zuständig war:

> Eine der pittoreskesten Szenen der Konferenz fand in Mr. Wilsons Wohnzimmer in Paris statt, mit dem Präsidenten auf allen vieren über einer großen Karte auf dem Parkettfußboden, mit anderen Bevollmächtigten in ähnlichen Haltungen, mit Orlando wie ein Bär auf dem Boden krabbelnd, um einen besseren Überblick zu haben, während Wilson einen bündigen und akkuraten Vortrag über die ökonomische und geographische Verfassung des Klagenfurter Beckens hielt. Karten waren überall. Nicht alle waren gut. Westermann bezieht sich auf bestimmte Karten, welche Anspruchseigner im Nahen Osten einbrachten, welche ›zu publizieren ein Hohn wäre‹. Aber unablässig stützte man sich bei den Verhandlungen auf solche Karten.[204]

So oder so ähnlich wurden die gewichtigsten Entscheidungen des 20. Jahrhunderts getroffen: Kartengläubig und rote Grenzlinien ziehend, schuf man die Grundlage für die nächsten siebzig Jahre Krisen und Kriege, für Fehlentwicklungen, die erst viele Jahrzehnte später, am Ende jenes Jahrhunderts der katastrophalen Kartographie beseitigt wurden, soweit das überhaupt möglich war. Grenzen haben heute ihre »definierende« Macht und Attraktion eingebüßt – das gilt aber nur für Europa, nicht für den Nahen Osten, nicht für Afrika und Asien, wo die Karten bzw. ihr vornehmster Inhalt, der Nationalstaat bzw. dessen koloniale Vorform, permanent Unfrieden stiften.[205]

Was das oben erwähnte Klagenfurter Becken betrifft, so ging es auf der Friedenskonferenz um die Ansprüche Jugoslawiens auf große Teile Kärntens inklusive dessen Hauptstadt Klagenfurt; Forderungen, die erst in einem erbitterten Widerstand der deutschsprachigen Kärntner und dann durch eine Volksabstimmung abgewehrt wurden. Zwei Täler aber verlor Kärnten an Jugoslawien und Italien. Wir wüssten von diesen Vorgängen nichts mehr, erinnerte uns nicht immer wieder der Dichter Peter Handke an diesen »Reibungsgürtel«, wie es in der damaligen Geographie hieß. Charles Seymour berichtet, Präsident Wilson habe ihm einmal gestanden, von der großen Volksgruppe der Deutschen in Nordböhmen, also im sogenannten Sudetenland, nichts gewusst zu haben. »Warum hat Masaryk mir das nie gesagt?«, fragte er. Spätestens die Lektüre des »Memoire III« der tschechischen Delegation bei den Friedensverhandlungen hätte ihn belehren können. Diese Denkschrift ging nicht so weit, die Existenz von 3,5 Millionen Deutschen zu leugnen, sie interpretierte sie aber als bodenfremde Kolonisten in ursprünglich slawischem Land. Im Gegensatz zu Kärnten bedeutete die »Lösung« der Sudetenfrage dann den ersten Schritt in den nächsten Weltkrieg. Wir haben ja alle Europa nicht gekannt, hätten viele der Grenzzieher von

1918/19 eingestehen müssen, und 1938 in München hatte sich daran wohl nicht viel geändert: Der englische Unterhändler Chamberlain nannte die damals zerschlagene Tschechoslowakei »a far away country of which we know little«. Aber dass 1918 auch die maßgeblichen Deutschen ihr Land nicht kannten bzw. – ebenso fatal – die Aufgabe verkannten, die *Binnen*grenzen in einem neuen, einem demokratischen Deutschland zu ziehen, das soll im Folgenden gezeigt werden. Denn nicht nur Europa, auch das Reich galt es neu einzurichten. Die erste Frage soll sein, wie die Deutschen im Umbruchsjahr 1918/19 und dann bis 1933 den »Nomos« ihrer Erde bestimmten, wie sie also, um mit Carl Schmitt zu sprechen, jene »Einheit von Ordnung und Ortung« herstellten, die als Deutsches Reich, das eine Republik war, handlungsfähig sein sollte. Die äußere »Raumteilung« hatten die Siegermächte 1919 vorgenommen; es blieben die Abstimmungsgebiete, in denen die Bewohner selbst entscheiden konnten, ob sie zum Deutschen Reich gehören wollten oder nicht und damit Einfluss auf den Grenzverlauf nehmen konnten. Der Lohn für die Annahme von Versailles hieß Souveränität. Damit blieb das »Binnenrecht« Deutschlands bewahrt, die privaten Besitz- und Verfügungsrechte an Grund und Boden wurden also zum Beispiel nicht angetastet. Das galt jedoch nicht für die 22 regierenden Fürstenhäuser. Damit und aus vielen anderen Gründen war aber eine große Aufgabe gestellt: Das neue Staatsgebilde musste durch »Raumeinteilung« den inneren Nomos finden, sich nicht nur als Republik, sondern auch als »Raumordnung« definieren.

Es geht im Folgenden zunächst einmal um zwei realpolitische Ansätze, die sich nach divisiv und intensiv unterscheiden lassen: Neugliederung des Reichsgebietes und Innere Kolonisation. Danach sollen deutsche Raumkonzepte und deutsche Raumwissenschaften vorgestellt werden: die Reichsideologie, die Geopolitik, die Geschichtliche Landeskunde. Selbstverständlich wird es auch nicht ohne einen Blick auf die Arbeit der deutschen Geographie gehen, einer Wissenschaft, welcher einmal die Welt gehörte und die jetzt zurück auf das Los ihres territorialen Ausgangspunkts verwiesen wurde. Die Weimarer Zeit war auch die Zeit kleinstdeutschen Handelns und Denkens – Stichwort »Los von Berlin«. Regionalismus konnte heißen Separatismus und »Freiheitskampf«; es war aber auch das Umgekehrte möglich: Der Gedanke, dass eine ganz bestimmte Landschaft wie eine Matrix das Programm enthielt, nach dem Deutschland oder sogar Europa wieder ganz werden konnten. Es wird in diesem Teil weiterhin der Beweis dafür angetreten, dass es in der Tat Deutschland erst zu entdecken galt. Der Krieg hatte Landschaft zum Gelände, zum Planquadrat entstellt. Es wurde jetzt verlangt, das Sensorium für das Landschaftliche neu zu entwickeln und im Sinne des Regionalismus eine »Literatur der Landschaft« zu schreiben. Eine der schwierigsten Aufgaben überhaupt, wenn man sich nicht dem neuen Credo von Blut und Boden unterwerfen wollte. Das Land war mehr als das Andere der Stadt. Es war in eine paradoxe Konstellation eingetreten: Im Krieg waren die meisten deutschen Länder unberührt von Kampfhandlungen geblieben (Ausnahmen: das Elsass

und Teile Ostpreußens) – nach dem Krieg verwandelten sich einige von ihnen in Kampfzonen (zum Beispiel Thüringen, Schleswig-Holstein, Oberschlesien und das Ruhrgebiet). Das bedeutete, dass das Land wieder als Schauplatz eingerichtet und nicht als Sphäre eigenen Rechts behandelt wurde. Aber so wie Regionen modellhaft für das ganze Deutschland aufgefasst wurden, so ließen sich auch mit dem Material des Landes Schicksalsfragen der Nation ansprechen: die Schlagwörter Volk ohne Raum vs. Raum ohne Volk sollen in diese Richtung deuten. Es wurde auch ein Sozialtypus Mode, der das ganz spezifische Verhältnis dieser Zeit zum Land verkörperte: die Stelle des Wanderers der Romantik und des selbstständigen Bauern in der Literatur des Realismus und Naturalismus nahm nun der Vagabund ein, eine Figur allerdings mehr der Landstraße als des Landes.

Die unterlassene Neugliederung Deutschlands I

Zuerst stand die Aufgabe an, Deutschland neu einzuteilen. Eine radikale Reichsreform tat not – das war jedenfalls die Auffassung des Autors der Weimarer Verfassung, Hugo Preuß, aber auch der ersten Reichsregierung und von geschätzt 50 Prozent der deutschen Bevölkerung. Preuß hatte im Januar 1919 einen Vorschlag zur Neugliederung gemacht, der außer den drei Hansestädten Bremen, Hamburg und Lübeck zwölf Teilstaaten vorsah, die in etwa gleich groß zugeschnitten waren (Abb. 17).[206]

Das war noch vor Versailles, das die großdeutsche Lösung mit der Einbeziehung Restösterreichs untersagte und Westpreußen Polen zuschlug. Was schließlich in Artikel 18 (samt Ergänzung in Artikel 167) Verfassungsrang erlangte, mutet auf den ersten Blick vernünftig an, stellt man die vorausgehende Blockadepolitik Preußens und vor allem der kleinen Länder in Rechnung.

Artikel 18 folgt der Grundnorm der Verfassung, welche die Bestimmungsmacht in die Hände des Souveräns legte. Es heißt:

> Die Gliederung des Reichs in Länder soll unter möglichster Berücksichtigung des Willens der beteiligten Bevölkerung der wirtschaftlichen und kulturellen Höchstleistung des Volkes dienen. Die Änderung des Gebiets von Ländern und die Neubildung von Ländern innerhalb des Reichs erfolgen durch verfassungsänderndes Reichsgesetz.
>
> Stimmen die unmittelbar beteiligten Länder zu, so bedarf es nur eines einfachen Reichsgesetzes.
>
> Ein einfaches Reichsgesetz genügt ferner, wenn eines der beteiligten Länder nicht zustimmt, die Gebietsänderung oder Neubildung aber durch



Abb. 17. Hugo Preuß' Vorschlag zur Neuordnung Deutschlands, 1919

den Willen der Bevölkerung gefordert wird und ein überwiegendes Reichsinteresse sie erheischt.

Der Wille der Bevölkerung ist durch Abstimmung festzustellen. Die Reichsregierung ordnet die Abstimmung an, wenn ein Drittel der zum Reichstag wahlberechtigten Einwohner des abzutrennenden Gebiets es verlangt.

Zum Beschluss einer Gebietsänderung oder Neubildung sind drei Fünftel der abgegebenen Stimmen, mindestens aber die Stimmenmehrheit der Wahlberechtigten erforderlich.

Damit war der Zwang zur Neugliederung nach qualitativen und quantitativen Kriterien vom Tisch; also gab es keine Verpflichtung auf eine Mindestgröße, auf einen annähernd gleich großen Zuschnitt der Länder, auf deren historische, kulturelle, konfessionelle Gemeinsamkeiten. Es war abgewehrt der Versuch, ganz konkret und im Voraus die Karte der neuen und alten Gliedstaaten in die Verfassung hineinzuschreiben. Wenn man die Protokolle der Verfassungsgebenden Nationalversammlung nachliest, ist man enttäuscht über die geringe Qualität der Argumente, die Paragraph 18 gewidmet wurden. Zu einer Diskussion über die Berechtigung der Grenzziehungen in Einzelnen kam es sowieso nicht; alle Ideen zur Neugliederung wurden mit dem Totschlagargument zum Schweigen gebracht: »Die Zertrümmerung Preußens ist das letzte Kriegsziel unsres Feindes.«[207] Diese Argumentation rettete den Bestand

Preußens über die ganze Epoche der Republik. Als 1924 im preußischen Landesteil Niedersachsen eine Abstimmung über Selbstständigkeit oder Verbleib bei Preußen stattfand, zeigte ein Plakat der Pro-Preußen-Partei einen Arbeiter, der mit schwerem Vorschlaghammer einen Keil in das zerberstende Reichsgebiet treibt. Dazu das Motto: »Wer welfisch stimmt, sprengt das Reich«.[208] Matthias Erzberger, der geradezu fanatisch für die Annahme des Versailler Vertrages agitierte, wusste diese Angst wie kein anderer zu schüren. Den Vertrag abzulehnen, ließ er seine Kollegen in der Nationalversammlung wissen, würde zur Folge haben: »I. Zertrümmerung des Reiches. Auflösung desselben in Einzelstaaten. Der Hass der Einzelstaaten gegen Preußen, dem die Verantwortung für die Katastrophe Deutschlands zugeschrieben wird, würde die Trennung der Einzelstaaten zu einer dauernden machen. [...]« Der Apokalyptiker beschloss sein Untergangsszenario mit den Worten: »Ordnungslosigkeit im ganzen Lande.«[209] Die Abwehr einer Neugliederung basierte also auf einer klassischen Figur der »Rhetoric of reaction«, die Albert Hirschman in seinem berühmten Buch gleichen Titels »jeopardy« genannt hat: die Erwartung einer Gefahr, in diesem Fall die Erwartung der Gefahr, die Reform würde Deutschland ins Chaos stürzen. Diese Furcht hat auch die Forschung nach 1945 als Erklärung und Entschuldigung für das Ausbleiben der Reichsreform und als Entschuldigung für viele andere Fehlentscheidungen in der Weimarer Epoche unterschrieben – bis hin zu deren Ende, da soll die Angst vor den Kommunisten Hitler zur Macht befördert haben. Nun kann bei nur oberflächlicher Betrachtung der Geschehnisse von 1918 bis 1933 nicht die Furcht vor *dem* Bürgerkrieg die entscheidende Rolle gespielt haben, sondern höchstens die Absicht, nicht *noch mehr* Unruhe zu stiften. Es brachen schließlich beinahe jedes Jahr organisierte Proteste, Revolutionen, Aufstände, Generalstreiks aus – staatsgefährdende Umsturzversuche also, zu denen ja auch das *Ausbleiben* der Reichsreform Anlass gab, wie etwa die Rheinlandbewegung, auf die ich später noch zu sprechen kommen werde. Die Kleinstaaten aufzulösen hätte 1919 maximal sechs Prozent der Bürger auf die Barrikaden gebracht. Im Großstaat Preußen hätten die Rheinländer, die Westfalen, die Hessen, die Niedersachsen und die Schleswig-Holsteiner mit Freuden neue Gliedstaaten gebildet. Die »landfremden« Beamten hätten protestiert. Aber nicht lange. Wenn Angst also nur das Mittel war, wer schürte sie zu welchem Zweck? Ohnmächtig, wie man geworden war, folgte man demjenigen, der noch am meisten Macht besaß und Macht immer nur als innere Notwendigkeit, ja als Dienst an der Sache der Einheit verstanden wissen wollte. Es muss reichen, das harsche Wort des späteren preußischen Ministerpräsidenten Otto Braun zu zitieren: »Wenn Preußen es nicht will, teilt es sich nicht auf.«[210]

Dieses Nichtereignis deutscher Geschichte bleibt höchst merkwürdig. 1919 waren in der Verfassung (»Das deutsche Reich ist eine Republik«) die letzten Reste von Legitimation durch Herkunft aufgelöst worden: aus Abstammung, Geschlecht, Stand, Religion ließen sich keine Rechtsansprüche mehr ableiten. Aber ein Bundesstaat in der

Größenordnung Preußens war weiterhin ein immenser Machtfaktor, eine Enklave wie Birkenfeld hatte mit 55 000 Einwohnern Rechtsfähigkeit. Das Festhalten an diesen Traditionsbeständen verstößt nicht nur gegen den Geist der neuen Verfassung, es stimmt auch so gar nicht überein mit dem den Deutschen nachgesagten Verlangen nach Ordnung, Regelung und Planung. Einen Grund könnte man im klassischen Primat der Außenpolitik finden, das auch nach 1918 sich nicht sofort abschalten ließ – auf sehr konkrete Weise hatte man zuletzt in vier Jahren Krieg Außenpolitik betrieben. Auch setzte sich das Denken in den Dimensionen eines Machstaates fort, selbst wenn man keine Macht mehr hatte. Auf jeden Fall förderte es nicht große innenpolitische Entwürfe.

Auf keinen Fall aber konnte man Versailles nicht auch noch für diese Kriegsfolge verantwortlich machen. Der Versailler Vertrag regelte auf über 600 Seiten einfach alles. Die Deutschen hätten es nicht besser und gewiss nicht anders gemacht, wären sie auf der Seite der Sieger geblieben. Sie hätten vermutlich sogar denselben Saal des Versailler Schlosses für die Schlusszeremonie gewählt. Was die deutsche Delegation am 28. Juni 1919 unter Protest signierte, dieses an Umfang und Gründlichkeit einzigartige Dokument, hätte in seiner Gänze vielleicht eine Botschaft ins Deutsche Reich vermitteln müssen, eine Botschaft, auf welche die Deutschen sich schon durch ihre Revolution vorbereitet hatten: dass sich in dieser neuen Zeit bis dato Unvorstellbares realisieren ließ, dass sich »prächtige Möglichkeiten« eröffneten, wie ein französischer Beobachter des deutschen Föderalismus es ausdrückte, Möglichkeiten einer – wörtlich verstanden – neuen Grundordnung.[211]

Zwar wurde es der »Bevölkerung« scheinbar großzügig überlassen, das Reich neu aufzuteilen, aber die Hürden, die man vor den überall aufbrechenden Unabhängigkeitsbestrebungen aufrichtete, waren enorm hoch: Preußen, Hauptangriffspunkt der Neuregelungsbefürworter, war damit so gut wie in seinem Bestand gesichert. Indem es in Artikel 167 durchsetzte, dass erst in zwei Jahren wieder über die Neugliederung nachgedacht werden konnte, verlangte es von seinen Gegner eine große Ausdauer, wie sie, das war noch vor Verabschiedung der Verfassung abzusehen, nicht erbracht werden würde. Schnell aufeinanderfolgten der Vertrag von Versailles, der Einmarsch der Alliierten in die Rheinlande, die Plebiszite in Schlesien, Ostpreußen und Schleswig-Holstein, die alle Aufmerksamkeit auf sich zogen, dann kam der Kapp-Putsch, die bewaffneten Aufstände der Arbeiter, die Ruhrkrise. Als die Zeiten sich etwas beruhigten, wurde die Reichsreform Sache von Denkschriften und Kommissionen, es wurde sogar – sehr typisch für die Weimarer Zeit – eine »Zentralstelle für die Gliederung des Reiches« geschaffen.[212] Auch der hochrangig besetzte »Bund zur Erneuerung des Reiches« ist zu nennen. Das Reich erhielt aber keine neue Grundordnung, sondern trat das Erbe der dynastischen Ära an, von deren Gestaltprinzip Samuel Pufendorf 1667 geurteilt hatte, sie habe ein »Deutschland mit irregulärem Körper, einem Monstrum gleich« hervorgebracht.[213] Das »buntscheckige Staatengebilde«, das

der Prälat Kaas in der Verfassungsgebenden Versammlung verspottet hatte, blieb erhalten. Um der Ordnung willen wurde eine Ordnung bewahrt, die keine war, weder ein wohlgeformtes Ganzes noch ein politisch korrektes. Kant sagt einmal in der *Kritik der reinen Vernunft*: »Das Ganze ist also gegliedert (articulatio) und nicht gehäuft (coacervatio).«[214] Dabei hieß es in Artikel 18: »Die Gliederung des Reichs in Länder soll unter möglichster Berücksichtigung des Willens der beteiligten Bevölkerung der wirtschaftlichen und kulturellen Höchstleistung des Volkes dienen.« Nichts macht das schlechte Gewissen der Väter und Mütter der Verfassung deutlicher, eine historische »Häufung« übernommen und keine »Gliederung« geschaffen zu haben, als der Umstand, dass in der Weimarer Verfassung anders als in der Verfassung des Zweiten Kaiserreiches und in unserem Grundgesetz die einzelnen Länder, also die Bausteine des neuen Staatsgebildes, nicht einmal namentlich genannt werden. 1920 schlossen sich dann die sieben Thüringer Freistaaten zu einem zusammen – »die seit 1861 tiefgreifendste Territorialreform«.[215] Was im Übrigen nicht bedeutete, dass Preußen die größte Stadt des Landes, Erfurt, an den neuen Freistaat abtrat. 1929 ging Waldeck in Hessen auf. Diese Änderungen betrafen weniger als drei Prozent der Fläche des Reiches. »[D]ass er [der Landtag des Zwergstaates Lippe] namentlich die noch bestehen gebliebene deutsche Kleinstaaterei für eine überlebte, unsinnige und unzweckmäßige Zeitwidrigkeit hält«, zu diesem Beschluss wollte am 9. Januar 1920 die sozialdemokratische Fraktion den Landtag bewegen. Zur gleichen Zeit schrieb Wilhelm Martin Becker in der altehrwürdigen Zeitschrift mit dem immer beziehungsreicher gewordenen Namen *Die Grenzboten:*

> Die Vereinheitlichungsbestrebungen des neuen Regimes bedrohen den Rest des gewohnten Sondertums der Landschaften, und selbst im Elend des verlorenen Krieges bringt der Deutsche zur Verteidigung dieser letzten individualistischen Hochburg noch Kräfte auf, die von den neuen Männern der Regierung nicht geahnt werden. Wir dürfen also objektiv feststellen, dass wir es hier mit einer vorläufig unausrottbaren Macht zu tun haben; ein Staatsmann würde dem Rechnung tragen.[216]

Es bedurfte keines »Staatsmannes«, um die »Ausrottung der gewachsenen Staatsindividualitäten« zu verhindern. »Ewige Diskussion«, wie Carl Schmitt gesagt hätte, schaffte es ebenfalls. Auch Lippe blieb bis 1945 Freistaat des Deutschen Reichs.[217] »Die Lösungen politischer Probleme sind nie reine Lösungen«, wusste der gerade zitierte Becker. Das Problem der Reichsreform wurde überhaupt nicht gelöst.

Dass die meisten deutschen Länder »Zufallsstaaten«, »künstliche Staaten« und »unechte Staatsgebilde« waren, die »der natürlichen sozialen Gruppierung von Land und Leuten so gar stracks widersprechen«, stand für Wilhelm Heinrich Riehl 1861 fest, und das galt auch für die Periode 1919 bis 1933.[218] Der Vater der Weimarer Ver-

fassung, Hugo Preuß, sprach von Einzelstaaten, »hervorgegangen aus Zufall und Willkür dynastischer Hauspolitik, Erbteilungen und Heiraten, Käufen und Eroberungen«.[219] Geändert hatte sich die Zahl. Die Forschung hat die Tendenz deutscher Territorialgeschichte zu immer weniger Ländern – 1815 waren es 46, 1848 36, 1871 26 und 1925 18 – »wie eine ungehindert wirkende Natur« hingestellt, die »in überwältigender Großzügigkeit« den Prozess der »Zusammenfassung, Ausgleichung und Vereinheitlichung« vorangetrieben habe.[220] Wer sich an die schieren Zahlen hält und wer den größten Einschnitt in der deutschen Geschichte seit 1815, den Übergang von der dynastischen Ära zur republikanischen, nicht berücksichtigt, wird das so sehen. Eine qualitative Geschichtsschreibung muss jedoch zwei Aspekte des Themas in den Vordergrund rücken: die Tatsache, dass zwei verschiedene politische Ordnungen auf derselben Gebietseinteilung aufbauten, und die Übersetzung quantitativer Daten in Größenordnungen. Die Hauptprobleme der übernommenen Reichsgliederung, die Großstaaterei (Preußen: 291 700 qkm, 38 120 173 Einwohner) und die Kleinstaaterei (Schaumburg-Lippe: 340,3 qkm, ca. 50 000 Einwohner) begleiteten die Geschichte der Republik bis zu ihrem Ende.

Was wir aus der beigefügten Tabelle entnehmen können (Tabelle 1), ist ein weiterer Beleg für »Zipf's Law«, ein Potenzgesetz, das – benannt nach dem amerikanischen Linguisten George Kingsley Zipf – als Modell zur Verteilung von Worthäufigkeiten entwickelt wurde, sich aber auch auf zahllose andere Bereiche außerhalb der Sprachwissenschaft anwenden lässt.

Das Gesetz beschreibt viele Phänomene in Kultur und Natur – ob es sich um Worthäufigkeit, Gehälter, Vermögensverteilung oder die Größe von Ansiedlungen oder Inseln handelt, immer gilt, dass am Anfang einer Rangfolge wenige sehr hohe Werte stehen und daraufhin der »lange Schwanz« kleiner und kleinster Einheiten folgt. Bei der Betrachtung der Flächen und der Bevölkerungszahlen der 18 Länder des Weimarer Reiches kann man den langen Schwanz im Grunde schon mit Position drei, Sachsen, beginnen lassen, wo der Anteil an der Gesamtbevölkerung auf unter 10 Prozent sinkt. Danach rangiert mit vier bis 0,21 Prozent der Rest der 15 Länder. Dass das Zipf'sche Gesetz in Natur *und* Kultur gilt, heißt nicht, dass Menschen es für ihre Belange einfach hinnehmen müssen. Angefangen mit dem Plan von Preuß unterscheiden sich die meisten Vorschläge zur Neugliederung von der Realität dadurch, dass sie das Prinzip des Föderalismus, also die Bindung an Stamm, Religion, Geschichte, mit dem Gleichheitsgrundsatz der Demokratie zur Deckung bringen wollten. Es ging nur selten um eine pure Verwaltungsreform, so wie sie die Französische Revolution mit der mathematischen Zerlegung des Staatsgebiets in 83 Departments vorgenommen hatte. Wir haben im ersten Teil als Feinde der Vielfalt Gegenkräfte und Zustände wie Monotonisierung, Schematisierung, innere Zerrissenheit, Überforderung identifiziert. Wir können jetzt auf einen weiteren und den für das staatliche Deutschland möglicherweise gefährlichsten Feind hinweisen: auf die falsche, die negative Vielfalt

Tabelle 1. Fläche und Landbevölkerung der deutschen Länder, 1925

Nr.	Land	Fläche		Wohnbevölkerung			
		in qkm	v. H. der Reichsfläche	Zahl	i. v. H. der Reichsbevölkerung	pro qkm	
						überhaupt	v. H. des Reichsdurchschnitts
1	Preußen	291 700,45	62,23	38 120 173	61,08	130,68	98,14
2	Bayern	75 996,47	16,21	7 379 594	11,82	97,10	72,93
3	Sachsen	14 992,94	3,20	4 992 320	8,00	332,98	250,08
4	Württemberg	19 507,63	4,16	2 580 235	4,13	132,27	99,34
5	Baden	15 070,87	3,22	2 312 462	3,71	153,44	115,24
6	Thüringen	11 724,39	2,50	1 609 300	2,58	133,26	103,09
7	Hessen	7 692,94	1,64	1 347 279	2,16	175,13	131,53
8	Mecklenburg-Schwerin	13 126,92	2,80	674 045	1,08	51,35	38,57
9	Oldenburg	6423,98	1,37	545 172	0,87	84,87	63,74
10	Braunschweig	3 672,05	0,78	501 875	0,80	136,67	102,64
11	Anhalt	2 299,28	0,49	351 045	0,56	152,67	114,66
12	Lippe	1 215,16	0,26	163 648	0,26	134,67	101,14
13	Mecklenburg-Strelitz	2 929,50	0,63	110 269	0,18	37,64	28,27
14	Waldeck	1 055,43	0,23	55 816	0,09	52,88	39,71
15	Schaumburg-Lippe	340,30	0,07	48 046	0,08	141,19	106,04
16	Hamburg	415,26	0,09	1 152 523	1,85	2 775,43	2 084,44
17	Bremen	256,39	0,06	338 846	0,54	1 321,60	992,56
18	Lübeck	297,71	0,06	127 971	0,21	429,85	322,83

oder Heterogenität, die sich aus Ungleichgewichten ergibt, aus einem Verstoß gegen den demokratischen Grundgedanken der Gleichheit auf der Ebene der Geographie (ganz abgesehen vom Recht auf territoriale Selbstbestimmung). Denn eine Konsequenz hat die merkwürdige Verteilung nach dem Zipf'schen Gesetz: Einen Durchschnitt zu ziehen ist sinnlos. Durchschnitt aber ist sozusagen der Goldene Schnitt der Demokratie. Es wird zu zeigen sein, dass die Zwergstaaten definitiv zum Ende Weimars beigetragen haben.

Die unterlassene Neugliederung Deutschlands II: Das Lehrstück Birkenfeld

Die Gliedstaaten, die 1919 zu Freistaaten wurden, dünkten sich nach der Revolution frei, ihr Territorium nach der staatsrechtlichen Doktrin Präsident Wilsons und nach den Gestaltgesetzen der Geopolitik (die oft noch gar nicht ausformuliert worden waren) neu zu entwerfen. Nehmen wir Oldenburg, einen Freistaat mittlerer Größe mit 545 000 Einwohnern auf 6 424 Quadratkilometern. »Oldenburg besteht aus drei weit voneinander entfernten Gebietsteilen«, meldet der *Große Brockhaus* der Weimarer Epoche: »dem Landesteil Oldenburg, dem Landesteil Lübeck, dem Landesteil Birkenfeld«. Es hatte Pläne für ein Groß-Oldenburg im Ems-Weser-Raum gegeben, doch als man die Unnachgiebigkeit Preußens spürte, ging man an kleinteilige Verhandlungen über einen Gebietsaustausch.

> Gegenüber Ostfriesland forderte Oldenburg ein Areal von 120 qkm des Kreises Wittmann. Neben geschichtlichen Faktoren gründete es den Anspruch auf das tief in Oldenburg hineinragende Gebiet mit der vorteilhaften Abrundung seines Territoriums, die eine bessere Verbindung zum Jever-Land und zur friesischen Wehde erlaubte. Im Kreis Bersenbrück richtete sich das Interesse auf die südlich von Löningen gelegenen, ehemals zu dessen Kirchspiel gehörenden Gemeinden und die Gemeinde Vörden nebst umliegenden Orten im Bereich Damme/Neuenkirchen.[221]

Damit ist die Liste noch lange nicht zu Ende. Man hat einmal gesagt, Krieg sei eine gute Gelegenheit, Geographie zu lernen – die Nachkriegszeit und die Diskussion um die Neugliederung waren es offenbar auch. Zurück zu Oldenburg: Das Land brachte in die Verhandlungen mit Preußen ein Unterpfand ein und hatte mit diesem gleichzeitig ein Problem. Nach dem Wiener Kongress war Oldenburg die Exklave Birkenfeld zugeschlagen worden, ein weit entfernt liegendes Territorium an der Nahe, umgeben von der preußischen Rheinprovinz.[222] Idar-Oberstein liegt dort, ein Ort, den man kennt. Die Franzosen hatten 1919 das Gebiet besetzt und drangsalierten einerseits die Bevölkerung und unterstützten andererseits Unabhängigkeitsbestrebungen. Während Oldenburg den Besitz im Rahmen eines Gebietstausches geltend machen wollte, erklärte sich das Ländchen am 14. Juli 1919, dem französischen Nationalfeiertag, zur »Birkenfelder Republik«. Mit 55 650 Einwohnern und 503 Quadratkilometern wäre die neue Republik noch nicht einmal der kleinste der deutschen Freistaaten gewesen. Bei der ersten Wahl wurden die Unabhängigen jedoch vernichtend geschlagen. Birkenfeld blieb bei Oldenburg. Auch 1923, als im Kontext der Ruhrkrise an vielen Orten separatistische Bewegungen aufflammten, kam es zu kurzfristiger Entmachtung

der Oldenburger Administration. Diesmal forderte der von Frankreich massiv unterstützte Unabhängigkeitskampf Tote und Verletzte. Wie überall im Rheinland hatten die Separatisten nicht die Unterstützung breiter Schichten der Bevölkerung auf ihrer Seite. Die Verhandlungen mit Preußen hatten sich mittlerweile zerschlagen. Birkenfeld blieb als Landesteil bei Oldenburg.

Birkenfeld ist ein Lehrstück, was die territoriale Ordnung des Reiches nach 1918 angeht. Exklaven waren in der dynastischen Ära eine Normalität. Wenn man an die beiden Versailles des 19. Jahrhunderts, den Frieden von Lunéville und den Wiener Kongress, und an ihre »Länderfabrikation« (Riehl) denkt, assoziiert man automatisch eine tiefgreifende Bereinigung der Karten. Diese geschah auch in Birkenfeld. Der spätere Landesteil von Oldenburg gehörte vor dem Wiener Kongress sieben verschiedenen Herrschaften. Der Zustand von 1817, als der preußische König das Gebiet an Oldenburg abtreten musste, war also bereits, was die Gebietsstruktur angeht, ein bedeutender Fortschritt, signalisierte eine Art Ende des Mittelalters. Die ebenfalls weit zurückreichende und typisch dynastische Institution der Exklave aber blieb als Modell erhalten. Preußen besaß 60 Exklaven, Braunschweig hatte ihrer 28, insgesamt gab es im Reich ungefähr 200 En- und Exklaven, von denen etwa ein Drittel weniger als 500 Einwohner besaß.[223] Carl Schmitt sprach von »Gebietsfetzen«. Nun wäre die einzig sinnvolle Lösung gewesen, das Ländchen an der Nahe in seiner Umgebung aufgehen zu lassen; diese aber war seit 1817 ebenfalls eine Art Exklave: Der Abstand von Birkenfeld nach Berlin wäre größer als der von Birkenfeld nach Oldenburg gewesen. Offensichtlich fühlte sich Birkenfeld als Kleinststaat eines Kleinstaates bei Oldenburg besser aufgehoben als bei Berlin. Der »Bevölkerungswille«, die oberste Instanz der Verfassung, zeigte zweimal in diese Richtung. Kleine territoriale Einheiten wollen ihre Unabhängigkeit erhalten, und sei es nur die geographische Abtrennung vom Mutterstaat. Bis hierhin, könnte man sagen, ist das Problem ein inneres, ein hausgemachtes und ist genauso wenig von Versailles oktroyiert wie das Ausbleiben einer territorialen Reichsreform. Hätten sich die Birkenfelder aber zu der wahrhaft naheliegenden Lösung entschlossen und einem neuen, von Preußen unabhängigen Rheinstaat oder einer freien Pfalz beitreten wollen, dann wäre das durch den Bevölkerungswillen allein nicht zu erreichen gewesen: Die ganze Region stand unter der Kuratel der Siegermächte, und insbesondere Frankreich verfolgte dort sehr ausgeprägt seine Interessen. Einer Angliederung an Preußen widersetzte es sich massiv. Neue Innengrenzen würden gegen den Vertrag von Versailles verstoßen, so lautete das Argument von französischer Seite. Dabei garantierte der Vertrag die Struktur der inneren Gliederung Deutschlands mit keinem Wort. Preußen wiederum, die andere Großmacht, verweigerte den Gebietstausch mit Oldenburg, weil es sich grundsätzlich jeder territorialen Veränderung widersetzte. Jeder Schritt in diese Richtung würde zahlreiche Folgeschritte auslösen; jede Schwächung Preußens käme einer Schwächung des Reiches gleich. Das war wie schon gesagt die Staats-

doktrin in Sachen Gebietsreform. Sie konnte sich im Übrigen nicht auf Bismarck berufen. Dieser hatte einmal geschrieben, er würde sich nicht wundern, »wenn die vis major der Gesamtnationalität meine dynastische Mannestreue und persönliche Vorliebe schonungslos vernichtete«[224] – zuerst das Reich, dann Preußen, wollte er sagen.

Die unterlassene Neugliederung Deutschlands III: Das »Signal Lippe«

Was Deutschlands territoriale Gliederung angeht, fühlt man sich immer wieder veranlasst, den Weg der Mereologie zu gehen, also eine formal-ontologische Methode anzuwenden, die der polnische Philosoph Stanislaw Leśniewski 1916 in seinen *Grundlagen einer allgemeinen Theorie der Mannigfaltigkeiten* entwickelt hatte. Mereologie ist die Lehre vom Verhältnis zwischen den Teilen und dem Ganzen; sie fragt zum Beispiel, ob ein Satz wie »Jeder Teil eines Teiles einer Sache ist Teil dieser Sache« allgemeine Gültigkeit besitzt. Man kann sich die Probleme aber auch etwas pragmatischer vornehmen und wie das Lexikon formulieren: »Exklaven sind außergewöhnlich oft Gegenstand sowohl innen- als auch außenpolitischer Spannungen.« Es zählt unter anderem auf: Kriminalität, Abschottung, Versorgung, Herstellung einer territorialen Verbindung, Auslöschung einer Exklave.[225] Im Fall der kleinen Exklaven und Kleinstaaten resultierte ihre staatsgefährdende Wirkung schlicht und einfach aus ihrer Kleinheit. Die letzte Landtagswahl vor der Machtübergabe an die Nationalsozialisten fand am 15. Januar 1933 in Lippe statt, dem zweitkleinsten Freistaat des Reiches.[226] Lippe war nur noch sehr begrenzt souverän. Es hatte hohe Schulden, die Pro-Kopf-Ausgaben für Land und Gemeinden lagen bei 117 Reichsmark (Preußen: 175), alle höheren Gerichtsbarkeiten hatte es an die angrenzenden preußischen Provinzen abgetreten.[227] Aber es gab einen Landtag, der regelmäßig neu gewählt werden musste. Nach den empfindlichen Verlusten in der Reichstagswahl 1932, konfrontiert mit hohen Schulden und einem auf Spaltung hinarbeitenden Georg Strasser, hatte Hitler den Befehl ausgegeben, die erste Wahl im neuen Jahr mit einem »Durchbruchswahlkampf« zu gewinnen.[228] Seit der verlustreichen Reichstagwahl von 1926 hatten die Nazis verstärkt auf »Landagitation« gesetzt und ertrugen mit Gelassenheit den Spott, dass Hitler nun auf die Dörfer ging. Im Dezember und Januar fanden in Lippe 800 bis 900 Wahlveranstaltungen statt. Hitler selbst trat in der heißen Phase in zwölf Orten mit 17 Reden auf; alle Parteigranden taten es ihm nach; die Bevölkerung wurde mit Zeitungen, Flugblättern, Parteipro-

grammen, Umzügen, Propagandawagen, Hausbesuchen intensivst bearbeitet. Goebbels, immer vorneweg, genoss den »Kontakt mit dem Volk an der Urquelle«.[229] Der Erfolg lohnte den Einsatz: Die NSDAP wurde mit knapp 40 Prozent stärkste Partei und gewann neun Sitze, die SPD sieben. Der Vorgang an sich wäre eine kleine Notiz auf der ersten Seite wert gewesen. Aber: »Die Trendwende hatte erhebliche psychologische Rückwirkungen bei einer nervös gespannten Öffentlichkeit, die das Votum von 0,26 Prozent der deutschen Wahlbürger wie eine Art Gottesgericht über die politische Zukunft eines 68-Millionen-Volkes betrachtete.«[230] Aufgezogen als Testwahl mit Signalcharakter – Goebbels sprach von »systematischem Zermürbungsfeldzug«, »Volksurteil« und vom »Signal Lippe« –, stärkte das Ergebnis Hitlers innerparteiliche Position in der Auseinandersetzung mit Georg Strasser und unterstützte ihn im unmittelbar danach einsetzenden Kampf um das Kanzleramt. Die Tageszeitungen, die nicht auf Hitlers Seite waren, rechneten ihren Lesern vor, dass das Ergebnis von Lippe nicht wiederholbar sei: Nur in einem Land ohne Katholiken und mit vorwiegend ländlicher Bevölkerung, nur in einem so kleinen Freistaat ließe sich durch konzentrierten und in einem Flächenstaat nicht zu leistenden Einsatz ein Zuwachs von 4 000 auf 39 000 Stimmen erreichen. Größe zählt, wollten sie sagen. Wir leben in einer Demokratie, es zählen die großen Zahlen. Am Ende der Weimarer Zeit aber zählte die Kontingenz eines Wahltermins und das Signal der Propaganda. Die ausgebliebene Gebietsreform von 1919 hatte eine der Voraussetzungen für Hitlers baldigen Sieg über ganz Deutschland geschaffen.

In Birkenfeld ging es übrigens ähnlich zu. 1932 gewannen die Nationalsozialisten in Birkenfeld und in ganz Oldenburg die Mehrheit, in der Stadt Idar 70 Prozent der Stimmen. Oldenburg war der erste Gliedstaat unter nationalsozialistischer Regierung. Wieder hatte sich die konzentrierte Bearbeitung einer kleinen Einheit ausgezahlt. Selbstverständlich hatte Hitler die Birkenfelder in eigener Person umworben; selbstverständlich war es seine Regierung, die 1937 den Oldenburger Teilstaat aufhob und das kleine Birkenfeld der preußischen Rheinprovinz eingliederte.

Um wieder zum Freistaat Lippe zurückzukommen: Lippe war nicht nur klein und manipulierbar, es lohnte sich das Engagement gerade in dieser Region auch gewissermaßen aus nationalsymbolischen Gründen. Gleich nach dem Krieg gründete der Lippische Bund Heimatschutz eine Zeitschrift mit dem bodenständigen Titel *Heimatblätter der Roten Erde* und erklärte grundsätzlich und offenbar unsicher über die Zukunft eines eigenständigen Lippe im neuen Reich:

> Ja, je mehr die politischen Grenzen und eigenes staatliches Leben aufhören werden, umso mehr wird sich das Verlangen regen, innerhalb des neuen und geöffneten staatlichen Rahmens lippische Eigenart in Geschichte, Sprache, Sitten und Gebräuchen, Bauweise und bodenständiger Wirtschaft weiter zu pflegen und zu fördern.[231]

Festzuhalten an »alter Stammesart« haben damals vermutlich die Traditionsvereine aller deutschen Länder, Regionen und Kreise geschworen. Versailles, die leeren Throne, die soziale Krise, der Machtwechsel, die Debatte um die Neugliederung: Es gab genug Gründe, um enger zusammenzurücken und das Herkommen zu beschwören. Die Mitte des Reiches, die das Land einnahm, barg gleich zwei Erinnerungsorte von nationalem Rang: die Externsteine und das Hermannsdenkmal, das den Ort der siegreichen Schlacht gegen die Römer anzeigen sollte. Jetzt bewarb man sich um einen dritten Denkmalsort, das »Reichsehrenmal«, mit dem wir uns schon im ersten Teil beschäftigt haben. Im Teutoburger Wald wollte man einen »Heiligen Hain« anlegen oder besser im dichtbewaldeten Revier einen solchen ausweisen.[232] »Hinreichend einsam« war das Gelände, gleichwohl in nicht zu großer Entfernung von Detmold und vor allem in Sichtweite zum Hermannsdenkmal gelegen, sodass das Monument des Sieges auf der Bergspitze dem Mal des Todes und der Niederlage im dunklen Tal einen tröstenden Auftrieb gegeben hätte. Vielleicht war das zu gut gedacht, vielleicht fand die zuständige Kommission auch den Entwurf für eine »Gedächtnisgrotte« zu dilettantisch, Detmold kam noch nicht einmal in die engere Wahl. Dagegen machte die Sandsteinformation der Externsteine im Teutoburger Wald im Dritten Reich große Karriere, nachdem der Laienforscher und völkische Ideologe Wilhelm Teuth sie in den zwanziger Jahren zum germanischen Hauptheiligtum der Irminsul aufgewertet hatte.[233] Sein Gefolgsmann Himmler erklärte nach 1933 den gesamten Raum zur »weltanschaulichen Interessensphäre der SS«. Es fanden umfangreiche Ausgrabungen statt, welche endlich die Hypothese der »germanischen Vorgeschichtler« bestätigen sollten, dass die Felsengruppe ein uraltes Heiligtum gewesen war und durch Karl den Großen entweiht wurde. Die Grabungen führten zu wenig spektakulären Ergebnissen. Es musste stark gedeutelt werden, um die frühe germanische Nutzung des Komplexes wahrscheinlich zu machen. Am meisten zufrieden war man mit dem Fund eines Loches im Felsen, das man als den Standort der Irminsul interpretierte. Zum Hermannsdenkmal ist nur zu sagen, dass rechte und völkische Kreise es in der Weimarer Zeit zum bevorzugten Anlaufpunkt von Sternmärschen und Gedenkfeiern machten.[234] Von daher ist es auch kein Wunder, dass die Nationalsozialisten in der »Schicksalswahl« von 1933 das Denkmal und den Sieg der Germanen im Teutoburger Wald als Wahlkampfmunition benutzten. Ein Plakat zeigt, wie die Sonne des Hakenkreuzes hinter Hermann dem Cherusker aufgeht – Motto: »Macht frei das Hermannsland!« Auf engstem Raum ergab sich also eine Konstellation und Konzentration von Symbolorten. Das Organ der NSDAP, der *Lippische Kurier,* schrieb am 4. Januar 1933, nachdem noch einmal die Steine und das Denkmal angesprochen worden waren: »Kaum eine zweite deutsche Stelle im weiten deutschen Vaterland, an welcher das Germanentum so verkörpert ist wie hier. Hier kämpften unsere Vorfahren um ihre Freiheit, um Boden, Blut und Scholle.«[235] Hitler selbst stellte sich in die Tradition des Arminius, dem es gelungen sei, die Stämme für

einen Moment zu einigen, ohne aber die »große Zerrissenheit« auf Dauer zu beenden. Dieses offene Ende werde nun er, Hitler, schließen. In der Tat, Lippe verlieh der deutschen Geschichte Anfang und Ende. Das Denkmal feiert den Sieg der Germanen über die Römer, die Irminsul erinnerte angeblich an das Ende des germanischen Götterglaubens in der Zeit Karls des Großen, des siegreichen »römischen« Kaisers der Deutschen. Das »Signal Lippe« kündete den endgültigen Aufstieg Hitlers an und damit das Ende der Weimarer Republik (und das Ende von noch sehr viel mehr).

Wilhelm Heinrich Riehl hat die entscheidende Frage nach »sinnvoller Vielfalt« schon 1861 gestellt und selbst keine Prognose abgeben können, wie lange es dauern werde, »bis man den willkürlichen Partikularismus wird scheiden lernen von den naturnotwendigen Besonderungen, in unserem Staatssysteme sowohl wie in dem Organismus der bürgerlichen Gesellschaft«.[236] Für die Republik gesprochen und das Verlangen nach »der natürlichen sozialen Gruppierung von Land und Leuten« beiseitelassend: Heterogenität und Partikularismus pervertieren deutsche Vielfalt, weil die Maßstabsfrage nicht berücksichtigt wurde. Erforderlich gewesen wäre eine »policy of scale«, analog zu den »economies of scale«. Das hätte geheißen, Größenvorteile, Skaleneffekte, die aus Konzentration und Zusammenlegung entstehen, politisch zu nutzen. Ein Weniger an Kleinstaaten und ein ausgewogenes Mehr an Teilstaaten, die aus der preußischen Landmasse zu gewinnen waren, hätte Exzesse wie die hier beschriebenen unmöglich gemacht. Für Carl Schmitt war die »Homogenität aller Bundesmitglieder« die »wesentliche Voraussetzung eines Bundes«; er nannte das »Gleichgewichtsföderalismus«.[237] Weil aber die dynastischen Grenzziehungen sich nur bei wenigen Ländern sinnvoll begründen ließen, werden wir in diesem Teil immer wieder auf eine der lebendigsten Tendenzen der Weimarer Zeit zurückkommen: den Regionalismus. Regionalismus ist die Suche nach begründeter Vielfalt.

Innere Kolonisation I: »Deutschland müsste sich sozusagen selbst kolonisieren oder besiedeln.«

Wurde bisher die Ebene der Gliedstaaten und deren ausgebliebene »Flurbereinigung« betrachtet, so geht im Folgenden der Blick hinunter auf die Ebene der Flur selbst und identifiziert dort gänzlich voneinander unterschiedene Dimensionen: die Kleingärten, die Wohnquartiere des Neuen Bauens, die Siedlungsstellen der Selbstversorger, der Rücksiedler sowie der Rittergutsbesitzer des Ostens. Deutsche Bodennutzung nach 1918 ist das generelle Thema. Eines ihrer Schlüsselwörter heißt Innere Kolonisation, im Sprachgebrauch der Zeit auch: Binnenkolonisation.[238] Das Programm als

solches war nicht neu. Die Sozialreformer des 19. Jahrhunderts hatten mit ihm die Landflucht und die Verödung ganzer Gebiete als Folgen der industriellen Revolution korrigieren wollen. Rücksiedlung war eine der Maßnahmen, die Aufwertung des Landarbeiters zum selbstständigen Bauern die andere. Seine ausländischen Kolonien hatte Deutschland in Versailles verloren, jetzt musste man verstärkt an den inneren Landesausbau gehen. Ein Handbuch der Zeit definiert: »Als innere Kolonisation gilt heute die planmäßige Verdichtung der sesshaften ländlichen Bevölkerung im Inneren des Staates.«[239] 1919 erhielt die Innere Kolonisation Verfassungsrang. Den einschlägigen Artikel 155 der Weimarer Reichsverfassung haben wir im Vorwort zur Gänze zitiert. Das Reichssiedlungsgesetz vom 11. August 1919 setzte die Vorgaben der Reichsverfassung um. Danach sind die Bundesstaaten verpflichtet, gemeinnützige Siedlungsunternehmungen »zur Schaffung neuer Ansiedlungen sowie zur Hebung bestehender Kleinbetriebe« zu begründen. Den Siedlungsunternehmen wurde ein Vorkaufsrecht auf die in ihrem Bezirk gelegenen landwirtschaftlichen Grundstücke eingeräumt. Sie waren darüber hinaus dazu berechtigt, Moorland oder anderes Ödland zu Besiedlungszwecken zu enteignen und für sich zu beanspruchen.[240] Max Sering, mitverantwortlich für das Reichssiedlungsgesetz, sagte zur Begründung: »Das deutsche Volk muss wieder mehr zu einem Agrarland werden, zu einem höheren Grade des Selbstgenügens kommen, und seine Wohn- und Arbeitsstätten dezentralisieren.«[241] So dachten damals viele. Im München der Revolutionswirren schrieb Ricarda Huch: »[…] ich finde, Deutschland müsste sich sozusagen selbst kolonisieren oder besiedeln, es müssten aus den Großstädten Gruppen von Menschen, zum Beispiel je hundert, auswandern und sich in den zahllosen schönen kleinen Landstädten niederlassen, die wir haben.«[242] Zur gleichen Zeit veröffentlichte Josef Hofmiller in den *Süddeutschen Monatsheften* einen Meinungsartikel unter dem herausfordernden Titel »Kriegsgewinn«. Deutschland müsse deindustrialisiert seine Zukunft beginnen, war der Leitgedanke – dergleichen hatte nicht einmal die Entente zu fordern gewagt, die ja im Übrigen auf deutsche Kohle und deutschen Stahl extrem angewiesen war. Thomas Mann hielt im Tagebuch zu diesem Aufsatz fest: »Mit Genuss, Genugtuung, Zustimmung gelesen […].«[243] Auch Paul Natorp, Alfons Paquet, Leopold Ziegler und Wilhelm Schäfer, Mitglieder des 1919 gegründeten »Bundes der Sommerhalde«[244], setzten auf den Siedlungsgedanken, vor allem nachdem das Junktim von Parlamentarismus und Rätedemokratie sich nicht hatte verwirklichen lassen.

> Die stärkste Betonung dieses Gedankens entwuchs aus der Einsicht, dass wenn schon das System als Ganzes keinen großen Schritt vorwärts tun sollte, doch zumindest in kleinen Gruppen der Versuch unternommen werden konnte, die Wirklichkeit der erwünschten Lebensgemeinschaft zu erproben und den zukünftigen Staat, eine ›Genossenschaft von Genossenschaften‹ unter rätedemokratischer ›Oberleitung‹, vorbereiten zu helfen.[245]

Wenn Ricarda Huchs Vorschläge an Kibbuz erinnern, so liegt das nicht allzu fern: Alfons Paquet hatte 1913 in Palästina die Anfänge der Kibbuz-Bewegung studiert und 1915 in einer prozionistischen Schrift dargestellt.[246]

Der Soziologe Franz Oppenheimer war der Vordenker der Siedlungsbewegung. In seinem Hauptwerk mit dem Titel *Großgrundeigentum und soziale Frage*, erschienen schon vor 1900 im Vita(!)-Verlag, hatte er den Gutsbesitz als eine Absurdität im Zeitalter der totalen Tauschwirtschaft und als Wurzel aller gesellschaftlichen Übel gebrandmarkt. Er setzte seine Überzeugungsarbeit in der Weimarer Zeit fort und rief 1920 auf dem 2. Reichssiedlertag in Leipzig zu einer »inneren Kolonisation [...] großen Stils« auf. Diese »Lebensnotwendigkeit für Staat und Volk« müsse die »binnenländische Abwanderung in die Industriebezirke« aufhalten, es gelte »jene Wanderdüne zu befestigen, die in von Tag zu Tag bedrohlicheren Maßen unsere Industriebezirke überschwemmt«.[247] Indem die Innere Kolonisation »die Bevölkerung auf dem Lande und in den kleinen Städten vermehrt, kräftigt sie die Wurzeln, aus denen die industrielle Entwicklung emporwächst«, sie bilde »ein soziales Gegengewicht gegen das Wachsen der unruhigen Massen der Großstadt«, auch sei die Landbevölkerung »kriegstüchtiger« als die städtische, und schließlich gebe es an der Ostgrenze des Reichs kein anderes Mittel, »um das Staatsgefüge innerlich zu befestigen«. Kurz: »Die innere Kolonisation bedeutet schließlich eine innere Kräftigung des Staates.«[248] Oppenheimer plädierte für Produktionsgenossenschaften: »Mein letztes Ziel ist, die Siedlungsgenossenschaft aufzubauen, d. h. eine aus Landwirten und städtischen Elementen gemischte Ansiedelung, deren ganzer Grund und Boden dauernd im unveräußerlichen Obereigentum ihrer Bürger steht [...].« Die staatliche Seite dagegen unterstützte seit 1919 den einzelnen Siedler. Das Organisationsmodell Oppenheimers aber lag den alternativen Siedlungsprojekten zugrunde, die vor und nach dem Krieg angefangen wurden und von denen wir so viel wissen, weil sie – weltanschaulich hoch anspruchsvoll – von sich reden machten: in eigenen Zeitschriften, Aussendungen, Büchern, Treffen, aber auch in der Berichterstattung der Tagespresse, die sich von ihnen gerne provozieren ließ. Zwar schienen die Tage der Agrarromantik gezählt, aber die Art und Weise, wie die Innere Kolonisation sich die innersten Werte der deutschen Kulturlandschaft aneignen wollte, ist schon bemerkenswert – bemerkenswert deutsch. So schildert aus der Rückschau ein Siedlungswilliger seine und seiner Genossen Suche nach dem richtigen Ort für ihre »brüderliche Gemeinschaft« – wir sprechen vom Sommer 1920:

> Unser nächster Schritt galt also dem Finden des landwirtschaftlichen Grundstückes. Wir dachten an einen Bauernhof mittlerer Größe. Nicht irgendwo sollte er sein, sondern in Schwaben, im südlichen Schwarzwald, vielleicht im Quellengebiet der Donau, im Hegau. Nach den seherischen Weisungen Hölderlins galten uns diese Gaue als Deutschlands ›heiliges Land‹

Denn nah dem Herde des Hauses
Wohnst du, und hörst, wie drinnen
Aus silbernen Opferschalen
Der Quell rauscht, ausgeschüttet
von reinen Händen …[249]

Hölderlin als Führer! Der Dichter selbst habe nach »langen Irrfahrten« schließlich in Schwaben die »geschichtliche Wendung zum reif gewordenen Volke der Mitte« vollzogen und ein »Bekenntnis« zum »Eigenen« abgelegt. In diesem »heiligen Land« wollte die Gruppe also ein neues, ein selbstbestimmtes Leben aufbauen. Der Autor ist Lehrer. Hölderlins Weisungen wiegen auch in Zeiten großer Not mehr als eine vorsorgliche Prüfung der Qualität von Boden und Klima, der Verfügbarkeit und Kostenfrage landwirtschaftlicher Betriebe. An fehlenden Voraussetzungen sind viele solcher Projekte gescheitert.

Zu einer Re-Agrarisierung kam es nach 1919 nicht. Immerhin hatten in Preußen 1923 53 500 Ansiedlerstellen eingerichtet werden können – das wären hochgerechnet 150 000 bis 200 000 Menschen, die eine neue Heimat und hoffentlich auch ein Auskommen fanden. Dann erholte sich die Industrie zu schnell, um den Siedlungsgedanken als die große Alternative erscheinen zu lassen. Als Rücksiedler reüssierten nur Bewerber mit ländlichem Hintergrund, Nebenerwerbslandwirte, die aber vor der neuen Herausforderung einer vollen Landstelle oft kapitulierten und sich als Handwerker im dörflichen Milieu niederließen und ihr Land verpachteten. Am Ende des zweiten Jahrzehnts, während der Weltwirtschaftskrise, kehrte das »Zurück zu Mutter Erde« zurück. »Denn ›Siedlung‹ wurde jetzt wieder, wie vorher nach dem verlorenen Krieg, die Forderung der Stunde und galt als ein Weg zur Beseitigung der Jugendarbeitslosigkeit.«[250] Die Kabinette Brüning und Schleicher versuchten die Möglichkeiten, die ihnen die Verfassung und das Instrument der Notverordnung einräumten, verstärkt auszunutzen. Zwischen 1929 und 1932 erwarb man für Siedlungszwecke pro Jahr 100 000 Hektar. Der Arbeitsdienst, der sich mit dem Siedlungsgedanken verband, wurde eingeführt und hatte im November 1932 300 000 männliche Teilnehmer. Was auf jeden Fall funktionierte, war die ideologische »Rücksiedelung«, die neue Aufmerksamkeit auf das Land, der wir uns noch ausführlich widmen werden. Die Bauernaufstände von 1928/29 in Schleswig-Holstein führten zu dem Erfolgsroman *Bauern, Bonzen und Bomben,* dem ersten Buch Hans Falladas. Fotografen wie Hans Retzlaff und Erna Lendvai-Dircksen brachten erfolgreiche Bildbände heraus, die *Das deutsche Volksgesicht* hießen und doch nur Bauernköpfe zeigten. Sie stammten von Berliner Fotografen, die ihrer Zeit vorher eigentlich andere Themen abgewonnen hatten. Aber der Bauer stand nun als der »eigentliche Mensch« heraus, so auch in der enorm erfolgreichen Regionalliteratur und Heimatkunst dieser Jahre.[251] Den Bauernstand bezeichnete Karl Alexander von Müller in einem Rundfunkvortrag

1932 als den »wichtigsten Träger der geschichtlichen Überlieferung« und »als Urgestein unseres Volkstums, das keine Zeit bisher zu zermürben vermocht hat«.[252] Ich werde später in diesem Teil zeigen, wie auch so erfolgreiche Romane aus der Zeit vor der großen Krise, wie Hans Grimms *Volk ohne Raum* (1926) und Manfred Hausmanns *Lampioon* (1928) der Tendenz folgen, »nur noch in der Kategorie des Raumes denken zu wollen«, wie Ernst Robert Curtius damals schrieb, sich gegen Geopolitik und Geopoesie gleichermaßen wendend.

Innere Kolonisation II: Die »Fruchtlandschaft« der Stadt

Bereits die Verfassung von 1919 hatte den »Boden« als ein besonderes Gut ausgewiesen. Dabei ging es in der Not der Stunde Null nicht um »Mutter Erde« und »Heimatboden«, nicht um Nietzsches Machtwort »Bleibt der Erde treu!« – denn wie der Zeitdiagnostiker Broder Christiansen wusste: »Man ist der Erde treu, aber erst nachdem man sie entgöttert hat.«[253] Es ging ganz irdisch um Erdboden und um eine Bodenpolitik, die sozialpolitisch und nicht ideologisch orientiert war, auch wenn die Grundbesitzer sich das sicher anders gewünscht hatten. In Artikel 155 wird festgehalten: »Die Bearbeitung und Ausnutzung des Bodens ist eine Pflicht des Grundbesitzers gegenüber der Gemeinschaft. Die Wertsteigerung des Bodens, die ohne eine Arbeits- oder Kapitalaufwendung auf das Grundstück entsteht, ist für die Gesamtheit nutzbar zu machen.« Der zweite Satz war vielleicht der für den Staatshaushalt einkömmlichste der Verfassung. Auf ihn gründete sich die Hauszinssteuer, die ab 1924 auf bebauten Grundbesitz erhoben wurde, um den Inflationsgewinn der Immobilien abzuschöpfen. 10 bis 20 Prozent dieser Einnahmen wurden in den Wohnungsbau investiert: Im Jahr 1926 wurde die Einnahmenhöhe auf 500 bis 600 Millionen Reichsmark geschätzt. Die rege Bautätigkeit der Moderne in den Städten verdankt sich weitestgehend einem Gesetz mit dem biederen Namen Hauszinssteuer. Boden hieß also Bodenpolitik. Diese wurde im Kleinen, sozusagen im geerdeten Maßstab viel entschlossener zugunsten des Verfassungsziels »Volkswohlfahrt« durchgeführt als im Großen – ich denke noch einmal an die unterlassene Neugliederung der Länder, an die Beibehaltung der dynastischen Grenzen. Man hatte die Fürsten entmachtet (und entschädigt) und blieb bei den Grenzen ihrer Territorien. Zurück zu Artikel 155:

> Die Verteilung und Nutzung des Bodens wird von Staats wegen in einer Weise überwacht, die Missbrauch verhütet und dem Ziele zustrebt, jedem

> Deutschen eine gesunde Wohnung und allen deutschen Familien, besonders den kinderreichen, eine ihren Bedürfnissen entsprechende Wohn- und Wirtschaftsheimstätte zu sichern. Grundbesitz, dessen Erwerb zur Befriedigung des Wohnungsbedürfnisses, zur Förderung der Siedlung und Urbarmachung oder zur Hebung der Landwirtschaft nötig ist, kann enteignet werden.[254]

Der Schwerpunkt der gesetzgeberischen Aufmerksamkeit lag also eindeutig auf der Behebung der Wohnungsnot. Die Republik hatte aus dem Kaiserreich und vor allem aus den Kriegsjahren, da jegliche Bautätigkeit ausblieb, ein gewaltiges Defizit geerbt. 1919/20 schätzte man den Fehlbestand auf 1,5 und 1926 auf 0,6 Millionen Wohneinheiten, bei einem jährlichen Neubedarf von 150 000 Wohnungen. Immerhin: 1925 entstanden über 164 000 neue Wohnungen und 27 500 wurden renoviert.[255] Die Siedlungen des Neuen Bauens, die damals hochgezogen wurden, breiteten sich aber nicht auf jungfräulichem Boden aus. Der Impuls Wohnungsbau kollidierte vielmehr mit einer anderen und ebenso nachgefragten Art der Bodennutzung: den Schrebergärten. Bodenpolitik wurde jetzt auch »Deutsche Kleingartenpolitik«, so der Titel eines Beitrags zur Gewerkschaftszeitung *Die Arbeit* von 1924. Wie der neue Siedlungsbau waren die Gärten eine Antwort auf Landflucht und Mietskaserne. Sie versprachen, aus höchster gesellschaftspolitischer Perspektive betrachtet, noch mehr als Selbstversorgung, Ausgleich, Erholung. Otto Albrecht, der Autor des oben erwähnten Artikels, ein Gewerkschaftler, kein völkischer Ideologe, schreibt:

> Die dauernde Wiedervereinigung auch des nicht landwirtschaftlich tätigen Volkes mit der Erdscholle durch den Haus- und Kleingarten und eine intensive Gartenbewirtschaftung werden das beste Mittel sein, [...] die Kluft mit bestmöglichem Material schlechtweg auszufüllen und also einen festen Dauerausgleich herbeizuführen.[256]

In der Weimarer Zeit gab es drei Typen von Schrebergärten: die Kleingärten, die Laubenkolonien und die Dauerkolonien.[257] Der erste Typus hat sich bis heute fast unverändert erhalten. Es handelt sich um von der Stadt gepachtete, kleinteilig parzellierte Anlagen, deren Vergabe und Verwaltung in die Hand eines Vereins gegeben wurde. Unter Laubenkolonien verstand man nach 1918 zunehmend nicht genehmigte, aber ganz ähnlich strukturierte Parzellen, welche Arbeitslose, Arme, große Familien im Umland der Städte kultiviert hatten und welche von den Kommunen bis auf Widerruf geduldet wurden. Die Geschichte der Kleingartenkolonien beginnt kurioserweise in der Stadt Weimar, wo in der Goethezeit der Fabrikant Bertuch ein Grundstück parzellieren ließ und an Interessenten verpachtete. In der Epoche, die nach Weimar benannt wurde, waren solche von privat vermieteten Kolonien verboten. Die Repub-

lik regelte den Bereich neu in der »Kleingarten- und Kleinpachtlandordnung« (KGO), die am 31. Juli 1919, am Tag der Verabschiedung der Verfassung, erlassen wurde.[258] Das Kleingartenwesen war wie die Innere Kolonisation und wie zuvor die Äußere Kolonisation zur Staatssache geworden.[259] Die KGO schützte die Kleingärtner vor privater Übernahme, Behördenwillkür, überhöhten Pachtpreisen, enthielt aber kaum Impulse zum Ausbau des Sektors. Die linken Parteien konnten den Kolonien nicht sehr viel abgewinnen: Sie fürchteten, dass ihre Klientel in den Gärten privatisiere und keine Zeit für politische Arbeit hätte. Aber dass das »Stückchen Vaterland« zur Ernährung beitrug, war in der Not von 1919 nicht zu leugnen – insofern ist es richtig, die KGO in die Nachfolge der Kriegsnotverordnungen zu stellen, die bereits zugunsten der Schrebergärten erlassen worden waren.[260] Es versteht sich, dass man später und in eigener Sache argumentierend im Kleingarten sehr viel mehr sah – siehe die Grundsatzerklärung, die 1924 auf einer Tagung der sächsischen Gartenbauvereine beschlossen wurde:

> Der Kleingarten als Teil des ganzen Siedlungsgedankens ist für Staat und Volk unbedingt notwendig zum wirtschaftlichen, gesundheitlichen und ideellen Wiederaufbau. Er gewährt nicht nur eine Sicherung der Familienernährung, wodurch eine Entlastung des Lebensmittelmarktes herbeigeführt wird, sondern ist durch die Betätigung und den Aufenthalt in der gesunden Luft zugleich ein Gegengewicht der gesundheitlichen Nachteile jeden Berufes. Vor allem wird durch die Jugendpflege der Schreber- und Gartenvereine dem heranwachsenden Geschlecht die Möglichkeit gegeben, die körperlichen, sittlichen und geistigen Schäden der Kriegs- und Nachkriegszeit auszugleichen.[261]

Der Organisationsgrad der Bewegung war sehr hoch. 1921 wurde eine neue Dachorganisation gegründet, der »Reichsverband der Kleingärtner Deutschlands e. V.«, der drei Jahre später 300 000 Mitglieder hatte. In Berlin allein gab es 865 Kleingärten mit 66 750 Mitgliedern.[262] So erfolgreich diese Nutzung deutschen Bodens war: Es wuchs der Druck, von innen und von außen, und umso nötiger wurde »Kleingartenpolitik«. Nach dem beginnenden weltanschaulichen Auseinanderdriften der Bewegung hatten sich die Verbände im Übrigen zu einer strikten Neutralität in parteipolitischer Hinsicht verpflichtet. Intern wollte man bei zunehmender ökonomischer Konsolidierung weg von der reinen Nützlichkeit, das neue Ziel hieß: »schönheitliche Ausgestaltung«. »Nach 1923 vollzog sich unter der Losung ›Wirtschaftlichkeit und Schönheit‹ eine ›Umstellung vom Wirtschaftsgarten zum Familiengarten‹ mit allen sich daraus ergebenden Konsequenzen.«[263] (»Fortschritt und Schönheit« war der Name der einzigen Dauerkolonie, die in der Weimarer Zeit in Hamburg angelegt wurde.) Die organisierten Vereine grenzten sich auf diese Weise auch von den »wilden« Laubenkolonien

ab, die durchweg als provisorische Wohnquartiere genutzt wurden, was in den Kleingärten ebenfalls, aber nicht so häufig vorkam.[264] In Preußen waren Wohnlauben wegen der großen Wohnungsnot bis 1924 sogar zugelassen und nahmen mit Einsetzen der Weltwirtschaftskrise schlagartig wieder zu. Auch der arbeitslos gewordene Held von Falladas *Kleiner Mann – was nun?* von 1932 landet schließlich mit seiner Familie in einer Laubenkolonie.

Während der ganzen Zeit konfiszierten die Kommunen Gartenland für Siedlungszwecke. In Berlin wurden bis 1931 140 000 Wohnungen neu geschaffen. Die Laubenkolonien beseitigte man über Nacht ohne großes öffentliches Aufsehen; die Kleingartenkolonien waren aufgrund der kurzen Pachtdauer ebenfalls nicht geschützt, aber sie leisteten Widerstand. Von 1925 bis 1929 schrumpfte das Areal der Kleingärten um fast ein Viertel: von 5 793 auf 4 448 Hektar.[265] Wie viel Grund und Boden den Laubenkolonisten genommen wurden, lässt sich statistisch nicht nachweisen. Man schätzt, dass dort etwa 160 000 Menschen lebten, sodass wir zusammen mit den hochgerechnet 250 000 Kleingärtennutzern im Jahr 1925 auf über 400 000 Berliner kommen, die vom oder auf dem Gartenland lebten. Das sind gerechnet auf eine Einwohnerzahl Berlins von damals 4 Millionen immerhin 10 Prozent. Diese Menschen waren also direkt betroffen, wenn die Bautrupps kamen, wenn die Vereine mit der Stadt verhandelten, wenn man die Pacht nicht mehr zahlen konnte. Ein Kleingarten ist das intensivst genutzte Stück Land, das es auf der Welt gibt, dementsprechend schmerzte jeder Verlust, jede Beschneidung dieses winzigen Handlungsspielraumes. Aber vielleicht zog eine enteignete Familie ja in eine der neuen Wohnungen um und lebte gewissermaßen das Gesetz von Weimar, das hieß: Verbesserungen sind nicht ohne Einbußen zu haben und Fortschritt nährt Unzufriedenheit.

Die Siedlungen, soweit sie aus Komplexen mit Etagenwohnungen bestanden, waren ein deutliches Statement gegen die kleinteilige, privatistische Nutzung des Bodens. Die Stadt hatte den Bedarf an Kleingartenflächen nach der Dichte und Höhe der Wohnbebauung berechnet. Jetzt begründete sie das schrumpfende Gartenland mit den veränderten Verhältnissen:

> Die Bewohner dieser Neubauten werden längst nicht das Bedürfnis zur Aufsuchung und Bearbeitung von Kleingärten haben, wie die Bewohner der Altwohnungen, zumal nach dem Generalfreiflächenplan in allen Stadtgegenden große Parks, Grünanlagen, Sportplätze und Grünverbindungen nahe erreichbar sind.[266]

Großzügig im freien Raum angeordnet, boten die Siedlungen »Freiflächen« zur allgemeinen Nutzung an – »kollektive Stadtanlagen«, wie es in der Verwaltungssprache hieß. Was Bruno Taut und Martin Wagner, Hauptvertreter des Neuen Bauens in

Berlin, zur Architektur der genossenschaftlichen Großsiedlungen gesagt haben, das gilt auch für die »Grünfläche«: Es wurde »die Kollektivität zum stilbildenden Faktor«.[267] Jedes einzelne Glied, jedes Bau- oder Raumelement soll nach Taut das »kollektive Bewusstsein« tragen.[268] Aus der Zeit nach der Fertigstellung der berühmten Britzer Hufeisensiedlung (1925–31) datiert eine berückende Fotografie, welche weniger eine Siedlung des sozialen Wohnungsbaus als vielmehr ein modernes Sanatorium wiederzugeben scheint (Abb. 18). Es herrscht Leere wie auf einem Modell: Konzentrisch folgen aufeinander ein runder Anlagenteich, eine abfallende Grünfläche, ein Streifen mit Hecke und niedrigen Bäumen und dann die Wagenburg, die Blockfront der Siedlung.



Abb. 18. Die Britzer Hufeisensiedlung

Eine andere Aufnahme zeigt, was der Pflanzstreifen vor der Front enthielt: Das waren in Hecken gefasste Miniaturgärten, quasi gebaute Erinnerungen an die alten Schrebergärten, grüne Phantome. Jedes einzelne Glied, jedes Bau- oder Raumelement soll nach Taut das »kollektive Bewusstsein« tragen. Ob diese Gartensegmente schon die Vorboten jener neuen Urbanität waren, die Taut zufolge den Gegensatz »zwischen Bauer und Städter« gänzlich aufhob und eine neue Synthese von Stadt und Land erreichte, das fragt sich.[269]

Leberecht Migge agierte da auf demselben Terrain zugleich utopischer und konkreter. Er entwarf das Projekt einer Selbstversorgung der Massen aus dem intensiv bestellten »Fruchtland« der Stadt (Abb. 19).



Abb. 19. Leberecht Migge, »Die Fruchtlandschaft Berlins«, 1933

Walter Benjamin sah dagegen einen verwirrenden Verlust an eindeutiger Stadtgestalt. In der »Reise durch die deutsche Inflation« findet man diese merkwürdige Reflexion über die Städte, die »sich allerorten durchbrochen vom eindringenden Land« zeigten:

> Nicht von der Landschaft, sondern von dem, was die freie Natur Bitterstes hat, vom Ackerboden, von Chausseen, vom Nachthimmel, den keine rot vibrierende Schicht mehr verhüllt. Die Unsicherheit selbst der belebten Gegenden versetzt den Städter vollends in jene undurchsichtige und im höchsten Grade grauenvolle Situation, in der er unter den Unbilden des vereinsamten Flachlandes die Ausgeburten der städtischen Architektonik in sich aufnehmen muss.[270]

Vielleicht vermied es der bekennende Städter Benjamin nur, auf das noch »grauenvollere« Faktum hinzuweisen, dass Hunderttausende in der Stadt Berlin versuchten, auf und von ihrem kleinen Stückchen Land die Inflationszeit zu überleben. Und von der Kolonie aus, nicht vom Alex aus gesehen, deckte den Nachthimmel »keine rot vibrierende Schicht mehr« – in der »Elektropolis« Berlin wurde an Strom gespart. Dabei taten die Städte und ihre Behörden alles, was in ihrer Macht stand, um Natur infrastrukturell einzubinden. Die Normalisierung des Sprachgebrauchs »Grünfläche«,

»Freifläche«, »Freiraum« stammt aus dieser Zeit. Es war nicht zufällig Martin Wagner, Berlins oberster Städteplaner, der 1915 seine »Freiflächentheorie« in der Dissertation mit dem Titel *Das sanitäre Grün der Städte* entwickelt hatte. »Sanitäres Grün« ist genau die Bezeichnung, die auf die Anlage im Inneren des Britzer Hufeisens passt. In der Dissertation wurde vorgerechnet, wie viel »Erholungsgrün« eine Kommune ihren Einwohnern zur Verfügung stellen sollte. Die Sprache stammt aus dem Vokabular der »in jedem Augenblick verwaltungstechnisch kontrollierte[n] Maschine«, die Eugen Diesel hinter dem Deutschland des »geschlossenen Gesamtvorgangs« laufen sah. Auf jeden Fall setzten die Bestrebungen, Sportstätten, Spielplätze und Volksparks für alle zu schaffen, den Kolonisten sehr zu. Doch die Kleingartenbewegung gab nicht auf. Die neue Parole hieß: Dauerkolonien.[271] Dauerkolonien sollten auf die »Dauer« von zehn Jahren vergeben werden, also größere Planungssicherheit bieten. 1925 waren schon 45 Prozent der Berliner Kolonien als Dauerkolonien ausgewiesen, 1927 waren es nur noch 35 Prozent. Die Kommunen forderten für ihr Entgegenkommen ein Mehr an Ordnung, das Anlegen von Gemeinschaftseinrichtungen wie Brunnen und Spielplätzen, eine Auswahl qualifizierter Familien, vor allem aber: »Typenlauben«.[272] Das waren vorfabrizierte Gartenhäuser, die in Berlin zum Beispiel nicht größer als 20 qm sein durften und in drei Varianten mit den einladenden Namen »Sonntagsfreude«, »Kinderland« und »Erholung« zu haben waren. So fielen jetzt auch Sonntagfreude und Erholung in die Domäne der Planer. Die Vereine hingegen wollten in eigener Regie das neue Konzept kontrollieren und taten dies auch – ein Konzept, das in deutlichem Kontrast zu der überkommenen Realität der Gärten stand, wo auf dicht genutztem Grund die mit Aufwand und Liebe selbst gestalteten Häuschen standen, wie der Schriftsteller Alexander Graf Stenbock-Fermor bemerkte: »Jede Laube hat ihren streng persönlichen Charakter«[273], und wie es auch die Eigennamen andeuten: Villa Maria, Villa Luise etc. Der Verband aber perhorreszierte Spieltrieb und Eigensinn, er warb mit einem eindrucksvollen Plakat, das im ersten Teil schon kurz angesprochen wurde (s. Abb. 1, S. 16). Ein monumentaler Spaten, das Emblem des Kleingärtnerverbandes, sticht aktionsbereit in einem Haufen Erde, der als pars pro toto für den Boden der Kolonie steht, die darunter in schönster Regelmäßigkeit wie zum Appell angetreten ist, noch ungenutzt, ganz dem Ideal der römischen Feldvermesser entsprechend, welche jungfräuliches Land für die Kolonisten absteckten. Die Szene ist menschenleer und unberührt, was auch als schlechtes Vorzeichen verstanden werden kann. Die Dauerkolonien führten zu einer Art von Gentrifizierung, kamen in die Hand einer »privilegierten Minderheit«[274]: Die Eintrittsgebühr und die monatliche Pacht konnten sich Arbeitslose und schlecht verdienende Arbeiterfamilien nicht leisten. Es ist ein kleines Wunder, das aber in die richtige Richtung weist, wenn Manfred Hausmann den von seinem Romanhelden Lampioon in Berlin aufgesuchten Schrebergarten einem Professor gehören lässt. Der gleichnamige Roman wird uns noch ausführlicher beschäftigen, hier ist festzuhalten, dass

Lampioon, ein Vagabund, ein *Land*streicher, programmatisch mit anderen Arten von Landnutzern in Kontakt und Konflikt tritt: mit Bauern, Fischern, Gärtnern, Ausflüglern, aber eben auch mit einem Kleingärtner.

Graf Stenbock-Fermor besuchte irgendwann vor 1931 eine Berliner Laubenkolonie, um die Verhältnisse dort für seine Reportage *Deutschland von unten* aufzuschreiben. Die Garantie auf zehn Jahre, die mit den Dauerkolonien kam, lässt auf die Bedingungen schließen, die auf den anderen Anlagen lasteten. »Bauern auf Kündigung« nennt der Graf die Kleingärtner:

> Die Kolonisten sind fast nur Arbeiter, klassenbewusste Proletarier, politisch geschult und gleichzeitig Bauern, stolz auf ›ihr Haus‹ und ihr Stück Land. Aber diese bäuerlich-ländliche Kultur, die mühsam in der Großstadt errichtet wird, ist eine Scheinwelt. Die Arbeiter sind Bauern auf Kündigung. Den Boden hat man nur verpachtet. Jeden Tag kann die monatliche Kündigung eintreffen. Die Stadt braucht das Gebiet für neue Häuserblocks.[275]

Das nach dem Krieg häufig zu hörende Wort: »Mein Vaterland ist nicht meines Vaters Land«, traf auch auf die zu, die sich dieses »Stückchen Vaterland« erkämpft hatten – »auf Kündigung«. Aber noch ein anderer Druck lastete auf den Kolonisten. Der »rote Graf«, wie sich Graf Stenbock-Fermor in seiner Autobiographie selbst nannte, war auf die Laubenkolonie durch eine kleine Zeitungsmeldung aufmerksam geworden, die vom Selbstmord eines elfjährigen Mädchens in einer der Kolonien berichtete. In der Laube 86b trifft er die Mutter des Mädchens an und deren nicht näher benannten Bruder. Die Mutter ist Arbeiterin, ein »Onkel« Rudi lebt ebenfalls dort, der Vater ist im Zuchthaus, was die Kinder aber nicht wissen. Das Mädchen – es heißt Gerda – hatte in der Schule ein Buch entwendet, wurde ertappt, und der Fall ging ans Jugendamt: der Vater im Zuchthaus, Verdacht auf kriminelle Veranlagung! Gerda erfährt zum ersten Mal vom Zuchthausaufenthalt des Vaters, ihr wird Fürsorgeerziehung angedroht. Die Mutter weiß von alledem nichts, sie merkt aber, dass Gerda sich verändert. Dass Gerda ab jetzt die Schule schwänzt, registriert sie nicht. Eines Tages begleitet Gerda wie jeden Tag Mutter und Bruder ein Stück, um angeblich zur Schule zu gehen, kehrt aber in die Laube zurück und erhängt sich dort. Diese kleine, traurige Geschichte hätte natürlich auch in jeder Mietskaserne oder Sozialsiedlung geschehen können. Stenbock-Fermor will aber zeigen, dass die Schrebergartenwelt in jeder Beziehung von Stadt und Staat, von der Fürsorge ebenso wie vom Bauamt, eingeholt wurde.

Innere Kolonisation III: Der Osthilfeskandal und das Ende Weimars

Innere Kolonisation hatte auch einen geo- und wehrpolitischen Auftrag, indem sie das entleerte Ostpreußen durch die Ansiedlung deutscher Kleinbauern als »raumsichernde Elemente« befestigen wollte. Sie war Grenzland- und Germanisierungspolitik mit ausgesprochen antislawischem Akzent und datierte bis ins 19. Jahrhundert zurück, als, konfrontiert mit der Auswanderung nach Übersee, das Programm einer deutschen »Grenzkolonisation« entwickelt wurde (Friedrich List, Constantin Frantz).[276] Aber vor allem versuchte die angestrebte Umlenkung der Bevölkerung von West nach Ost volkswirtschaftliche und bevölkerungspolitische Effekte zu erreichen. »Aus dem ›Volk ohne Raum‹ im Westen und in den Städten und dem ›Raum ohne Volk‹ im Osten würde sich eine gesunde Mischung ergeben: ›Volk mit Raum‹, mit Lebensraum«, so der Wunsch Franz Oppenheimers.[277] Dass dies nur auf dem Wege autoritärer Notverordnungen und gegen im wahrsten Sinne tief verwurzelte Interessen möglich war, wurde der Inneren Kolonisation und dem Reich zum Verhängnis. Ein vorrangiges Ziel der Hilfsmaßnahmen war wie gesagt vor 1933 Ostpreußen, das nur noch durch die Nabelschnur des Korridors und die Ostsee mit dem Reich verbunden war und weiterhin durch Landflucht, Inflexibilität, hohe Kreditlasten, steigende Steuerbelastungen und durch den Ausfall des Warenexports nach Osten geschwächt war. Als sich im Zeichen der Weltwirtschaftskrise und eines erbitterten Ringens zwischen exportorientierter Industrie und importfeindlicher Landwirtschaft die Verhältnisse in Ostpreußen zuspitzten, erschien die Denkschrift eines damals viel gelesenen Berliner Romanciers namens Jakob Schaffner: *Die Predigt der Marienburg* (1931). Schon der Titel ist typisch für das topozentrische Weltbild derartiger Diagnosen der deutschen Situation. René Schickele schreibt einen flammenden Friedensauruf und nennt ihn »Blick vom Hartmannsweilerkopf«, Alfons Paquet stellt seine zeitkritischen Texte unter dem Titel *Antwort des Rheines* zusammen. Nicht von ungefähr handeln diese Texte von Grenzgebieten, zu deren Sicherung und von denen aus der Appell an das innere Deutschland gerichtet wird. Die Marienburg, der Hauptsitz des Deutschen Ordens bis 1455, liegt an der Nogat, die von 1919 bis 1939 die Grenze zwischen dem polnischen Westpreußen und dem preußischen Ostpreußen bildete. Die Burg war im 19. Jahrhundert von einer Kaserne zu einer Art von Nationaldenkmal aufgestiegen, jetzt, in der Weimarer Zeit, wurde sie zum Symbolort des deutschen Behauptungswillens im Osten.[278] Auf der Burg fanden die Marienburg-Festspiele statt, zu denen der NS-Barde Hans Franck die Dramen-Trilogie mit dem eindeutigen Titel *Volk in Not* beisteuerte. Das könnte auch der Untertitel von Schaffners *Predigt* gewesen sein, gleichwohl gibt er dem Ort eine andere, bodenständigere Gewichtung und erinnert von dieser Warte aus an die Großtaten der deutschen Kolonisation im Osten. De-

ren Geschichte wurde nach 1919, nach dem Verlust Westpreußens und Posens, von deutschen Historikern neu geschrieben; die »kolonisatorische Großtat des deutschen Volkes im Mittelalter« war das gegen Versailles gerichtete Thema, um aus dem Titel eines Buches von Karl Hampe zu zitieren.[279] Schaffner, kein Historiker, will, dass die Geschichte sich wiederholt:

> Die Bodenfrage ist der Schlüssel zu allen sozialen, kulturellen und nationalen Fragen überhaupt. Wie die Sperrung des Bodens die Sperrung der Arbeit nach sich gezogen, das Volk in fremde und feindliche Lager zerrissen, die Einheitskultur zerrüttet und den Revolutionarismus geschaffen hat, [...] so wird die Aufhebung der Sperren und die Demokratisierung des Bodens und der nationalen Arbeit die Volksteile einander wieder näher bringen.[280]

Schaffner bezieht sich auf den führenden Theoretiker der Bodenfrage, Franz Oppenheimer, der die Tatsache, dass 5 Prozent der landwirtschaftlichen Betriebe 50 Prozent des Bodens bewirtschafteten, als »Bodensperre« bezeichnete und aus dieser Tatsache ableitete: »Gäbe es keine Bodensperre, so gäbe es auch keine Landarbeiter, sondern nur selbständige Wirte auf ausreichendem Grund und Boden.«[281] Und gäbe es keine Bodensperre, gäbe es auch keine Industriearbeiter. Denn, wie auch Schaffner sehr beredt nahelegt, die abhängigen Landarbeiter Ostelbiens waren ja nur in die nächste Abhängigkeit ausgewandert, als sie in der Landwirtschaft zu schlecht bezahlt wurden und sich lieber als Fabrikarbeiter verdingten. Ostelbien und besonders Ostpreußen ist für Schaffner die Fortsetzung des Feudalismus in die Gegenwart und zwar des falschen Feudalismus: Nicht der Ritterorden, sondern die Rittergüter waren in die Gegenwart gerettet worden – unterstützt durch ein einzigartiges, fehlgeleitetes staatliches Hilfsprogramm. Schaffner plädiert wie Oppenheimer für Rücksiedlung im großen Stil, abgestützt durch eine Verfassungsänderung und nationale wie internationale Hilfsprogramme. Er nennt Innere Kolonisation auch »Großsiedlungen«, die auf den enteigneten, »demokratisierten« Böden des Großgrundbesitzes entstehen sollen. Die Vision vom »blühenden Bauernland«, in welches das ausgebeutete Proletariat zurückwandert und seinen »sperrenden, gesperrten« Charakter als Proletariat verliert, hat nicht nur weitreichende Folgen für die Heilung der deutschen Zerrissenheit, sie kann auch weltpolitisch die Lage entschärfen: Deutschlands industrielle Produktion wird ihren Exportüberschuss und damit ein großes Konfliktpotenzial im Wettbewerb mit den anderen Völkern los, die Selbstversorgung der Deutschen wird möglich. Die »Bodenbefreiung« kann auch die Rettung der Republik bedeuten, welche »die drei Mächte Feudalboden, Schwerindustrie und Proletariat« »auffressen«. »Großsiedeln heißt also die deutsche Grund-Demokratie begründen, ihr Grund und Boden geben, und die Geburtsstunde der Bodenbefreiung ist zugleich auch ihre Geburtsstunde.«[282]

Schaffner ist Schweizer und nimmt sich als Modell »die alte Bodendemokratie« seines Geburtslandes; der Blick von der Marienburg geht nur nach Westen, Richtung abgetretenes Westpreußen. »Drüben stehen polnische Soldaten mit französischen Gewehren.« Ginge der Blick gen Osten, würde er tatsächlich auf »Bodenbefreiung« treffen, allerdings mit ganz anderen gesellschaftlichen Folgen: »Agrarbolschewismus«. Das war die Falle, in die solche weitgehenden politischen Entwürfe gingen. In ihr verschwand nicht nur die heute vergessene Schrift Schaffners, sondern auch die Republik.

Bevor die beiden Präsidialkabinette Brüning und von Schleicher sich für die im Grunde unmögliche Aufgabe starkmachten, den Großgrundbesitz zu retten und neue Siedler in den leeren Osten zu schleusen, wurde seit 1928 ein Bündel von Maßnahmen, insgesamt 60 Erlasse, auf den Weg gebracht, das zuerst Ostpreußenhilfe und dann Osthilfe hieß.[283] Die Etats des Hilfsprogramms in Zahlen: 1929 195 Millionen, 1930 122 Millionen und 1931 900 Millionen Reichsmark für einen unbestimmten Zeitraum. Eine andere Rechnung kommt auf 2,5 Milliarden Subventionsgelder, die Ostpreußenhilfe eingerechnet. Osthilfe hieß neben untergeordneter Infrastrukturförderung und Zuschüssen für Frachtkosten massive finanzielle und juristische Unterstützung der Großgrundbesitzer beim Schuldenabbau bzw. bei der Umschuldung – Hilfsmittel, die »in diesen bodenlosen Abgrund« (Oppenheimer) geworfen wurden und ganz gegen Schaffners Aufruf zur »Bodenbefreiung« gerichtet waren. Die Linke wütete gegen diese Klientelpolitik zugunsten des »Hindenburgblocks« – sehr zu Recht. »Fütterung adliger Raubtiere«, wie der KPD-Abgeordnete Edwin Hoernle sich ausdrückte, bedeutete in Zahlen, dass ungefähr 70 Prozent aller Hilfsgelder an die Junker gingen.[284] Der Wirtschaftsredakteur Malmy, der in Erich Kästners *Fabian* (1931) die Liste der volkswirtschaftlichen Irrtümer und Lügen seiner Zeit herunterbetet, beginnt mit dem Satz: »Der Staat unterstützt den unrentablen Großbesitz.«[285]

Nach dem unkontrollierten Abfluss der Gelder wollte die Regierung Brüning, an ihrer Spitze der besonders engagierte Arbeitsminister Adam Stegerwald und der Reichskommissar für die Osthilfe, Hans Schlange-Schöningen, die Kriterien verschärfen: Nur entschuldungsfähige Güter sollten unterstützt, die anderen zwangsverkauft und an siedlungswillige Neubauern oder Landarbeiter verteilt werden.[286] Dieser Plan wurde von den Verbänden und den Rechten als »Agrarbolschewismus«, als »Entrechtung des Ostens«, als »Siedlungsfanatismus« angegriffen und führte zum Sturz des Kabinetts Brüning. Hindenburg, auf seinem ostpreußischen Gut sitzend, bearbeitet von der Kamarilla seiner adligen Nachbarn, ließ den Kanzler und die entsprechende Notverordnung zur Osthilfe fallen. Aber selbst wenn eine Notverordnung zugunsten des Siedlerprogramms durchgegangen wäre, das Ganze war im Grunde schon intern zum Scheitern verurteilt. Der höchst engagierte Osthilfe-Kommissar, gewissermaßen ein Freischärler ohne ministerielle Anbindung, verkämpf-

te sich im Dschungel der Dienstwege: der Reichsbankchef, die Minister für Arbeit, Ernährung und Finanzen achteten auf ihre Zuständigkeiten.[287] Dabei sprechen wir vom Ringen um eine präsidiale Anordnung. Wann und wie ein solches Programm durch das Parlament gekommen wäre, wagt man gar nicht auszurechnen. Kurt von Schleicher, der übernächste Kanzler, der sich selbst in der Rolle eines »sozialen Generals« sah und das Siedlungsprogramm erneut auflegen wollte, plante ebenfalls die Kredite an die Agrarmagnaten Ostpreußens nur fortzusetzen, wenn diese als Gegengabe Land an Siedler abtraten. Daraufhin kündigte in den entscheidenden Wochen des Januar 1933 der Reichslandbund, die Pressure Group der Großagrarier, in ungewöhnlich scharfer Form dem Reichskanzler die Gefolgschaft auf – dieser Bund war längst nationalsozialistisch unterwandert: »Die Verelendung der deutschen Landwirtschaft, insbesondere der bäuerlichen Veredelungswirtschaft, hat unter Duldung der derzeitigen Regierung ein selbst unter einer rein marxistischen Regierung nicht für möglich gehaltenes Ausmaß angenommen.«[288] An dieser Erklärung ist außer dem ungewöhnlich scharfen Tonfall bemerkenswert der vorrangige Hinweis auf die »bäuerliche Veredelungswirtschaft«. Es ging zwar den ostpreußischen Betrieben viel schlechter, aber diese Akzentsetzung gemahnte den Kenner sofort an die massiven Bauernaufstände in Holstein der Jahre 1928/29. In seiner Unterredung mit von Hindenburg und von Schleicher am 11. Januar malte der Bund den zunehmenden Einfluss der KPD auf dem platten Lande sowie die Gefahr, die holsteinischen Bauern würden zur Selbsthilfe greifen und sich außerhalb der Staatsordnung stellen, dramatisch aus. Die Reizthemen einer Abkehr der »staatserhaltenden« bäuerlichen Schichten von den konservativen Parteien und eines kommunistischen Umsturzes hatte man damit ausgegeben. Der Reichslandbund war ohne Übertreibung in diesem Moment und vor allem aufgrund seiner Nähe zu Hindenburg des Reiches mächtigste Lobby. Am 21. Januar übernahm die Deutschnationale Volkspartei, dem Bund seit langem verpflichtet, diese Vorwürfe: »Eine besondere Gefahr bedeutet es, wenn man Gegensätze zwischen Groß und Klein vor allem in der Landwirtschaft entstehen lässt und dadurch die Gefahr eines Bolschewismus auf dem flachen Lande hervorruft.«[289] Um dieser Gefahr zu wehren, wollte der Parteivorsitzende Hugenberg das Wirtschafts- und das Ernährungsministerium zusammenlegen und mit sich selbst besetzen. Diese Angriffe zielten auf Kanzlersturz, waren aber gleichzeitig eine höchst notwendig gewordene Entlastungsstrategie des »landed interest«, wie man im Englischen sagt. Denn Schleicher hatte durch sein Sprachrohr *Tägliche Rundschau* angefangen, auf Unregelmäßigkeiten bei den Hilfsmaßnahmen hinzuweisen, was bereits Ludendorff im November 1932 versucht hatte. Am 19. Januar machte der Zentrumsabgeordnete Joseph Ersing die Vorwürfe gewissermaßen offiziell. Ersing unterrichtete den Haushaltsausschuss über Vorgänge der Bestechung, Begünstigung und unzulässigen Verwendung von Zuschüssen im Rahmen der Osthilfe. Er präsentierte als kleines Anschauungsmaterial 20 Missbrauchsfälle.[290] Der »Osthilfeskandal« brach los.[291]

Auch Reichspräsident Hindenburg war davon betroffen, und zwar ganz direkt: er hatte quasi als Befehl das Programm schon in den zwanziger Jahren angestoßen, Verwandte und Freunde von ihm sollten bevorzugt bedacht worden sein, angefangen bei seinem Nachbarn und engsten Vertrauten, Elard von Oldenburg-Januschau, dem ein unstatthaftes Darlehen von 621 000 Reichsmark zugeflossen war, das er zum großen Teil nicht in Schuldenabbau, sondern zum Ankauf eines zweiten Gutes eingesetzt hatte.[292] (Am 28. Januar 1933, zwei Tage vor Hitlers Machtübernahme, notierte Goebbels, Januschaus Nachbar im Reichstag, in sein Tagebuch: »Hitler muss ran, aber wie? Der Alte [Hindenburg] will nicht. Also bohren. Ich muss den Januschauer traktieren.«[293]) Vor allem aber hatte man Hindenburg zum 80. Geburtstag eines der bankrotten Güter Ostpreußens zum Geschenk gemacht – das Gut Neudeck im Wert von einer Million Reichsmark. Die Anregung kam aus den Kreisen der Junker; aufgebracht aber hatte die Kaufsumme die deutsche Industrie. Um die Geschenk- und die Erbschaftssteuer zu sparen, war das Gut gleich auf Hindenburgs Sohn Oskar übertragen worden. Das war nicht ungesetzlich, warf aber einen Schatten auf die von Hindenburg gepflegte Integrität. Die Presse jedenfalls sprang auf diese Themen mit großer Heftigkeit an. Als sich Vorwürfe der Veruntreuung öffentlicher Mittel zu dem Fall Neudeck gesellten und der zuständige Reichstagsausschuss sowie der Rechnungshof eine gründliche Untersuchung des Hilfsprogramms beschlossen, kam es zu jenem verhängnisvollen 22. Januar 1933, an dem die Spitzen der NSDAP mit Franz von Papen und Oskar von Hindenburg über die Bildung eines Kabinetts Hitler-Papen und den Sturz der Regierung von Schleicher berieten.[294] Es ging um zwei Dinge: Papen sollte die Rolle des Vizekanzlers in einem Kabinett Hitler übernehmen, wozu er sich wohl zum ersten Mal bereit erklärte. Und Reichspräsident Hindenburg sollte seinen langen Widerstand gegen eine Kanzlerschaft Hitlers aufgeben. Bei diesem Anlass setzten sich Oskar von Hindenburg und Adolf Hitler zu einem zweistündigen Gespräch unter vier Augen zusammen, auf das hin der Sohn des Präsidenten im Taxi gesagt haben soll, »es gebe nun keine andere Möglichkeit mehr«, soll heißen: als Hitler zum Kanzler zu machen. Man hat angenommen, dass Hitler den Sohn des Präsidenten mit weiteren Enthüllungen unter Druck setzte. Der »Staatsnotstand« drohte zur »Präsidentenkrise« zu werden. Schleicher trat zurück. Am 28. Januar 1933 schrieb Harry Graf Kessler in seinem Tagebuch über den »völlig unnötigen Kanzlersturz« und »die riesige Korruption in Ostelbien, die gerade aufgedeckt werden sollte«:

> Schleicher war den korrumpierten Granden zu lasch in der Vertuschung ihrer Schweinereien; daher musste schnell wieder dem alten Mann sein Liebling [von Papen] präsentiert werden, der robuster in solchen Sachen vorzugehen wagen wird. Das Ganze ist eine Mischung von Korruption, Hintertreppe und Günstlingswirtschaft, die an die übelsten Zeiten der absoluten Monarchie erinnert.[295]

Für das Ende der Kabinette Brüning und Schleicher und für den Machtwechsel zu Hitler gab es gewichtigere Ursachen als den Bolschewismus-Vorwurf, den Osthilfeskandal und die Affäre Neudeck. Aber selbst wenn wir unsere Gründe nur als Anlass nehmen, wenn wir zum Beispiel wie die verdienstvolle Edition der Akten des Kabinetts von Schleicher sagen: »Die dramatische Zuspitzung der Gegensätze, die sich im Streit um den Butterbeimischungszwang angedeutet hatte, zeigte nun Sogwirkung, um nachfolgend in den Strudel des Kanzlersturzes zu münden«[296], oder wenn wir den unheilvollen Einfluss der ostelbischen Rittergutsbesitzer auf Hindenburg hoch ansetzen – Osthilfeskandal oder Butterbeimischung oder großagrarische Druckausübung, es ist in mehrfacher Weise grotesk, dass landwirtschaftliche und letztlich großagrarische Interessen zum Sturz der Republik führten oder auch nur beitrugen. Grotesk zuallererst, weil das harte Deflationsprogramm der letzten Jahre der Republik zugunsten der Großagrarier ausgesetzt wurde und weil der Einfluss dieser kleinen Gruppe in schreiendem Missverhältnis zur Zahl aller landwirtschaftlichen Betriebe stand: fünf Prozent der Gesamtsumme waren Großlandwirte.[297] Hochverschuldet war dieser Wirtschaftszweig: 1930/31 erzielte die Landwirtschaft 8 890 Millionen Reichsmark an Verkaufserlösen und war mit 7 779 Millionen Reichsmark verschuldet.[298] Grotesk weiterhin, weil so das Verhältnis zur volkswirtschaftlichen Relevanz des ehemals primären Sektors auf den Kopf gestellt wurde. Die Wertschöpfung der Landwirtschaft war bis 1928 ständig gefallen und lag bei nur noch 15,5 Prozent, wohingegen auf Handwerk und Industrie 50 Prozent entfielen.[299] Es waren ja auch Industrielle, die dem Generalfeldmarschall das Geburtstagsgeschenk bezahlten, aber sie schenkten ihm ein Gut, nicht eine kleine Gewehrdreherei. So wurde der Präsident der Republik deren höchster Rücksiedler und ging in die räumliche und gesellschaftliche Interessensphäre der Junker ein – er starb 1934 auf Gut Neudeck. Die Industrie lag in diesen Jahren am Boden und die Landwirtschaft nicht minder, aber der Boden der letzteren besaß eindeutig die höheren ideologischen Weihen. Es war offenbar zu viel Boden verloren gegangen, um deutsches Bauernland auch nur durch die Nähe eines Skandals oder gar durch Neusiedler gefährden zu lassen.

Das Forcieren, oft sogar künstliche Anheizen der sozioökonomischen Entwicklung, die Nicht-Vereinbarkeit und Fragmentierung der ökonomischen und daraus resultierenden gesellschaftlichen Sektoren – wir stoßen hier auf Sachverhalte, die nach Detlev Peukerts klassischer Darstellung den Modernisierungsprozess der Weimarer Zeit charakterisierten und in der Folge das Ende der Republik beförderten. Wir sind wieder bei der Unverhältnismäßigkeit, beim undemokratischen Faktor Zünglein an der Waage angelangt – wie schon einmal im Fall der Wahlen im Zwergstaat Lippe. Wäre zum Beispiel die Notverordnung 1932 durchgekommen, dann hätten im besten Falle in Jahresfrist 20 000 Siedlerstellen geschaffen werden können, für den lächerlich niedrig angesetzten Betrag von je 5 000 Reichsmark.[300] Weniger als 1 Prozent der Arbeitslosen hätte damit ein neues Zuhause und eine neue Einkommensquelle gefun-

den. In Lippe gingen 0,26 Prozent der deutschen Wahlbürger zur Urne. Das Regime der Notverordnungen hatte sich 1932 zum Staatsnotstand gesteigert, als DNVP und NSDAP durch ihre positive Mehrheit jede Notverordnung außer Kraft setzen konnten. Auch im Notstand zählte das verfassungsmäßige Mehrheitsprinzip, sonst hätten Hitler und seine Partei ja gar keinen Anspruch auf die Macht erheben können. Aber im Ausnahmezustand bedarf auch die Ermächtigung regulärer Mehrheiten der Entscheidung – und die Entscheidung für die Mehrheit kann vom Minderheitenprinzip des Zufalls, der »dezisionistischen Flucht nach vorn«, der Laune, eben des Züngleins an der Waage abhängen. Entscheidungen sind hart, weil sie harte Konsequenzen haben, aber sie wirken auch hart, weil bei ihnen Grund und Anlass oft so weit auseinanderklaffen. In den beiden Ereignissen, welche die Entscheidung für Hitler mit auslösten, Lippe und der Osthilfekomplex inklusive Siedlungsprogramm und Neudeck, war es die historische Raumordnung, die den Ausschlag gab: der Zwergstaat hier, der großagrarische Grundbesitz dort. Und wir dürfen noch einmal an die Gefährlichkeit der Raumformen Enklave (Lippe) und Exklave (Ostpreußen) erinnern.[301] Es war Ostpreußens Generallandschaftsdirektor und Gutsbesitzer Wolfgang Kapp, der mit seinem Putsch 1920 die Republik beinahe in einen Bürgerkrieg gestürzt hätte. Sein Freund, der Reichstagsabgeordnete Elard von Oldenburg-Januschau, hatte ihm geraten, den Staatsstreich nicht von Berlin, sondern von Ostpreußen aus zu starten. Und von Oldenburg- Januschau führt ein direkter Weg zum Sturz des letzten Kanzlers vor Hitler – über seine beiden Nachbarn: auf dem Land war es Paul von Hindenburg und im Parlament Joseph Goebbels. Es war Hindenburg, der die Wahl zum Reichspräsidenten nicht als der Verlierer von 1918, sondern als der Sieger von 1914 gewann – wir denken an die Schlacht bei Tannenberg in Ostpreußen. Königsberg, Hauptstadt Ostpreußens, machte ihn zum Ehrenbürger, die Universität verlieh ihm gleich viermal die Ehrendoktorwürde – die medizinische Fakultät mit der Begründung, Hindenburg habe »unzähligen Deutschen das Leben erhalten«![302] Vom ostpreußischen Gut Neudeck aus betrieb Hindenburg dann den Bruch mit Hitlers Vorgänger Schleicher. Es gibt Staaten, die scheitern an der »Grundordnung«, am inneren und äußeren Zuschnitt ihres Territoriums. Der Balkan war lange Zeit das Paradebeispiel und wurde es wieder am Ende des letzten Jahrhunderts. Heute kommt es zu Staatsversagen in Afrika und Asien, meist als Folge kolonialer Grenzziehungen. Von 1930 bis 1933 scheiterte aus ganz ähnlichen Gründen ein Staat in der Mitte Europas.

Das neue Regime sorgte dafür, dass der Osthilfeskandal nicht weiter untersucht wurde. Es schenkte Hindenburg ein zweites Gut und einen Wald obendrauf. Der »Agrarfeudalismus« (Ernst Bloch) erzielte in Deutschland und gegen Deutschland einen Pyrrhussieg, der ihm dann zwölf Jahre später den endgültigen Untergang brachte. Schaffner hatte für seine Zeit und von Ostpreußen aus sprechend nicht Unrecht, als er erklärte: »Die Bodenfrage ist der Schlüssel zu allen sozialen, kulturellen und nationalen Fragen überhaupt.«

Konstruktionen eines Raumes: Deutsche Raumsensibilität, deutsche Raumhysterie, deutsche Raumplanung

»Konstruktion eines Raumes«, so lapidar beginnt Siegfried Kracauer einen Text des Jahres 1930, um fortzufahren: »Jede Gesellschaftsschicht hat den ihr zugeordneten Raum.« Diese Einsicht wendet er zwar nur auf das Büro des Generaldirektors und das Arbeitsamt an, aber die allgemeine Schlussfolgerung lässt sich auch für unsere Zwecke nutzen: »Die Raumbilder sind die Träume der Gesellschaft. Wo immer die Hieroglyphe irgendeines Raumbildes entziffert ist, dort bietet sich der Grund der sozialen Wirklichkeit dar.«[303] Kracauer folgt hier Oswald Spengler, der zuerst den Raum zur Leitkategorie der Kulturgeschichte erhoben hatte. Er entwarf seine Kulturtypologie entlang der Raumordnungen, die sich Völker und Zeiten gegeben hatten. Raumtypen sind für Spengler »Sinnbilder des Lebens«: »Die Art der Ausgedehntheit soll von nun an das *Ursymbol einer Kultur* genannt werden.«[304] Was man später bei dem Großraumdenker Carl Schmitt liest, ist purer Spengler: »Der Mensch hat von seinem Raum ein bestimmtes Bewusstsein, das großen geschichtlichen Wandlungen unterworfen ist. Den mannigfachen Lebensformen entsprechen ebenso verschiedenartige Räume.«[305] Kracauers, Spenglers und Schmitts Verallgemeinerungen lassen sich mit besonders guten Gründen auf die Kultur der Zeit anwenden und konkretisieren, in der diese Denker lebten.[306]

Beginnen wir mit den »Hieroglyphen« einiger Raumbilder.[307] Wir haben im Vorwort dieses großartige Plakat eingeführt, das der Verband der deutschen Kleingärtner zum Thema »Dauerkolonien« herausgebracht hatte (s. Abb. 1. S. 16). Hier soll Raum, Nutzraum, wieder der Zeit entzogen werden – in mehrfacher Hinsicht eine Utopie. Sehr viel weiter, in räumlicher und konzeptioneller Hinsicht, ging Leberecht Migge, der führende Gartenplaner der Republik und Autor von *Deutsche Binnen-Kolonisation* (1926). Der Plan, den er für Berlin und sein Umland entwarf, verwandelt die Metropole in eine Art »Dauerkolonie«. (Die Abbildung gibt ein Projekt des Jahres 1933 wieder, das aber schon 1918, wenn nicht früher, entwickelt worden war.) »Das Land rettet die Stadt« war Migges Grundidee, »Jedermann Selbstversorger« sein Slogan.[308] Was auf den Karten der Vergangenheit die städtischen Befestigungen umgab, die Leerfläche des Glacis, ist jetzt zur Lebensgrundlage geworden: »Kolonisationsgebiet« nennt Migge die Zone, in der die 80 qm »produktiver Garten« pro Kopf die Stadtbevölkerung ernähren und davon abhalten sollen, in der »Kolonialwaren-Handlung« einzukaufen. Die Kolonien liegen jetzt, wenn nicht vor der Haustür, so doch in erreichbarer Nähe. Die Mark Brandenburg, »kein ›bodenständiges‹ Kulturland« (Ernst Bloch) war vor vielen Jahrhunderten kolonisiert worden; diese zweite

Kolonisierung ist von daher nichts Neues, aber dass nun ausgerechnet Berlin, das sich aus Sumpf und Sand emporentwickelt hatte, das »bodenlose« Berlin, wie nicht nur Bloch es nannte, sich sozusagen von Grund auf selbst ernähren sollte, das mutet höchst merkwürdig an. »Berlin aus der Landschaft gesehen« ist Blochs bekannter Essay von 1932 überschrieben. Ohne es zu wollen, eine Fundamentalwiderlegung der Migge'schen Pläne.[309] Aber diese Rückkehr zum »Binnen« der Binnenkolonisation, diese Hoffnung auf die »Fruchtlandschaft« Deutschland ist letztlich dieselbe, die alle Autoren und Künstler bewegt, welche mit den Worten Hofmillers die »Kenntnis unseres eigenen Reichtums« fördern wollen.

Es wurden natürlich auch ganz andere Raumkonzepte entwickelt. Ich stelle neben das selbstgenügsam reagrarisierte Groß-Berlin des Gartenreformers Migge die extensive Regionalplanung des Frankfurter Planungsdezernenten August Weitzel aus dem Jahr 1924 (Abb. 20).[310]

Städtische Großräume hatten sich seit 1912 organisiert: Damals wurde der Zweckverband Groß-Berlin gegründet, 1920 dann der Siedlungsverband Ruhrkohlenbezirk. Das war auch die Zeit, da die Geographie Deutschland nach Wirtschaftsräumen aufteilte und diese zur Grundlage einer Reichreform machen wollte.[311] Der »Rhein-Mainische-Städtekranz« war ein solches Großraumprojekt. Auf den Tafeln, die für ihn warben, fahren die Vektoren der Bahnstrecken (zum Teil projektiert) energisch in bestimmte Fernen und überformen die irreguläre Linie der Flüsse, nach denen das Projekt immerhin noch benannt wird. Das Innere wird nach dem neuen Zonen- oder Sektorenmodell aufgeteilt: in die City und in großzügig bemessene Gebiete für Industrie, Wohnen und Erholung. Die Metropolregion, wie man das heute nennen würde, gründet sich auf eine Raumwirtschaftsordnung, die den sekundären und den tertiären Sektor umfassend gliedert und stark vernetzt. Politische Grenzen sind nicht eingetragen, »das bunte Gewirr der derzeitigen Länder-, Provinz- Bezirks- und Kommunalgrenzen« wird schlicht übergangen, dabei gab nicht zuletzt seine Existenz den Anstoß zu den Neugliederungsplänen. An dem umrissenen Städtekranz haben die Länder Hessen, Preußen und Bayern Anteil. Anke John hat mit guten Gründen das Konzept seinem politischen Radius nach unter die zahlreichen Pläne zur Reichsreform eingeordnet, als den weitgehendsten Versuch, das »Reich als vernetztes Städtesystem« neu zu konstituieren.[312] Gedacht wurde an das Zentrum eines zu schaffenden »Reichslandes Rheinfranken«. Aber auch eine Ebene tiefer ist diese Planung von Interesse, macht sie doch auf den hohen Wert aufmerksam, der nun der noch unbestimmten Größe Region zuwächst – Region als Alternative zu Heimat und Land. Wir werden darauf zurückkommen.

»Raumordnung« und »Regionalplanung« sind Schlagworte einer angewandten Wissenschaft, die in zweifacher Hinsicht ein Weimarer Geschöpf ist: zum einen als Organ der allgemeinen Planungseuphorie, zum anderen als Ersatz für die ausgebliebene Reichsreform. 1933, gerade noch in die hier behandelte Zeitspanne gehörend,

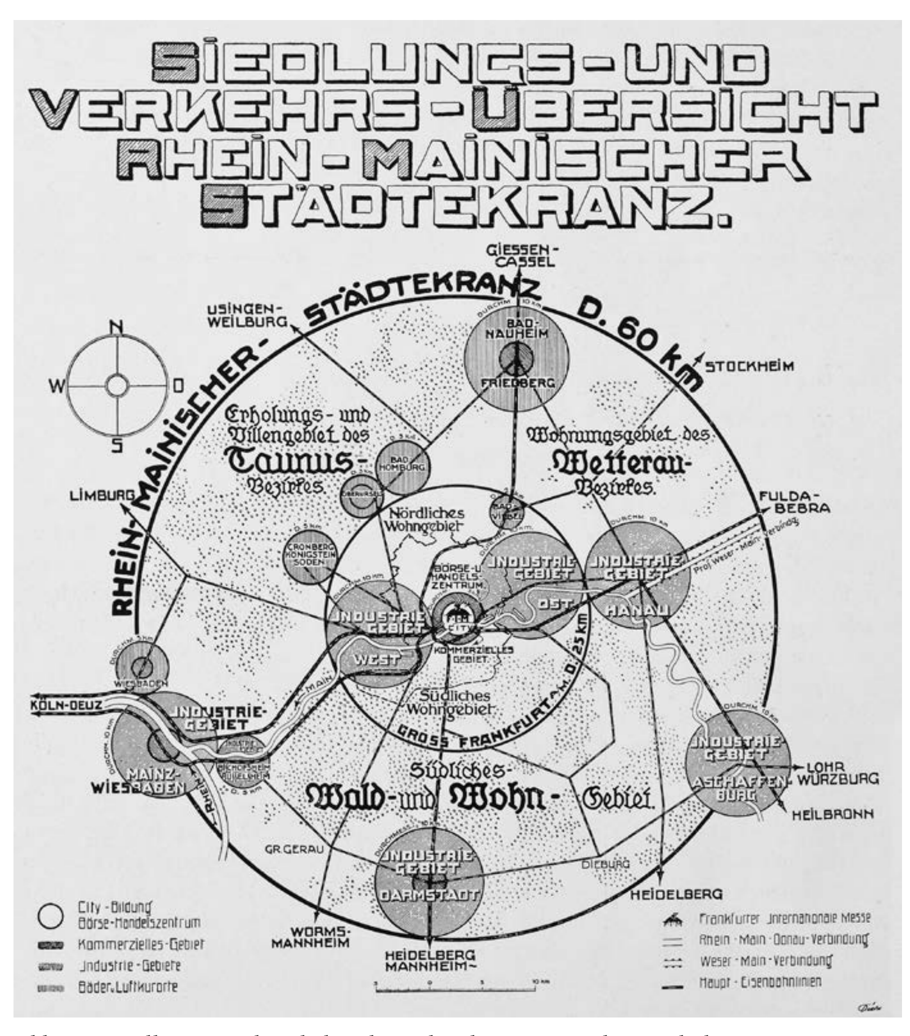


Abb. 20. »Siedlungs- und Verkehrsübersicht Rhein-Mainischer Städtekranz«, 1925

erschien die Durchbruchsarbeit in den Fächern Siedlungsgeographie, Regionalreform, Raumplanung: Walter Christallers *Die zentralen Orte in Süddeutschland*, eine Schrift, die ihre Wirkung zwar erst im Dritten Reich und in den sechziger und siebziger Jahren entfaltete, die aber eindeutig von der Planungseuphorie der Weimarer Zeit inspiriert wurde. Christaller (1896–1969) regte an, Städte und Regionen nach den Prinzipien einer »absoluten Ökonomie« zu analysieren und dabei alle historischen, morphologischen und stilistischen Vorgaben auszuschalten. Im homogenen Raum entsteht eine Hierarchie von Orten und durch sie die Leitunterscheidung zwischen »zentralem Ort« und »Ergänzungsgebiet«, eine Differenz, welche auf alle Regionen

gewissermaßen den Weimarer Urkonflikt zwischen Berlin und Provinz überträgt. Die folgenden Ausführungen zu Christallers System der zentralen Orte fassen dessen Konzept konzise zusammen, folgen auch im sprachlichen Duktus dem Stil der neuen Sachlichkeit:

> Die zentralen Orte höherer Hierarchiestufe (z. B. größere Städte) weisen dabei Ausstattungsmerkmale auf, die den zentralen Orten niedrigerer Hierarchiestufe fehlen (z. B. bestimmte Verwaltungs- und Dienstleistungsfunktionen in Kleinstädten). Ein zentraler Ort weist damit einen Bedeutungsüberschuss für das ihn umgebende Ergänzungsgebiet auf. Christaller bestimmte die Zentralität oder den Bedeutungsüberschuss eines Ortes als das Verhältnis zwischen den Diensten, die insgesamt bereitgestellt werden (für den Ort und sein Ergänzungsgebiet) und den Diensten, die nur für die Bewohner des zentralen Ortes selbst benötigt werden. Die Differenz der beiden Werte wird als Bedeutungsüberschuss bezeichnet. Je höher die Zentralität eines Ortes, desto größer ist die Anzahl von Dienstleistungen je Bewohner.[313]

In der Einleitung zu seinem Buch schreibt Christaller: »Wir betrachten nicht das Erscheinungsbild einer Stadt, sondern ihre Funktion im menschlichen Gemeinschaftsleben.«[314] Er rekurriert nicht auf den Begriff des Feldes, aber es ist klar, dass auch er die Städtelandschaft als ein System von Relationen begreift. Der Grundgedanke, Ding-Form durch Feld-Form zu ersetzen, findet sich zuerst bei Ernst Cassirer, der 1910 erklärt hatte: »Die Elemente ›bestehen‹ niemals außerhalb jeglicher Form der Verknüpfung [...].«[315]

Die oft abgebildete Karte mit dem Titel »Das System der zentralen Orte in Süddeutschland« (Abb. 21) erscheint wie ein unendlich fortsetzbares Flächenmuster oder wie eine Zellkultur mit Haupt- und Nebenzellen und einer Art Nährlösung aus feinsten Partikeln. Es wird hier zwischen sieben Größen von Orten differenziert, die sich überlagernde Hierarchiekreise besetzen, die auf dreifach verschiedene Weise umrissen sind. Zwei Arten von Verbindungslinien koordinieren den Austausch zwischen den Hauptorten und ihrer Region. Damit sind nicht eigentlich Straßen und Gleise, sondern »Richtungen« gemeint, Vektoren des überregionalen Austausches, die in der Geographie der Nachkriegszeit neu erforscht wurden – in dem später folgenden Unterkapitel zur Erdkunde der Weimarer Zeit werde ich darauf zu sprechen kommen. Was die Reproduktionen der Originalkarte aber nicht mehr erkennen lassen, ist die Tatsache, dass es sich nicht nur um eine abstrakte Übung in Planimetrie oder um eine frühe Annäherung an fraktale Strukturen, sondern um eine echte Karte handelt. Bei den zentralsten Orten liest man: München, Nürnberg, Stuttgart etc., ja, sogar Straßburg und Zürich sind notiert, obwohl sie nicht zum politischen

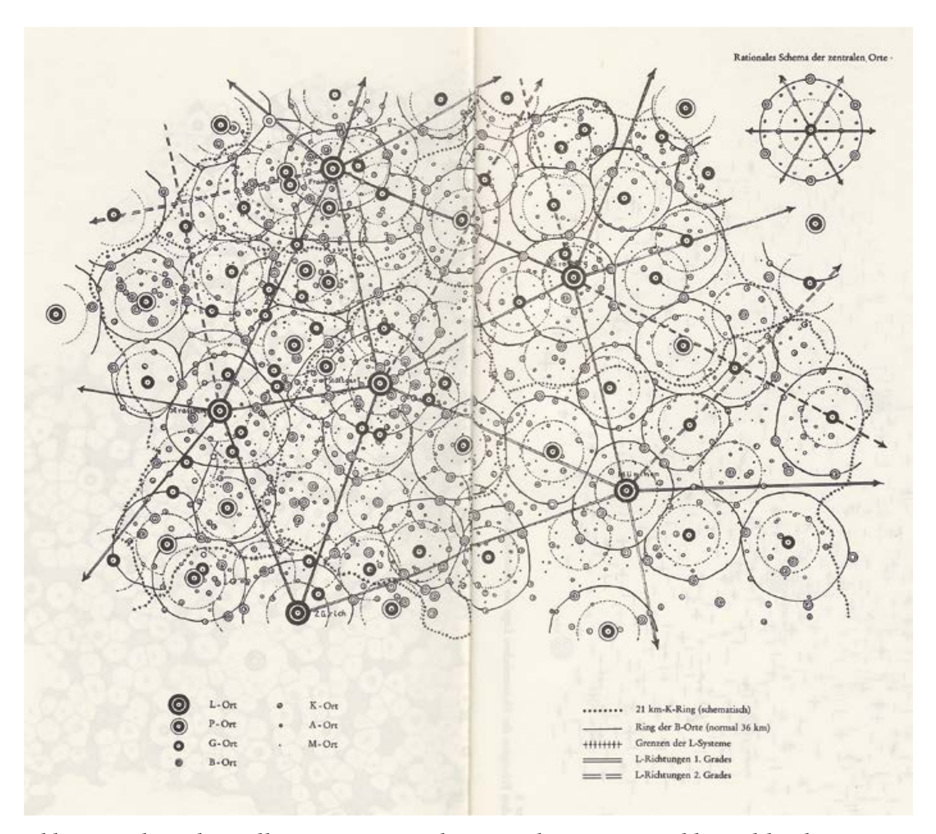


Abb. 21. Walter Christaller, »Das System der zentralen Orte in Süddeutschland«, 1933

(Süd)Deutschland gehören. Wer dahinter revisionistische Absichten vermutet, geht jedoch fehl. Kaum eine andere Kartierungsmethode kann man so bedenkenlos vom Revisionismusverdacht freisprechen. Die »Ordnung von Zusammengehörigem« beruht für diesen Autor auf Gesetzmäßigkeiten ökonomischer Art, auf einer Ökonomie der Verwaltung und der Dienstleistung. Es ist eine Art »unsichtbare Hand«, welche Raumordnungen herstellt; die hohe Bedeutung, die die ältere Geographie der Gunst der Lage und die neue Schule der Geopolitik den Grenzen und der Gestalt eines Territoriums und die völkische Landschaftskunde der Übereinstimmung von Stamm und Land beimessen, liegt ihm fern. Insofern zeugt es nur von Konsequenz, dass Christaller auf die Einzeichnung von Flüssen verzichtet, obwohl diese als Kulturträger seit den ersten festen Ansiedlungen der Menschheit eine zentrale Rolle spielen und sie deshalb bis in die Gegenwart und nicht nur von der Geopolitik als »Staatenbildner«, als »Schlagader« und als »Schicksal« ihrer Anrainer gewertet wurden. »Raum«, das Material der Planung, rangiert vor dem überwundenen Naturraum, und es rangiert auch, so paradox das angesichts eines Buches über »zentrale Orte« klingen mag,

vor dem Ort, wenn man darunter das »Depot gesammelter Erinnerungen« (Bogdan Bodgdanović), die spezifische Gestalt und »Alterität und Vielfalt auf engstem Raum« (Aleida Assmann) versteht.[316]

Man hat mit guten Gründen auf die Verwandtschaft von Christallers *Zentralen Orten* mit Ernst Jüngers *Der Arbeiter* verwiesen, einem Buch, das, ein Jahr vorher erschienen, einen ähnlichen Kältegrad und eine vergleichbare diktatorische Sachlichkeit in seinem Ansatz aufweist.[317] So wie Jünger weiten Abstand davon hält, sich mit der Realität des Arbeiters zu befassen und vom »totalen Arbeitscharakter des Menschen« spricht, so kommt die Überlandschaft der zentralen Orte ohne die real gegebenen Größen physikalische und politische Geographie, Menschenschlag und Lagegunst aus. Dieses »System« hat sich so weit wie nur irgend möglich vom Ideologem »Heimat« entfernt. Christallers Deutschland hatte in der Tat bisher niemand gekannt, aber ging es überhaupt noch um Deutschland? Erste Erfahrungen hinsichtlich der praktischen Anwendung seines bis dahin rein theoretischen Modells konnte Christaller von 1940 bis 1945 als Mitarbeiter im Stabshauptamt Planung und Boden im SS-Planungsamt »Reichskommissariat für die Festigung deutschen Volkstums« sammeln. Das besetzte Polen stellte jetzt das Gelände, auf dem die in den zentralen Orten gipfelnde Raumordnung dem »Führerprinzip« entsprach.[318] Aber das kommunistische Polen beteiligte Christaller nach 1945 weiter bei seinem Landesausbau, und gleichzeitig machte die Bundesrepublik sein System zur Grundlage ihrer Raumplanung. Christaller war vor 1933 Mitglied der KPD, danach der NSDAP, dann wieder der KPD und schließlich der SPD – ein Mann, dessen Spezialität, der Plan, von allen politischen Systemen gefragt war. Völlig zu Recht verlieh ihm 1968 die Universität Bochum, als erste bundesdeutsche Neugründung eine Plangeburt auf grüner Wiese, die Würde des Ehrendoktors.

Die so verschiedenen »Konstruktionen« von Raum, die wir mit diesen vier Bildern vorstellten, beweisen, dass das »Raumhafte«, wie es damals hieß, neu gedacht wurde – kein Wunder bei den Verlusten an Raum, den gleichzeitig sich entwickelnden raumüberwindenden Techniken und den neuen Formen der Kolonisation. In Philosophie, Physik und Kunst strebte man die Vereinigung von Raum und Zeit an. In Geographie, Psychologie und Kulturwissenschaft experimentierte man mit einem neuen subjektiven Raumbegriff. Alle entscheidenden Grundlagen für das progressive Raumverständnis des 20. Jahrhunderts wurden in Deutschland gelegt.

Der Bauhauslehrer Lázló Moholy-Nagy hat damals Raum dynamisiert, kinästhetisch belebt und weder als organischen Wurzelgrund noch als Territorium aufgefasst: »heutige raumerlebnisse beruhen auf dem ein- und ausströmen räumlicher beziehungen in gleichzeitiger durchdringung von innen und außen, oben und unten, auf der oft unsichtbaren auswirkung von kräfteverhältnissen, die in den materialien gegeben sind.«[319] Ein nicht zu schlagender Beweis für die Verirrungen des Liberalismus wäre in den Augen der völkischen Raumdenker die Liste gewesen, die

Moholy-Nagy in seinem Bauhaus-Buch *Von Material zu Architektur* (1929) aufstellte und die alle aktuellen Raumauffassungen unterschiedslos auf eine Reihe brachte – angefangen mit dem »mathematischen« und aufhörend mit dem »formalen« Raum, insgesamt 44 Begrifflichkeiten, darunter keine, der für die Rechte verwendbar gewesen wäre.

Zum Thema der nach 1918 gesteigerten deutschen Raumsensibilität lässt sich aus dem Kreis des Bauhauses noch ein anderes sprechendes Zeugnis beifügen. Oskar Schlemmer, von 1920 bis 1929 Lehrer am Bauhaus, stellte 1924 zwei Raumkonzepte gegeneinander, die er durch zwei »Raumgespinste« illustrierte (Abb. 22).[320]

In dem einen, dem Bild des »kubischen Raums«, ergibt sich das Bild aus dem »Liniennetz der planimetrischen und stereometrischen Beziehungen«. Der Mensch tritt als sekundäre Größe in das sich selbst tragende Raumbild ein. »Vom Menschen aus« ist dagegen die zweite Lineatur entwickelt. Hier entsteht der Raum aus den »Gesetzen des organischen Menschen«. Man kann diese Illustration als eine der ersten Visualisierungen eines Raumbegriffs verstehen, der im Raum ein vom Menschen als Lebenssubjekt ausgehendes Kräftefeld sieht. Walter Gropius, der Leiter des Bauhauses, hatte diese Auffassung 1923 quasi zum Credo der Schule erhoben: »Wir empfinden den Raum mit unserem ganzen unteilbaren Ich, zugleich mit Seele, Verstand und Leib und also gestalten wir ihn mit allen leiblichen Organen.«[321] Hier wurden die Grundlagen für alles weitere progressive Nachdenken über Raum gelegt. Was bei Walter Benjamin in den dreißiger Jahren »architektonischer Raum« vs. »anthropozentrischer Raum« hieß, bringt in den neunziger Jahren Edward S. Casey auf die Opposition »Raum als Container« vs. »relationaler Raum«. Erst die Postmoderne hat mit Begriffen wie Heterotopie, Dystopie, Hyperraum, »unklarer Raum«, »junk space«, »gendered space« usw. die Diskussion neu eröffnet.[322]

Man darf aber auch bei den Weimarer Errungenschaften und Durchbrüchen ihre Vorbereitung durch den Krieg nicht vergessen. Die wichtigste Raumkonzeption der Psychologie, die sich zur Feldtheorie entwickelte, hat ein Feldartillerist angedacht: Kurt Lewin, der 1917 in der *Zeitschrift für Angewandte Psychologie* seinen ersten Text »Kriegslandschaft« publizierte. Die Friedenslandschaft ist »rund, ohne vorne und hinten« und geht »nach allen Richtungen gleichermaßen ins Unendliche«. Die Kriegslandschaft dagegen ist gerichtet und zoniert; es scheint die Gegend »da ›vorne‹ ein Ende zu haben, dem ein ›Nichts‹ folgt«. An der Front angekommen, bestimmt »die Ausdehnung *längs* der Grenze die Richtung der Landschaft«.[323] Die Kriegslandschaft ist nicht die »Landschaft vom Menschen aus«, sondern gewissermaßen »vom Feind aus«: Einsichtigkeit, Deckung, Nähe zu Freund und Feind sind ihre Qualitätsmerkmale. Als Konzepteur eines vektorialen Raumes – er spricht 1917 zuerst von »Feldkräften« – schließt Lewin zu den Dynamikern des neuen Raumdenkens auf; als Strukturalist »der Gegend selbst« bewegt er sich auf das neue, gerade zu dieser Zeit sich gründende Fach der Raumplanung zu.

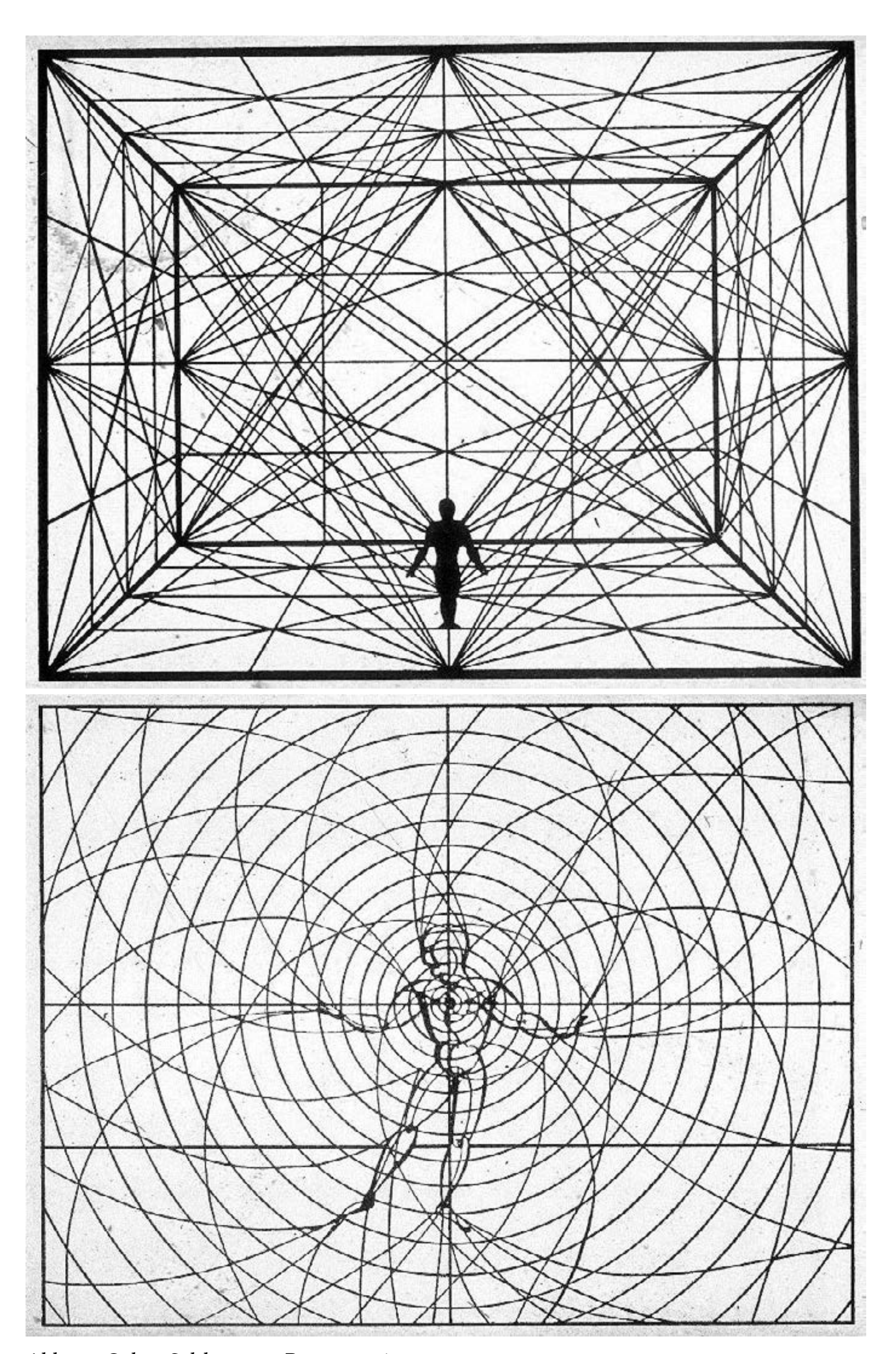


Abb. 22. Oskar Schlemmer, Raumgespinste, 1924

»Raum als Obsession« (Karl Schlögel) kann also auch kreative Folgen haben und führt nicht auf geradem Weg ins »Dritte Reich«. Aber es versteht sich, dass – wie auf allen Gebieten, die wir hier betreten – auch das völkische Lager nicht ruhte, sich eine Raumkonzeption zuzulegen: Heimat blieb weiterhin aktuell, ebenso die Idee des Reiches, neu eingeführt oder aufgeladen wurden Vorstellungen von Boden, Lebensraum, Großraum, Raumnot, Landschaft. Dieses bewusst verwirrend weit gehaltene Spektrum arbeitet freilich einer einzigen Prämisse zu: Es geht um Raumbesitz und um dessen Begründung. Kaum ein zeitgenössischer Text zeigt dies deutlicher als der Beginn von Hitlers *Mein Kampf*. Das erste Kapitel ist harmlos-gemütlich mit »Im Elternhaus« überschrieben und geht doch gleich in die Vollen:

> Als glückliche Bestimmung gilt es mir heute, dass das Schicksal mir zum Geburtsort gerade Braunau am Inn zuwies. Liegt doch dieses Städtchen an der Grenze jener zwei deutschen Staaten, deren Wiedervereinigung mindestens uns Jüngeren als eine mit allen Mitteln durchzuführende Lebensaufgabe erscheint. […] Gleiches Blut gehört in ein gemeinsames Reich. Das deutsche Volk besitzt so lange kein Recht zu kolonialpolitischer Tätigkeit, solange es nicht einmal seine eigenen Söhne in einem gemeinsamen Staat zu fassen vermag. Erst wenn des Reiches Grenze auch den letzten Deutschen umschließt, ohne mehr die Sicherheit seiner Ernährung bieten zu können, entsteht aus der Not des eigenen Volkes das moralische Recht zur Erwerbung fremden Grund und Bodens.[324]

Es dürfte kaum ein zweiter Text zu finden sein, der in dieser Kürze diese geopolitische Spannweite aufweist: vom Geburtsort, gelegen an der Grenze zweier getrennter Territorien, über deren gewünschte Wiedervereinigung bis hin zur Raumerweiterung und damit zum Krieg. Der nächste Satz widerspricht nämlich der harmlosen Formulierung von der »Erwerbung fremden Grund und Bodens«: »Der Pflug ist dann das Schwert, und aus den Tränen des Krieges erwächst für die Nachwelt das tägliche Brot.« Wie schön wäre es, könnte man diese geopolitische Skizze als das Dunstbild eines Mannes aus der deutsch-österreichischen Provinz abtun! Er hat aber dieses Programm Punkt für Punkt abgearbeitet.

Zu dem von Moeller van den Bruck und M. H. Boehm herausgegebenen Band mit dem aktivistischen Titel *Die Neue Front* steuerte 1922 ein gewisser Hermann Albrecht einen Beitrag bei, den er überschrieb: »Nach Ostland wollen wir fahren«:

> Das Herz Europas hat zwei Kammern. Die westliche ist das Deutsche Reich in seiner heutigen Gestalt, leidend an überstarkem Andrang des Blutes. Zwanzig Millionen Deutsche müssen hier verhungern, oder ihre überflüssige Kraft fließt in die östliche Herzkammer hinüber, die an deutscher Blut-

> leere krankt. Das Herzleiden Europas, der Weltkrieg, dessen erste Phase in Versailles endet, dessen zweite in Versailles beginnt, hat keinen anderen Grund. Das junge deutsche Blut drängt nach der östlichen Herzkammer, will Leben erhalten und Leben schaffen, und die Heilung wäre so leicht.[325]

Doch anstatt zu heilen, schnürten – so Albrecht – die »Ärzte« Europas mit Sitz in Paris und Genf die westliche Herzkammer, also das deutsche Reich, ein, Gegendruck seitens des »polnische[n] Assistenten« komme hinzu. Bemerkenswert der Zweifrontenkrieg, der hier ein zweites Mal vorgedacht wird: Dass der Westen den Abfluss deutschen Blutes in die östliche Kammer nicht zulässt, bedeutet die »Abkehr von westlerischer Weisheit«, bedeutet Bruch; dass die »Durchdringung der Scheide, die Osteuropa vom Abendland trennt« dort nicht tatenlos hingenommen werden wird, verstand sich von selbst. Die neue Generation der »Ostlandfahrer«, »die Jugend, die leben will«, steht schon bereit und weiß das Motto: Viel Feind, viel Ehr.[326]

Wenden wir uns dem institutionalisierten Kern dieser Denkschule zu, der deutschen Geopolitik. Wir können es kurz machen, nicht nur weil diese »Raumwissenschaft« in den letzten Jahrzehnten so intensiv bearbeitet wurde[327], sondern auch, weil ihre Anhänger zu einem neuen Deutschlandbild nur sehr wenig beigetragen haben: Ihr Interesse gilt fast ausschließlich den »Geboten des Bodens« (Ratzel) und den »Raumtatsachen« (Karl Haushofer), die ihrer Meinung nach Deutschlands Position in Europa und nach Versailles bestimmten. Die Geopolitik sah sich aber nicht nur als die berufene »Sachwalterin im Kampf um die Revision der mitteleuropäischen Grenzziehung«[328], ihr Anspruch reichte viel weiter: Herausgefordert durch die »Panregionen«, die »Panideen«, wie sie dem englischen Empire und der amerikanischen Monroe-Doktrin zugrunde lagen, verstand sich die deutsche Geopolitik als Organ eines »globalen Denkens«, wie Arthur Dix es ausdrückte: »das globale Zeitalter« habe sie zu berücksichtigen, »das technisch durch die vollendete Raumüberwindung (Luftfahrt und Luftspruch) gekennzeichnet ist«. Für die *Zeitschrift für Geopolitik* (Untertitel: *Monatshefte für deutsches Auslandswissen*) heißt das: Auf einen Artikel über »Deutschlands Donauwerte« kamen zehn Aufsätze, die Themen behandelten wie »Die Bahrain-Inseln« oder »Die politischen Mächte Chinas«.

Wenn Geopolitiker von Deutschland sprachen, dann nur in einem alarmistischen und anklagenden Ton. Ich präsentiere die letzte Abhandlung, sozusagen das Schlusswort, das Karl Haushofer unmittelbar vor Hitlers Machtantritt sprach, bevor der Nationalsozialismus sein Erbe antrat. Dieser Text erschien 1933 in einem unserer Deutschlandbücher: *Deutscher Geist*, ein bemerkenswerter Band, der »Kulturdokumente der Gegenwart« versammelte, die keineswegs schon alle nationalsozialistisch gleichgeschaltet waren. Albert Schweitzer zum Beispiel darf den Band einleiten, Fritz Schumacher und Gertrud Bäumer nehmen zu ihren Fachgebieten Architektur und Frauenfrage Stellung. Das waren Deutsche, die 1933 umgehend entlassen wurden –

bis auf Schweitzer natürlich, der im fernen Kongo seine Aufgabe gefunden hatte. Aber zu dem Thema »Die geopolitische Lage Deutschlands« wollte man verständlicherweise den Doyen der hier zuständigen Wissenschaft hören, den »Generalmajor a. D. Universitätsprofessor Dr. Karl Haushofer« (1869–1946). Mit dem Appell – oder ist es ein Kommando ? – »Tatsachen standhalten!« fängt er an. Tatsache ist für ihn die »entsetzlich unglückliche« geopolitische Lage Deutschlands.

> Am Anfang dieser geopolitischen Erkenntnis deutscher Lage müssen aber tatsächlich die zwei einzigartigen leidvollen Daseinsbedingungen für eine in Mitteleuropa zusammengedrängte Volksmasse ohne Macht stehen, für die nur aus Schmeichelei vor einer andern Vergangenheit oder Selbstbetrug oder unbeugsamem Geltungsanspruch noch so genannte ›Großmacht‹ eines ›Volkes ohne Raum‹, in weiten Landschaften überdrängt und verstädtert, dafür aber an gefährlichen Stellen mit Räumen ohne Volk![329]

Das muss man zweimal lesen, um zu wissen, ob der Satz als ganzer überhaupt Sinn gibt. Die »zwei einzigartigen leidvollen Daseinsbedingungen« reichen offenbar nicht. Bevor sie erläutert werden, muss weiteres Leid in diesen ersten Satz gepackt werden: die »zusammengedrängte Volksmasse ohne Macht«, das »Volk ohne Raum«, »in weiten Landschaften überdrängt« – das sagt dreimal so ziemlich dasselbe. Die »leidvollen Daseinsbedingungen« nennt der Autor im Folgenden »Hemmungen«:

> Erste Hemmung ist, dass der deutsche Volksboden in Mitteleuropa […] ›ein Staat der Grenzen‹ ist, ›état des frontières‹, ein zergrenztes und zerstückeltes Raumgebilde. Die zweite indirekte Hemmung ist, dass der Mitteleuropäer nirgends auf Erden für sein größtes Leid Verständnis finden kann, weil kein anderer Weltteil als Europa gerade im Innern ein drucküberfülltes Herz besitzt, während alle anderen Weltteile die gefährdeten Überdrucklandschaften an ihren Rändern haben, also nach innen zu ausgleichen können […].[330]

Der Autor gesteht an dieser Stelle ein, dass er im Gegensatz zu »etwa 28 000 anderen Schriften« zum Thema deutsche Landeskunde seine Abhandlung mit »zwei entmutigenden, verneinenden Zügen« angefangen hat. »Solche Härte ist aber notwendig«, erklärt er, denn der Leser müsse einsehen, »dass die augenblickliche Lage seines Großvolks auf die Dauer eine geopolitische Unmöglichkeit ist, dass es in seiner Kleinräumigkeit entweder zugrunde gehen, absterben oder gegen die ringsum aufgebauten Hemmungen bei zugeschraubten Ventilen explodieren muss […].« Hemmungen sind Grenzen und müssen überwunden werden – Haushofer hat auch das für seine Zeit grundlegende Werk zu diesem Thema geschrieben: *Grenzen in ihrer geogra-*

phischen und politischen Bedeutung (1927). Für Rassengrenzen interessierten die meisten Geopolitiker sich nicht; da klaffte ein Spalt zum Nationalsozialismus, der nach 1933 schnell zugeschüttet werden musste.

Der Materialismus dieser Denkweise spricht aus dem Bildgebrauch: Die Deutschen finden sich an falscher Stelle wieder, in der Mitte Europas in einem von innen wie von außen unter hohem Druck stehenden Kessel mit zugeschraubten Ventilen; wenn das Ganze explodiert und die Deutschen sich ausbreiten, hat das mit Naturgesetzlichkeit und nichts mit einer Mission oder mit uralten germanischen Trieben zu tun, die andere Deutschlandpolitiker gerne mobilisierten. Dass etwas notwendig, durch Gesetze bedingt geschieht, verlangt der Wissenschaftsanspruch der Geopolitik. Daher die Selbstverpflichtung auf »Härte«, auf unpopuläre Einsichten, die durchaus »einen Schauer durch die deutsche Seele« schicken können. Hitler tönte in seinen Reden ähnlich unbequeme »Wahrheiten« an, um gegen ihre feige Missachtung zu äußerster Entschlossenheit aufzurufen. Haushofer ist deswegen auch so unzufrieden mit allem, was Deutschland so besonders macht, mit der »Vielseitigkeit seiner naturentlehnten Außengrenzen«, die im Gegensatz steht zur »Stärke seiner Binnenscheiden, seiner Waldgebirge und Verkehrsschranken«. Er bemängelt »das Fehlen überzeugender Herz- und Kernlandschaften (soweit nicht der Rheingraben eine war), die das mehr als tausendjährige Wandern deutscher Hauptstädte bewirkte, die innere Trennungsfreudigkeit und Streitlust noch fördern half«. Also all das, was damals so viele Zeitgenossen so hoch ansetzten, die innere Vielfalt als Kompensation der Verluste an Land und Macht nach außen, all das bedeutet für Haushofer nur »Gefährdung unseres Lebensraums«.

Deutschland ist geopolitisch gesehen das schlichtweg unvollkommenste »Raumgebilde«. »Der Silbergürtel des Meeres allein als alles beherrschende Grenzkraft genügt dem Grenzinstinkt des Briten; [...] Hochgebirge, Waldgebirge, Strom und Meer dem Franzosen; Alpen und Meer dem Italiener.« So geht der Autor die geopolitisch gelungenen Länder durch, um wieder zum gänzlich verfehlten Deutschland zurückzukehren, in dessen Gestalt er das Ergebnis »zurückliegender geopolitischer Instinktlosigkeit« erkennt. Es liege »echte geopolitische Tragik« vor, »wenn es jemals in der Weltgeschichte eine gab«.[331] Geopolitik ist eine Wissenschaft, die ihre glasklaren Erkenntnisse, die Kräfte und »Forderungen« des Raumes, die »Raumtatsachen des Volksbodens« betreffend, durch die Geschichte, man könnte auch sagen: durch die Menschen vereitelt sieht. Ein Teil ist Wissenschaft, der andere Drama.

Der Beitrag Haushofers zur Anthologie *Deutscher Geist* ist nicht geistlos, sondern nur zutiefst deprimierend. Die neue, sich überlegen gerierende Wissenschaft der Geopolitik offenbart sich als Mängellehre, zumindest was ihr Ursprungsland angeht. Haushofers Text wäre unverändert in eine Neuauflage unter den Auspizien des Dritten Reiches aufgenommen worden – Albert Schweitzers Text hätte man für eine zweite Auflage nicht beibehalten. Wenn Haushofer mit den Worten schließt: »Allen

Gewalten zum Trutz sich erhalten … Anders erneuert sich kein Reich!«, sagt Schweitzer gegen Ende: »Meiner Ansicht nach gibt es kein anderes Schicksal der Menschheit als dasjenige, das sie sich durch ihre Gesinnung selbst bereitet.« Gesinnung, nicht Imperative des Raums. Der nächste Satz Schweitzers aber wurde dann nicht für die Menschheit, aber doch durch die geopolitisch aufgeweckten Deutschen widerlegt: »Darum glaube ich nicht, dass sie den Weg des Niedergangs bis zum Ende gehen muss.«[332]

Nicht zur Rechten, aber ins Lager der konservativen Revolution gehörte Rudolf Borchardt, der es unternahm, die Eigenschaft, die er selbst in hohem Maße besaß, zu verallgemeinern und zu einer deutschen Wesensart zu erheben: die genuine Raum- und Ortsempfindlichkeit. Auch dieses Vermögen war ein Ergebnis von Verlust und Mangel. Borchardt war nie irgendwo zu Hause: In Königsberg geboren, in Moskau und Berlin aufgewachsen, wählte er nach Studien in Berlin, Göttingen und Bonn Italien als bevorzugten Aufenthaltsraum, kehrte während des Krieges nach Berlin zurück, um später immer wieder zwischen Zeiten in Italien und Zeiten in Deutschland abzuwechseln. Als Jude musste er aus Deutschland fliehen und konnte in Italien notdürftig überleben. Er starb zwischen den Ländern seiner Bestimmung: in Tirol.[333]

So wie er selbst war, wollte er auch den Deutschen sehen: *Der Deutsche in der Landschaft* hieß seine 1927 erschienene Anthologie, ein bis heute nicht übertroffenes Kompendium deutscher Raumwahrnehmung. Bereits der Titel lässt ahnen, dass Borchardt den Deutschen die Räume so erfahren lässt, wie es die Modellfigur auf Schlemmers zweiter Graphik (Abb. 22) tut: »vom Menschen aus«, aber nicht, wie Schlemmer es will, den »Gesetzen des organischen Menschen« folgend – hier setze man für »organisch« »historisch« und »politisch« ein. »Der Deutsche ist überall zu Haus und nicht zu Haus, ist zu Haus, wo er eben steht. Die Welt geht in ihn ein, indes er in die Welt aufgeht. Er ist der alte Wanderer seiner Geschichte, der Gast auf Erden.«[334] Diese Freiheit resultiert aus einer Art Ahnenerbe, denn der Deutsche ist »das nie zur Ruhe gekommene Kind der Völkerwanderung«, und sie resultiert demnach aus historischen und politischen Beweggründen, denn der Deutsche »überblickt nach Teilung der Erde« durch die anderen Völker »aus den nur ihm eigenen Höhen des Geistes eine kosmisch tellurische Verhältniswelt, die auf keinen Karavellen und Briggs der seefahrenden Eroberer zu erschiffen war«. Die Freiheit des Deutschen, sich in der Landschaft zu bewegen und die Welt in sich aufzunehmen, ist also auch als Freiheit von interessegeleiteter Perspektive und Machtpolitik zu verstehen, und sie spannt deswegen ihren spezifisch geistigen Zugriff zugleich weiter und sachnäher aus – »kosmisch-tellurisch« eben. Da er nichts erobern kann oder will, richtet der Deutsche eine andere Art von Herrschaft auf: er »ergreift […] die Welt durch Begründung erobernder Wissenschaften«.

Wie gesagt: Der Band erschien 1927. Man darf daran erinnern: Das ist acht Jahre nach dem Verlust der Kolonien und der Abgabe ca. eines Fünftel des Reichs-

gebietes. Die geistige Tugend einer hohen Raumsensibilität, deren Zeugnisse wir in diesem Buch einsammeln, ist nicht der Völkerwanderungszeit, sondern der jüngsten deutschen Vergangenheit geschuldet. Sie ist auch jetzt auf das eigene Land oder auf die ehemals eigenen Länder gerichtet, sie ist interessengeleitet, weil ihre geistige Besitzstandmehrung Verlust voraussetzt. Walter Benjamin hat das in seiner enthusiastischen Besprechung von Borchardts Anthologie genau benannt: »Aber dieses Buch [...] wäre kein deutsches, käme seine Fülle nicht aus der Not [...].«[335]

Geschichtliche Landeskunde I

Die innovativsten Ansätze auf dem so stark frequentierten Gebiet der Raumwissenschaften gingen von dem interdisziplinären Fach Geschichtliche Landeskunde aus, das sich damals etablierte – heute ist meist von Kulturraumforschung die Rede –, einer Plattform, auf der Geschichte, Geographie, Natur- und Kulturwissenschaften zusammentrafen. »In der landesgeschichtlichen Volksforschung verschmolzen originär historische, volkskundliche, statistische, geographische und linguistische Ansätze zu einer interdisziplinären, historisch fundamentierten Wissenschaft vom deutschen ›Volkstum‹.«[336] Personal- und Staatshistorie und die »Erdgebundenheit« der Geographie überwunden habend, rief das neue Fach als Subjekt wieder das Volk hervor, und das hieß jetzt, »das Ganze des Volkes« und das Ganze der deutschen Geschichte zu erfassen. Deutsche Geschichte »als Volksgeschichte zu sehen«, war für Hermann Aubin geboten, »weil wir nur dann ihr Ganzes begreifen können«. Was als Zerstreuung und Partialisierung erscheinen konnte, die Regional- und Landesgeschichte, strebte also in Wirklichkeit »das Ganze« auf der Basis einer multidimensionalen Betrachtungsweise an. Nicht quantitative Ganzheit also, sondern qualitative war das Ziel. Ich zitiere noch einmal aus dem Programm, das Hermann Aubin, der Begründer der Geschichtlichen Landeskunde, seiner neuen Wissenschaft gab:

> Die Naturfaktoren bilden den stets vorhandenen Untergrund der Kulturlandschaft. Aber sie werden nicht nur [...] durch die Menschen zu verschiedener Lebendigkeit erweckt, sondern es treten als andere und nicht minder wichtige Komponenten diejenigen hinzu, welche [...] als die ›historischen‹ eingeführt worden sind, welche sich aus der jeweiligen Gestaltung des menschlichen Gemeinschaftslebens ergeben als etwa die vom Staat, von der Sprach- und Religionsgemeinschaft geschaffenen Zusammenhänge, bzw. die staatlichen, völkischen, konfessionellen usw. Grenzen.[337]

Wenn man den Titel der hier zitierten Gründungsschrift reflektiert: *Kulturströmungen und Kulturprovinzen in den Rheinlanden,* dann erkennt man unschwer die Tendenz zur Inneren Kolonisation, zur Pluralisierung auch begrenzter Regionen, zur Vervielfältigung der Aspekte – der anzitierte Titel geht weiter: *Geschichte, Sprache, Volkskunde.* Neben dem Ehrgeiz, das neue Fach methodenorientiert zu begründen, waren politische Motive im Spiel. Dazu gehörte an erster Stelle eine gedankliche Besetzung und Sicherung der verlorenen Gebiete, der Grenzlande, und der von der Entente besetzten Territorien – daraus wurden die sogenannte Westforschung[338] und die Ostforschung[339]. Ein weiteres Movens der Landeskunde war wie so oft in der Geschichte der Geisteswissenschaften der drohende oder der bereits eingetretene Verlust der Gegenstände. In diesem Fall ein zweifacher: einmal der Verlust der vom »Grenzkampf« betroffenen Gebiete, die dann ja auch 1945 alle endgültig abgetreten werden mussten, und weiterhin der Verlust der tradierten Trachten, Siedlungstypen, Dialekte, Objektkulturen, Brauchtümer, der überall im Reich seit ca. 1870 zu verzeichnen war. Insofern ist das neue Fach nicht nur ein »Kind der unbewältigten Niederlage von 1918« (Winfried Schulze), sondern auch ein Kind der rasanten Modernisierung.

Landeskunde war ein Fach, das sehr schnell das für die Weimarer Ära typische höhere Organisationsniveau erreichte. Damals entstanden Forschungsstellen wie das »Institut für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande«, das »Provinzialinstitut für westfälische Volks- und Landeskunde«, das »Seminar für Landesgeschichte« Sachsens, die »Zentralstelle des Atlas der deutschen Volkskunde«, das »Institut für geschichtliche Siedlungs- und Heimatkunde der Alpenländer«, die »Saarforschungsgemeinschaft«, das »Wissenschaftliche Institut der Elsass-Lothringer im Reich« und das »Alemannische Institut«.[340] Einschlägige Publikationen der neuen Landeskundler hießen beispielsweise: *Geschichte der Rheinlande* (1922), *Tausend Jahre deutsche Geschichte und deutsche Kultur am Rhein* (1925), *Rheinland: Geschichte und Landschaft, Kultur und Wirtschaft der Rheinprovinz* (1925), *Der Rhein, sein Lebensraum, sein Schicksal* (1931 ff.). *Der Raum Westfalen* (1931 ff.) oder *Handwörterbuch des Grenz- und Auslandsdeutschtums* (1933 ff.).

Die Tendenz zur ethnohistorischen Landesgeschichte unterstützen viele ideologische Motive – die entschlossene Abkehr von den staatlichen Außen- und Innengrenzen gehört auch dazu. »Es entspricht der Zielsetzung dieser Bemühungen, dass in der Geschichtsbetrachtung nicht mehr die politisch-administrativen Einheiten, sondern das ›Volk‹ bzw. eine Volksgruppe als den Untersuchungsraum bestimmende Größe zugrunde gelegt wurde.«[341] Diese Neuzuschnitte darf man auch als Reaktion auf das Scheitern einer durchgreifenden Reichsreform verstehen. Die Regionalgeschichte leistete sich jenen Partikularismus, den die Gegner der Zerschlagung des preußischen Staates als Erbsünde deutscher Geschichtete ablehnten. In wirtschaftlich schwierigen Zeiten war es nicht leicht, neue Lehrstühle und Forschungseinrichtungen durchzusetzen, aber am Beispiel des Bonner »Instituts für Geschichtliche

Landeskunde der Rheinlande« konnte gezeigt werden, wie willig die preußischen Behörden Mittel bereitstellten, um die regionale Identität der weitgehend besetzten Rheinlande zu stärken.[342] Es war ja auch keine schlechte Idee, durch das neue Fach die »Brücke vom Heimatsinn zur allgemeinen deutschen Geschichte« zu schlagen, wie das erwähnte Institut in seiner Gründungsphase erklärte.[343] Es existierten und arbeiteten getrennt voneinander die Heimatgeschichtsvereine auf der einen und die Universitätsinstitute für Geschichte auf der anderen Seite – Regionalgeschichte, wurde sie richtig konzipiert, versprach Übersetzung in beide Richtungen und Bündelung des historischen Interesses »auf das ganze Vaterland« hin.

Nun waren die Heimatschutz- und -geschichtsvereine auch Instrumente der völkischen Ideologie, meist rechts angesiedelte bürgerliche Kreise, die Entschädigung für die Entmachtung Deutschlands und der eigenen Klasse suchten. Der um 1900 aufgestiegene Begriff Heimat wurde nach 1918 nicht nur als Gegenmittel gegen die Kräfte der Moderne, sondern auch als Grundlage für eine Wiederherstellung der Volksgemeinschaft in der Zeit der großen Antagonismen umgedeutet: »ein starker, einigender Begriff« werde gesucht, so der Vorsitzende des Westfälischen Heimatbundes Kerckerinck zu Borg, »in dem die getrennten Geister trotz wirtschaftlichen und politischen Haderns sich wieder geschlossen zusammenfinden. Ein solcher Begriff ist das Wort Heimat.«[344] Aber die Heimatbünde waren nicht nur für die ideologische Aufrüstung gut und lauschten nicht nur Sonntagsreden, wie das der einschlägige Forschung zu entnehmen ist, sie waren auch tätig.

Ein Heimatbuch: Der Kreis Steinburg

Die zwanziger Jahre sind die große Zeit der Kreismonographien gewesen. Die Kreismonographien stehen für den neu erwachenden Regionalismus und entsprechen jenem Interesse am unbekannten Deutschland, von dem im ersten Teil die Rede war. In der Regel heißen sie Heimatbücher und können auch über die Grenzen eines Kreises hinausgreifen und eine ganze Region darstellen. Was vorher in Fundberichten und Denkmäler-Inventaren rein faktographisch ermittelt wurde und die Monumente der feudalen Epoche versammelte, wurde jetzt auf eine neue formale und konzeptionelle Basis gestellt. In formaler Hinsicht handelt es sich um verständlich geschriebene und oft stark bebilderte Sammelbände, die als Gemeinschaftswerk zustande kamen. Aber nicht nur Kollektive, auch Individuen ließen sich von diesem Impuls mitreißen: Hans Jürgen von der Wense empfing 1932 von einem Tag auf den anderen die Weisung, das Land rund um Kassel bis ins letzte Detail und multidimensional aufzunehmen, ein privates Unternehmen der Inneren Kolonisation, das uns noch

beschäftigen wird. Dies im Kreis Steinburg in Schleswig-Holstein schreibend, habe ich vor mir liegen die drei schweren, in grobes Leinen gebundenen Bände *Heimatbuch des Kreises Steinburg*, die 1924 herauskamen. Gedruckt und verlegt wurde das Werk bei J. J. Augustin in Glückstadt, einem Unternehmen, in dem die Welt in über 120 Fremdsprachenalphabeten drucken ließ. Es dürfte die breiteste und gleichzeitig expressivste gotische Schrifttype sein, die Max Kahlke, ein Glückstädter Künstler, für den Umschlag entworfen hat. Auf Rücken und Vorderseite prangen nordische Hauszeichen (Abb. 23).

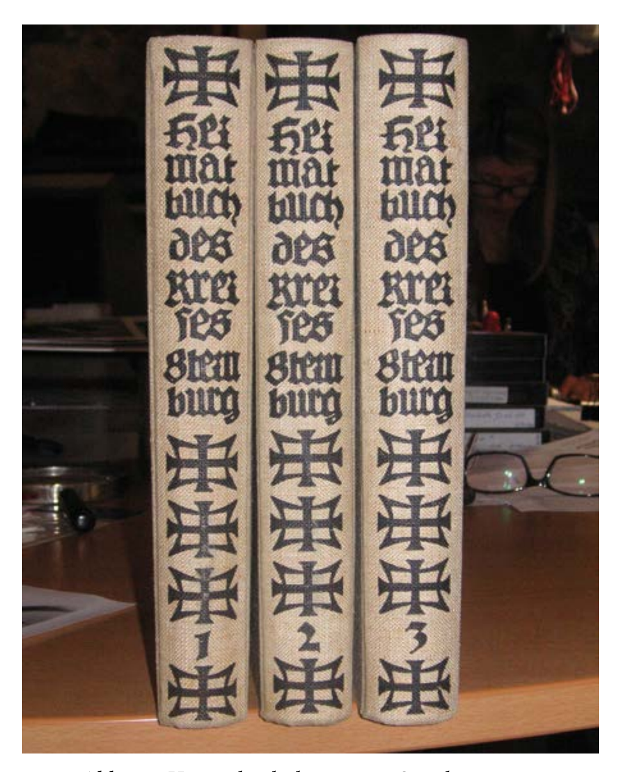


Abb. 23. *Heimatbuch des Kreises Steinburg*, 1924

Die Bände haben 1 600 Seiten mit über 100 Beiträgen und insgesamt 667 Abbildungen und mehreren Karten. Ein vergleichbar umfangreiches und detailliertes Kompendium ist vorher und nachher nicht wieder erstellt worden. Auch das ist Weimarer Republik: der Sammelband als ein Stück angewandte Demokratie, als Ergebnis arbeitsteiliger, multidisziplinärer Anstrengung, ein enzyklopädischer Ansatz auf kleinstem Terrain. Besonders überzeugt der Gemeinschaftsaspekt: Künstler, Heimatdichter, Professoren, Lehrer, Museumsdirektoren, Geistliche, Beamte, Richter, Vereinsvorsit-

zende, Bürgermeister, aber auch der »Gärtner H. M. Rave in Itzehoe« walten sozusagen schreibend ihrer Ämter.

Oder sie wurden speziell zu einem Beitrag eingeladen, wie etwa Oskar Schwindrazheim, der eine Wandertour durch den Kreis machte.

> Ein schönes Bild am andern in allerlei Wechsel. Hügelige Geest hier, Moor und Marsch dort, – alte Moräne, Sanddünen, Heide, Wald hier, Ackerland, Gemüseland, Weide, Wiese dort, – hier sich windende kleine Bäche, dort gerade Gräben oder ein breiterer Fluss, Rhyn oder Stör oder gar die Elbe – hier Haufendorf, dort Straßendorf, Dorf am Elbdeich, Einzelhof oder Stadt oder Städtchen [...].[345]

Der Autor stimmt also das an dieser Stelle noch lange nicht abbrechende Loblied deutscher Mannigfaltigkeit an, wie sie modellhaft sich eben auch im Kleinen wiederfindet. Schwindrazheim vergisst dabei nicht, dass er im Jahr 1923 unterwegs ist. Am »drolligsten« fand er, wie sich Natur und Kultur kreuzen, »an einem kleinen Flecken bei Huje«: »über dem blumenbunten Moor die Drähte der elektrischen Hochspannung und die der Drahtseilbahn der Itzehoer Zementfabrik, deren Wägelchen unaufhörlich mit regelmäßig sich wiederholendem Knacken hin und her glitten – und im Busch des kleinen Knicks darunter am Moorrand schlug die Nachtigall!«[346] Der Wanderer, der Natur und Idylle sucht, muss sich das neuzeitliche Bild erst zurechtlegen.

> Es wurde ein anderes Bild, ja –, aber vielleicht ein gewaltigeres [...], es kam etwas packend Gewaltiges dazu, gewissermaßen mit ein paar Strichen wirkungsvoll hingezeichnet: unsere ganze ›Eisenzeit‹ von heute, die Zeit der Technik, die Zeit der weltumspannenden Drähte, die große Zeit des Eindringens der Menschheit in ungeahnte Naturkräfte und -wunder und ihre Erfassung und Dienstbarmachung! Und dabei doch wieder in den starren Gerüsten und ihren Drähten und im mechanisch eintönigen Auf und Ab der Wägelchen sprechende Sinnbilder für die Vergeltung dieser Dienstbarmachung der Erde: die Maschine als Herrin für Tausende und Abertausende von Mitmenschen, deren Leben sie mechanisiert, deren Arbeit sie freudlos, stumpfsinnig, unnatürlich macht! – und hier draußen strahlt die Sonne über lachendem Grün und Blumenpracht und jubelt die Nachtigall.[347]

(Nachtrag 2015: Das Zementwerk und damit die Drahtseilbahn, die das Werk mit Ton belieferte, seinerzeit mit 13 Kilometern die längste in Deutschland, gibt es nicht mehr, aber in unmittelbarer Nähe ist ein anderes Zementwerk in vollem Betrieb. Nicht von der beschriebenen Stelle aus, aber weiter westlich positioniert, hat man den einzigartigen und unverbaubaren Blick auf zwei Atomkraftwerke. Dementsprechend hat sich

die Zahl der »weltumspannenden Drähte« stark erhöht. Von der Nachtigall wurde bei einem Ortstermin nichts gehört.)

Der Beiträger Schwindrazheim war genauso ein Spezialist wie der Oberförster, der über »Forstliches aus dem Kreis Steinburg« schrieb. Er hatte sich als Zeichner, Maler und Schriftsteller die Aufgabe zu eigen gemacht, in »Künstlerspaziergängen« den Norden zu erwandern, zu skizzieren und zu beschreiben: Publikationen wie *Schlendertage in Cuxhaven* oder *Dithmarscher Wanderungen* stehen für ein vielbändiges Lebenswerk. Schwindrazheim kam aus der Kulturreform der Zeit um 1900; er war als Kunstpädagoge und Erforscher der Volkskunst hervorgetreten. Die Heimatbewegung trug ihn, trug das ganze Unternehmen *Heimatbuch des Kreises Steinburg* weiter in die zwanziger Jahre. Was wurde anders? Die Einbeziehung moderner Technik wie in der zitierten Stelle und wie am Schluss des Textes ist vielleicht nur äußerliche Aktualisierung – der Autor weiß aber sehr gut, dass die ganze Landschaft, die Marschen, Produkt des Menschen sind, dass ihr Hauptort Glückstadt als strikte Planstadt seinesgleichen sucht. Er nennt den Elbdeich, der das alles erst möglich macht, »das größte bedeutsamste Kunstwerk des Landes«. Er bedarf im Grunde also der »drolligen« Begegnungen nicht, um die Natur als Artefakt zu erkennen. Heimat ist jetzt nicht mehr (nur) der Gegenbegriff der Moderne, nicht mehr allein »Kompensationsraum« (Hermann Bausinger), man könnte sie den Raum einer Werkgemeinschaft nennen.

Zur selben Zeit gab es aber noch viel weiter entwickelte Ansätze eines konsequent modernen und planungswissenschaftlichen Regionalismus. Ich verwies schon auf die Publikation *Der Rhein-Mainische Städtekranz mit seiner Zentrale Frankfurt am Main im südwestdeutschen Wirtschaftsgebiet* von 1924. Dies war das Projekt, einen Wirtschaftsraum als einen neuen Gliedstaat zu etablieren. Die Publikation kam genauso wie unser Heimatbuch als Sammelband zustande; 33 Einzelbeiträge, von Fachmännern verfasst, bilden die Region um Frankfurt aus Perspektiven ab, die das Konzept Heimat ebenso weit hinter sich lassen wie alle dynastischen Grenzen, die den Raum störend durchziehen. Es gibt noch zwei Beiträge zu Forst- und Landwirtschaft, der Rest widmet sich Themen wie »Verkehrs- und wirtschaftliche Zusammenhänge Südwestdeutschlands«, »Die Industrie des Rhein-Mainischen Städtekranzes« oder »Frankfurt und das südwestdeutsche Radiowesen«. Auch wird Frankfurt als »internationaler Verkehrsflughafen« gewürdigt. Es schreiben jetzt auch keine Künstler, Liebhaber oder Heimatforscher mehr: Es tritt eine Riege von Räten, Direktoren und Inspektoren an.

Der Flughafen macht sinnbildhaft deutlich, dass in ihm und in dem neuen Raum die »Stimmen der Erde« nicht tönen werden. Im *Heimatbuch des Kreises Steinburg* hingegen tun sie es – auf eine merkwürdige, schon gebrochene und schließlich in der Erde verstummende Weise. Anfang und Schluss des Gesamtwerks setzen einen zeitgenössischen Rahmen: Am Anfang steht der Satz: »Die Not der Zeit hat auch bei uns im meerumschlungenen Land ein tiefes Besinnen auf den Wert der Heimat

geweckt.« Das wird so selbstverständlich dekretiert, dass kein weiteres Wort nötig scheint. Dann folgen über sechszehnhundert Seiten, in denen geradezu opulent die Heimat in all ihren Aspekten dargestellt wird. Stichwort opulent: Man bedenke, dass im Jahr 1923, als das Heimatbuch geplant und geschrieben wurde, die Lägerdorfer Zementfabrik, die zweite Produktionsstätte dieser Art im Kreis, Löhnungsnotgeldscheine in Höhe von 20 000 bis fünf Millionen Reichsmark herausgab. Eine Kartoffel kostete 20 000 Reichsmark. Von dieser Misere ist in den dickleibigen Wälzern nichts zu spüren, bis ganz am Schluss des Buches viele Seiten einer Ehrentafel die 3 399 Kriegstoten auflisten, welche die Steinburger zu betrauern hatte: mit Namen, Geburts- und Sterbedatum, Beruf und militärischer Stellung. Es mag zynisch klingen, aber festzuhalten ist, dass die Bände bis zur letzten Seite ihrem Modus treu bleiben: die vielen Autoren, die vielen Namen, Zahlen, Orte, die Fülle der Ansätze und Sichtweisen – und schließlich die vielen Toten. Die Provinz als Pluraletantum. Aber es gilt auch, was Benjamin über Borchardts *Der Deutsche in der Landschaft* sagte: Dieses Buch »wäre kein deutsches, käme seine Fülle nicht aus der Not«.

Heimat definierte man in diesen Jahren wie folgt: »Heimat ist in Gefühl und Geist verwandelte Bodenständigkeit. Durch den Heimatsinn ist der Einzelne, die Familie, die Gruppe einem Stück Erde schicksalhaft verfallen und seelisch unter ihrer Gewalt.«[348] Vermutlich hätten die Mitarbeiter unseres Heimatbuches einem solchen Begriff von Heimat sofort zugestimmt, aber lange aufgehalten hätten sie sich damit nicht. Es hätte sie auch nur abgelenkt von der Aufgabe, die der gerade zitierte M. H. Boehm selbst nie erfüllt hat: Heimat konkret werden zu lassen und das Einzelne so intensiv wie möglich zu durchdringen, statt auf die »Stimme der Erde« zu hören, statt ins »chthonische Dunkel« (Boehm) zu tauchen. Heimat ist längst ein kulturräumliches Konstrukt geworden, und wenn man an die Vielzahl und Heterogenität der Beiträger denkt, darf man wohl auch annehmen, dass Heimat sehr verschieden begriffen wird. Was aber in der Kreismonographie nicht geleistet wird, ist »die Kluft zwischen regionaler und nationaler Zugehörigkeit im Konzept der ›Heimat‹ zu überbrücken«.[349] Der Kreis Steinburg scheint gar keinen Umkreis zu haben, er wirkt merkwürdig autochthon. Seine Stellung in Schleswig-Holstein, in Preußen, im Reich wird nicht erörtert, und dass er nun Teil einer Republik ist, dass es Parteien gibt, soziale Konflikte, davon erfährt der Leser nichts. Dabei durchlebte dieser Kreis wie kaum ein anderer die Höhen und Tiefen der Weimarer Zeit mit dramatischen Zuspitzungen. Er galt schon vor 1914 als »sozialistischer Sonderfall« und kippte später ins rechte Lager um.[350] Über das »Beidenflether Ochsenfeuer«, bei dem an die 200 Bauern die Pfändung von zwei Ochsen verhinderten, indem sie durch das Entfachen eines Feuers die Ochsen so wild machten, dass sie die Vollzugsbeamten in die Flucht jagten, sowie über die Serie von Bombenanschlägen in Itzehoe und anderswo war man im ganzen Reich unterrichtet; wir jedoch wissen heute über diese Aktionen der Landvolkbewegung von 1928/29 vor allem noch durch Falladas *Bauern, Bonzen und Bomben*, das Heimatbuch schweigt da-

gegen über diese Vorfälle.[351] Und dass sich schon 1923 in Lägerdorf, einer KPD-Hochburg, Arbeitslose und Partei-Aktivisten bewaffnete Auseinandersetzungen mit Polizei und Reichswehr lieferten – mit Todesopfern auf beiden Seiten, mit zahlreichen Verurteilungen und Vergeltungsattentaten in der Folgezeit –, wurde damals gleichfalls deutschlandweit wahrgenommen, ist heute jedoch nicht mehr bekannt und wird auch in dem Artikel Lägerdorf des Heimatbuches mit keinem Wort erwähnt.[352] So lasten die drei Bände des Heimatbuches im Grunde wie Beschwersteine auf dem Deckel, unter dem das Unruhepotenzial einer zutiefst gespaltenen Region rumort.

Geschichtliche Landeskunde II

Die gleichzeitig mit dem Steinburger Heimatbuch aufgekommene neue Landeskunde war anders. Sie unterschied sich von herkömmlichen heimatkundlichen Werken dadurch, dass sie den multidisziplinären Ansatz interdisziplinär integrierte und nicht die einzelnen Aspekte eines Themas arbeitsteilig auf Fachvertreter übertrug. Die moderne geschichtliche Landeskunde tat das in ihren großen Sammelwerken auch, aber typischer für sie ist doch, dass sich ein und derselbe Autor nacheinander mehrere Disziplinen umfassende Fragen wie »Dialekte und Stämme«, »Ortsnamen und Stämme«, »Bauernhausformen und Stämme« widmet und die Befunde der Archäologie für die Objektkultur seiner Zeit und Region mit heranzieht. Alle diese Themen wurden auch im Steinburger Heimatbuch behandelt, aber in Einzelbeiträgen, während in diesem Fall Franz Steinbach in seiner Habilitationsschrift mit dem Titel *Studien zur westdeutschen Stammes- und Volksgeschichte* (1925) die aufgeführten Gegenstände in einen großen Problemzusammenhang einbezog. Die Darstellungen des Heimatbuches haben kein Prinzip – Heimat ist kein Prinzip, sondern ein Oberbegriff, ebenso aufgeladen wie vage. Die geschichtliche Landeskunde umgeht das Prinzip Stamm, obwohl sie es als Ordnungskriterium oft nennen muss (siehe Steinbach), sie lehnt das Prinzip Rasse ab (bis 1933). Steinbach, um bei ihm zu bleiben, argumentiert als überzeugter Kulturalist, der alle naturalistischen Ansätze zurückweist: »der kulturelle Habitus einer Menschengemeinschaft, ihr ganzes kollektives Handeln, Denken und Empfinden, auch ihre Sprache« seien »unter keinen Umständen« mit »erbbiologischen Veränderungen« zu erklären, sie seien »ein Ergebnis sozialer Umweltwirkung«, wie er Willy Helpach zitiert, den Begründer der Umweltpsychologie, dem Steinbach konzeptionell sehr verbunden ist.[353] Landeskunde der neuen Art ist also, um noch einmal Aubin zu wiederholen, die Kunde der historischen Aspekte, »welche sich aus der jeweiligen Gestaltung des menschlichen Gemeinschaftslebens ergeben«. Ihr »Kultursubjekt« ist das Volk.

Den Unterschied zwischen der Landeskunde und der Heimatkunde stellt man am einfachsten an den Illustrationen fest. Die Monographie über den Kreis Steinburg ist stark bebildert; in objektbezogenen Einzelaufnahmen und Totalen illustriert sie die Sachverhalte mit Fotografien und Zeichnungen. Die klassische landeskundliche Monographie arbeitet überwiegend mit Statistiken und Geschichtskarten. So wie die narrative Darstellung überwunden wurde, so trat an die Stelle des Abbildes die analytische Karte und das Schaubild. Der Künstlerspaziergänger Schwindrazheim wird durch den Datensammler ersetzt. Das Maßstäbe setzende Werk über den »Raum Westfalen« erfasste diesen durch 48, zum größten Teil völlig neu erarbeitete Karten, die geographische ebenso wie ökonomische, administrative ebenso wie kulturelle Daten und Phänomene erschlossen. Diese Karten generieren Wissen, sie illustrieren es nicht. Sie haben die Fülle der Daten und Aspekte auf eine höhere Stufe umgewandelt, auf der sinnvolle Aussagen und Vergleichbarkeiten hergestellt werden können. Es entsteht eine Konkurrenz zwischen Geschichtsatlas und Geschichtsschreibung. Wie Letztere vorgeht, soll an einem Werkbeispiel, an der sicher programmatisch verstandenen Einleitung demonstriert werden, die Hermann Aubin zu »Der Raum Westfalen« verfasste.

Aubin lässt die Landesgeschichte Westfalens mit dem »dritten Teil« des sächsischen Stammes beginnen, der sich zwischen den Regionen der Friesen im Norden, der Franken im Westen, der Hessen im Süden und der anderen Sachsen im Osten ansiedelt:

> So wichtig wie die Grenzen ist die Frage, was das abgegrenzte Gebiet darstellte. Sicherlich keine Einheit gleicher Abkunft und eigener Art. Sind ja die Sachsen nur ein Konglomerat verschiedener Völkerschaften […]. Auf dem Boden des späteren Westfalen waren nicht minder verschiedene Völkerschaften ansässig gewesen.[354]

Aubin nennt die Brukterer und die Angrivarier und kommt angesichts dieser »Melting Pot«-Ausgangssituation zu dem Schluss, dass Westfalen sich nicht auf »uralten ethnischen Zusammenhängen« gründe. Von daher kann man verstehen, dass der Autor keinen Versuch unternimmt, aus ethnischen Wurzeln Stammescharakteristika zu erarbeiten; im Gegenteil hat man den Eindruck, dass er mit Freuden diese Frage nach den Ursprüngen verlässt, um ein Westfalen aus Städtebünden, Rechtsbezirken, Münzgemeinschaften, Kirchenorganisationen, Ober- und Unterhoheiten, Adelskreisen etc. zu konstruieren. *Ein* Westfalen gibt es sowieso nicht: So wie das Land verschiedene Ethnien aufnahm und mischte, so zerfiel es nach Aubins Rechnung auch in vier Westfalen – er sagt nicht: in vier Phasen seiner Geschichte, sondern in vier Westfalen, denn jede dieser historischen Einheiten setzte Westfalen auch geographisch anders zusammen. Im Grunde ist Westfalen also wie Deutschland beschaf-

fen: ethnisch, geographisch, kulturell divers – selbst die deutsche Glaubensspaltung machte das Gebiet mit, insofern kann Aubin nicht einmal aus dem angeblich so katholischen Westfalenland eine Konstante ableiten. Die Qualität deutsche Vielfalt wird also auch an der Region abgelesen. Deutschland besteht aus kleinen Deutschlandkopien, wir denken an eine fraktale Struktur, aber den Begriff gab es damals noch nicht. Beim Heimatbuch des Kreises Steinburg fiel das Motiv der kleinen Welt schon auf; Ernst Robert Curtius hat das Land seiner Geburt, das Elsass, ganz ähnlich gesehen. So wie das Reich die Mitte Europas, so nehme das Elsass die Mitte zwischen Deutschland und Frankreich, zwischen den »großen Potenzen unserer Geschichte«, zwischen Germania und Romania ein, und so wie Deutschland in geographisch und kulturell distinkte Zonen im Norden und im Süden zerfällt, so erkennt Curtius auch das nördliche und das südliche Elsass an seinen Eigentümlichkeiten.[355] Es ist bekannt, dass die Züge kleinerer Lebensbereiche modellhaft auf größere übertragen werden; umgekehrt funktioniert das Analogiedenken aber auch: Die Strukturen der höherrangigen Einheit werden in den niedrigeren wiedergefunden. Die große Welt spiegelt sich in der kleinen.[356]

Westfalen und das Elsass gleichen aber auch darin Deutschland, dass die Geschichte es nicht immer gut mit ihnen meinte. Tomi Ungerer hat über seine Heimat, das Elsass, den treffenden Witz gemacht, Elsass sei wie die Toilette in einem Provinzbahnhof: »Toujours occupée.« Als Aubin mit seinem »Raum«-Werk begann, standen Engländer und Franzosen im Revier an Rhein und Ruhr, das zu einem Teil zu Westfalen gehört – das Reich war nur beschränkt souverän. Westfalen aber hatte im 19. Jahrhundert nacheinander schon einmal zu zwei Großmächten gehört: zuerst als Königreich Westfalen zu Frankreich und dann seit 1815 zu Preußen. Pure Kontingenz hatte es diesen Machtsphären zugeschlagen. Sicher ein Grund, sich der Gemeinsamkeiten des Raumes Westfalen zu vergewissern; sicher kein Material für geopolitisches Denken. (Aubin wechselte nach 1930 dezidiert in eben dieses Lager; er wurde zu einem der wichtigsten Organisatoren der deutschen Ostforschung, die als praktische Wissenschaft die Landnahme nach 1938 vorbereitete und begleitete.[357])

Was wäre dann das Gemeinsame, das aus guten Gründen Westfalen zusammenhält? Aubin hätte von Kulturboden sprechen können, wäre dabei aber vermutlich nicht auf sehr viele Eigentümlichkeiten gestoßen, die das Land von seinen Nachbarn, zum Beispiel von Niedersachsen, unterscheiden. Viel zeitgemäßer war es, eine *gewollte* Gemeinschaft zu hypostasieren – ein Ansatz, der damals sehr aktuell war (und an dessen Verwirklichung es die meisten deutschen Staatsbürger fehlen ließen). Bei Aubin klingt das so: »Wieder müssen wir im Kampf um die Sonderstellung dieses Raumes einen westfälischen Gemeingeist vermuten.«[358] Heute heißt dieses Konzept »situational community« – wir werden im Zusammenhang mit Ostpreußen und dem Allensteiner Abstimmungsdenkmal noch darauf zu sprechen kommen. »Situational community« will sagen: Es kann sich anbieten und loh-

nen, Gemeinschaft zu werden und zu bleiben. Der Zweckverband rangiert vor der Abstammungsgemeinschaft.

Aubins Text lässt in seiner kühlen und unbeirrten Disposition an keiner Stelle erkennen, dass er von einer Region handelt, deren Heimatverbände ein »tribalistisches« Konzept mit großer Überzeugungskraft durchsetzen wollten. Der Terminus kommt aus einer Untersuchung der westfälischen und lippischen Heimatschutzbewegung von Willi Oberkrome, aus der ersichtlich wird, wie z. B. der Begriff Stamm, den Aubin als ersten verabschiedet, ein Glaubensartikel der Verbände blieb.[359] Das Aubin'sche Großunternehmen *Der Raum Westfalen* in diese von Ideologie triefende Nachbarschaft einzuordnen, geht an konstitutiven Unterschieden vorbei.[360] Selbstverständlich konnte man als Institut ein solches Projekt der westfälischen Klientel aus Regierungsstellen, Vereinen und privaten Geldgebern gut verkaufen, aber das entließ einen nicht – nicht in diesem Falle – aus der Verpflichtung auf die Kriterien der Wissenschaftlichkeit. Aubin jedenfalls hat sich »tribalistischen« Tendenzen bis 1930 nicht unterworfen, sondern einen modernen Begriff von raumbezogener Geschichte, einen geschichtlich und kulturell determinierten Begriff, seiner Untersuchung zugrunde gelegt. Bereits die geradezu neusachlich reservierte Formulierung *Der Raum Westfalen* bestätigt diese Einschätzung.

Volksboden – Kulturboden: Neue Wege der deutschen Geographie

In Versailles verlor nicht nur Deutschland, sondern auch seine Landeskunde, die Geographie. Diese international so hoch angesehene Wissenschaft war nicht vorbereitet auf das, was kam: die Abtretung von Gebieten im Norden, im Westen und im Osten. Genauso wenig wie die deutschen Unterhändler und das Volk hatten die Geographen das Kriterium der territorialen Neuordnung, die politische Selbstbestimmung der Völker oder das Prinzip der geographischen und historischen Einheit vorhergesehen und in irgendeiner Weise abändern oder abwehren können. Im Gegenteil: Die Geographen und die zuständigen Behörden hatten im Grunde dem großen Abtrennen vorgearbeitet, als sie nach streng wissenschaftlicher Methode in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg die ethnische Zusammensetzung der Grenzgebiete statistisch erfassten und kartierten. Dass der geographische Einschluss und die Beherrschung anderer Völker gegen einen souveränen Staat gewandt werden konnten, von innen und von außen, darauf hatte das 19. Jahrhundert die Territorialmächte im Grunde vorbereitet, aber das Deutsche Reich war nicht Russland und nicht Öster-

reich-Ungarn, die Gebiete, die es 1919 verlor, waren seit langem immer auch deutsch besiedelt gewesen – Betonung auf auch –, sie waren keine Kolonien, Protektorate, »Kronländer«. Und selbst das konnte im Zeitalter des Imperialismus nicht als Malus gelten – Großbritannien beispielsweise regierte 1919 noch 25 Prozent des Erdkreises, ein Viertel der Weltbevölkerung.

Die Geographie tat sich aber auch aus anderen Gründen schwer. Konkurrenten entstanden in der Geopolitik und in der Geschichtlichen Landeskunde. Die Weltanschauungsliteratur zog alle Aufmerksamkeit auf sich und auf die Frage, mit der Geographie hätte anfangen müssen: Zu keiner Zeit war so unbestimmt und umstritten, wo Deutschland eigentlich lag. Deutschland ist Teil der Welt, hätte Eugen Diesel auf die Frage geantwortet:

> Immer noch handelt Alteuropa, als lebten die Völker flächenhaft nebeneinander. Aber genauso wie einst Pflug und Webstuhl in diesen alten Flächen von der Menschheit Besitz ergriffen, so haben nunmehr unwiderruflich Maschine, Funkspruch und Flugzeug übernationale Räume geschaffen, der Luftozean ist politisch, und kaum ein politischer Gedanke aus der alten Zeit kann in unseren Tagen noch einen brauchbaren Maßstab abgeben.[361]

Diesel hatte als einer der ersten die Internationalität des Wirtschaftens und Produzierens, des Kommunizierens und Reisens in die Ortsbestimmung seines Landes aufgenommen – er nennt dieses neue Gefüge das »Überreich«. Darunter lagen drei weitere »Größenordnungen«, denen Deutschland sich zurechnen ließ: Europa, Abendland, Reich. In Sachen Europa hatte Nietzsche den folgenden Generationen das Schlagwort und die hypertrophe Lösung eingegeben. Wer sich unter »Wir Heimatlosen« wiederfand, erhielt den Bescheid: »Wir sind […] gute Europäer.« Das Thema fördert(e) eine geradezu zwangsläufige Tendenz zu Sonntagsreden: »Nur, dass der Weltteil [Europa] nicht warten kann. Wer hilft? Einzig wir selbst. Wir müssen unsere eigene Kirche gründen. […] Der Glaube ist Europa. Die Heilslehre seine Einheit.«[362] Das war Heinrich Mann; sein Neffe Klaus wurde etwas konkreter: »Wahrhaft europäisch ist nur, was sich zugleich öffnet und bewahrt, was in sich aufnimmt, ohne sich zu verlieren.«[363] Weiterhin gab es die »Abendländler«. Der Abendlandgedanke wurde zwar massiv erst nach 1945 in Stellung gebracht, aber einflussreiche Vordenker gab es in der Weimarer Republik bereits wie etwa Oswald Spengler *(Der Untergang des Abendlandes)* und Henri Massis *(Die Verteidigung des Abendlandes)*.[364] Der Reichsgedanke schließlich gehörte Deutschland allein. In der Weimarer Zeit wurde er andächtig hochgehalten, weil seine Bannkraft von den Miseren »Kleindeutschlands« ablenkte: den Miseren der Uneinigkeit, der territorialen Verluste, der verlorenen Weltgeltung. In der Präambel der Weimarer Verfassung, der »Verfassung des Deutschen *Reichs*«, heißt es:

> Das Deutsche Volk, einig in seinen Stämmen und von dem Willen beseelt, sein *Reich* in Freiheit und Gerechtigkeit zu erneuern und zu festigen, dem inneren und dem äußeren Frieden zu dienen und den gesellschaftlichen Fortschritt zu fördern, hat sich diese Verfassung gegeben.

Dichter ließen sich die großen Worte wohl nicht packen: Volk, Stämme, Reich, Einigkeit, Freiheit, Gerechtigkeit, Frieden, Fortschritt – alles in einem Satz. Allerdings war die Fortführung des Reichsgedanken umstritten. Der maßgebende Verfassungskommentar verteidigte die Wortwahl der Präambel wie folgt: »In dem Wort Reich steckt nichts, was auf die monarchische Staatsform hindeutet. ›Reich‹ ist, nach deutschem Sprachgebrauch, eine quantitative Potenzierung des Begriffes Staat: ein ›Reich‹ ist ein weite Länder umfassender großer Staat, ohne Unterschied der Regierungsform [...].«[365]

Wenn das nur so einfach wäre: vor allem das Wort »quantitativ« lenkt massiv davon ab, dass wir mit »Reich« einen Inbegriff des Qualitativen vor uns haben. 1932 veranstalteten die *Münchner Neuesten Nachrichten* eine »Aussprache unter Deutschen« zum Thema »Was ist das Reich?«. Beiträge, unter anderem von Rudolf Borchardt, Eugen Diesel, Hans Grimm, Friedrich Reck-Malleczewen, Wilhelm Schäfer wurden in einem kleinen Band unter dem gleichnamigen Titel zusammengefasst und publiziert. Diese Autoren waren vielleicht die letzten, die das Potenzial einer Vorstellung nutzten, die ein Jahr später für alle Zeiten ruiniert wurde. Das Reich denken hieß, Deutschland als einen Staat mit einer Idee denken. Manche dieser Ideen waren falsch und gefährlich, aber ein Staat ohne Idee, das konnten sich vielleicht Soziologen wie Max Weber und Helmuth Plessner damals schon vorstellen – Stichwort: der rationale Staat als »Anstaltsbetrieb« oder »Staatsanstalt« (Weber)[366] –, die meisten Deutschen aber konnten es nicht. Dem Herausgeber und Initiator der »Aussprache«, Fritz Büchner, gelang es, eine Formulierung des schwierigen Begriffs zu finden, die wohl viele akzeptieren konnten:

> Das Reich ist die große und tragische Bestimmung der Deutschen. Denn es verbietet ihnen, sich auf einen Staat zu beschränken, und verpflichtet sie, im Raum und im Geist eine Einheit über sich selbst hinaus zu wollen und in sich selbst nicht zu finden. Sie tragen das Schicksal Europas auf ihren Schultern und den Zwiespalt Europas im Herzen. Von Anbeginn.[367]

Das trifft den Kern der Reichsidee, wie sie sich seit der Romantik herausgebildet hatte und in den Tagen von Weimar extrem aufgeladen wurde. Das Reich als das einzigartige Mehr, als Transzendenz aller politischen und geographischen Ordnungen – und, weil ein deutsches Phänomen, ein »Überstaat« von tragischer Konsequenz. Das Reich ist danach die unvollendete, unvollendbare »Großaufgabe« der Deutschen – heute würde man Projekt sagen.

Bei diesem Wettlauf der Weltanschauungen konnte die Geographie nicht mithalten. Aber die Situation Deutschlands zwang ein Fach, das einmal sein Gespinst so universal und korrekt über alle Länder der Erde ausgeworfen hatte wie auf der ersten Illustration von Schlemmers Raumlehre, sich auf neue Aufgaben und Fragestellungen einzustellen. In der Weimarer Zeit überlegte sie:

> Die Jahre nach dem Kriege stehen im Zeichen des Kampfes um den neuen Stil in der Geographie. Es geht um die Frage: genügen die Mittel der Wissenschaft (zergliedernde Untersuchung und Beschreibung), ein Land zu schildern, oder muss das Rüstzeug der Kunst (Einfühlung, Zusammenschau, Gestaltung) zu Hilfe genommen werden, um ein Land lebendig werden zu lassen?[368]

Man kann sich die Antwort vorstellen. Formuliert wurde sie in ihrer prägnantesten Form von Ewald Banse, einem in den Zwanzigern sehr populären Autor und Begründer der »gestaltenden Geographie«:

> Untersuchung ist Betrachtung eines Gegenstandes auf seine äußere Erscheinung und seine Entstehung hin; dabei bleibt völlig außer Frage, welche persönliche Einstellung der Untersuchende zu dem Gegenstande hat. Gestaltung hingegen umschließt nicht nur die Betrachtung der äußeren Erscheinung und der Entstehung, sondern auch (und zwar ganz besonders) des eigentlich Wesentlichen des Gegenstandes, das ihn zu allerinnerst von sämtlichen anderen Gegenständen unterscheidet.[369]

Der Geograph tritt ins Bild, in die Karte mit ein. Banse schließt sich dem Konzept von Schlemmers zweiter Illustration an, ihm geht es wie Borchardt um den »Deutschen in der Landschaft«, er will aber dadurch die eigentliche Wesensschau des Gegenstandes erreichen – eine sehr typische Weimarer Denkfigur. Wesen kann sich im modernen Gestaltbegriff vollenden, kann aber auch anderen, sehr viel konservativeren Interessen gehorchen. Wichtig ist, dass diese Geographie auch darin das »Allerinnerste« anstrebt, dass sie als deutsche Wissenschaft Deutschland sucht, um das Weimarer Credo aussprechen zu können: »Wo in aller Welt hat ein Land – ich frage: auch nur ein einziges Land! diese Fülle der Gesichte aufzuweisen?«[370]

Die deutschen Geographen konnten also mit Banse nach gänzlich neuen Wegen suchen oder sich, um »nationale Erdkunde« zu schreiben, als »kämpfende Wissenschaft« oder als »politische Wissenschaft« in Stellung bringen, wie eine Berliner Tageszeitung ganz zu recht in ihrem Bericht über den Geographentag formulierte, der 1931 demonstrativ in Danzig abgehalten wurde. Die deutsche Geographie wurde so zu einem politischen, weltanschaulichen Organ, vergleichbar etwa der Rolle, die heu-

te die Archäologie in Israel spielt. Der alte Streit zwischen Land und Leuten, zwischen geozentrischem und ethnozentrischem Paradigma, dieser Natur/Kultur-Dualismus musste jetzt anders beantwortet werden. Als Naturraum ließ sich Deutschland nicht eindeutig definieren und als politisches Territorium erst recht nicht – mehr. Keine natürlichen Grenzen, keine physische Gestaltgrundlage halfen als Argument gegen Versailles. Wer das Deutschland von 1914 wiederhaben wollte oder gar ein neues Großdeutschland anstrebte, musste den weichen Faktor Kultur adoptieren, konnte sich aber nicht auf das ebenfalls kulturell definierte Kriterium der Wilson-Doktrin, nämlich die Kongruenz von Sprachgebiet und Staatsgebiet, einlassen. Wobei die alte, aber jetzt neu betonte Größe Volk in sich ein Mischkonzept darstellte, das Naturalisten mehr zur Seite Rasse, Kulturalisten dagegen mehr zur Seite Kulturleistung gewichten konnten.

Es galt also neue Modelle von Deutschland zu entwickeln und durch diese zu beweisen, dass Deutschland größer war – größer als das Zweite Reich und seine kleindeutsche Lösung, größer erst recht als das in den Grenzen von Versailles geschrumpfte Deutschland, größer aber auch, als es die ohnehin nur spärlich vorhandenen »natürlichen« Grenzen festlegten. Diese Modelle waren von nationalen Interessen getragen, aber sie waren deswegen nicht alle von vorneherein ideologisch verblendet. Es stimmt auch nicht, dass sich unter dem Signalwort Volk alle Forscher in die gleiche Richtung einreihen würden. Michael Fahlbusch unterscheidet in seinem Buch über die Stiftung für deutsche Volks- und Kulturbodenforschung, einer wichtigen Organisation der Volkstumsarbeit, zwischen etatistischen, geozentrischen, ethnozentrischen und völkisch-rassischen Paradigmen der deutschen Geographie.[371] Guntram Henrik Herb, der ein aufschlussreiches Buch über die Deutschlandkarten nach 1919 geschrieben hat, differenziert drei Ansätze aus, die im Folgenden kurz vorgestellt werden sollen: das Konzept einer geo-organischen Einheit, das Konzept Volks- und Kulturboden und das Konzept territorialer Insuffizienz.[372] Zur Erklärung des zuletzt genannten genügen wenige Sätze, da es rein strategisch ansetzte: Diesem Konzept zufolge besitzt das Reich in seinem aktuellen Zustand keine »gute Gestalt« im Sinne einer militärischen Gestalttheorie – es sei nicht kompakt, sondern zerrissen, offene Flanken anbietend, mit ganz ungleichen Entfernungen von der Hauptstadt zu den Grenzen. All das waren Mängel, wie sie mit anderer Akzentsetzung auch auf der Malusliste der Geopolitiker geführt wurden. Diese Betrachtungsweise sagte nichts über den Inhalt, den diese unglücklich gezogenen Grenzen umschlossen, sie avisierte den nächsten Krieg und konnte schon deshalb nicht auf Gehör bei der Gegenseite hoffen. Das an erster Stelle genannte Konzept des geo-organischen Staatsgebildes griff auf das in der Reformperiode um 1900 so beliebte Organismus-Denken zurück, gab ihm aber ein sehr viel moderneres, ja neusachliches Gepräge. Sprache und ethnische Zugehörigkeit spielten keine Rolle, für diese Forscher zählten andere Kriterien: Sie folgten einem im Grunde dynamischen und energetischen Raumkon-

zept, wie es zuerst der Psychologe Kurt Lewin 1917 entwickelt hatte. Wenn diese Landeskundler die ökonomische, verkehrs- und energietechnische Struktur eines Gebietes beschrieben, ist von Kraftzentren, ja Kraftherzen, und von Kraftlinien die Rede. Am Beispiel Oberschlesien, das entgegen dem Votum des Plebiszits 1921 zum gewichtigeren Teil Polen zugeschlagen wurde, konnten die Forscher zeigen, wie eine Region sich intern als lebensfähiger Organismus strukturiert und durch ein dichtes Netz an Verbindungen aller Art kommuniziert (Abb. 24).

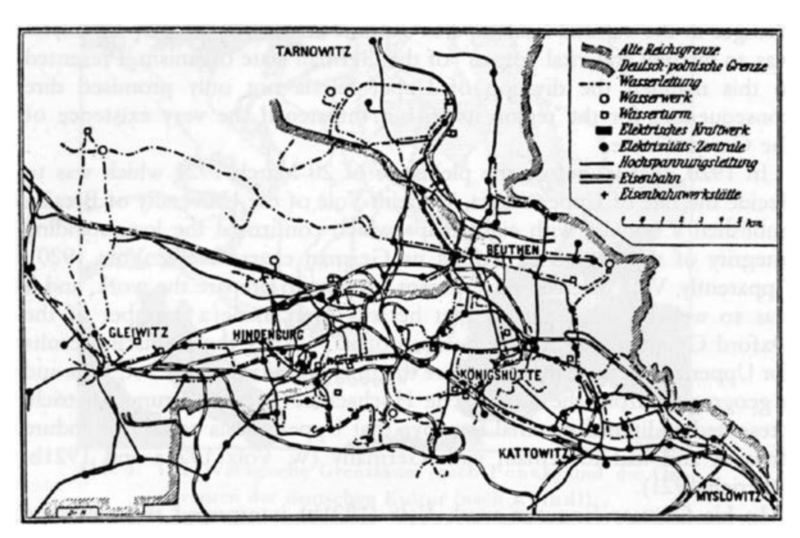


Abb. 24. Fritz Jäger, »Eisenbahnen, Wasser- und elektrische Hochspannungsleitungen im oberschlesischen Industriegebiet«, 1928

So waren nach 1921 70 Prozent der Roheisen- und Rohstahlproduktion im neuen polnischen Sektor angesiedelt; die Industrie aber, welche diese Erzeugnisse verarbeitete, lag über das ganze oberschlesische Gebiet verteilt. Und was einmal aufs engste aufeinander angewiesen war, lenkte vor 1918 fast den gesamten Output in eine Richtung – und das war die Richtung hin zum Reich und nicht über die alten Grenzen in Richtung Polen oder Österreich. Dass ganz und gar konforme geographische Gegebenheiten einen dynamischen Zusammenhang bilden und Richtung haben können, hatte Lewin zuerst aus der Erfahrung der Front im Westen abgeleitet. Die Kartographie des Krieges hatte sich gleichzeitig, im Widerspruch zum Faktum des Stellungskriegs, eine enorm dynamische Ausdrucksform zugelegt: Scharenweise ziehen massive Pfeile in verschiedene Richtungen, Vektorenräume entstehen, um den Begriff nicht ganz mathematisch korrekt anzuwenden. Energie und ihre Kanalisation, »das zentrale Telos der Planung« (Dirk van Laak), ließ sich aber auch auf Wirtschaftsströme übertragen. Jetzt sollte dieser Ansatz Kriegsfolgen abwehren helfen.[373]

Das oben an zweiter Stelle von Herb genannte Konzept, das Konzept Volks- und Kulturboden, ist so verschieden vom ersten nicht, aber es setzt noch grundsätzlicher, man könnte sagen: deutscher an. In seiner reinsten Form stammt es von dem auch im Ausland hochgeachteten Berliner Geographen Albrecht Penck (1858–1945), einem Mann, der eigentlich ganz andere Herausforderungen und Dimensionen seiner Wissenschaft gewohnt war: Die Morphologie, die Geologie der Alpen, die Klimakunde, die Meeresforschung, die Erstellung einer neuen Weltkarte – das waren seine Betätigungsfelder. Wenn er die Erdoberfläche als Energieumsatzfläche definierte, positionierte er seinen Ansatz weitab von nationalen Interessen und kulturwissenschaftlichen Fragestellungen. Aber der deutschen Geographie und Geopolitik eilte er dann nach 1918 doch zur Hilfe und nahm als einziger der vielen Vordenker in Sachen Deutschland auch die Existenzform des »Auslandsdeutschen« an, indem er im Alter von 70 Jahren an die Deutsche Universität in Prag wechselte. Pencks Beitrag zur Deutschlandfrage firmiert unter der Überschrift »Volksboden – Kulturboden«. Dazu ist zu sagen, dass der Text zum ersten Mal 1925 publiziert wurde, aber in Begrifflichkeit und Titel wiederholt, was schon 1922 im Namen der »Stiftung für deutsche Volks- und Kulturbodenforschung« zumindest angelegt und auch in der sogen. Ostforschung vor 1925 eingeführt war.[374]

Das Stichwort Volksboden war ebenfalls vor Penck und vor 1920 geläufig. Es konnte neutral das deutsche Sprachgebiet bezeichnen, es konnte aber auch im Sinne völkischer Ansätze die schicksalhafte Verklammerung von Volk und Boden meinen. Für Penck war Volksboden die Einheit von nationaler Geschichte, Sprache und Kulturleistung, die sich geographisch und ethnisch als homogenes Territorium darstellte. Zu diesem, auch von den Alliierten unangetasteten Kernbestand Deutschlands kam nun in Pencks Theorie der Kulturboden hinzu. Er bezeichnete jene Gebiete und Grenzbereiche, wo Deutsche nicht unter sich lebten, aber wo durch ihre Arbeit, ihr Brauchtum, ihre Kultur die Natur eigentümlich, eben deutsch gestaltet wurde. Das bezog sich auf Größen wie Landgewinnung, Landwirtschaft, Flur-, Siedlungs- und Friedhofsformen, Haus- und Wegebau oder Objektkultur. »Der deutsche Kulturboden ist das Werk deutscher Intelligenz, deutschen Fleißes und deutscher Arbeit. Er spiegelt das eigenartige Schaffen unseres Volkes, den Grundzug seines Wesens und Könnens.«[375] Indem Penck wiederholt darauf verweist, dass die Deutschen immer bereit waren, auch ungünstige Lagen und Böden, auf den Bergen, in Moor und Marsch, auf steinigem und trockenem Grund, zu besiedeln und zu bebauen, wertet er den Faktor physische Geographie stark ab. Er bezieht hier in die Geographie ein, was die Forschung spätestens nach 1918 als Volkstum definierte: »Das Volkstum ist der gegenständliche Ausdruck der Volkheit. An der Struktur des Volkstums kann ich, als an einem realen Objekt, das Wesensgesetz eines Volkes untersuchen, um es begrifflich zu bezeichnen.«[376] Der hier zitierte Wilhelm Stapel spricht in diesem Zusammenhang von Sprache, Kunst, Staatsverfassung, Sitte, Wirtschaftsform als dem »objektivierten

Leben« eines Volkes, von seinem »Lebensgesetz als Struktur«. Stapel amtierte seit 1919 als Herausgeber der Monatszeitschrift *Deutsches Volkstum*.

Das ist ein deutlich weiterer Rahmen als ihn der dem Erdboden verhaftete Geograph aufspannt. Penck hatte noch in einem zweiten, ebenso stark rezipierten Aufsatz von 1926 »Deutschland als geographische Gestalt« zu erfassen versucht, so als müsse der weicheren Volksboden-Kulturboden-Theorie doch noch ein naturwissenschaftlich erhärtetes Pendant beigegeben werde. Er kam aber nicht weiter als viele vor ihm und nach ihm und beschrieb die geographische Landeinheit Deutschland als Dreiklang von »Alpen, Mittelgebirge und Tiefland«, Formationen allerdings, wie sie in Europa nicht so ungewöhnlich sind (Frankreich, Italien und – mutatis mutandis – Polen und Großbritannien), als dass sich damit eine deutsche Eigenart begründen ließe.[377] Die Volkstumsforschung suchte diese dagegen in einem bis dato kaum bekannten Maße interdisziplinär zu erfassen – dazu werden wir noch kommen, wenn wir ihre Arbeit auf dem Gebiet der regionalen Kulturforschung betrachten.

Nicht mehr die physische und erst recht nicht die etatistische Geographie und die biographische Geschichtsschreibung haben von nun an das Vorrecht, Deutschland und Deutschtum zu definieren. Penck und die Volkstumstheoretiker waren vor allem nicht mit der Einwirkung der politischen Geschichte auf die Volkwerdung der Deutschen einverstanden. Die Rede ist von der »Ohnmacht des deutschen Kaisertums«, von der Zersplitterung der deutschen Territorien und vom deutschen Absolutismus, der »rein dynastisch und nicht national orientiert« war. Dass kein Fürst seine Untertanen »im deutschen Sinne« erzogen habe, wirke noch heute nach. Penck konstatiert: »Nur mit Bitterkeit kann man diesen Verlauf der deutschen Geschichte überblicken.«[378] Zusammengefasst heißt das: Das Nationalgefühl (und damit abgeleitet der territoriale Besitzanspruch) ergibt sich im Fall Deutschland nicht aus Geographie und Geschichte und im Übrigen auch nicht aus der Zugehörigkeit zu einer Rasse – davon handelt Penck gar nicht –, »erwachsen kann es nur angesichts uneingeschränkt großer Leistungen«. »Solchen begegnet man leider nur selten genug in der deutschen Staatengeschichte, aber sie liegen vor in der Schaffung eines deutschen Kulturbodens.« Damit ist der Geograph wieder im Spiel: die bodenverbundenen Kulturtechniken sind es, Acker-, Haus-, Wege- und Landesausbau, welche das Siegel Deutsch dem Boden aufprägen.

Penck macht in diesem Sinne einen der damals so obligaten Grenzgänge. Er behandelt in kürzester Form alle Gebiete des deutschen Kulturbodens außerhalb der neuen, aber auch der alten Staatsgrenzen. Pencks kulturgeographische Bestimmung deutscher Anteile mag in Einzelheiten revidierbar sein, als Gesamtbild ist sie stimmig. Zwar enthält der Text viele aperçuhafte Festlegungen dessen, was deutsch und was fremd ist, aber damit hat es auch sein Bewenden – es spricht der Kenner, der wie ein Biologe oder ein Kunsthistoriker das »charakteristische Gepräge« seiner Objekte auf einen Blick identifiziert: »Eupen ist deutsch, Verviers wallonisch nach Bauweise

und Bewohnern.« »Er [ein »junger« Geograph] konnte die Grenze zwischen dem Memelland und Litauen an den Feldern erkennen«, also sorgfältig bearbeiteter Boden im Reich, die Steine am Rand der Felder aufgeschichtet, gepflegte Straßen, ordentliche Dörfer, in Litauen dagegen offenbar nichts dergleichen.

So gerne an dieser Stelle auch an Friedrich Ratzel und noch weiter zurück an die deutsche Romantik erinnert wird, das Volksboden-Kulturboden-Konzept lässt seine zeitgenössische Gebundenheit nicht verkennen: Die deutsche Leistung will berücksichtigt werden, nicht das deutsche Sein, sprich: Territorium, Sprache und Rasse. Diese Akzentsetzung ist vielleicht immer möglich, aber sie ist auch Neue Sachlichkeit, ist Effizienzdenken unter dem allgemeinen Vorzeichen der nicht unbedingt Goldenen, aber enorm tüchtigen zwanziger Jahre. Und der enttäuschte Blick auf die politische Geschichte impliziert einen demokratischen Ansatz in versuchsweise demokratischer Zeit: Dem Volk ist es zu danken, dass gegen alle Widerstände von innen und außen und vor allem von oben ein Rechtstitel auf nationale und territoriale Identität geschaffen wurde. Natürlich wird so ein alter aufklärerischer Gedanken zu neukonservativen Zwecken umgeformt, und sicher haben die Nationalisten, die ganze rechte Szene diese Gedanken gerne aufgenommen und verarbeitet, das sei überhaupt nicht bestritten, aber zunächst einmal ist es wichtig festzuhalten, dass Pencks Konzept nicht auf einer Rassentheorie fußte und verspätet zwar, aber nicht ohne Gründe auf deutsche Kulturleistungen im Ausland verwies. Es lässt auch »jede teleologische Spekulation« außen vor. Der Doyen der deutschen Geographie war sich vielleicht zu fein, aber er zog aus seinem Konzept keine konkreten politischen Forderungen. Bei einigen seiner Adepten erkennt man das Weiterdenken in eine pragmatische Richtung – bei M. H. Boehm zum Beispiel:

> So dürfen wir abschließend Volkssiedelboden und Volkswirkungsraum als Volkslebensraum im umfassenden Sinn zwar nicht zur Deckung, aber in einen sinnvollen Zusammenhang miteinander bringen. Ein Volk lebt seinen Raum, wenn man so sagen darf, zur Einheit zusammen nicht nur durch Besiedlung, sondern durch Erwanderung, die sich im ursprünglichen Wortsinn mit Erfahrung deckt.[379]

Volkssiedelboden statt Volksboden, Volkswirkungsraum statt Kulturboden, »ein Volkslebensraum« statt Raum des Volkes, das sind geringfügige Verschiebungen in einem Satz, dessen Schluss zunächst ratlos lässt, bis das Ende des Abschnitts mehr Klarheit bringt: »Die Forderungen der Stunde und das Gebot des Raumes verschmelzen zu einer Einheit, in der die Stimmen der Erde wie ein leiser Unterton mitklingen.«[380] Der Raum, bei Penck vom Volk erarbeitet, »gebietet« bei Boehm, und das Volk lebt ihn, »lebt ihn zusammen«. Dies ist geradezu feinsinnig formuliert in einer Zeit, da die Geographen ihr Fach und die Öffentlichkeit mit Postulaten anschärften

wie »Wehrpflicht des Geistes«, »Rückhalt gegen Entvolkungsversuche«, »Schulung des kundigen Blicks für alles Fremde«. »Unser Volk«, so führte Heinrich Fischer auf dem Geographentag 1921 aus, »befindet sich in einem Stande der Erniedrigung, Verarmung und – man kann wohl das Wort wagen – Versklavung durch auswärtige Mächte, der, solange wir irgend ein an seine Lebensfähigkeit glauben, ihm für die Dauer unerträglich erscheinen muss.«[381] Penck vertiefte diese Kerbe nicht. Er kümmerte sich als guter Geograph um neue Karten.[382]

Bereits 1919 hatte er eine Karte zum Thema »Deutsche, Polen und Kassuben in Westpreußen und Posen« veröffentlicht. Diese Karte kam, was Versailles angeht, zu spät, aber sie kam zur dortigen Volksabstimmung rechtzeitig und setzte ihn auf die Bahn zu seinem wichtigsten ethnogeographischen Statement, der Karte »Der deutsche Volks- und Kulturboden in Mittel- und Osteuropa«, die er seinem Aufsatz beifügte (Abb. 25).

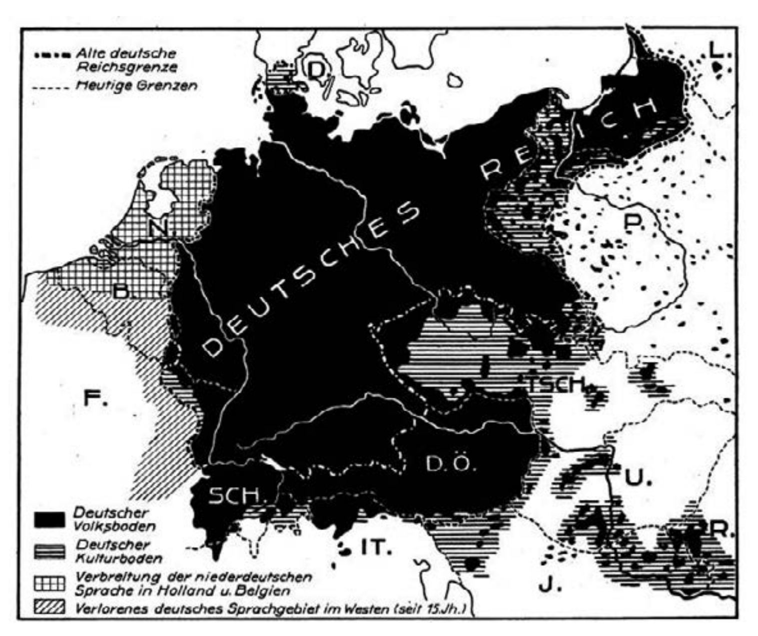


Abb. 25. »Karte des deutschen Volks- und Kulturbodens«, nach Albrecht Penck, vereinfacht, 1930

Wie der Text breit rezipiert, ging sie auch in Schulbücher ein. Auffällig ist zunächst die Graphik. Die nach 1918 publizierten Deutschlandkarten lassen den Körper des Reiches weiß, und bilden die abgetretenen oder gefährdeten Gebiete schwarz ab und stellen auf diese Weise die Verluste überdeutlich an den Pranger. Das Problem dieser Kontrastierung besteht darin, dass das neue und das alte Reich gar nichts ge-

mein haben, sie sind sozusagen nicht vom selben Fleische. Penck dreht das Verhältnis um, weil er Gradationen, ausstrahlende Übergänge vom inneren Reich aus darstellen will. Der deutsche Volksboden ist schwarz gegeben. Seine Fläche deckt außer Schweiz (teilweise) und Österreich relativ präzise das Territorium des Zweiten Reiches ab, greift aber auch an einigen Stellen über: im Westen ins Elsass, im Osten ins Sudetenland. Nun braucht man nicht als Sprecher der Vertriebenenverbände aufzutreten, um diese Länder für deutsches Siedlungs-, Sprach- und Kulturgebiet zu erklären. Die eigentliche Herausforderung der Karte bestand in den schwarz-weiß schraffierten Flächen, welche deutschen Kulturboden anzeigen: die an Polen abgetretenen Gebiete und die größten Teile von Böhmen und Mähren. Die Frage ist hier, wann und nicht wo man die deutsche Kulturarbeit beginnen lassen will. Dass die tschechischen Regionen vom deutschen Volksboden Österreich aus beherrscht und sicher auch mitgestaltet wurden, ist historisches Faktum. Aber das reicht nicht, denn die Slowakei und Ungarn sind nicht vergleichbar schraffiert. Es müssen also ältere Schichten sein, welche die Qualität deutscher Kulturboden garantieren. Aber ältere Schichten haben die Eigenschaft, dass sie sich gerne überschichten lassen – siehe noch einmal Tschechien, wo sich Kelten, Germanen, Slawen und deutsche Kolonisten ablösten bzw. mischten. Oder man denke an die frühe Geschichte der Prußen, eines baltischen Volkes, das slawisch und germanisch überschichtet wurde und später slawischen und baltischen Volksboden seinerseits überschichtete, um in letzter Instanz 60 Prozent des Reiches an sich zu ziehen. Sieger geben der Schlacht einen Namen, und sie entscheiden auch, auf welcher historischen Schicht ihre Ansprüche ruhen sollen. Bevölkerungen können eigene Wege gehen. Als das südliche Ostpreußen (Bezirk Allenstein) sich 1920 für Ostpreußen, also für das Reich, oder für Polen entscheiden sollte, stimmten 97 Prozent für die Angliederung an Ostpreußen. Von diesen fast 100 Prozent fielen über 40 Prozent auf die polnische bzw. masurische Bevölkerungsgruppe. Das Klima war 1920 durch nationalistische Propaganda angeheizt genug, aber deren Parolen und die Prinzipien von Versailles spielten offenbar nicht die entscheidende Rolle. Hier wurde nicht nach Sprachgruppe und ethnischer Affinität, sondern nach der Situation entschieden. »The nation«, sagt die aktuelle Forschung zu diesen Nationalitätenfragen, »is not a real or ongoing entity, but at best a situational community.«[383] »Nicht die Rasse entscheidet über das Volkstum«, so Wilhelm Volz, der nach Penck wichtigste Vertreter der Volksboden-Kulturboden-Theorie, »[...] sondern der Wille und das Volksbewusstsein.«[384]

In gewisser Weise belegen dies auch die lapidaren Flächensignaturen von Pencks Karte. Da gibt es jede Menge Mosaike und Fleckenteppiche deutscher Siedlungsinseln. Man kann sie als Vorposten verstehen und dem deutschen Wandertrieb zuschreiben, aber auch ihre Existenz als Beweis dafür nehmen, dass »fern der Heimat« Umgebungen, Situationen für ein auskömmliches Leben sich anboten. Staat und Volk können sehr wohl auseinanderfallen, das hatte schon Fichte festgestellt, und die

deutsche Geschichte hat dies oft belegt: das Land wurde zur neuen Heimat für französische Hugenotten, portugiesische Juden, polnische Arbeiter etc. Und schaut man darauf, dass von dieser Siedlungsspreu aus deutscher Kulturboden sich in schraffierte Ausstrahlungen fortsetzt, dann kann man das ganze Kartenschema nach diesem Modell verstehen: Zentrum und Ausstrahlung – und nicht: Kern und Rand.

Niemand wird die Korrektheit von Pencks Eintragungen in diesen Außenregionen des Reiches überprüft haben, aber wenn man den Cluster, diese kleine Milchstraße der Signaturen sieht, welche die Territorien von Ungarn, Rumänien und Jugoslawien übersprenkeln und die sich mit dem Begriff Donauschwaben verbinden, dann denkt man daran, was vor Erfindung des Nationalismus möglich war und was dieser zerstört hat: erst durch die neuen Nationalstaaten nach 1918, dann durch die Donauschwaben selbst, als sie sich zu Hitler bekannten und sich schwerer Kriegsverbrechen schuldig machten, dann durch die kommunistischen Folgeregime und schließlich durch die Exzesse des Nationalismus in unseren Tagen. Die Karte deutschen Volks- und Kulturbodens wäre in diesen Regionen nur noch mit dem Mikroskop zu studieren.

Fachgeschichtlich gesehen besteht das Manko der Karte in ihrem Beharren auf Fläche und Punkt – »als lebten die Völker flächenhaft«, wie Diesel den überkommenen Auffassungsweisen der Geographie vorwarf. Was schon Carl Schmitt dem Geopolitiker Haushofer entgegenhielt, dass die neuen Territorien, die nationalen wie die internationalen, durch Verkehrswege sich definieren, trifft auf Pencks Karte genauso zu: Fläche gleich Volksboden, Punkt gleich Insel, Schraffur gleich Überformung, das gibt inerte Räume, von keiner raumüberwindenden Aktivität belebt. Verkehrstechnik, Nachrichtenverbindungen, Handelsbeziehungen – alle Angaben zu moderner Lebenswirklichkeit des Landes fehlen. Martin Heidegger sah das wie Schmitt, als er im Wintersemester 1933 ein Seminar zum Thema »Über Wesen und Begriff von Nation, Geschichte und Staat« veranstaltete. Dort handelte er vom »Im-Raum-Sein des Volkes« und formulierte bei dieser Gelegenheit das vorsichtige Konzept »Kulturboden« in eine totalitäre Theorie des »Volksbodens« um: »Wir können also zusammenfassend sagen, dass der Raum eines Volkes, der Volksboden, so weit reicht, als Glieder eines Volkes eine Heimat gefunden haben und bodenständig geworden sind, dass der Raum des Staates, das Territorium, mit dem Verkehr, mit der Wirkung in die Weite seine Grenze findet.«[385]

Die Grundlagen des Deutschseins: Deutsche Grenzlandkunde

Unbedingt Erwähnung verdient der Kontext von Pencks Studie und Karte. Es war ein schwerer, mit grobem Leinen und einem Adlerkopf verzierter Band, den der »Deutsche Schutzbund für das Grenz- und Auslandsdeutschtum« aus Anlass seines fünfjährigen Bestehens 1925 herausbrachte, ein buchgewordenes Machtwort, das aber aus der Machtlosigkeit kam. Karl Christian von Loesch, der Vorsitzende des Bundes, konstatierte: »Fünf Jahre lang hat er [der Schutzbund] Reichsdeutschtum und Außendeutschtum zu einer Gefühlseinheit zu verbinden versucht.«[386] Ähnlich schwer wie der Sammelband fallen die Begriffe aus: Reichsdeutschtum, Außendeutschtum, Gefühlseinheit, weiterhin: Daseinskampf der Deutschen, Binnendeutsche, volkliche Zukunft usw. Zusammengefasst wird alles im Begriff Deutschtumsarbeit, den dieses Buch definiert als Arbeit »für die Erhaltung des Volkstums in seinen angestammten Siedlungsgebieten, der politischen Unabhängigkeit, wirtschaftlichen Lebensfähigkeit und seiner inneren Lebensart«[387].

Man merkt: Die extreme Rechte ist hier nicht am Werk. Es geht um den Versuch, in die Öffnung der deutschen Außenpolitik im Sinne Stresemanns auch eine Berücksichtigung der Belange des Auslandsdeutschtums zu integrieren. Und es geht um dreißig Millionen Deutsche außerhalb der Grenzen des Reiches. (Von Loesch diente Stresemann als Berater in Volkstumsfragen und nahm an der Konferenz von Locarno teil.) Ein einfacher Lackmustest in Bezug auf die Positionierung im völkischen Spektrum ist der Faktor Rasse. Der Schutzbund lehnte nach den Worten seines Vorsitzenden eine ethnographische und rassische Begründung der Volkstumsarbeit ab: »Rassengemeinschaft im Sinne einer naturwissenschaftlichen Gleichheit der Abstammung und daraus folgender körperlicher und geistiger Eigenschaft fehlt freilich.« Man unterschätzt leicht den kritischen Umgang rechter, völkischer Denker in Bezug auf das Thema Rasse. M. H. Boehm, Deutschlands führender Volkstumstheoretiker, verglich die Rassentheorie sogar mit der für ihn negativen Wirkung der Psychoanalyse, welche die Einheit der Seele zersetze. So würde auch die Rassentheorie mit ihrer Forderung nach Reinheit die gewachsene Vielfalt des Volkscharakters verneinen. Boehm kann sich eher mit dem Konzept der »sekundären oder historischen Rasse« anfreunden, das der führende Rassentheoretiker der Zeit um 1900 Ludwig Woltmann entwickelt hatte: »Diese sekundären Rassen bilden die organische Grundlage des Völkerlebens und des Nationalcharakters, der durch soziale Tradition und eigenartige Geschichte zur Ausbildung gelangt.«[388] Dem »Blutdeterminismus« der Rassenkunde ist damit eine klare Absage erteilt. (Boehm musste dann im Dritten Reich kräftig zurückrudern und stilisierte sich als von Kindheit an rassebewusster Deutscher und Feind des Judentums, wovon aber in den Schriften bis 1933 keine

Rede ist.[389]) Aber um noch andere Stimmen gegen das Kriterium Rasse aufzurufen: Spenglers ätzende Abrechnung mit diesem Konzept hätte ihm nach 1933 Kopf und Kragen kosten können. Karl Haushofer, der wichtigste Exponent der Geopolitik, »des geographischen Gewissens des Staates«, setzte auf den Einflussfaktor Umwelt, nicht Rasse; für ihn war das Volk »erdgebunden«, nicht »blutgebunden«.[390] Moeller van den Bruck, den Schutzbund-Leuten ein wichtiger Verbündeter, dachte Deutschsein ganz ökumenisch:

> Die geistige Rassenzugehörigkeit gehorcht heute anderen Gesetzen als die biologische Rassenzugehörigkeit. Die Rassenanschauung darf nicht zu einer deutschen Problematik führen, indem sie die Menschen, die ihrer Rasse aus geistigen Gründen angehören, aus biologischen Gründen ausschließen.[391]

Deutschsein ist also etwas Geistiges und gleicht so dem Reich, der Idee deutscher Staatlichkeit. Rasse ist krasser Materialismus, tiefstes 19. Jahrhundert. Moellers große Sätze, publiziert in der Zeitschrift des konservativen Juni-Klubs, hätte man gerne Adolf Hitler ins Stammbuch geschrieben. Dieser war 1922 Gast im Juni-Klub, konnte aber niemanden zum Beitritt in seine Partei überreden. 1928 bagatellisierte ein führender deutscher Volkstumspolitiker das Konzept als Ganzes. Er erklärte bei einer Rede in Nürnberg:

> Zu 99 Prozent sind wir keine germanischen Menschen mehr. Zahllose andere Völker sind im Laufe der Zeit aufgesogen worden. Die deutsche Seele ist heute das Ergebnis einer Vermengung dieser Volksteile mit uns.[392]

Der Redner war derselbe Adolf Hitler.

Die »Volkseinheit«, welche die Schutzbündler imaginierten, wird als »geistiger Gedanke« angesprochen – tautologischer und vorsichtiger ging es nicht. Die Deutschen in der Fremde müssten »eine Einheit bilden, eine Einheit der seelischen Struktur, bei aller Wahrung gegenüber den Pflichten des Herbergsvolks«. Die letzte Klausel lässt aufhorchen: In der Tat verfolgte der Deutsche Schutzbund keine aggressiven Ziele, weder Irredenta noch gewaltsame Wiederherstellung der Grenzen von 1914: »Der Kampf, der heute geführt werden muss, ist auf geistigem Gebiete auszufechten.«[393] Der Bund wollte weder Propaganda noch blinden Eifer und Leidenschaft, er suchte das »richtige Abstandsgefühl«, »welches die sachliche Arbeit von Gefühlseinflüssen fernhält«.

Der »geistige Zusammenhang« ist nun nicht einfach gegeben, er entsteht »als Identifizierung des Einzelnen mit seinem Volk«, er ist Bekenntnis und Einordnungswille. In dieser Hinsicht bedeutet Volk das positive, das gewollte Kollektiv – das klingt modern, nach Volk als Konstruktion, und lässt sich sogar anschaulich machen.



Abb. 26. Postkarte des Allensteiner Abstimmungsdenkmals, 1920

Ich verweise auf das Abstimmungsdenkmal in Allenstein, das zur Erinnerung und Feier der »Abstimmungstreue« beim Plebiszit von 1920 errichtet wurde (Abb. 26). Damals hatten sich die Bewohner von Teilen des Regierungsbezirks Allenstein zu entscheiden, ob sie zu Ostpreußen oder zu Polen gehören wollten.[394] Im Inneren des schmucken Allensteiner Denkmals fand man alles angeschrieben, was man über den Anlass wissen musste: »Heimat in Gefahr – dies Land bleibt deutsch« und »Es stimmten im südlichen Ostpreußen: 363 209 für Deutschland – 7 980 für Polen.« Auf den vier Seiten des Altarsteins in der Mitte stand »Volk und Vaterland – Selbstbestimmung – Einigkeit und Recht und Freiheit – Heimat«. Kompletter ließe sich die Widmung eines Monuments nicht formulieren, doch der Urkundencharakter unterminiert etwas die ebenso klare Aussage der tragenden Struktur, welche die Architekten Walter und Johannes Krüger der Gedenkstätte gegeben hatten. Es ist eine Art konstruktiver Kreis, innen glatt und rund, außen spitz bewehrt durch die elf Pfeiler, welche für die elf Abstimmungskreise Masurens stehen und mit deren Wappen im Inneren bestückt sind. Dies war ein fortschrittlicher Denkmalentwurf, der Abstand nahm von hilflosen Allegorien und Symbolfiguren und sich auf die Aussagekraft von architektonischer Struktur verließ. Von dieser Art waren die großen Denkmäler der Republik: das Denkmal für die Märzgefallenen, das Walter Gropius 1922 in Weimar schuf, das skulpturale Bauwerk über den Gräbern von Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht, das Mies van der Rohe 1926 auf dem Friedhof Berlin-Friedrichsfelde hatte aufmauern lassen, aber auch, um in Ostpreußen zu bleiben, das Tannenberg-Denk-

mal, das von denselben Berliner Architekten entworfen wurde wie das Monument in Allenstein, eine sehr viel trutzigere Anlage, wie eine große Wagenburg zusammengestellt. In Allenstein sind die Glieder immerhin einzeln mit Wappen belegt, aber sie würden auch so visualisieren, wie sie die »Volkseinheit« als geschlossenen Kreis tragen. (Das Abstimmungsdenkmal haben die Polen 1945 demoliert und 1972 durch ein extrem hässliches Gegenstück für die »Helden des Kampfes für die nationale Befreiung und ein sozialistisches Emsland und Masuren« ersetzt. Die Denkmäler von Gropius und Mies wurden von den Nazis abgetragen, Tannenberg sprengte die Wehrmacht, bevor die Polen den Rest entsorgten.)

Das abstrakte Bild des Denkmals in Allenstein wird bei Moeller van den Bruck zur handlungsfähigen Eigengröße der Grenzlande, zu einer Instanz des »nation building«:

> Überall an den Grenzen empfinden sich die Landschaften mit einem Mal als Marken und von den Grenzen her dringt in das Innere allmählich das Bewusstsein, dass Deutschland selbst heute eine einzige Mark ist, gegen die eine geborene und verschworene Feindschaft von Völkern anbrandet, die in einer Fortsetzung des Unfriedens von Versailles unser deutsches Volk dauernd zu verkümmern suchen. Eben dies macht uns als ein Volk zur Nation.[395]

Den Grenzlanddeutschen maß Moellers Gefolgsmann Boehm »einen politisch überhöhten Wert« bei, denn im Sinne der Freund-Feind-Steigerung des Politischen nach Carl Schmitt bedeutete Grenze »unmissverständlich« Stellung nehmen, Klarheit schaffen in Bezug auf eigen und fremd, Grenze als ein Tonikum des Deutschseins erfahren. Dieser aufgeladene Grenzbegriff entspricht genau den Gedanken, die Martin Heidegger schon früh gehegt, aber definitiv erst nach dem Krieg auf die Formel gebracht hat: »Die Grenze ist nicht das, wobei etwas aufhört, sondern, wie die Griechen es erkannten, die Grenze ist jenes, von woher etwas *sein Wesen* beginnt.«[396]. Die Grenzdeutschen, so Boehms Mitstreiter von Loesch, »waren in Wirklichkeit die besseren ›Deutschen‹. Sie hatten nämlich ihr Deutschtum im Kampf erlebt und unter großen Opfern Verbindung mit dem geistigen und dem Gefühlsleben des Reiches aufrechterhalten, das in ihnen doch höchstens ›Auch-Deutsche‹ sah […]«[397] Boehm, der Verfasser von *Die deutschen Grenzlande* (1925), spricht von der »magnetischen Kraft der neuen Grenzmarken«, sie seien die Etappe des »Grenzkampfes« und ein Katalysator deutschen Identitätsstrebens. Grenze sei »ein Organ des Volksganzen«, vergleichbar in ihrer Bedeutung nur mit der Hauptstadt, welche nach Boehm auch nicht eigentlich dem Binnenland angehöre, sondern eine »Mittelstellung« zwischen Grenze und Binnenland besetze, ein Drittes, in dem die »Grenzverantwortung« aufgehoben sein müsse. Auf keinen Fall dürfe geschehen, dass sich die Grenzlande diesseits

und jenseits der politischen Grenze von Deutschen entleeren. Der Druck muss also erhalten bleiben.

Politisch ist Boehms »Grenzlandkunde« sehr geschickt positioniert, aber was erfahren wir über diese Gebiete? Es fällt auf, dass die Beiträge seiner Zuarbeiter, die zum Beispiel in der Zeitschrift *Deutsche Grenzlande* veröffentlichte wurden, über die Standards einer biederen Heimatkunde nicht hinauskommen – abgesehen von den Leitartikeln. Es geht um Brauchtum, Trachten, Typen, Erinnerungen, Chroniken. Der Tenor ist antimodern, Grenzland heißt zunächst einmal bäuerliche Kultur und kleine Stadt. Wenn aber Boehm selbst zur Feder greift und etwa in seiner Monographie *Die deutschen Grenzlande* einmal die Außenbezirke des Reiches abschreitet, dann ist von den ganz spezifischen Qualitäten eines Landstrichs, und sei es von seinem bäuerlichen Erbgut, keine Rede mehr. Grenzlandkunde nimmt jetzt die Züge einer Denkschrift an, doch ist dies weniger eine Ge-Denkschrift an alte, vielleicht bessere Zeiten, als vielmehr ein Appell an die Deutschen, aber auch an das Ausland, die Rechte der Deutschen zu wahren und die von ihren neuen Herren ausgeübte Drangsal zu erkennen. Die Deutschen haben sich durch Siedlungstätigkeit Ansprüche erworben, um diese geht es und mit keinem Wort um die Qualitäten, die das Land von sich aus besitzt oder durch deutsche Kulturarbeit hinzugewonnen hat. Boehm suggeriert eine Art Transnationale der Grenzlande: überall die gleiche Misere, derselbe Druck, der von den »Wirtsvölkern« und im Gegenzug von den Schutzbünden ausgeübt wird.

Wir haben uns den Teil über das Sudetenland vorgenommen, ein in sich ökologisch und ökonomisch vielgestaltiges Gebiet, das damals immerhin die Heimat von 3,5 Millionen Deutschen war. Ein Land um vieles größer und bevölkerungsreicher als die Mehrzahl der deutschen Bundesstaaten. Der Autor befasst sich viele Seiten lang mit den destruktiven Maßnahmen der Tschechisierung, die in der Tat zu den traurigen Kapiteln der Geschichte des Krieges nach dem Krieg gehören. Was auch immer Präsident Wilson über die Präsenz so vieler Deutscher auf dem neu zu schaffenden Staatsgebiet wusste oder nicht wusste – siehe die Anekdote am Anfang dieses Teils –, die Tschechoslowaken hatten in Versailles ihre Staatsgründung 1918/19 als eine Art Schweizer Modell empfohlen, an dem mehr oder minder gleichberechtigt Tschechen, Slowaken, Deutsche und Ungarn teilhaben konnten. Und sie hatten bis 1938 planmäßig gegen dieses Ideal verstoßen. Es häuften sich die Klagen vor dem Völkerbund. Boehms Gleichsetzung von Grenzland mit »Grenzschicksal«, mit einem »Raum des Kämpfens und Leidens« besteht schon zu Recht. Umso wichtiger wäre es dann gewesen darzustellen, welche Werte die Grenzlanddeutschen mit ihrem Land verbanden, um dort bleiben zu wollen. Es ist selbstverständlich, dass Boehm von den tschechischen Übergriffen berichtet, aber er tut es aus der Perspektive eines Verbandspolitikers, nicht eines Zeitzeugen und Beobachters. Den Völkischen fehlte schlicht der Wille zur engagierten Reportage, die Offenheit gegenüber dem sprechenden Detail, die Bereitschaft zum Dialog mit den betroffenen Menschen – literarische Umgangs-

weisen, wie sie zur gleichen Zeit Egon Erwin Kisch, Heinrich Hauser, Josef Roth, aber auch die Arbeiterschriftsteller Max Barthel und Alexander Graf Stenbock-Fermor beherrschten und zu einem Epochenstil erhoben, von dem im nächsten Teil zu sprechen sein wird. Unter eine Fotografie des Marktplatzes im böhmischen Eger schreibt Boehm: »Noch vor einiger Zeit stand am Marktplatz der Gasthof zur Sonne, in dem Goethe auf seinen Reisen nach Böhmen abstieg. Heute ist auch diese deutsche Stadt der Sudetenlande von Überfremdung mit tschechischem Beamtenpersonal bedroht.« Konkreter wird Boehm an keiner Stelle seines Buches als in dieser Bildunterschrift, und dabei sieht man auf dem Foto weder den Gasthof noch Goethe noch die tschechischen Beamten und die von ihnen angeblich ausgehende drohende Überfremdung. Aber auch das, was man sieht, die höchst auffällige Stilvielfalt der Häuser am Markt von Eger, wird nicht gewürdigt – vielleicht weil Boehm sich da nicht auskennt, vielleicht weil das Gepräge nicht deutsch genug ist, auf jeden Fall aber, weil den Autor die Qualitäten und die Eigenart der verlorenen oder umkämpften deutschen Länder gar nicht interessieren. Er ist ein Rechthaber, und ein Land ist ein Rechtstitel, ein Spielstein auf dieser fatalen Karte, die Wilson zuerst in seiner Pariser Wohnung auf dem Boden ausgebreitet hatte. Dieser hochgradig abstrakten Sicht von oben auf das Land werden wir wiederbegegnen, selbst dort, wo Schriftsteller eigentlich gehalten wären, die deutschen Landschaften, die Schauplätze ihrer Wahl anschaulich und reizvoll zu gestalten.

Dabei fehlte es nicht an Gelegenheiten zur genaueren Kenntnisnahme. Viele vaterländische Verbände organisierten regelmäßig Fahrten an die »blutende Grenze«, und Vereine und Gesellschaften aus allen möglichen Wissenschaftsfeldern hielten ganz bewusst ihre Tagungen in Königsberg oder Danzig ab. 1930 soll die Zahl jugendlicher Ausflügler aus dem Reich nach Ostpreußen die 400 000 erreicht haben.[398] »Travel in Germany was increasingly travel to a neglected, but recoverable Germany.«[399] Dieser Grenztourismus, die sogenannten Ostgrenzfahrten, wurde sowohl Jugendgruppen als auch Ausländern und einflussreichen Gruppen wie Journalisten und Lehrern angeboten: »Man zeigte den Teilnehmern unterbrochene Eisenbahnlinien und blockierte Straßen, erzählte ihnen vom ökonomischen Chaos, das die ›sinnlosen‹ Grenzen verursachten, und erinnerte daran, wie viele Deutsche unter fremder Herrschaft jenseits der Grenze verblieben. In einer weiteren Stufe dieses Bewusstmachungsprozesses sollten die Teilnehmer ihre Eindrücke einem größeren Publikum durch Zeitungen, Vereinsmitteilungen und Vorträge mitteilen.«[400] Es bedürfte einer eigenen Untersuchung, um herauszufinden, ob und wie das geschehen ist.

Aber um noch einmal zum Schutzbund und seiner ersten Bestandsaufnahme von 1925 zurückzukommen: Wie sah denn die Nationalitätenpolitik praktisch aus – sechs Jahre nach Versailles? Was der Schutzbund anvisierte, war ein »überstaatliches Körperschaftsrecht der Nationalitäten«, mithin ein »doppeltes Bürgerrecht«: »ein territoriales Zugehörigkeits- und Staatsbürgerrecht, das nach dem Staatsraum

bestimmt ist, und ein völkisches, das alle Menschen eines Volkes umschließt«.[401] Das Thema Minderheitenrechte wurde damals in vielen Kreisen diskutiert; es war das zentrale Anliegen des »Europäischen Nationalitätenkongresses«, der sich ab 1925 in Genf und ab 1932 in Wien traf.[402] Häufig wird hingewiesen auf Paul Schiemann, den Führer der deutsch-baltischen Volksgruppe in Lettland. Schiemanns Ideal war die postnationale Staatsgemeinschaft, in der eine Volksgruppe, also etwa eine Minderheit, von einem doppelten Verantwortungsgefühl getragen wird: von einem historischen, ihrer Herkunft und Eigenart gegenüber, und einem aktuellen, dem Staat gegenüber, in dem sie lebt. Die Historikerin Margarete Dörr fasste Schiemanns Staatsauffassung prägnant mit den Worten zusammen: »Der Volksgemeinschaft als geistiger Gemeinschaft, als Personalgemeinschaft, stellte Schiemann die Staatsgemeinschaft als Tatsachengemeinschaft gegenüber. Als solcher kommen ihr die auf Tatsachen begründeten Rechtswerte des Raumes zu, die Ordnungsfunktionen und die Wirtschaftshoheit.«[403]

Auch Schiemann setzte auf den »Geist von Locarno«. Dort wurden 1925 zwar keine Minderheitenrechte ausgehandelt, aber die Friedensgarantien hätten einen Rahmen für solche schaffen können. Forderungen in diese Richtung gingen nicht so weit wie das heute aktuelle Modell der doppelten Staatsbürgerschaft, sie richteten sich auf ein modernes Minderheitenrecht, wie es nach dem Zweiten Weltkrieg in vielen Demokratien durchgesetzt wurde. Im Fall der deutschen Siedlungsgebiete im Ausland hätte das als Minimum bedeuten können: Zweisprachigkeit in Schule und Schrift und angemessene Vertretung der Minderheit in öffentlichen Ämtern und Gremien. Die Schutzbündler verwiesen darauf, dass die »Herbergsstaaten« den Auslandsdeutschen ohne Umstände das Recht auf Religionsausübung gewährten – nach diesem Vorbild ließen sich, ihrer Meinung nach, auch andere Rechtstitel einräumen. Und so wie die Katholiken in letzter Instanz von Rom geführt würden, so sollte den Deutschen im Ausland eine »special relationship« zu ihrem Vaterland gestattet sein. Die Instanz eines überstaatlichen Rechts der Volksgemeinschaft hat man oft ungeprüft in die rechte Ecke der Revisionisten und Nationalisten gesteckt, aber tatsächlich gilt es die Gedanken des Schutzbundes als einen Entwurf von Minderheitenrechten anzuerkennen, wie er heute als politisch korrekt gilt. Boehm lehnte wie auch Penck und viele andere »nationale Geographen« das italienische Irredenta-Modell ab – eine »Torheit« –, die zur gleichen Zeit in der italienischen Schweiz von Italien aus angestachelt wurde. Keine Gewaltanwendung also, kein bewaffneter Widerstand gegen die Siegermächte und gegen die neuen Staaten im Osten, keine Schwächung der dortigen Obrigkeiten durch Propaganda, Attentate, Anschläge. Sehr viel mehr als die »innerliche Nichtanerkennung, die »seelische Überwindung« der neuen Grenzen forderte er nicht.

Dass die Nationalsozialisten nach 1933 dieses Konzept übernahmen – Volksrecht neben Staatsrecht hieß die Losung –, zumindest solange sie nicht Größeres vorhatten und überhaupt unsicher in ihrer Außenpolitik waren, entwertet die Forderun-

gen des Schutzbundes nicht. Im Gegenteil: Man darf so kühn sein und einen Moment lang daran denken, dass München 1938 (und damit letztlich der Zweite Weltkrieg) zu verhindern gewesen wäre, hätten die Sudetendeutschen solch einen zweiten rechtlichen Status besessen. Aber selbst wenn wir in Rechnung stellen, dass Karl Christian von Loesch eine politische Instrumentalisierung der Volkstumsarbeit ablehnte und als Anhänger der Männer des 20. Juli verdächtigt wurde, so ließ sich sein Einsatz für die Deutschen im Ausland doch leicht politisch umwidmen, und man wundert sich nicht, dass dann nach 1933 Buchtitel wie *Der befreite Osten* (1940) von ihm zu verzeichnen sind. Boehm, seit 1918 hauptamtlicher Deutschtumspolitiker, wurde überzeugter Nationalsozialist und gehörte nach 1945 zu den führenden Köpfen der bundesrepublikanischen Vertriebenenbewegung – ein Leben im Dienste der »Grenzlande« und nicht zuletzt mitschuldig an ihrem endgültigen Verlust.

Regionalismus mit Sendungsbewusstsein I: Die Rheinlandbewegung

Nicht Westfalen, sondern das Rheinland brachte einen Regionalismus mit einem Sendungsbewusstsein hervor, das alle frühere Heimatbegeisterung vielleicht nicht emotional, aber gedanklich und politisch, sozusagen regiopolitisch, in den Schatten stellte. Anders als Heimat ist Region nicht mehr nur Nahwelt, sondern ein merkwürdiges Zwischenreich mittlerer Größenordnung, eine vertraute und eine gehobene Territorialität zugleich.[404] Die Rheinlandbewegung, die größere politische Unabhängigkeit erreichen wollte, berief sich bisweilen auf Wilsons Selbstbestimmungsrecht der Völker. Auf jeden Fall waren nach ihrem Verständnis die Grenzen der Region nicht identisch mit den politischen Binnengrenzen, die Region konnte auch die Außengrenzen überschreiten. 1926 erklärte Alfons Paquet auf der Gründungsversammlung des »Bundes rheinischer Dichter«: »Weder die Rheinprovinz im preußischen, hessischen, pfälzisch-bayrischen oder badischen Sinne ist das Rheinland, sondern nur die ganze vielgestaltige Landschaft, die der durch tausendfache Arbeitsbeziehungen, durch kostbare Erbschaft ehrwürdig gewordene Strom [der Rhein, W. K.] durchfließt. Dieser Strom ist eine Einheit. Er ist eine zusammenhängende Biographie von den Alpen bis an das Meer.«[405] Dies hieß aber auch für Paquet und viele Gleichdenkende, dass die Region, die hier Land heißt, nur selbst, aus eigener Kraft, also autochthon, ihre Zukunft in die Hand nehmen kann, selbst wenn, wie in diesem Falle, »das politische Schicksal der ganzen Welt auf das Schicksal des Rheinlandes zurück[wirkt]«: »Niemals wird ihm von außen die Heilung gebracht werden können; in sich allein trägt

es die Möglichkeit der Heilung.« Solches Anspruchsniveau hat Heimat nicht. Das konnten auch die Kleinstaaten der Republik nicht für sich in erheischen – Schaumburg-Lippe, Birkenfeld waren keine Regionen. Region ist also ein Gebiet mittlerer Größe, das sich wechselweise über ethnische, geschichtliche, kulturelle oder wirtschaftliche Gemeinsamkeiten identifiziert. Die Forschung spricht heute von »prozessualer Einheit in der Differenz«, wenn sie »regionenbezogene Identifikationsprozesse« untersucht. Ein solcher Prozess wurde nach 1918 im Rheinland angestrengt. Zu keiner Zeit und an keinem anderen Ort in Deutschland stellte man so heftig die Frage, was es hieß, ein »Volk aus Völkern« zu sein.

Da viele Zeitgenossen im Weimarer Reich für patriotischen Eifer kein Betätigungsfeld mehr hatten, lenkten sie ihn um und konzentrierten sich auf die nächstkleinere Einheit und übertrugen den Sendungsgedanken, den unangreifbaren Kern der Reichsidee, auf die Regionen. Voraus gingen Moeller van den Bruck und sein Preußenbuch von 1914, das es aber insofern leichter hatte, einen überregionalen Anspruch anzumelden, als Preußen für ganz Deutschland einstand – selbst wenn der Autor das nicht wollte. Preußentum begreift Moeller als eine »gelebte Philosophie, eine bestimmte Sittlichkeits- und Sachlichkeitslehre«[406], Potenzen, die – wundersamerweise – preußisch sind und alles Preußische weit hinter sich lassen. Die Preußen hätten, so Moeller, niemals daran gedacht, etwas nur für sich zu erfinden, ihr Tun sei Altruismus, ihr Wirken eine Mission. – Im Rheinland sah man das freilich anders.

Ob in Preußen oder im Rheinland: Es grassierte damals allerorten ein binnendeutscher Rassismus. »Wir sind rheinisch nach unserer Art«, erklärte einer der vielen Pamphletisten, »rheinisch und deutsch, deutsch bis auf die Knochen und ins Mark, deutscher als die berlinischen Russen, Polen, Galizier, Wenden, Tschechen und, weiß Gott, was für sonstige Angehörige östlicher Volksstämme […].«[407] Das könnte man als Spitze gegen das multikulturelle Berlin verstehen, mitgemeint ist aber der Verdacht gegen die andersrassigen, die halbslawischen Preußen. Das ließ sich auch zuspitzen. Der Ministerpräsident der kurzlebigen Rheinischen Republik, Josef Friedrich Matthes, gab 1923 die Losung aus: »Deutschland liegt heute am Rhein, Berlin in Asien!«[408]

Am 4.12.1918 las man in der *Kölnischen Zeitung:* »An die politischen und geistigen Führer der Länder am Rhein ergeht aus ihrem ganzen Volk die stürmische Aufforderung: Es geschehe nunmehr, was geschehen muss.« Was musste geschehen? Die Rheinlandbewegung setzte unmittelbar nach dem Zusammenbruch von 1918 ein. Sie trat, was die politischen Ziele anbelangt, mit verschiedenen Programmen auf: es gab Separatisten und Föderalisten, Partikularisten und Autonomiebefürworter, Strömungen, die hier nicht im Einzelnen auseinandergehalten werden. Eine der vielen Programmschriften trug den Titel *Preußen-Deutschland oder Deutsches Deutschland* und stammte von dem Kölner Professor Benedikt Schmittmann. Er forderte die Neugliederung des Reichsgebietes auf »organischem Unterbau«:

> Nicht ein verpreußtes Deutschland wollen wir, sondern ein deutsches Deutschland, geeint in seinen Stämmen und Ländern, die aber ihrerseits frei sind in der Auswirkung ihrer Kultur- und Gemütswerte. […] Die preußische Vorherrschaft muss sterben, damit das neue Deutschland lebe! Es lebe das deutsche Deutschland![409]

Rumort hatte es natürlich schon lange im Rheinland, das ganze 19. Jahrhundert hindurch. Man sah sich im Westen als Mutterland der deutschen Reichsgeschichte und musste es hinnehmen, dass nun der Osten die zentrale Macht an sich gerissen hatte. Man war gewissermaßen von Natur aus katholisch und musste mit ansehen, wie erst der Protestantismus und dann der Säkularismus quasi zur Staatsreligion erhoben worden war. Man wusste sich im Bund mit den Künsten und musste erleben, wie diese sich in Berlin sammelten. Man war in sich partikularistisch angelegt und musste einem zentralistischen Einheitsstaat angehören. In der Stunde Null des November/Dezember 1918 fühlte man sich dem Ziel Autonomie näher als je zuvor und musste erkennen, dass man nicht allein war, nicht allein mit sich und Preußen. Ein Großteil der Rheinlande war bald von Franzosen, Engländern, Amerikanern und Belgiern besetzt, was zweierlei bedeutete: einer dreifachen Oberhoheit aus Reich, Preußen und Siegermacht zu unterstehen und bei allen Eigeninitiativen auf einer weltpolitischen Bühne zu stehen. Ganz gewiss betrachteten die Franzosen das Rheinland und das Ruhrgebiet als Unterpfand ihrer neuen Rolle als europäischer Hegemon. Sie hatten seit 1914 die verschiedensten Szenarien für die Aneignung von Elsass-Lothringen, Pfalz, Saar und Rheinland entwickelt. Was in Versailles beschlossen wurde, war sicher die kleinfranzösische Lösung, aber sie war entwicklungsfähig. Die Weltordnung von Versailles setzte auf das Konzept der Pufferstaaten. Gen Osten und Südosten hatte man jede Menge von ihnen angehäuft, gen Westen jedoch bestand das Glacis nur aus der Besatzungszone entlang des Rheins: eine temporäre Maßnahme, die weder für Deutschland noch für Frankreich geographisch und staatspolitisch zufriedenstellend war. Eine Rheinische Republik als Pufferstaat wäre ganz im Sinne der Franzosen gewesen. Das wussten natürlich auch die Kämpfer für die rheinische Unabhängigkeit, und das war das stärkste Argument, das ihnen sowohl im Rheinland selbst als auch im Reich vorgehalten wurde: Mit einer Rheinischen Republik spiele man den Franzosen in die Hände, und das Bestreben nach Unabhängigkeit sei als Hochverrat zu werten. Der andere Vorwurf, den man ihnen machte, war der des Partikularismus, wobei man sich nicht einig war, ob Partikularismus eine genuin deutsche oder eine angelernte deutsche Untugend sei: »Ich habe stets den Standpunkt vertreten, dass der deutsche Partikularismus […] nichts echt Deutsches, kein deutscher ›Instinkt‹ sei, sondern Erziehungssache; dynastische, obrigkeitliche, familiäre Erziehung«[410], so einer der vielen Pamphletisten der Nachkriegsjahre. Die Anhänger der rheinischen Autonomiebewegung hingegen wollten deutsche Eigenart für ihre

Sache, die Unabhängigkeit, instrumentalisieren. Der anonyme Verfasser der Schrift *Rheinländer, wachet auf!*, die 1919 in Köln erschien, nähert sich dem deutschen Wesen wie folgt: »Der Individualismus charakterisiert am besten die Deutschen. Während andere große Völker schon früh politisch einheitlich und geistig straff zentralisiert wurden, [...] beobachten wir in Deutschland von jeher ein äußerst mannigfaltiges Bild politischer, kultureller Sonderentwicklung.« Das Argument ließe sich an dieser Stelle gabeln: Weg von der Zerrissenheit, hin zum Unitarismus einer in Notzeiten einigen Nation! Oder: Weg von Berlin, hin zu einem Deutschland der Eigenarten und Eigenrechte! Der Pamphletist schlägt die zweite Richtung ein. In einer Zeit, da überall Völker ihre Rechte durchsetzten, »müssen auch die deutschen Stämme, müssen auch die deutschen Bundesstaaten in der Wahrung ihrer Eigenart und Rechte [...] unter allen Umständen das kostbare Erbe der Vorzeit hüten.« Zu Preußen zu gehören bedeute »Verflachung«, Erniedrigung zur »Provinz«, Unterordnung unter eine »wesensfremde« Macht.[411]

Das Rheinland war bei weitem nicht die einzige Region, die nach relativer Unabhängigkeit strebte. In seiner grundlegenden Darstellung *›Los von Berlin‹: Die Rheinstaatbestrebungen nach dem Ersten Weltkrieg* hat Martin Schlemmer auch die gleichzeitig an anderen Orten aufbrechenden Separatismusbewegungen skizziert. Er fand sie in Westfalen, Bayern, der Pfalz, Oberschlesien, Hessen, Birkenfeld, Hohenzollern, Baden, Schleswig-Holstein, Hannover und in der Lausitz.[412] Und damit sind noch nicht einmal die monströsen Pläne höchster Militärs und Regierungsstellen angesprochen, die einen deutschen Oststaat gründen wollten, von dem aus der Krieg weitergeführt werden konnte, wenn das Reich Versailles nicht akzeptierte. Schlemmer hat auch die rheinischen Zeitungen der Umbruchsjahre 1918/19 ausgewertet und konnte feststellen, dass man am Ort des Geschehens über noch sehr viel mehr »Parallelaktionen« unterrichtet war und sich voll im Trend sah: »So berichteten rheinische Zeitungen seit Anfang November [1918] beinahe täglich von mehr oder minder erfolgreichen Projekten zur Schaffung einer Republik in Bayern, Württemberg, Holland, Braunschweig, Hessen, Polen, Luxemburg, Baden, Thüringen, Oberschlesien und Schleswig.«[413]

Was auch immer vorausging und wie gerechtfertigt die Loslösung von der Übermacht Preußens auch war, 1918/19 öffneten sich neue und alte Möglichkeiten. Wie gesagt: Im Rheinland und an vielen Orten des Reichs stand nichts anderes zur staatspolitischen Entscheidung als unser Thema, hier in Frageform formuliert: Wie viel Vielfalt brauchte das Deutsche Reich? Wie viel Vielfalt vertrug das Deutsche Reich? Im Grunde kehrte man, intendiert oder nicht, zur alten Struktur des Reiches zurück, zur »föderativen Vielgestaltigkeit« (Dieter Langewiesche). »Die staatenbündisch-föderale Tradition des alten Reiches endete erst mit dem Nationalstaat«[414], also 1871, jetzt hätte sie wieder auferstehen können, ebenso bunt und zufällig wie einst. Aber auch ein neues Antriebsmittel war aufgetaucht, ein Schlagwort, das selbst

auf internationale Anerkennung hoffen durfte. Das Schlagwort hieß »Selbstbestimmungsrecht der Völker« und ging auf Woodrow Wilsons »Vierzehn Punkte« zurück. Es wurde 1919 zugunsten jener Länder angewandt, die im weitesten Sinne zur Partei der Sieger gehörten. Auf der Verliererseite galt das hehre Prinzip nicht: Südtirol und das Sudetenland zum Beispiel konnten ihr Recht auf staatliche Zugehörigkeit nicht selbst bestimmen. Es ließ sich dieses Recht nun auch auf innerstaatliche Konflikte übertragen, etwa wenn man das Recht der Völker auf Selbstbestimmung auf die Volksgruppen oder »Stämme« ausweitete. Man kann Wilson vieles vorwerfen: Das war nicht seine Absicht gewesen. Das Stammesprinzip feierte nach 1918 fröhliche Urständ, und dies nicht nur in der Politik: Es wird noch zu zeigen sein, wie es in den Geisteswissenschaften, vor allem in der Literatur- und Kunstgeschichte, zu einer Leitkategorie aufrückte. Die Separatisten und die Befürworter einer föderativen Umgestaltung Deutschlands setzten genau hier an: »Gerade das Stammesmäßige, welches seine Berechtigung hat, wurde […] durch die dynastischen Grenzen niedergehalten oder in unnatürliche Teile zerlegt. Und hier ist ein Moment idealistischen Strebens durch die Revolution neu ausgelöst worden; die alte Stammeskraft regt sich über die Grenzen hinüber und bedroht sie.«[415] In den Worten eines »Rheinlandbewegten« hieß das: »Die Stammeseigenart soll Grundlage für die Länderbildung werden. Berlin darf nicht Deutschland sein; wir wollen eine Reihe von wirtschaftlichen und kulturellen Mittelpunkten behalten.«[416] Die Berufung auf das Stammesprinzip geschah zur gleichen Zeit, da Geschichte und Landeskunde sich von ihm trennen wollten – siehe die Ausführungen zu Aubin und zur Geschichtlichen Landeskunde. Aber es gab auch im politischen Lager Einwände gegen den Stammesgedanken. »Wir schätzen die berechtigten Forderungen der Stämme hoch«, schrieb der katholische Publizist und Föderalist Franz Xaver Hoermann 1920, »aber wir überschätzen sie nicht. Der Stammesbegriff ist heute vielfach ein fiktiver; reine Stämme gibt es nicht.«[417] Es muss dazu vermerkt werden, dass Hoermann Bayer war und so die Ansprüche der Rheinlandbewegung auf die bayrische Rheinpfalz zu entkräften versuchte. Der Stammesgedanke ließ sich also wie das Paar Unitarismus – Partikularismus drehen und wenden, je nach Gebietsanspruch oder Gesamteinschätzung der Lage. Hoermann machte, sicher nicht ohne gute Gründe, auf die gemischte Bevölkerung der Rheinpfalz aufmerksam, die sich »nicht nur aus alemannischen und fränkischen Elementen, sondern auch aus einer sehr erheblichen Zahl eingewanderter fremder Volksgruppen« zusammensetze. »Der Stammesbegriff ist heute vielfach ein fiktiver«, bemerkt er zu Recht. Ließ sich aus ihm also keine rheinische Zugehörigkeit ableiten, so aber ganz bestimmt keine bayerische. Das weiß auch Hoermann und deswegen dekretiert er: »Die Pfalz gehört historisch und rechtlich zu Bayern […].« Nun ging es ja gerade um die Prüfung der angeblichen Rechtsansprüche, und 1919 wurden, bei der Reichverfassung angefangen, überall neue Gesetze geschrieben. Und wer sich auf historische Rechte beruft, muss sich der Frage stellen, ab wann man sie dauerhaft

erwirbt. Hermann Lübbe hat den Regionalismus einen politischen Historismus genannt, und das ist für ihn eine Bewegung, die sich auf kontingente Titel der Herkunft beruft. Oft seien Gebietsschöpfungen »politische Kunstprodukte aus der Räson eines dominanten politischen und administrativen Willens«, was aber nicht hieße, dass sie sich nicht unterscheiden: »gleichwohl sind sie, in sich heterogen, Regionen politisch höchst wirksamer Zugehörigkeitserfahrungen geworden und geblieben«. »Kurz: es gibt Sinnevidenzen politischer Gründung, die nicht wegen ihrer Herkunftsbildung, vielmehr ihrer Zukunftsfähigkeit wegen zukünftige Herkunftsbindungen zu stiften vermögen.«[418] Wir sind diesem Gedanken schon im Zusammenhang der Theoriebildung der Kulturraumforschung begegnet: Westfalen wurde von Aubin nicht so sehr als historisch und geographisch ableitbare Größe und erst recht nicht als ethnische Einheit, sondern als Produkt eines Gemeinschaftswillens erkannt. Dann allerdings griff von außen der »politische und administrative Willen« nach ihm, schuf eine höchst kontingente Zugehörigkeit, war aber seinerseits auch nicht untätig. Reichten 100 Jahre preußische Rheinprovinz, reichte eine Phase nachhaltigster Entwicklung, um das Land endgültig Preußen zuzuschlagen? Die Tschechen haben das Sudetenland gefordert und bekommen, weil sie behaupteten, die deutschen Ansprüche gingen gerade mal bis Maria Theresia zurück. Kann sich Kontingenz überhaupt je in Rechtmäßigkeit umwandeln? Fest steht: Die Evidenz der bleibenden oder neuen Unterschiede der Regionen untereinander lässt sich nicht tilgen. Damit ist implizit auch die Maßstabsfrage aufgeworfen. Birkenfeld, Lippe, Schaumburg-Lippe und im Grunde auch Oldenburg waren niemals von ihrer Umgebung unterschieden und besonders genug, um als Zwergstaaten weiterbestehen zu dürfen. Exklaven und Enklaven brüten gleichermaßen Unglück aus, so haben wir oben zu zeigen versucht. Es trug, so schreibt Dieter Langewiesche zum Zweiten Kaiserreich,

> der föderative Nationalismus nun wesentlich dazu bei, dass der neue Nationalstaat in der deutschen Gesellschaft breit und schnell akzeptiert wurde. Man wuchs in den Nationalstaat hinein, indem man sich als Föderalist oder Regionalist bekannte. Die Heimatbewegungen stritten nicht gegen den Nationalstaat, sondern machten ihn annehmbar, weil sie ihn föderativ ausgestalteten.[419]

Wenn man diese Aussagen umkehrt und für Nationalstaat Republik einsetzt, ist man in Weimar. Die föderativen Strukturen, die 1919 übernommen wurden, trugen nicht mehr dazu bei, die Republik »annehmbar« zu machen. Zu den vielen Paradoxa deutscher Geschichte gehört freilich, dass Preußen, das 1919 so viel blockiert hatte, noch am längsten die damals beschlossene Verfassung garantierte.

Es bleibt die Frage zu beantworten, warum es der Rheinlandbewegung nicht gelang, wenn schon nicht ein eigener Staat, dann doch wenigstens ein eigener Glied-

staat innerhalb des Reiches zu werden, was ja als ein durchaus berechtigtes Anliegen angesehen werden kann. Einer der Aktivisten von damals hat viel später die Gründe glasklar dargelegt:

> Wenn etwa die rheinische Bewegung nach dem ersten Weltkrieg nicht zur Zerschlagung Preußens [gemeint ist: als Landesherr] führte, kam das nicht aus einer Anhänglichkeit des Rheinlandes an Preußen, sondern es spielte erstens die Zentralisierungsvorliebe der Siegermächte für die Durchführung der Friedensverträge eine wichtige Rolle und zweitens die Zentralisierungsbegehren der Arbeiterpartei. Letzteres gab den nationalen preußischen Kräften den Auftrieb, dass sie mit der separatistischen Diskreditierung die preußengegnerischen Strömungen niederhalten konnten.[420]

Anstelle von »der Arbeiterpartei« müsste es heißen: der Arbeiterparteie<u>n</u>, denn alle drei, SPD, USPD, KPD, stimmten letztlich in ihrer unitaristischen, wenn nicht supranationalen Grundeinstellung überein, selbst wenn sich viele Lokal- oder Regionalpatrioten in ihren Reihen befanden. Und ganz richtig ist auch, dass die Alliierten ein kompaktes Deutschland als Gegenüber und vor allem als Empfänger ihrer Diktate sehr praktisch fanden, ungeachtet der französischen Pläne zur Abspaltung des Rheinlandes. Wir handeln von der Epoche des Großmachtdenkens, der zunehmenden Zentralisierungstendenzen, des Monopolkapitalismus und der »Monotonisierung der Welt« (Stefan Zweig): große Einheiten waren Trumpf, deswegen scheiterten im Rheinland Föderalismus und Regionalismus exemplarisch (und scheiterte das Reich exemplarisch an seinen Kleinstaaten).

1923, im Oktober und November des Jahres der Ruhr-Krise, wurde aus der Rheinlandbewegung blutiger Ernst.[421] Damals wurde nach fehlgeschlagenen Versuchen im Jahr 1919 zum wiederholten Male die Rheinische Republik von separatistischen Zirkeln ausgerufen. Es kam in vielen größeren Orten des Rheinlandes zu Kämpfen zwischen den Aufständischen auf der einen und den deutschen Ordnungskräften Polizei und Feuerwehr (deutsches Militär war in dieser Zone ja nicht stationiert) sowie dem lokal organisierten Selbstschutz der Bevölkerung auf der anderen Seite. Die Franzosen unterstützten eine Zeitlang zögerlich die Kämpfer für die rheinische Unabhängigkeit, erkannten die Republik sogar an, aber wie so oft, war auch diese kleine deutsche Revolution zum Scheitern verurteilt. In Arnolt Bronnens Drama *Rheinische Rebellen* bricht aus einer Akteurin die Verzweiflung über den verlorenen Kampf um die Unabhängigkeit und über die fortdauernde Besatzung durch Franzosen und Engländer heraus:

> Wer hat uns verraten, Preußen oder wir? Wer war hier untreu, wir oder das Reich? Sind etwa in Berlin die Marokkaner oder die Schotten in Hamburg?

> […] Niemand kann sich rühren, niemand sich aufrichten, täglich werden Leute erstochen, man weiß es schon gar nicht mehr, wie Sklaven leben wir, hungrig, schmutzig, getreten, wie Mastvieh, zum Tode bestimmt, wie Gewürm verachtet. [Reißt ihre Brust auf.] Hier meine Brust, von Marokkanern zerstochen, und so sind tausend Brüste in diesem Land, und tausend Jungfrauen, die beschmutzt werden, und tausend Kinder werden verdorben, das Elend wächst, der Zwang wächst, das Grauen wächst, die Gräuel überschwemmen uns. Wir haben genug, wir wollen nicht mehr, wir wollen Frieden, Frieden, Frieden, –[422]

1925 kam das Stück auf die Bühnen, in einem spätexpressionistischen Stil verfasst, der freilich gut zu den Emotionen der Stunde Null der Rebellion passt, aber auch zur Konfusion, welche in den Ad-hoc-Befehlszentralen des Aufstandes herrscht. Der männliche Gegenpart, der oberste Revolutionär mit dem merkwürdigen und vermutlich etwas bedeutenden Namen Occc, redet ganz anders, programmatisch, grundsätzlich:

> Auch Deutschland wird uns nicht fehlen, welches ein kleines Vaterland war. Wir haben ein größeres. […] Wohl aber spreche ich von der alten Erde, auf der wir gewachsen sind: wir, das Herz Europas, wir, die Ader der Welt. Hier begann das große Europa. In Aachen saß Karl der Große, der Kaiser zweier Völker, der Schöpfer der neun Nationen. Damals regierten im Rheinland die vereinigten Staaten von Europa, von denen heute nur Phantasten träumen.[423]

Bronnen hat in diesem Stück nicht nur das neue Phänomen des Telefonterrors untergebracht, er vermag auch auf der höheren Ebene der Strategie die unlösbaren Widersprüche der Situation darzustellen. Gegen Frankreich und Preußen und das Reich ankämpfend, müssen die Rebellen mit den Besatzern einen Geheimvertrag schließen und scheitern, als dieser auffliegt. Tucholsky hat dieselben Vorgänge mit bitterer Ironie bedacht:

> Das Rheinland stand damals, geschlossen wie ein Mann, zu dem, der besser zahlte. Die Beamten, die Großbanken, die Geistlichen warteten auf ihren Augenblick. Zu Frankreich hinüber wollte keiner, bei Preußen bleiben wenige. Was sie wollten und wozu sie damals auch ein Recht hatten, war Befreiung aus der Hölle der Inflation und Schaffung einer eignen Währung, einer eignen autonomen Republik.[424]

Das ist alles richtig oder verständlich. Aber das Scheitern war letztlich weder von Paris noch von Berlin noch vom rheinischen Großkapital oder der Kirche, sondern

von den Aufständischen selbst herbeigeführt. Als sich die separatistischen Kräfte vor allem auf Zerstören und Plündern konzentrierten, wehrte sich die Bevölkerung massiv und die Franzosen zogen ihre Beihilfe zurück. Kontingent war die Zuordnung der Rheinlande zu Preußen, kontingent war das Scheitern dieser »Los von Berlin«-Bewegung.

Regionalismus mit Sendungsbewusstsein II: Alfons Paquet

Der deutsche Vordenker aller rheinischen Belange hieß Alfons Paquet (1881–1944). Paquet war einer der vielseitigsten und bestinformierten Schriftsteller der Zeit vor und nach dem Ersten Weltkrieg: Er hatte mehr von der Welt gesehen als alle seine Kollegen, durfte als einer der besten Kenner des revolutionären Russland, aber auch Asiens und Amerikas gelten; er arbeitete und publizierte auf den Gebieten Reisebericht, Roman, Lyrik, Essay, Tagespolitik, und doch fühlte sich dieser Weltbürger leidenschaftlich dem Rhein verpflichtet. Von 1926 bis 1933 stand Paquet dem von ihm gegründeten »Bund Rheinischer Dichter« vor.[425] Auf deren Tagung im Jahr 1927 führte er aus:

> Denn die Leiden dieses ganzen Festlandes, das jetzt in 35 einander eifersüchtig bewachender, unerträglich verschuldeter und bis an die Zähne sich bewaffnender Staaten getrennt ist, finden ja in den Erfahrungen des Rheinlandes ihr Abbild. Und das Rheinland, das aus einer inneren Gebundenheit herausstrebt, ist ein Abbild unseres ganzen reichbevölkerten, von Tradition durchflochtenen Festlandes, das neue Ziele, ein Wunschbild seiner Zukunft braucht, um zu zeigen, wie jünglingshaft sein wirkliches Wesen ist.[426]

Hier ist es wieder: das pars pro toto, der Teil als »Abbild« des Ganzen, hier sogar eines europäischen Ganzen. Der Rhein wird zum »Schicksalsstrom«, zum »Ganges Europas«, ja zum »Sehnsuchtsstrom der Erde« befördert, wie es Paquets rheinischer Dichterkollege Josef Winckler tat, 1921, in seinem Gedicht »Klage am Rhein«.[427] Eine Klage stimmt das Gedicht an, weil es still geworden ist am Fluss der Sänger: »Kein hoher Rufer wie in alten Zeiten/ kein hehrer Rühmer, wortgewaltger Künder/ Des Rechts, der Freiheit – niemand – niemand.«

Dass hier übertrieben wird, das bewiesen Winckler und vor allem Paquet durch intensives Bemühen, das »Wort rheinisch mit einem neuen Inhalt [zu] füllen«. Eine

Kölner Rede vom November 1919 zum Thema »Der Rhein als Schicksal: das Problem der Völker« brachte Paquet 1920 als Buch heraus, drei Jahre später publizierte er *Der Rhein: eine Reise*, 1928 erschien der Sammelband *Antwort des Rheines: eine Ideologie* (1928), schließlich, schon im Krieg *Die Botschaft des Rheins* (1941). Es wurde zunehmend schwieriger, einen kräftigen Titel mit Rhein zu bilden. Carl Maria Weber gab 1919 eine kleine Anthologie unter dem Titel *Der ekstatische Fluss: Rheinklänge ohne Romantik* heraus. Josef Winckler, Mitherausgeber von *Das Rheinbuch* (1925), veröffentlichte sein Gedicht als »Der Ruf des Rheins« (1923). Der Band beginnt mit der Rhapsodie »Der Rheinbagger«, ein Gedicht für einen Bagger und hunderte von Nixen, die ihren Fluss apostrophieren als: »Zauberstrom, heilige Pfaffengasse, / Weltpuls, Schiffsfurche, Arbeitsstraße, / Traumherrlich leuchtende Fabelflut du, / Fahre zu, fahre zu!«[428] Der produktivste aller Rheinlanddichter (produktiv nach 1918, nach 1933 und nach 1945), Otto Brües, hatte es zuerst extrem neusachlich versucht mit: *Der Rhein in Vergangenheit und Gegenwart: Eine Schilderung des Rheinstroms und seines Gebietes von den Quellen bis zur Mündung, mit besonderer Berücksichtigung von Land und Leuten, Geschichte, Geistesleben und Kunst, Landwirtschaft und Industrie* – eine Publikation, die 1925 aus Anlass der im ersten Teil angesprochenen Jahrtausendfeier des Rheinlandes herauskam. *Rheinische Sonette* (1924) klingt auch noch streng, aber mehr Salbung wies dann *Der heilige Strom* auf, eine Arbeit, die in der Reihe *Beiträge zur Rheinkunde* publiziert wurde. Für Herbert Eulenburg, in den Augen vieler der Prototyp des rheinischen Schriftstellers, blieben dann nur noch so lahme Titel wie *Das Buch vom Rhein* oder *Um den Rhein*.

Paquets *Antwort des Rheins* antwortete auf die preußische Ideologie, die sich aus Moeller van den Brucks *Preußischem Stil* speiste. Ihr setzte Paquet die rheinische entgegen – »ideologischer« Regionalismus in beiden Fällen, aber mit durchaus verschiedenen Tendenzen und »Stilen«. Und antworten tat Paquet auch dem »Erwecker des Rheines«[429], dem nationalistischen Schriftsteller Maurice Barrès, der in *Le génie du Rhin* (1921) erklärt hatte, dass der Rhein ein französischer Strom sei. Dieses Manifest einer französischen Kolonisation der Rheinlande verteilte die Besatzungsmacht im Rheinland frei Haus und auf Deutsch. Zwischen den extremen Propheten Barrès und Moeller nahm das Weltkind Paquet eine mittlere Position ein: »Das Rheinland trägt die Aufgabe und die Möglichkeit in sich, der europäischen Regeneration zu dienen. Das von der rheinischen Idee geführte Deutschland wird ein anderes sein als das von der preußischen Machtidee geführte.«[430] In seiner Reflexion des Titels *Antwort des Rheines* evoziert Paquet das Standardthema von Vielfalt und Einheit: »Es gibt viele Fragen an den Strom, doch nur eine Antwort, sein gelassenes Wandern durch die Vielfältigkeit zur Einheit. Mächtiger als der tausendfach gebrochene Wasserspiegel sind die unsichtbaren Flüsse, die sich im sichtbaren Strom ineinander schlingen.«[431]

Geomorphologisch ließ sich das leicht feststellen, die vielen Bäche, die in die Nebenflüsse, die in den Rhein münden, der ins Meer mündet, eine Einheit von höchs-

ter gesetzmäßiger Konsequenz, aber Begriffe wie der Rhein als Genius, als Schicksal, als Aufgabe, als Idee, ja Ideologie verweisen auf die einzigartige Dringlichkeit der geopolitischen Situation.

> Ich bin ein Rheinländer, das ist das Eine. Ich habe nicht besonders darauf geachtet, solange das Rheinland nur eine Art Vergnügungspark und Industriewerkstatt im Wilhelminischen Deutschland war und solange es in all dem Glanz des Wohllebens und dem Dröhnen der Arbeit sein eigentliches Gesicht nicht zeigen konnte. Jetzt, wo das Rheinland zum Gebiet des europäischen Hochdrucks geworden ist, weiß ich erst, was es heißt, ein Sohn des Rheinlands zu sein und wie sehr das Rheinland den vielen Übergangs- und Grenzlandschaften, die Europa überall durchziehen, ähnlich ist. Die rheinische Problematik, zwischen Gewaltstaaten zu liegen und das Objekt einer Habgier zu sein, die immer von außen hereingreift, ist die Problematik vieler Landschaften in Europa.[432]

Paquet spricht von Gewaltstaaten – was kann er mit diesem Plural anderes meinen als Frankreich und Preußen? Auch dieser Rheinländer gehörte zu der Weg-von-Preußen-Bewegung; er bezeichnete als »einzige wirkliche Binnengrenze« Europas die Elbe und war der Ansicht, dass die westliche Hälfte Deutschlands kaum anders aussehen würde, wenn es Berlin nicht gäbe. Die östliche Hälfte Europas jenseits der Elbe wäre dagegen ohne Berlin undenkbar. »Das Rätselhafte und Beängstigende von Berlin war immer die Zufälligkeit und Anonymität seiner Wirkungen und seiner Menschenauswahl.«[433] Berlin – so könnte man pointieren – ist kein »Stromland«, während die Rheinländer von ihrem Strom die »Gesetze empfangen, die die Farbe unseres Denkens und unseres Weltgefühls mitbestimmen«[434], denn »die Beherrschung jedes Stromes« begreift Paquet als »das Ergebnis eines auf die letzten Gesetzmäßigkeiten gerichteten Handelns«[435]. Vergleichbar mit der Bedeutung des Rheins für seine Anrainer sei zum Beispiel der Nil und die Kultur des alten Ägyptens. Ströme können »Staatenbildner« sein, sagten die Geopolitiker zur gleichen Zeit – für die Spree, die ja auch nur ein Fluss und kein Strom ist, galt das mit Sicherheit nicht. Aber vor der »Ideologie« des Flusses kommt die Lehre vom Fluss:

> Es gibt in Europa keinen Fluss, dessen elementare Kraft noch so mit Werken der menschlichen Hand verbunden wäre wie der Rhein. Ein Strom ist eine meteorologische Tatsache, eine Kondensationserscheinung. Er ist ein Zernager der Berge, ein gleitendes Gewicht, eine flüssige Masse, in der sich die Ruder wie Wanderstäbe bewegen, ein Träger von Gefäßen, ein Spender von Leben und Frische. Er ist ein Brennspiegel, der Licht und Hitze zurückwirft. Er ist eine Gewalt, deren Bändigung eine Kunst ist. Die Flugzeuge

> folgen den großen Flüssen nicht anders als die Zugvögel, die Landstraßen und die Schienenwege. Die Reihe der Siedelungen am Strom schließt sich zu einem einzigen architektonischen Zusammenhang. Auf die Tätigkeiten, die den Reichtum an dem Strom bilden, baut sich ewige Bewegung im Leben der Gesellschaft. Das alles lässt sich anschaubar machen.[436]

Die von des Rheines ewiger Bewegung abgeleitete hohe Vitalität und geistige Lebendigkeit des Rheinländers würde aber nicht nur für die Deutschen gelten – das musste man Paquet freilich nicht sagen, der den Einzugsbereich des Rheins sehr weit fasste. Im Rheinland müssten sich alle gleichgearteten Anrainer zu einer »neuen Einheit«, »ja, zu einer charismatischen, sakrosankten Einheit« zusammenfinden, fordert er pathetisch, um dann sehr viel pragmatischer für »einen vielseitig zusammengesetzten rheingenössischen Arbeitskreis«[437] zu plädieren, der als Archiv aller einschlägiger Informationen, als höheres Forschungszentrum und als oberste Planungsbehörde der »Strombaupolitik und Wasserwirtschaft für das gesamte Rheingebiet« fungiere. Paquet wollte eine erste Einigung aller Rheinstaaten auf planerischer, sozusagen auf neusachlicher Grundlage erreichen, er nennt das die »werkmäßige Neugestaltung Europas«. Damit ist Paquet vermutlich der erste gewesen, der symbolische Regionalpolitik nicht allein auf ethnische und historische Werte gründete, sondern sie als Modernisierungsstrategie konzipierte – heutzutage eine Normalität in diesem Politiksektor.[438] Paquets neuer Rheinbund soll beispielhaft zuerst die für »die objektiv beste Ausgestaltung des Rheines brauchbaren Kräfte« zusammenfassen. »Werkmäßig« solle die »Wiederannäherung des Menschen an die Natur« erfolgen, »aber nicht von Rousseau her, sondern mit der Zange der Technik und des Sportes sozusagen«.[439] Also nicht mehr Hölderlin (»Städte und Inseln, sie sind trunken vom Wein!«) und schon gar nicht die »Wacht am Rhein«, sondern als aufmerksamer Beobachter – Alfons Paquet war vielleicht der Erste, der bemerkte, wie die neue Körperkultur den Strom eroberte. Er sah im Rheinland mehr als nur eine »Arbeitslandschaft« und auch wenn er den Rhein als den »durchgearbeitetsten« (und »zerrissensten«) aller Ströme beschrieb, erkannte er doch auch dessen Reservoir für Freizeit und Erholung. So hat man den Regionalismus Paquets, die Ideologie des Rheins folgendermaßen summieren können: »Basis seines politischen, gesellschaftlichen und literarischen Programms ist eine Definition von Region als emanzipativer, gegenwartsadäquater Kraft, die ebenso des Pragmatismus bedarf wie einer umgreifenden Vision und Idee.«[440] Er war übrigens nicht allein, wenn es galt, Heimat ohne dieses Wort neu zu definieren, kosmopolitisch fast. Josef Winckler, Begründer der Künstlervereinigung »Werkleute auf Haus Nyland«, schrieb 1923: »Ich will die alte Kulturmission des Stromes wieder wachrufen. […] Mit allen Hilfsmitteln *neuzeitlicher* Erdbeherrschung und triumphierender Welteroberung durch den menschlichen Geist!«[441]

Für seine übernationale Rheinland-Organisation hatte sich Paquet schon einen Platz ausgedacht, einen Ort nicht ohne Pointe: den Ehrenbreitstein oberhalb des Deutschen Ecks, oberhalb von Koblenz und vis-a-vis des Koblenzer Schlosses, in dem die Verwaltung der französischen Besatzer saß. »[S]obald die fremde Fahne von seinen Zinnen verschwindet«, die Trikolore, würde der Ehrenbreitstein »zur Burg der Zuflucht gegen die Stimmen des alten Unfriedens, zum Sitz einer wahren Akademie, die alle Sachkunde sammelt […] zum Sitz des überschauenden Ordnertums«.[442] Diese Stelle war sehr gut ausgewählt. Das von Bergen stark eingefasste Terrain am Zusammenfluss von Rhein und Mosel bildete seit 1880/90 den von Franzosen und Deutschen mit höchster Wachsamkeit beobachteten strategischen Punkt des Aufmarschterrains der deutschen bzw. die Einfallsschleuse der französischen Heeresmacht – das Äquivalent des »Fulda Gaps« in den Zeiten des Kalten Kriegs. Dort oben sollte die Akropolis des Rheinbundes zu stehen kommen, um ein Zeichen der »stärksten Hoffnung« auf »nationale Zukunft« und zugleich ein »Sinnbild neuen europäischen Geistes« zu setzen.

Wenn es Paquet zu Ausrufen hinriss: »Macht endlich dieses Land […] zum Hort der Freiheit, zur größeren Schweiz, zum Asyl aller Kämpfer, deren eigenes Land der Freiheit bedürftig ist!«, dann musste er selbst einräumen: »Das alles klingt gewiss seltsam in einer Zeit, da auf den kleinen Kanonenboten vor Köln und vor Wien die britische Flagge weht.«[443] Oder auf dem Ehrenbreitstein die französische Fahne. (Die Franzosen wollten Ehrenbreitstein schleifen lassen, die Amerikaner verhinderten es.) Paquet musste sich vorwerfen lassen, dass seine Vorstellungen von einem übernationalen Rheinland, von einem neuen »Rheinbund« Wasser auf die Mühlen der Siegermächte wären. Die deutschnationale Seite fürchtete mehr noch als die faktische Besetzung die vor allem von den Franzosen versuchte »pénétration pacifique«, sozusagen die »Entgermanisierung« von innen. Paquet war anerkanntes Mitglied der Rheinland-Bewegung, aber er enthielt sich der Auseinandersetzung sowohl mit seinem französischen Gegenpart Maurice Barrès und der französischen Kulturpolitik als auch mit den rheinischen Separatisten. Es ist auffällig, dass er, der prominenteste deutsche Vordenker der Rheinlande, in der *Revue Rhénane*, der Kulturzeitschrift der französischen Besatzer, zwischen 1920 und 1930 nicht einmal publizierte oder – ohne gefragt zu werden – abgedruckt wurde, was die Zeitschrift gerne tat. Er äußerte im Lauf der Jahre vermehrt seine Enttäuschung über die Entwicklung, die durch eine unglaubliche Partialisierung und Überlagerung der Zuständigkeiten stark behindert wurde. Man muss sich vorstellen, dass im »französischen« Mainz die *Frankfurter Zeitung* nicht vertrieben werden durfte. Das war die Zeitung, zu der Paquet Hunderte von Artikeln beisteuerte und deren Feuilleton-Redakteur er kurze Zeit war. Hatte er immer auf die Bewegung des Flusses als lebensspendende Kraft gesetzt, fragte er 1928: »Gehört zum Rhein auch dieses ewige Fließen, in dem nichts Bleibendes ist?«

Aber Paquet blieb dem Thema seines Lebens treu, auch nachdem er 1933 aus der Preußischen Dichter-Akademie ausgetreten war. Denn der Rhein floss natürlich wei-

ter: Er schrieb, fachlich bestens informiert, über Stromausbau, Verkehrswesen, Kanalbaupläne, Architektur am Strom und vieles mehr. Dichtungen über seinen Fluss hatte er zuerst 1922 unter dem Titel *Die Botschaft des Rheins* veröffentlicht, und ganz am Ende seiner Publikationsgeschichte stand 1941 der Privatdruck *Ode vom Rhein* mit einem Text, der wohl noch in der Weimarer Zeit entstanden war. Paquet pflegte ausnahmslos das Langgedicht, das heute nur noch schwer zu vermitteln ist. Er schien die vielen Verse zu brauchen, um es fließen zu lassen – man kann es nicht anders sagen. Diese Gedichte aber werden im Alter immer besser und immer opulenter: Es sind Prunkdichtungen, von einer geradezu spätantiken Exuberanz. Man fühlt sich sehr bald daran erinnert, dass einen deutschen Fluss zuerst der spätantike Dichter Ausonius in seinem Gedicht »Die Mosel« besungen hat. Um die Erwartungen nicht gleich wieder zu enttäuschen, zitiere ich nur einen kurzen Ausschnitt aus der »Ode vom Rhein« – das ganze Gedicht hat 164 Zeilen:

> Das leichte, wie auch das dunkle Blau
> Ruht in dir so wohlgefügt, o du blauer Krug
> Mit dem silbernen Henkeln, und es zergeht im Glanz
> Zauberhaft, wie der Götterstaub,
> Der von Schlangen umwunden ist.
> Immer seh ich mich wieder in dir,
> Der in farbiger Landschaft am milchfarbenen Tag
> Dem Ufer folgt, das unüberschreitbar ist
> Wie die eisengrauen, bergförmigen Walzen der Wolken,
> Flusstäler und Gräben wesenlos still übers Land geschoben
> Die nachdenklich schwere, gerunzelte Stirn der Wolkenzüge.
> Du aber bist spürbar, von Kleinem wimmelnd,
> Lang eingerissene Pflugfurche im Land,
> Eisenblank aufreißend, befreiend die kleinen
> Lebewesen zur Nahrung der großen. So schärfst du
> Auch das geringe Leben zu höherem Glanz.[444]

Wem das zu exquisit und rein, zu hellenisch klingt, den entschädigt vielleicht der Hinweis, dass die Ode weitergeht mit den Versen: »Wie der Schienenstrang, der die Linie zieht/Nicht achtend die rostfarbenen Nebengleise […].« Heimatdichtung ist das jedenfalls nicht, der hohe Ton soll der europäischen Mission des Gegenstandes die Waage halten. Den Rhein als flüssiges Fundament unter sich wissend, war Paquet von der »Weltsendung« der Deutschen überzeugt. René Schickele hätte das ähnlich gesehen. Bei den meisten anderen hätte es anmaßend geklungen.

Regionalismus mit Sendungsbewusstsein III: Die Region Wense

Einer, der anders war und anders vorging als alle, die in diesem Buch zu Worte kommen, nahm sich eine andere Region vor und definierte sie überhaupt erst als solche. Der seit einigen Jahren wiederentdeckte Hans Jürgen von der Wense (1894–1966) hat zu Lebzeiten keine bedeutenden Publikationen veröffentlicht, weder als Komponist noch als Schriftsteller, Übersetzer oder Wissenschaftler, aber er hat ein Lebenswerk hinterlassen, das wesentlich sein »inneres Werk« blieb und erst langsam und unter erheblichen Schwierigkeiten zu Tage gefördert wird. In unserem Zusammenhang muss er als der Konzepteur des ambitioniertesten »Deutschlandbuches« (sein Wort) eingeführt werden, eines Werkkomplexes, das an Tiefe, Eigensinn und Fülle alle anderen Vorhaben, alle zeitgenössischen Versuche in »Landschaftskunde« (Siegfried Passarge) in den Schatten gestellt hätte.[445] Für das 1932 begonnene Projekt waren nach dem Krieg, als es nicht mehr erste Priorität besaß, landeskundliche Mappen mit ca. 15 000 Blättern und »Dinge«-Mappen, die thematischen Schwerpunkten gewidmet waren, mit ca. 3 500 Blättern zusammengekommen.[446] Ein weiterer Fundus waren die regelmäßig geführten Tagebücher, begleitet von einem Dossier täglicher Wetteraufzeichnungen und einer umfangreichen Sammlung von Karten, Messtischblättern zumeist, aber auch von Hand gezeichneten, weiterhin von Fotografien, selbst und von Freundinnenhand angefertigte (Abb. 27). Da Wense stets alle Formate bediente, müssen auch die Briefe als Quellen miteinbezogen werden und ebenso seine Klebebücher, in denen er Ausschnitte aus der Tagespresse und aus Illustrierten zu sinnreichen Tableaus zusammenführte. »Daraus wird jetzt ein Buch« hatte er 1932 einer Briefpartnerin frohgemut angekündigt; es wurde kein Werk, sondern »etwas viel Schöneres als ein Werk: ein Blattwerk« (Reiner Niehoff), man könnte auch sagen, näher am Gegenstand bleibend: Es entstand eine Textlandschaft, die begangen, bestiegen werden muss, im Grunde ein Parallelunternehmen zur realen Landschaft, wie es Borges in der berühmten Erzählung »Von der Strenge der Wissenschaft« schildert, in der Geographen nicht ruhen, bis sie neben dem Reich, das sie kartieren müssen, eine 1:1-Dublette angefertigt haben. Aber: »The map is not the territory«, und konnte es für Wense schon deswegen nicht sein, weil spätestens seit der Romantik ganz entscheidend der Wanderer selbst, das »Erdleben« und das Wetter zur Landschaft gehören, der Wechsel der Stimmungen innen und außen, der biographischen und jahreszeitlichen Einflüsse. In gewisser Weise sprach Wense das bereits 1932 an, als er noch ganz am Anfang stand und sich vornahm: »Biographie der Landschaft schreiben, ihre großen Widersprüche, ihre Talente. Alle 13 km ändert sich die Erde. Zellen der Erde erforschen.«[447] Biographie der Landschaft, das umfasst bei Wense die unendlich langsame, aber aktive Formung eines Landstrichs ebenso wie das momentane Wetter

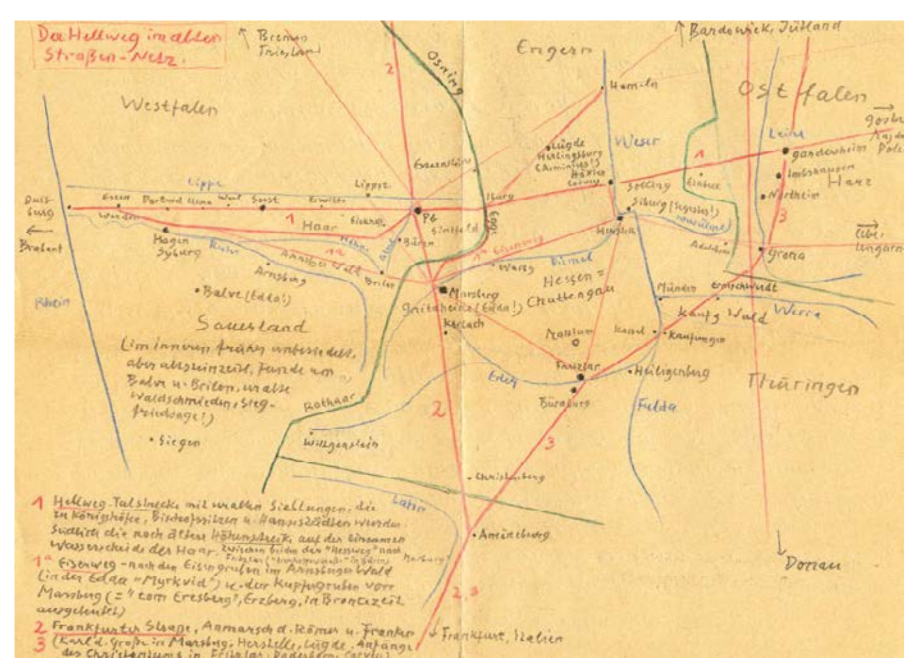


Abb. 27. Hans Jürgen von der Wense, Karte »Der Hellweg im alten Straßen-Netz«

und das mittelfristige kulturelle Einwirken des Menschen. Dieses »Leben« des Landes war so vielschichtig und unvollendbar wie das Werk Wenses selbst. Dort wäre dann vielleicht zu lesen gewesen:

> Der Meißner hoch in einer weißen auf- und niedertauchenden Wolkenwand, wie ein großer Eisenmagnet, dahinter und über uns eine Lichtlücke, oft krasses Aufleuchten der goldbunten Wälder. Auf stahlblauem Himmel im Osten ein Regenbogen! Vorne um Wolfterode ganz schiefgestellte Fläche, seltsame Schollen unharmonisch neben- und gegeneinander, gezerrt und zerspellt, noch unfertig, in Fragmenten, geheimnisvoll, ohne System, den Zusammenhang ahnen, spüren.[448]

Man erahnt aus einer solchen Passage, dass die positivistische Wissenschaft, also »ein starres Hineinsehen in den tobenden Irr-Wirbel der Erscheinungen«, nicht Wenses Sache war. Er wollte keine »ausgeheckten Systeme« bedienen, sondern »die Vielfalt hinfließen und sich wandeln lassen«, mit dem »ruhigen und überlegenen Auge der Liebe«.[449] Was nicht ausschloss – weil bei Wense sich nichts ausschließt –, dass er zu allem unendlich viele Seiten Exzerpte aus wissenschaftlicher Literatur anlegte. Im besten Falle sollte Wissenschaft »Bestandsaufnahme des Scheines« sein,

was stark an einen anderen großen Wanderer und Theoretiker der Vielfalt erinnert, an John Ruskin, der zwischen einer »science of facts« und einer »science of aspects« unterschied.

Das Projekt Deutschlandbuch hatte ein präzises Initialdatum, das einer Epiphanie gleichkam. Am 6. Mai 1932 landete Wense mehr zufällig auf der Reise von Lübeck in Bad Karlshafen, der nördlichsten Stadt Hessens. Bei der Annäherung an den Ort will er vom Fenster der Zugtoilette aus den Desenberg erblickt haben, »den nördlichsten Basaltvulkan Europas, sofort als Vulkan erkenntlich an seinem gegossenen Schwung«.[450] »[E]s war das erste Mal, dass ich mit einer Sache nicht fertig wurde, die mich überbot.«[451] Der Desenberg war bisher noch nicht vielen Menschen als heiliger Berg, als Schicksalsberg begegnet, aber für Wense wurde er ein solcher, ein Fuji im Niemandsland am Rande der Warburger Börde. »Auf dem Desenberg unter einem Stein legte ich ein Manuskript.«[452] Dieses Depositum, erwähnt in einem Brief vom August 1932, erfolgte also sehr früh und sollte wohl als Opfer das Gelingen sichern. Der Desenberg brachte die beiden Qualitäten mit, die seinen Entdecker für die nächsten zehn Jahre faszinieren und in der Spur halten sollten: Einmal das Vulkanische als Index eines Erdlebens, das einmal aktiv war und wieder aktiviert werden will: »Leben muss gezaubert werden. Jede Wanderung ist Beschwörung.« Und zum Zweiten die Unbekanntheit und Verlassenheit einer Szenerie, die Wense gerne mit Wüste oder Urwald assoziierte. »Gott ist in der Öde, nicht in der Fülle.«[453]

Wüsten findet er eigentlich überall in der Region, die er als Revier für sich absteckt und die man mit einen Radius von 100 Kilometern um Kassel herum umzirkeln kann, Nordhessen ebenso umfassend wie das Eichsfeld, Teile des Vogelsbergs und des südlichen Westfalens. Wense hatte dieses Stück Land wie ein Präparat zugeschnitten: der Mittelgebirgscharakter war die große Gemeinsamkeit, aber politisch, historisch, konfessionell gehörte da wenig zusammen.

Im Grunde führt Wense hier nur zur letzten Konsequenz, was die Kulturraumforschung zu seiner Zeit begonnen hatte. Ein Jahr vor Wenses Exkursionsbeginn hatte Aubin, wie oben ausgeführt, »Westfalen« in vier Westfalen aufgeteilt, die sich auf wechselnden geographischen Grundlagen überlappten – und die Wense'sche Region ist sozusagen die Überlappung an sich und deswegen namenlos, aber ungemein gehaltvoll. Wense, der es durchaus fertigbrachte, ein Messtischblatt bis zum Rand zu erwandern und dann umzukehren (»Messtischblatt – die Partitur des Wanderns«), zielte auf die Mikroebene, auf das tiefste Deutschland. Es war ihm kein Anliegen, das ausgewählte Territorium als eigenartige Region oder als die Mitte Deutschlands aufzuwerten. Hessen war für ihn sowieso »Transitus«, ein Übergangsland. Als Wense mit seiner Expedition anfing, hatte man gerade den zukünftigen Ort für das geplante (aber niemals gebaute) Reichsehrenmal in der Umgebung von Bad Berka in Thüringen festgelegt und damit die geographische und symbolische Mitte des Reiches festge-

schrieben. Der Ort lag schon etwas außerhalb des Wense'schen Radius, gehörte aber zum gleichen Typus von Kulturlandschaft, die Wense favorisierte: von der Historie intensiv genug bearbeitet, um gelesen werden zu können, aber mit genügend Raum für die Natur, um den einsamen Wanderer wie eine Wüste anzulocken und den Naturforscher zu beschäftigen. Der von ihm so geliebte Kaufunger Wald, im waldreichen Hessen gelegen, ist heute noch das größte zusammenhängende Waldgebiet Deutschlands. Den »Chattengau«, das Land der Hessen, bezeichnete Wense als »[…] nördlich der Alpen das reichschönste und lebendigste noch antike Land«.[454] Der Rückbezug auf die Geschichte, hier die Antike, ist für Wense typisch: Eine Landschaft ist nie für sich da, immer bringt sie Assoziationen an andere Zeiten und Länder mit sich. Zum »Chattengau« schreibt er an anderer Stelle: »Das ganze Land von Schritt zu Schritt urheiliger und erlebter Boden mit tiefsten Erinnerungen. Jeder Name ist eine Sage. Jeder Acker, jeder Berg hat eine große unbekannte Geschichte. Alleräußerste Kraft und Substanz.«[455] Das könnte an das Schlagwort »Ahnenerbe« erinnern. Wense ist immer auf das Früheste und Älteste aus. Selbst sein Städtebild Göttingen beginnt er mit den Sätzen: »Was an Göttingen fesselt: Die vielen Steinzeitfunde in einer heute noch fast steinzeitlichen Landschaft: Rosdorf-Grone-Eliehausen/Diemarden-Lengden. Orte mit steinzeitlichen Namen.«[456] Aber dieses Deutschlandbuch, das wie gesagt niemals erschienen ist, hätte den Beweis geliefert, dass man über eine deutsche Region schreiben kann, ohne den Begriff Heimat emphatisch einzusetzen, ohne den Völkischen und Stammestheoretikern zu folgen. Heimat, Volk spielen keine Rolle, aber es wird auch nicht klar, welche Art von Ahn da zu beerben gewesen wäre, da auch der Begriff Germane gemieden wird. Wie er die Urbevölkerung und dann die Chatten stammesmäßig einordnen könnte, beschäftigt Wense nicht. Es waren Menschen, die sich diese Landschaft aneigneten, und sehr oft waren es Fremde, wie auch Wense selbst, der aus Ostpreußen stammte. Ein Antidot gegen die rechte Besetzung deutscher Landschaft war die seinen Buchprojekten vorausgegangene kurze Karriere in der Musikszene der Moderne – er schrieb mehrere atonale Kompositionen –, zum anderen aber unterscheidet Wense von den Völkischen das schiere Arbeitspensum, die überlegene Kennerschaft. Die anderen warteten mit abgestandener Poesie und großen Schlagworten auf – Wende ersetzte Bekenntnis durch Kenntnis. Im genauen Hinschauen zog er mit Konrad Weiss gleich, in genauer Lektüre mit Ricarda Huch, die uns im nächsten Teil beschäftigen werden. Unvergleichlich war sein multidisziplinärer Ansatz.

Den Auftrag, den er am 7.5.1932 erhielt und der »zum völligen Zusammenbruch« seines »gesamten Lebens« führte, nahm er mit großer Entschlossenheit und Hingabe an. Noch in Karlshafen beschließt Wense, ein Mensch zu werden, »der unstet ist, namenlos und verloren sein will. Ich lebe dem Himmel. O könnte dies mein Stil sein; jeden Monat in einer andern Stadt in dem unbekanntesten Deutschland und von da ausschwärmen und forschen. Ich rühre die Erde an und sie redet mir. Die Wolken schreiben es mir an den Himmel.«[457] Wense bezog Quartier im zentral

und verkehrsgünstig gelegenen Kassel, was ihn noch nicht zum Strategen machte. Er gehört definitiv zu den Taktikern, um mit Michel de Certeau zu sprechen. Als Taktiker verfolgte er ein Kalkül, »das nicht mit etwas Eigenem rechnen kann und somit auch nicht mit einer Grenze, die das Andere als eine sichtbare Totalität abtrennt. Die Taktik hat nur den Ort des Anderen. Sie dringt teilweise in ihn ein, ohne ihn auf Distanz halten zu können.«[458] Wense »ist nicht unabhängig gegenüber den Umständen«, er will es gar nicht sein. Am ersten Tag in Kassel erblickt er einen Milchwagen mit der Aufschrift eines Rittergutes in der Nähe, »zwei kleine Stunden« entfernt. Er macht sich sofort nach Windhausen auf und findet ein Schloss aus dem 18. Jahrhundert, einen Park im englischen Stil, eine Eremitage, ein Mausoleum, eine Menagerie und ein »Grab des Arminius mit Versen in frz. Sprache«. »Das Seltsamste ist am schönsten Punkt gelegen: ein Affendenkmal«, »eine gebrochene Säule mit Klopstockinschrift« – unter ihr hatte der Erbauer der ganzen Anlage, der hessische Staatsminister von Schliefen, seine Lieblingstiere begraben.[459] Das alles fand Wense, als er einem Milchwagen folgte. Ein Denkmal für Hermann den Cherusker mit französischer Beschriftung in einem englischen Garten, der aber vom Auftraggeber germanischer Garten genannt wurde, eine Säule zur Erinnerung an tote Affen, das Ganze initiiert durch einen Mann, der mit dafür verantwortlich war, dass die hessischen Landeskinder an die Engländer zum Einsatz in Amerika verkauft wurden – dichter und widersprüchlicher konnte sich der Taktiker seine Einführung in den von ihm vorausgesetzten Reichtum seines Raumes nicht wünschen. Der Taktiker, um noch einmal de Certeau zu zitieren, »muss andauernd mit den Ereignissen spielen, um ›günstige Gelegenheiten‹ daraus zu machen. Der Schwache muss unaufhörlich aus den Kräften Nutzen ziehen, die ihm fremd sind. Er macht das in günstigen Augenblicken, in denen er heterogene Elemente kombiniert.«[460]

Kassel war also der Ausgangs-, nicht der Sammelpunkt. Die »Grundfiguren reiseliterarischer Bewegung« hat Ottmar Ette in fünf Grundtypen unterteilt: den Kreis, das Pendeln, die Linie, den Stern, das Springen.[461] Wense ist eindeutig der Figur des Sterns verpflichtet: Er schwärmt aus in unbekanntes und bekanntes Terrain und kehrt zurück, um am nächsten Tag wieder loszuziehen, fast immer in ganz andere Richtung. Wenn es nicht sehr anachronistisch klingen würde, könnte man sagen: Er scannt seine Landschaft, die hermeneutische Bewegung gilt der Gesamtfläche und gleichzeitig der Tiefe in ihr. Städte und Sehenswürdigkeiten gibt es notwendig auch in Wenses Region, aber sie sind nicht im emphatischen Sinne Ziele. Sie können aber Ausgangspunkt neuer, sekundärer Sterne werden wie etwa Eschwege, das er als zentralen Ort und wegen der Nähe zum Meißner schätzte, dem anderen »starken Berg« in seiner Region (Abb. 28).

Wense erbettelte sich eine Netzkarte und legte im letzten Jahr der Weimarer Republik geschätzte 4500 Kilometer zu Fuß zurück.[462] Seine Gesamtleistung wird mit 24000 bis 27000 km angenommen. Er wusste selbst: »[J]ede meiner Wanderun-

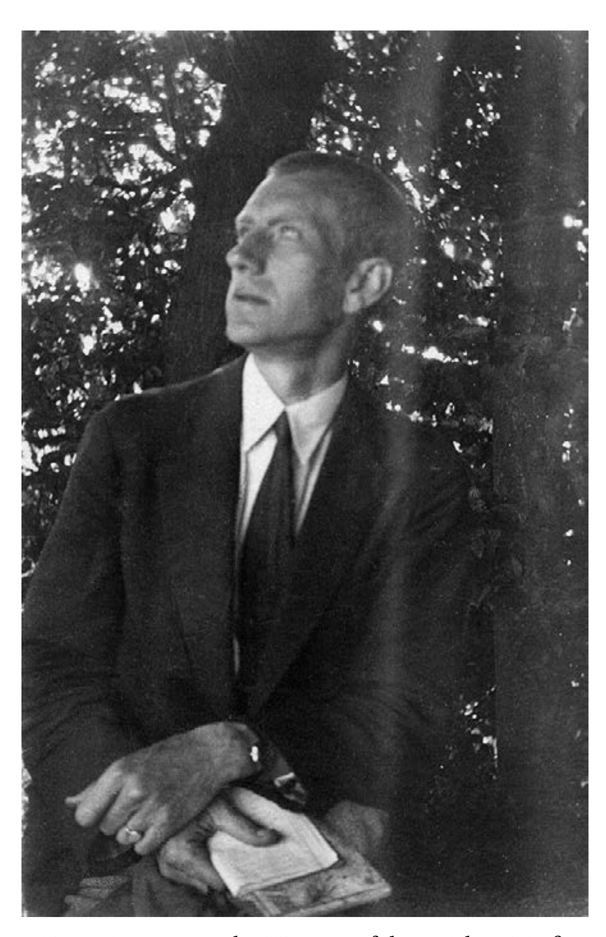


Abb. 28. Hans Jürgen von der Wense auf dem Hohen Meißner, 1934

gen ist ja eine Flucht vor den Menschen, dies ist ja der eigentliche Triumph bei jedem meiner Märsche – ich bin unerreichbar, nur in mir und bei meinem Gott.«[463] Wense war homosexuell, er hasste und fürchtete die Nazis, die zum Glück wohl nie seine Briefe oder gar seine Tagebücher geöffnet haben, und er entkam ihnen und vor allem einer zweiten Einberufung, trotz dreier Musterungen: Nicht ein Emigrant war er, sondern ein Migrant im eigenen Lande, wie sein Biograph Reiner Niehoff es formuliert hat. Erst gegen Kriegsende fand Wense Arbeit in einem Rüstungsbetrieb, die ihn von anderen Einsätzen befreite.

1932 war das Jahr mit der höchsten Vagabundenquote im Reich, es war damals schon und erst recht nach 1933 nicht leicht, sich von diesem Typus des Wanderers zu distanzieren und obrigkeitlichen Nachstellungen zu entgehen – »Frei, daher verdächtig«, nannte das Wense: »Schotten [Vogelsberg, wo Wense aus der Kleinbahn

steigt] – aber peinlich mit vielen anzulangen morgens, alle gaffen, besonders der Gendarm.«[464] Wense vermied zumindest die Gleichsetzung mit dem Landstreicher, indem er Knickerbocker trug, ein langes Jackett, eine Art Herrenfahrermütze, die bestimmt nicht mit einer Arbeitermütze zu verwechseln war, und einen Beutel, nicht einen Rucksack, zum Tragen des Proviants verwendete – ein Herrenwanderer eben, kein Tramp, kein Ausflügler, kein jugendbewegter Wandervogel.

Und so schlief er auch nicht in Scheunen oder in freier Natur, sondern in Kassel, das er oft erst nach einer Nachtwanderung wieder erreichte, oder in den größeren Orten, aber in der Landschaft allein auf sich gestellt, legte er sogleich seine Fluchtattitüde an den Tag, die aber nicht nur einen psychologischen, sondern auch einen eminent methodischen Sinn hatte: Er verließ sich nicht auf Straßen und Wege, sondern wählte seine Strecke frei, um mithilfe der Landkarte Schnitte durch das Gelände zu legen, wie bei einer archäologischen Grabung, wenn auch auf der Oberfläche bleibend. Seine Funde waren, wie er es nach dem Krieg formulierte, »Einhakungen, Scharniere oder Geflechte«, in geologischer Hinsicht »Verwerfungen« – man denke dazu noch einmal an seine erste Tour, die ihn nach Schloss Windhausen führte. Die Zeitentiefe, die Wense überall suchte, in Natur und in Kultur, bürgt für jene Temporalisierung von Vielfalt, die wir im ersten Teil mit Bloch und anderen ansprachen. Vierdimensional ist Wenses Landschaftsbild. So nahm er zum Beispiel Orts- und Flurnamen sehr wichtig, »Einhakungen« von Geschichtlichem in eine Lokalität. Warum hieß ein Ort Römertod? Aber sein besonderes Augenmerk galt den Wüstungen, waren sie doch unbekannt, noch unbekannter als ihre Umgebung, und bildeten sie doch ein »Geflecht« aus Natur und Kultur. »[H]underte von ›Wüstungen‹« würden ihm ihre Entdeckungen verdanken, schreibt er und übertreibt weiter: »vor langen Jahren aufgelassene Dörfer, ja ganze in Trümmern liegende Städte tief tief im Urwald«. Wüsten, Wüstungen und Urwälder sind die Koordinaten seines Geschichtsbildes, von daher ist seine Region als eminente Geschichtslandschaft qualifiziert: »Die Geschichte – ein Weg und kein Ausweg. Als bauten wir eine Straße im Urwald, die immer alsbald hinter uns wieder zuwächst, von neuer Wildnis verschlungen. Jeder Schritt nach vorn bedeutet nur ein weiteres Verlegen des Rückweges, jede neue erkämpfte Lichtung wird uns im Rücken schon wieder zu neuer Wüstung.«[465] Damit ist gesagt, was dem Historiker aufgegeben ist und zu tun übrig bleibt: »Die Geschichte ist Mutung. Man begreift sie voller aus fragmentarischen Einzelheiten, zwischen denen man die Zusammenhänge erahnt, als aus einem geschickt hergerichteten Ganzen. Mehr Mut zur Armut, die uns allein die großen Träume gibt. Der Historiker beutet die Geschichte aus wie einen Steinbruch.«[466]

Literatur der Landschaft I: Wilhelm Stapel, Josef Winckler und Ernst Wiechert

> Wenn wir uns vergegenwärtigen, welche von den deutschen Dichtern heute urbanistisch und welche landschaftlich sind, kommen wir zu einem Ergebnis, das vielleicht manche überrascht: die bedeutendsten Dichter der Gegenwart leben in der Landschaft und ziehen ihre Kraft aus der Landschaft.

Leider jedoch, bedauert der Autor, spiegele sich diese Tatsache nicht in der öffentlichen Wertschätzung wider: »[D]ie urbanistische Literatur ist im Vordringen, die echte Literatur der Landschaft ist in der Verteidigung. Eine Umkehrung dieses Verhältnisses setzt den Aufstand der Landschaft gegen die Urbs voraus.«[467] »Urbs« ist aber identisch mit Berlin, und das macht der Autor in einem zweiten Anlauf deutlich, in dem er gleich einen »hieros gamos«, einen himmlischen Bund zwischen Dichter und Bauer andeutet:

> »Wie der Bauer der deutschen Landschaft aufsässig zu werden beginnt gegen das, was in Berlin gespielt wird, so wird der gebildete Deutsche sich dem widersetzen, was die Geistigen Berlins propagieren. Der Geist des deutschen Volkes erhebt sich gegen den Geist von Berlin. Die Forderung des Tages lautet: Aufstand der Landschaft gegen Berlin.«[468]

Der Verfasser ist Wilhelm Stapel (1882–1954), eine der »gefürchtetsten Federn auf der Rechten« (Armin Mohler), ein Berufspolemiker, der die Ende der zwanziger Jahre besonders heftig geführte Kontroverse Berlin-Provinz zu seinem Hauptanliegen machte. Der alte Gegensatz Zentrum – Peripherie, Hauptstadt – Provinz wird hier ideologisch geortet als die Opposition von Stadt und Land – Land, das Landschaft, Region, Boden, Natur bedeuten kann. Irgendwie spielt da auch des Partikularisten Widerstand gegen Hierarchie mit hinein, aber Stapel und die Seinen streben eigentlich nur danach, die »Urbanisten« zu entmachten und die »Regionalisten« zu inaugurieren. Was deren spezifisches Vorrecht sein soll, erfahren wir nicht. Die Rede ist charakteristischerweise von »der Landschaft« im Singular; dieses Sujet, das auch gerne mit »der Boden« gleichgesetzt wird, negiert aber das Potenzial aller Peripherie, ihre charakteristische Heteronomie. »Schöpferische Landschaft« überschrieb Martin Heidegger den Text, in dem er begründete, warum er einen Ruf nach Berlin nicht angenommen habe. Für ihn ist seine Skihütte im Schwarzwald der Ort, wo die Einsamkeit »das ganze Dasein *loswirft* in die weite Nähe des Wesens aller Dinge«.[469] Dass er in der »Arbeitswelt« der Hütte arbeitet *wie* die Bauern und nicht nur *in der*

Nachbarschaft der Bauern, dass der »Gang der Arbeit [seiner Arbeit] in das Geschehen der Landschaft eingesenkt« bleibt, will man ihm nicht so recht abnehmen, allen rustikalen Tendenzen seiner Schreibweise zum Trotz. Aber für den Identitätsphilosophen steht fest: Die »Landschaft« und nicht die Stadt ist »schöpferisch«. Deswegen geht er nicht nach Berlin. Wir werden diesem Phänomen des generischen Landes, des Landes an sich wiederbegegnen, in Werken, die Stapel vielleicht gefallen hätten. Er selbst empfiehlt in der Kategorie »bedeutendster Dichter der Gegenwart« nur zwei Namen: Rudolf Huch und Erwin Guido Kolbenheyer, zwei Schriftsteller, die anders als der Hamburger Stapel in kleinen Städten lebten, in Bad Harzburg und in Tübingen, deren Werke aber trotz (oder wegen) der hohen Bewertung Stapels nicht überlebt haben.

Was Stapel aber nicht würdigte, war eine andere Art, Landschaft schöpferisch werden zu lassen. Josef Winckler (1881–1966) gelang dies beispielhaft und mit großem Erfolg. Seine Hinwendung zur »drastisch nackten Fruchtbarkeit« seiner Heimat Westfalen gebar zwei humoristische Volksbücher: den »westfälischen Schelmenroman« *Der tolle Bomberg* (1923) und danach *Pumpernickel* (1925), letzteres ein Buch, das so heimatverbunden war, dass nach seinem Erscheinen niemand im Dorf mehr mit dem Dichter redete. Der »tolle Bomberg«, ein Lügenbaron und Possenreißer, in einer Klasse mit Simplicissimus, Eulenspiegel und dem Herrn von Schnabelewopski rangierend, repräsentiert das Westfälische so treffend wie Don Quichotte die Provinz Madrid. Winckler hatte eine bemerkenswerte Karriere zurückgelegt. Seine expressionistischen, extrem nihilistischen Dichtungen hätten eigentlich nur eine Konsequenz nach sich ziehen können, den Selbstmord, wie ein Kritiker ohne Übertreibung bemerkte. Man kann fast die Wochen zählen, in denen der Umschwung geschah, der Umstieg »aus der Hölle des europäischen Krieges und Zusammenbruchs« in ein Szenario, das nicht »heimatsüß«, sondern exuberant, karnevalistisch, subversiv ausgerichtet war. Er habe, so Winckler, »den Zusammensturz der Menschheit jahrelang so mitdurchlitten und endlich im ›Tollen Bomberg‹ mich von Herzen so freigelacht [...] über die schauerlich dumme Komödie, die Welt heißt«.[470] Stapel hätte nicht akzeptiert, wie die Mächte schicksalhafter Bindung an Land und Stamm – ja, man kann schon sagen: von Winckler ausgetrickst werden. Wie so viele hielt er das Thema für sehr ernst und dringlich genug, um an ihm die Machtfrage zu stellen. Gegen den Strategen Stapel agiert Winckler wie ein Taktiker. Er legt durchaus ein Bekenntnis ab, das dem »Geist des deutschen Volkes«, vertreten durch seine Westfalen, Genüge tun würde: »Ich steh vor meiner Heimat wie vor einem neu entdeckten Wunder: welch ein strudelnder Trichter von Leben und Gestalt ist dies amusische Land!« Er sei »zurückgesunken in den Schoß meiner Heimat, noch tiefer untertauchend, mich vollsaugend wie ein durstiger Vampir aus Scholle und Mark des Münsterlandes, überschauert all die ewigen Kräfte zu erforschen, all diejenigen Instinkte zu be-

lauschen, die mich selbst einst in der Frühe gebildet, um wiedergeboren zu werden aus klarem Born«.[471] Scholle, Schoß, Mark, ewige Kräfte, Born: Das Vokabular ist kaum zu überbieten, aber dann stören Worte wie amusisch oder Vampir doch den Heimatfrieden, und das ist typisch für einen Autor, der sich nicht so eindeutig positionieren kann, denn schließlich muss der Born ja nicht das Epos des bäuerlichen Lebens und das große Landschaftspanorama ausspucken.[472] Was ihm entspringt, ist nicht »Erdmythos« (Bloch), der sich mit Titeln wie »Neue Erde«, »Brot«; »Geist und Pflug« melden würde, es sind Geschichten, nacherzählte und zum Nacherzählen angelegte Geschichten, man ist versucht »Stories« zu sagen, Stories, die sich aus einem erstaunlich reichen Typenvorrat speisen: In *Der tolle Bomberg* etwa der gleichnamige Baron als Hauptperson und eine Schar sonstiger Adliger, ein jüdischer Viehhändler, eine durchreisende Feministin, ein Likörreisender, »Pfaffen« in großer Zahl, ein französischer Koch und »Kunstbäcker«, der Zoologe und Theologe Landios usw. Die Landschaft als solche ist nicht eigentlich »schöpferisch«. »Ich hör' in ganz Münster die Totenwürmer klopfen vor Stille«, schimpft der Baron über die Provinzhauptstadt: »Wenn der Gott auf die Stadt herabschaut, kriegt er vor Gähnen den Mund nicht mehr zu.«[473] Die Landschaft ist eine Spielfläche, auf der ein Trickser entweder auf lauter festgelegte Typen oder auf ihm ebenbürtige flamboyante Gestalten trifft. »Summa: Bei den geistlichen Herren war der Baron ein Besessener, bei den Adligen ein Trottel, bei den Spießern ein Hundsfott, bei den Militärs ein Saufgenie, bei den Damen ein Wüstling, aber beim Volk ein ›Kerl‹.«[474] Winckler sieht darin nichts Schlechtes, im Gegenteil: Wie Bomberg »überpersönlich zum Symbol zu wachsen« erscheint ihm »als der höchste Gipfel, den der Mensch überhaupt erreichen kann«. Das Volk macht im Roman Bomberg, den »monströsen Menschen«, zur Legende, aber die Legende lebt bei genauerem Hinsehen genau von dem Umstand, dass alle in ihm etwas anderes sehen und ihn demgemäß verschieden behandeln und er darauf reagiert: seine ihm angetragene Rolle spielend und übertreibend, die Rolle wechselnd und seine Gegenspieler übertölpelnd. Die Landschaft als Spielfläche, Bomberg, der Spieler, der deutsche Vielfalt verkörpert und durchspielt – ob das als typisch westfälisch gedeutet werden kann, darf füglich bezweifelt werden. In der Vorrede zu seinem Roman zeigt sich Winckler jedenfalls optimistisch, dass er in »den Geist Westfalens«, den »Volksgenius« seines Heimatlandes wiederauferstehen lassen kann:

> ›O Großer Gott von Soest!‹ – bis heute bliebst du spurlos verschwunden! So scheint mir auch der Geist des Westfalenlandes, nachdem er viele Jahrhunderte im Lande gewaltet als ein riesenhafter Kerl, mit dem sogar Karl der Große gefährlich ringen musste, ganz und gar gestohlen zu sein von heimattümelnden Dilettanten, die einen rührseligen Quaterkopp [Quatschkopf] aus ihm gemacht haben!

> Großer Gott von Soest, hilf mir also, dass ich deinen noch größeren Wunderbruder, den Volksgenius meines Heimatlandes, endlich wieder saftig und urtümlich ans Licht bringen helfe; amen![475]

Wincklers Roman wurde ein großer Erfolg – allein bis 1942 wurde er über 250 000 Mal verkauft. Als klassisches Heimatbuch wäre eine solche Auflagenhöhe nicht möglich gewesen. Fast unnötig zu sagen, dass der Roman auch bei weitem mehr Leser fand als die Bücher jener Autoren, die Wilhelm Stapel als »bedeutendste Dichter der Gegenwart« apostrophiert hatte.

Als Letzterer 1930 sein Pamphlet *Literatenwäsche* publizierte, ließ er das Bändchen durch einige Graphiken seines nationalrevolutionären Gesinnungsgenossen Paul A. Weber illustrieren. Eine zeigt einen Riesen, den wir als die mächtige Verkörperung des Aufstands des Landes, der aufständischen Bauern verstehen sollen, einen Berserker, der eine Gabel oder Schaufel voll dampfendem Mist in eine unbestimmte Ferne schleudern will (Abb. 29).



Abb. 29. Graphik von Paul A. Weber in Wilhelm Stapels Schrift *Literatenwäsche,* 1930

Aus dem Text erfahren wir, dass der Riese die Stadt Berlin auf die Schaufel genommen hat, um sie in die Ostsee zu schleudern: »Das Loch in der Mark wühlte er mit reinlichem Sande wieder zu. Von Stund an begann Deutschland zu genesen.«[476] Eine Gewaltphantasie, wie Weber sie sein Leben lang gezeichnet hat, die Stoßrichtung immer auf »Zivilisation«, auf Moderne gerichtet. So auch in der Illustration zu Hjalmar

Kutzlebs *Der Zeitgenosse* von 1922: Hier kämpft der Riese im Wald gegen ein Automobil an (Abb. 30).



Abb. 30. Graphik von Paul A. Weber in Hjalmar Kutzlebs *Der Zeitgenosse,* 1922

Sujet und Duktus beider Graphiken erinnern an den Roman *Der Totenwolf*, dessen Autor Ernst Wiechert (1887–1950) eigentlich einen vorderen Rang in Wilhelm Stapels Liste »landschaftlicher« Dichter verdient hätte. Wiechert lebte zwar in Großstädten (Königsberg und Berlin), darf aber als *der* Anti-Urbanist der deutschen Literatur schlechthin gelten.[477] Dabei war die Konkurrenz gewaltig: Gerade nach dem Krieg blühte das Genre der Bauern- und Kleinstadtromane wieder auf. Romane und Erzählungen erschienen, die einerseits versuchten das *Licht der Heimat* (ein Roman von August Hinrichs, 1921) zum Strahlen zu bringen, andererseits aber auch dem »deutschen Schicksal« der Nachkriegszeit gerecht werden wollten.[478] Der Held von Hinrichsens »Heide-Roman« absolviert das genretypische Erzählprogramm: Die geliebte Heide ernährt den Helden nicht, er geht in die große Stadt, wird dort unglücklich, wandert nach Amerika aus und kehrt als reicher Mann in die Heide zurück, um dort Kraftwerke zu bauen! Wiechert übernimmt das Schema, belastet es aber mit mehr Drama, mehr Weltanschauung und mehr Weltverneinung. Den Helden seines Romans *Der Totenwolf* (1924), Wolf Wiedensahl, einen ostpreußischen »Kraftmenschen«, lässt er »gegen das stadtgeborene Geschlecht und den Leichenatem der Zeit« ankämpfen: »Eure Städte muss man zerstampfen in Schutt und Scherben, eure Herzen zerbrechen, euren Gott muss man vernichten […]. Was wisst ihr, was ein Deutscher ist? Der Kampf war sein Gott, der Hass war sein Pfeil, der Wald sein Haus […] … ach, ausrotten wird man euch, mit Gott und Haus und Weib und Kind […].«[479] Der Entwicklungsro-

man erzählt von einer Figur, die in einer Art Einöde in Moor und Wald aufwächst. Bemerkenswert ist die Vorgeschichte dieses Wolf Wiedensahl. In geradezu stakkatohafter Folge verabschiedet der Autor die Generationen Urgroßvater, Großvater, Vater, um mit dem jungen Wiedensahl fortzufahren. Man fragt sich nur, warum er die Geschichten der Vorfahren erzählen muss, wenn es um den völlig anders gearteten jüngsten Spross der Familie geht, der ja auch von seinen Eltern ferngehalten wird. Die Antwort gibt indirekt der erste Satz des Romans:

> Als die Wiedensahls ihr raschlebiges, hochfahrendes Geschlecht aus der raumlosen Ebene Niederdeutschlands in das hügelige Land zwischen den östlichen Wäldern verpflanzten, um eine Scholle zu bebauen, die nicht ihre Mutterscholle war, hatten sie bereits etwas leise Kränkelndes, Unbeständiges und Haltloses in ihrem Blut.

Durch Einheirat in ein ostpreußisches Gut wurden die Ebenenmenschen, die Wiedensahls, »Landfremde«; man sah es ihren Augen an, »die nicht mehr über hemmungslose Flächen gleiten konnten«. »Es war, als ersterbe langsam der Glanz dieser Augen von der Mühe, über alle Hügel der neuen Heimat hinwegzuschauen und durch den dunklen Vorhang der Wälder zu dringen […].« Wir kommen noch zu dem Germanisten Josef Nadler, der die deutsche Literatur bodenständig auf die Formel Flachland gleich Romantik und Mittelgebirge gleich Klassik zu bringen versuchte. Bei Wiechert geht es aber um den Wechsel von einem Landschaftstypus in den anderen und um die pathologischen Effekte des Verlustes der angestammten Umgebung: Die ersten drei Generationen verschwenden am neuen Ort Leben und Gut, bis ihr Spross in einer Art Experiment und Radikalkur in das Land hineinwächst, in dem er geboren wurde und in das er gehört und aus dem er eigentlich nicht mehr herauswill: als »Moormensch«, der im »Totenwinkel« lebt – so der Name der Moorlandschaft, die sein Zuhause wird. Er regrediert in die Kulturstufe vor der Landwirtschaft; nicht einen Bauernroman, sondern einen Urmenschenroman hat Wiechert geschrieben, wie schon der Titel zu erkennen gibt.

Es fällt heute schwer, die Folgen eines Heimatverlustes als das Hauptmotiv eines Romans anzunehmen. Die Deutschen haben nach 1945 ganz andere Ortswechsel als die zwischen Tiefebene und Mittelgebirge absolvieren müssen, und Mobilität ist eine Grundvoraussetzung zeitgenössischer Lebens- und Arbeitswelt. In der Miniatur dieser Familiengeschichte spiegeln sich aber epochale Vorgänge wie Entwurzelung und Landflucht in der Zeit der Industrialisierung sowie Vertreibung und Umsiedlung nach den Gebietsverlusten von 1919ff., also der ersten und zweiten Phase der Völkerwanderung, die in noch viel größerem Umfang 1945 einsetzte und an die man sich in gewisser Weise gewöhnt hat. In der Gestalt des Moormenschen begegnen wir auch dem Phänotypus des Rücksiedlers und Selbstversorgers, wie er nach

1918 überall auftaucht und in wenigen Jahren zum Ziel eines staatlichen Förderprogramms wird.

Doch zurück zur Geschichte: Der Einsiedler Wiedensahl muss in den Krieg, er kommt beinahe darin um, als er im Schützengraben verschüttet wird, aus dem er sich nur mit letzter Kraft herausgraben kann – der Torfstecher hier im Kampf mit der feindlichen Erde, die ohne Segen ist. In den Totenwinkel zurückgekehrt, merkt er, dass er den Auftrag hat, »die Welt vom Totenwinkel aus zu erneuern«. Manchmal geht es auch nur darum, Deutschland zu retten. Man erwarte kein Programm. Wie so vielen Zeitgenossen der Nachkriegszeit hat sich dem Wolf eingebrannt, was er bekämpfen muss: die Kirche, die Stadt, die »Zivilisation«, die »Politik«, die Parteien. Brandreden hält er in politischen Versammlungen und in Kirchen. Die »Wahnsinnigen«, wie er seine Mitbürger anspricht, reagieren belustigt bis aggressiv, stecken ihn ins Gefängnis. Dem Erzähler fällt es nicht schwer, aus der entsetzten Perspektive des Waldmenschen und des vom Krieg Traumatisierten die Nachkriegskultur der frivolen Zerstreuung verächtlich zu machen. In der Stadt – wir denken an Königsberg – findet ein Ball statt, ein »Osterball der erwerbstätigen Bevölkerung«. Schon diese Formulierung soll als Hohn empfunden werden, ebenso wie der angekündigte Programmpunkt eines lebenden Bildes, »Die Witwe Germania auf dem Sarge des Vaterlandes«. Geworben wird für die Festivität durch ein »grelles« Plakat mit einem »Tänzerpaar im Taumel des Rausches«. »Das rote Kleid des Weibes ließ Brust und Knie frei und erschien wie ein Blutfleck zwischen den roten Flammen der Lampen und dem Schwarz der übrigen Gestalten und Schriftzüge.« Im Grund ist damit das Signal gegeben: Wiedensahl dringt in die Hinterbühne des Festsaals ein, findet dort ein Bündel Fackeln, die wohl später am Abend angezündet werden sollen, vertreibt das Orchester von der Bühne, hält seine »Brandrede« vor wütendem Publikum und zündet mit den Fackeln das Lokal an. Selbst wenn das Buch kein typischer Bauernroman ist – zum Genre des Zivilisationsflüchterromans gehört, dass der Mann zur Tat schreitet, zur einfachen Lösung des Problems. Walter Delabar, der sich mit diesem Motiv in den Romanen der späten Weimarer Zeit am intensivsten befasst hat, schreibt dazu: »Handlungs- und Wirkungswege werden verkürzt, zugleich wird die individuelle, physische Handlungsmacht aufgeladen. Wenn das Individuum einen Wert hat und zu sich selbst kommt, dann in der körperlichen Aktion.«[480]

Der »Totenwolf« »kommt am nächsten Tag zu sich«, gelangt in sein Moor zurück und wird dort am nächsten Tag in einem Feuergefecht erschossen. In den Armen der herbeigerufenen Großmutter, die ihn großgezogen hatte, stirbt er: »in seiner Mutter Schoß« und hingebettet auf »Mutter Erde«. Dieses finale Tableau ist wie alles in diesem Roman durch ein Gegenstück vorbereitet. Das Erdloch, in dem der Soldat beinahe umkam, wäre der Ort des falschen Todes gewesen. In seiner langen Abschiedsrede kündigt Wiedensahl an, dass sein »Blut« in seinem noch ungeborenen Kind schreien wird, »bis die Städte stürzen, das Kreuz, die Käfige«. Wiedensahl weiß, dass »er nicht vollende[t]«, genauso wenig tut es sein Erfinder, der seine Figur

opfert um vagester Vorstellungen von deutscher Wiedergeburt und deutscher Religion eher germanischer Ausrichtung willen. Ob nun alle wieder in den Wald, ins Moor, auf die Güter zurückkehren sollen, bleibt offen. Die Erde, in die hineinzulauschen er die Festgesellschaft auffordert, ist heilig, weil dort so viele Tote ruhen, aber ist sie auch fruchtbar genug, um das neue Deutschland zu tragen? Man ahnt, wie inhaltsleer man diese Formel »Blut und Boden« weiterreichen wird. Es gelingt dem Autor nicht ein einziges Mal, das Bild der Landschaft sinnfällig zu machen, für die der Totenwolf lebt und stirbt. Generische und anonyme Landschaft – der Kollektivsingular Stapels regiert. Dies verwundert umso mehr, als ja die Ausgangsfrage lautete, ob die genetische Konditionierung eines Menschen mit einer fremden Landschaft in Übereinstimmung gebracht werden kann. Aber was Wiechert gelingt (ohne es zu wollen), er setzt 1924 ein ominöses Vorzeichen: 20 Jahre später brannte die ganze Stadt nieder, und ein Jahr später wurde die »Festung Königsberg« völlig zerstört. Aber der in den Wäldern Ostpreußens groß gewordene Autor hatte das Land und seine Hauptstadt im Grunde schon dadurch ausgelöscht, dass er sie nicht einmal bei ihren Namen nannte.

Literatur der Landschaft II: René Schickele

Der Autor, um den es in diesem Unterkapitel geht, und die beiden Schriftsteller, denen wir uns später zuwenden, Hans Grimm und Manfred Hausmann, erfüllten Stapels Kriterien: Sie schrieben »Literatur der Landschaft« und anders als Wiechert lebten sie auf dem Lande. Ob sie auch Stapels hohen Erwartungen an »echte« deutsche Dichtung genügten, steht auf einem Blatt, das wir noch füllen müssen. Wie Stadt war Land in dieser Epoche ein Thema von existenzieller Dringlichkeit. Nur weil Stapel es politisch gegen Berlin ausspielte und weil Wiechert es mit Einöde und Primitivismus gleichsetzte, ist das Thema Land noch lange nicht politisch rechts oder anti-modern markiert. Es galt das Land als Habitat und Lebensgrundlage zu erfahren und nicht nur als das Andere der Stadt. Es galt ein neues oder altes Gefühl für das Land zu entwickeln, nachdem sich die Wahrnehmung der Landschaften, geprägt durch die Erfahrungen des Stellungskriegs, des Luftkriegs und der Artillerie, wahrhaft grundstürzend verändert hatten. Wiechert erzählt von dieser Schule des Neuen Sehens, die der Krieg auch war:

> Langsam wurden sie [die im Stellungskrieg kämpfenden Infanteristen] heimisch auf der ganzen Welt. Sie verlernten es allmählich, über Strom und Wald und Hügel wie über Dinge zu blicken, aus denen ein Menschenherz Wärme oder Sehnsucht trinken konnte; sie prägten der Erde die harte Linie

> des Krieges ein, und ihr mildes Antlitz wurde ihnen langsam ein nach Zwecken zu beurteilendes Etwas, wurde ihnen zum Begriff des ›Geländes‹.[481]

Das Überlebenstraining in dem auf äußerste Funktionalität reduzierten »Feld« verändert die Sprache, bringt neue Einträge im Wörterbuch der Neologismen, Ausgabe Krieg und Nachkrieg, hervor: »Gelände«, das ist wie »Der Raum Westfalen«, wie »Freifläche«, das ist – um mit Broder Christiansen zu sprechen: »unpersönlichste Gleichform«. Der Schriftsteller und überzeugte Pazifist René Schickele (1883–1940) hat einmal erzählt, wie er in den frühen zwanziger Jahren einen jungen Dichter und Artillerieleutnant a. D. an seine Lieblingsstelle am Abhang des Schwarzwaldes führte, mit Blick »über die Rheinebene, die Vogesen, die Weinberge, die dem südlichen Schwarzwald vorgelagert sind«. Schickele wollte seinen Begleiter »entrücken«, merkte aber sehr bald:

> Sein Artilleristengehirn begann nach Deckungen, Richtpunkten zu suchen, in einer Art Schwärmerei führte er Krieg mit Kanonen in dem gewaltigen Garten, der sich seinen Blicken darbot. Er verließ uns, ohne etwas andres von hier mitzunehmen als die Erinnerung an eine etwas phantastische Reliefkarte eines Kriegsschauplatzes, in die er allerhand Einzeichnungen gemacht hatte.[482]

»Seitdem weiß ich«, fährt Schickele fort, »auf ihrem langen und vielfältigen Rückzug aus dem Krieg werden die Jungen nur mühsam und mit stockenden Pulsen zur Landschaft, zu ihrer Kindheit zurückfinden.« Schickele, der 1915 als dienstuntauglich eingestuft wurde und dem Krieg durch Umzug in die Schweiz entkam, hatte, wie er im gleichen Zusammenhang beschreibt, selbst große Schwierigkeiten, nach 1918 diesen Anschluss an die Landschaft wiederherzustellen. Es war freilich nicht nur der Krieg, sondern der lange Aufenthalt in den großen Städten, der ihn ihr entfremdet hatte:

> Sie [die Landschaft] sprach zu mir, ohne dass ich es hörte, kaum, dass ich nachts im Hochwald den Laut der kleinen Wasser vernahm. Ich schien nicht zu hören, und jedenfalls lauschte ich nicht. Ohne es zu merken, öffnete sich mein Wesen weiter und weiter, die äußeren Bilder durchfluteten mich, wie ich, weit aufgeschlossen, durch die Jahreszeiten schritt. Ich ahnte nicht, dass diese äußern Bilder, wie der körperliche Blick sie streifte, Gestalt und Farbe meiner tiefsten Erinnerungen waren, die sich anschickten, von meinem ausgehöhlten Menschen Besitz zu ergreifen. Und langsam aufwachend, bildete sich mein zerstörtes Inneres neu nach dem Bilde der Landschaft, die meine Wahrheit war, Wurzel und Krone des Lebens, sie und nichts andres.[483]

Der Umbruch kommt wörtlich über Nacht, als er sich todmüde nach einem langen Tag seinem Haus nähert und einer Epiphanie teilhaftig wird, die ihn wieder zu dem macht, was er nicht ohne Stolz »lebendiges Gewissen und lebendiges Lied dieser Landschaft« nennt – gemeint ist grenzübergreifend der Oberrhein. »Meine Romane sind wie die Landschaft, aus der ich stamme, das Rheintal zwischen Schwarzwald und Vogesen: ein breiter Garten, aus dem, fast unvermittelt, die Berge aufsteigen.«[484] Eine gesegnetes Stück Erde, aber hin und hergerissen zwischen den Mächten und im Krieg schwer gezeichnet. Schickeles wichtigster Essay über »sein« Land, vielleicht sein bedeutendster Essay überhaupt und einer der ganz großen Texte aus dieser Ära, heißt »Blick vom Hartmannsweilerkopf« – das ist ein Berg in den Vogesen:

> »Ich war beim Kreuz auf dem Gipfel, und die Sonne brannte. Ich war in diesen Gedanken doch anderswo, so wie man in einem Traum ist. Steine und Asche regneten – sie kamen von fern. Aber sie schlugen mich, brannten und wollten mich zudecken. Was war das?« Die Antwort lautet: »Da erinnerte ich mich an den Vulkan, der in meiner Welt arbeitete […]: Dostojewski.«[485]

Es folgt ein langer Essay im Essay über Dostojewski. Warum Dostojewski? Nicht »Vorbildlichkeit« biete der Russe an, »sondern Notwendigkeit im Sinne von: ›Durch dies müssen wir hindurch, dies ist unser Schicksal.‹«[486] So hatte Hermann Hesse in der Dostojewski gewidmeten Sammlung »Blick ins Chaos« geurteilt. Schickeles große Phantasie über Dostojewskis Welt, über »Menschenqual und sprengende Lust«, leistet genau dieses »Durch-Hindurch«. In den Worten des Essays: »Was ist mit Dostojewski? Ich muss es mit mir ins Reine bringen.« Dostojewskis Werk ist Ersatz, Vorbereitung, Abhärtung für das, was kommt, und annonciert, dass es in seinem Essay um sehr viel mehr geht als um Schlachtfeldtourismus. Dann wird der Anfang wiederholt: »Ich stand auf dem Hartmannsweilerkopf, Heimat um mich, Edelkastanien, Nussbaum und Rebe.« Die sich andeutende bukolische Szene wird durch ein mächtiges »Et in Arcadia ego« unterbrochen:

> Ich wusste, wo ich war: auf dem Gipfel des Friedhofs von sechzigtausend Männern, die einander hier getötet hatten und in ihrer sechzigtausendfachen grausigen Umarmung unter meinen Füßen lagen, wie der Tote von morgen den von gestern begraben hatte. Ich wusste es, und der Berg um mich war blutrot von den blühenden Weidenröschen und offen wie ein geplatzter Leib, der seine letzte Scham in der Tiefe seiner Risse und Höhlen verbarg.[487]

Aber Schickele repetiert nicht den Verlauf der Kämpfe am Hartmannsweilerkopf, die nach heutigen Schätzungen 30 000 Mann das Leben kosteten. Wie furchtbar der Krieg gerade im Elsass und in Lothringen gewütet hatte, war ohnehin jedem Zeitgenossen

bekannt. Schickele bleibt auf dem Gipfel sitzen und stellt wie im Höhenrausch eine Art Rundflug über Europa an – er nennt das: »Rundreise des fröhlichen Christenmenschen« –, beim Rhein anfangend, Schwarzwald und Vogesen hinter sich lassend, eine Bodenseetour absolvierend, dem Rhein bis zu den Ursprüngen folgend und von dort die Alpen hinabgleitend ins südliche Frankreich und so weiter. Der Ausflug in alle Welt, den der Essayist unternimmt, ist mehrfach motiviert: Zuallererst natürlich durch den hohen Ausgangsort, dann durch den Anspruch, grenzüberschreitend gehört zu werden, eine Postur, die dieser Autor immer wie selbstverständlich annahm, und weiterhin durch die Tatsache, dass in dieser Erde Vertreter aller europäischen Völker, nicht zu schweigen von den Soldaten aus Nordafrika, begraben waren. Dieser Krieg wurde ja nicht umsonst *Welt*krieg genannt. Schickele liest die »schematische Familienchronik, wie die Landkarte sie darstellte«; er entdeckt, auf einem Steinklotz des Berges sitzend, überall »die Gleichheit Europas in der Geschichte seiner Völker und seiner großen Gestalten. [...] Wir Europäer hatten alle das gleiche Schicksal, nur wechselten wir einander ab in seiner Gestaltung; es war wirklich immer dieselbe Geschichte ...« Schickele schreibt über Dostojewski, dass dieser »die Katorga [das Arbeitslager, zum dem der Dichter nach seiner Scheinhinrichtung verurteilt wurde] nur verließ, um sie in aller Welt wiederzufinden«. Ähnlich geht es Schickele. So wie Dostojewski das Leid, das er in der Katorga erfuhr, später überall auf der Welt wiedererkannte, die Welt also zu einer Katorga im Großen wurde, so begriff Schickele den Hartmannsweilerkopf und seine Geschichte als stellvertretend für Europa, seine Krisen und Kriege.

Insbesondere durch die langen Stellungskämpfe hatte der Weltkrieg, der damals noch nicht der erste hieß, völlig neue Landschaften geschaffen. Schickele sucht sich den naheliegendsten Berg, den von seinem Haus jenseits des Rheins aus sichtbaren Berg, an dem sich die neue Art von Landverbrauch dokumentiert hat: von Gräben durchzogen, zersprengt, durchbohrt und über und über beschriftet, von den Bataillonen, die ihre Position markierten, ihre Gefallenen notierten, Botschaften an die Nachwelt schrieben. Wenn es einen Berg gab und immer noch gibt, der durch und durch historisch geprägt ist und sich jedem unschuldigen Landschaftsgenuss entzieht, dann ist es der Hartmannsweilerkopf. Schickele besetzt eine Spitze, die früher einmal Feldherrnhügel geheißen hätte und die zuletzt nur noch als Höhe Soundsoviel in einem erbitterten Stellungskrieg gezählt wurde. Schickele war vorher und ist 1922 kein Frontbeobachter; immer muss er in die Materialität und Sinnlichkeit seiner Sujets eintauchen, so wie er gleich zu Anfang, als er noch mit Dostojewski, dem »kämpfenden Denker«, ins Reine kommen will, »Stellung« bezieht in den Schützengraben der deutschen und der französischen Frontsoldaten. Denkbar, dass er, der den Krieg dank seines Aufenthaltes in der nahen Schweiz nicht mitmachte, ihn schlicht nachholen, nachfühlen muss. Den strategischen Blick seines Gastes, des Artillerieleutnants a. D., beherrscht er nicht. Seine Annäherung, die Annäherung des Intensi-

tätssüchtigen, ist immer die gleiche: der Direktkontakt und das tiefste Erleben, dann die Gedankenflucht und durchgehend das gleichsam experimentelle Aushalten der Gegensätze. Denn auch das zeichnet Schickele aus: Er würde niemals das Erbe von Romantik und Expressionismus ausschlagen wollen, wenn es um Landschaft geht. Beim Abstieg kommt er zu einem Landhaus, in dessen Garten eine sommerliche Musikaufführung gegeben wird. Es fällt ihm leicht, seitenlang die Stimmen zu beschreiben, die sich zum Konzert vereinen, und beim Durchschreiten des Parks wird er im Anschluss daran von der »anderen« Wirklichkeit, der »Kehrseite unseres Lebens« eingeholt und übermannt – auch ein Sieg, aber einer, dem er wehrlos unterliegt: »Da lag, was ich war und je sein würde, beschlossen in diesem Wald. Als ein Geheimnis trat er mir entgegen und darin, von neuem geheimnisvoll, ich mir, und also war alles fraglich geworden – aber das Neue, das Andersseitige, von dem ich doch ganz ergriffen war, das vermochte ich nicht zu nennen.«[488] Wieder, wie nächtens vor dem eigenen Haus, eine Visitation; die »Natur an sich« überkommt den Waldmenschen, den Landsmann in einer Epiphanie. In völkischer Dichtung ließen sich ähnliche Erlebnisse finden – mit dem einen großen Unterschied, dass Schickele sie sich hart erarbeitet hat. Sie sind Lohn, aber nicht Balsam; sie sind das Andere in einer Zeit und in einem Land voll von »Andersseitigem«. Schickele ist einer der ganz wenigen Autoren dieser Zeit, der seine Leser lehren konnte, zwischen den Extremen nicht einseitig Stellung zu nehmen, sondern sie auszuhalten.

Es gibt eine berühmte Aufnahme von René Schickele, die er auf den Einband seiner Essay-Sammlung *Die Grenze* (1932) setzen ließ (Abb. 31). Sie ist auf einer Brücke über den Rhein entstanden: Angetan in einer Kluft, die auch Wense getragen hätte; als Wanderer lehnt der Dichter nicht ohne Herausforderung gegen einen Pfeiler, der die Grenze zwischen Frankreich und dem Reich markiert und dementsprechend beschriftet ist: »Limite de souverainité – Hoheitsgrenze«. Die Schiffsbrücke bei Rheinweiler hatte eine ganz spezielle Bedeutung für den Autor – nicht nur weil sie der nächstgelegene Rheinübergang war, wenn man, wie er, von Badenweiler hinunter ins Rheintal fuhr. Ein mit *Die Grenze* überschriebener Essay beginnt so: »Unter dem Donnern der Planken wie dem riesigen Trommelmarsch fahren wir über die Schiffsbrücke. […] Kein Laut außer dem Donnern der unter dem Wagen nachgebenden Brücke und dem fast unterirdischen Geräusch des Wassers. Wir atmen auf. Wir sind drüben.«[489] Dieselbe Brücke wird am Anfang und Ende von Schickeles Roman *Blick auf die Vogesen* (1927) beschritten bzw. befahren, einmal in Richtung Frankreich, das andere Mal in Richtung Deutschland. An der Mitte wird nicht angehalten und posiert, denn mit der Grenzüberschreitung muss erst einmal die Erzählung in Gang gebracht werden, und sie wird gleich doppelt ausgerichtet: *Blick auf die Vogesen* ist der Haupttitel, »Heimkehr« der Titel des ersten Teils und »Vive l'Alsace« ist das erste Kapitel überschrieben – ein Mehr an Geographie und Richtungssinn ist kaum denk-



Abb. 31. René Schickele an der deutsch-französischen Grenze, Rheinbrücke Breisach, 1931

bar. Wie die Fotografie demonstriert der Aufbau des Romans, dass Grenzen grundsätzlich überschreitbar sind. Es wird am Anfang auch gar nicht auf die Grenzziehung eingegangen, was zählt, ist die Natur, der Rhein, der zufällig auch natürliche Grenze ist, aber in hohem Maße als belebendes und nicht als beschneidendes Element empfunden wird. Wie im Essay beschrieben: eine Schiffsbrücke macht ganz anders den Übergang und die Nähe und Aktivität des Wassers fühlbar als eine Stein- oder Eisenbrücke. Was Schickele hier evoziert, diese immersion totale, steht im genauen Gegensatz zum trotzigen Position-Beziehen auf der Fotografie:

> Der Rhein, der Rhein! Immer häufiger blieb Claus stehen, reckte sich, tief atmend, spreizte die bloßen Hände, warf den Kopf in den Nacken, senkte ihn lächelnd. Da klopfte sein Herz in der Schwebe zwischen Deutschland und Frankreich, mitten auf dem Rhein, der ein heiliger Strom war, und trieb fröhlich das Blut durch den Körper, und ihm war, als kreiste ein heller Schimmer davon auch außerhalb seiner Leiblichkeit, viel, viel weiter, als die waagerecht ost- und westwärts ausgestreckten Arme – von einem Gebirgszug am Horizont zum andern![490]

Die Völkischen erwarteten von den »Grenzlanddeutschen« ein »Grenzgefühl«. Claus erfüllt ein solches wie durch Rauschmittel erzeugt: Er spricht in Zungen, in »Pfingstzungen über dem Rhein«, »von einer ›Überrumpelung der Grenzen durch einen schönen Tag‹, von der ›Macht eines göttlichen Leichtsinns über die Zöllner‹, stark und frisch fühlte er sich«. Am anderen Ende der Brücke erwarten ihn dann die kleinliche und missgelaunte Realität der französischen Grenzposten. Seine Papiere sind nicht in Ordnung, »der Kleinkrieg im Frieden« beginnt.

Der maßgebliche Traktat zur Frage der Grenzen war die 1927 erschienene Hauptschrift *Grenzen in ihrer geographischen und politischen Bedeutung* des Geopolitikers Karl Haushofer, auf den wir bereits in diesem Teil zu sprechen gekommen sind. Er ordnete Grenzen zwischen »Rechtsbuchstaben« auf der einen und »Lebensdrang« auf der anderen Seite ein. Hier die völkerrechtlich kodifizierte »Grenzlinie« als »blut- und körperlose, möglichst mathematische Abstraktion«, dort der »Grenzsaum« als »dreidimensionaler, durchbluteter Grenzkörper«.[491] M. H. Boehm wird etwas später die »feste oder statische« von der »beweglichen und dynamischen Grenze« unterscheiden.[492] Man ahnt, worauf diese Differenzierung hinausläuft. Haushofer weist die beiden Typen dem romanischen bzw. dem germanischen Kulturraum zu, und damit ist auch gesagt, wohin seine und Boehms Auffassung von der richtigen Grenzform tendiert. In gewisser Weise schließen sie an die Volks- und Kulturraum-Theorie an: Kulturraum negiert Linien, Kulturraum heißt Grenzraum – mit der Option auf zukünftige Raumerweiterung. Kurios ist, wie Schickeles Postur auf der Fotografie, sein Protest gegen den »Grenzkoller«, in die gleiche Richtung zu tendieren scheint: Des Dichters Körper besetzt, überspannt den dünnen Grenzstrich, er nimmt sich die Souveränität heraus, die formal hier enden soll. In einer 1928 gehaltenen Rede »Erlebnis der Grenze« sprach Schickele sein Publikum mit den Worten an: »Meine Damen und Herren, wer den Willen und die Ausdauer hat, die Grenze zu erleben, wird sie in sich überwinden wollen.«[493] Der in Deutschland lebende Elsässer und bekennende Europäer will sich, die Grenze bezwingend, beiden Souveränitäten zuordnen und nicht, wie der militante Revisionist Haushofer, die Grenzsituation richtig, sprich: mit germanischem »Lebensdrang« erfüllen. Das »Drama«, so Schickele, fordert nicht die »Entscheidung«, es muss sich »im Innern eines und desselben Menschen« abspielen.[494] Thomas Mann will das Bipolare bereits dem Erscheinungsbild des Freundes angesehen haben: es »bestimmt selbst seine persönliche Wirkung, in der seine Deutschsprachigkeit mit dem körperlichen Typus eines französischen Intellektuellen kontrastiert.«[495]

Den fotografischen Nachweis des Grenzgängertums konnte man in den Städten nicht inszenieren (ausgenommen im geteilten Berlin nach 1945), es blieb eine Erfahrung, die der Mensch in der Landschaft machte und die umso prägnanter war, als Land-

schaft kaum Grenzen kennt, sondern in der ausgedehnten Weite ihre Dimension hat. Das gilt selbst für die Demarkationsgrenze des Rheins, der ja, wie der Elsässer Schickele am besten weiß, immer nur eine »fließende Grenze« war, mal von Frankreich, mal von Deutschland überschritten und auch zu der Zeit, da die Aufnahme entstand, von höchst störungsanfälliger Natur. »Sollten Rheinbrücken, die gleichzeitig Grenze waren, der geeignete Ort sein, Brüderküsse zu tauschen?«, fragt eine Romanperson Schickeles und fährt fort: »Solche Brücken standen selbst im Frieden unter Geschützfeuer.«[496] Weite, Unbegrenztheit, Offenheit, aber auch Einheit, die Grundzüge von Landschaft, sind Qualitäten, die in der Weimarer Zeit durchaus utopisch besetzt sein können – utopisch, eben weil sie keinen Ort haben. Utopie, gegen das letzte Zitat und gegen den Hintergrund seiner Fotografie gerichtet, klingt bei Schickele so:

> Das Land der Vogesen und das Land des Schwarzwaldes waren wie die zwei Seiten eines aufgeschlagenen Buches – ich sah deutlich vor mir, wie der Rhein sie nicht trennte, sondern vereinte, indem er sie mit seinem festen Falz zusammenhielt. Die einer der beiden Seiten wies nach Osten, die andre nach Westen, auf jeder stand der Anfang eines verschiedenen und doch verwandten Liedes. Von Süden kam der Strom und ging nach Norden, und er sammelte in sich die Wasser aus dem Osten und die Wasser aus dem Westen, um sie als Einziges, Ganzes ins Meer zu tragen … und dieses Meer umschloss die große, von den jüngsten, unersättlichen Söhnen des Menschengeschlechts bewohnte Halbinsel, in die das zu gewaltige Asien deutlich endet … *Europa*.[497]

Bei Schickele dehnt sich die Region zur Weltlandschaft.

Literatur der Landschaft III: Josef Nadler und Rudolf Borchardt

Ein Jahr jünger als Schickele war der Wissenschaftler, der wie der Dichter sein Lebenswerk der Regionalität menschlichen Schaffens widmete und zu völlig anderen Ergebnissen kam: der Germanistikprofessor Josef Nadler (1884–1963).[498] Genau genommen rangierte bei ihm als erster Leitbegriff der Stamm, also das Blut, und als zweiter die Landschaft, also der Boden, aber die Entitäten sind natürlich aufs Engste miteinander versippt, wie man wohl sagen darf.[499] Die Formel »Blut und Boden« war übrigens eine Erfindung des unvermeidlichen Oswald Spengler, wurde aber erst durch

den Spengler-Adepten August Winnig richtig populär, der gleich zwei seiner Deutschlandbücher, nämlich *Befreiung* (1926) und *Das Reich als Republik* (1928), mit dem Satz eröffnete: »Blut und Boden sind das Schicksal der Völker.« Noch ein Übrigens: »La terre et les morts« war die Formel, mit der das nationalistische, das »ewige« Frankreich argumentierte, seit der berühmten Ansprache, die Maurice Barrès am 10. März 1899 vor der »Ligue de la patrie française« gehalten hatte. »Die Erde und die Toten, auf diese Realitäten stützt sich das französische Bewusstsein«, auf den Boden der Herkunft und die unendliche Kette der Vorfahren, auf »die Erde, die bleibt, und die Toten, die leben«.

Aber zurück zu Nadler. 1912 erschien Band 1 der *Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften,* und es dauerte 16 Jahre, bis der vierte Band herauskam. Doch bereits zuvor hatte Nadler, angespornt durch den enormen Erfolg seines Werks, die erste Auflage zu revidieren begonnen, eine zweite parallel erscheinen lassen und eine dritte 1929 angefangen, bis er dann zwischen 1938 und 1941 die vierte und weltanschaulich eindeutigste Fassung herausbrachte, die jetzt als *Literaturgeschichte des Deutschen Volkes* firmierte. Ein veritables »work in progress«, wobei der »Fortschritt« das Werk immer weiter in die rechte Ecke beförderte. Die Epochen der Vorkriegs- und Kaiserzeit, der Weimarer Jahre und des Nationalsozialismus bilden sich in den vier Auflagen ab, genauso wie die drei Wirkungsorte des Verfassers ihre Spuren hinterlassen haben. In Nadlers Stammeskategorien gesprochen, wirkte er während dieser Jahre im alemannischen Freiburg im Üechtland/Fribourg, im (ost)preußischen Königsberg und im österreichischen Wien, das er dem bayerischen Stammesgebiet zurechnete. Damit hatte er sich in allen drei der von ihm unterschiedenen germanischen Großlandschaften angesiedelt: im Gebiet der Altstämme, der Neustämme und der geborenen »Vermittler« zwischen germanischem Erbgut und »Rom«, Letzteres im doppelten Sinne von Antike und Katholizismus verstanden– so setzte sich der gewissermaßen pangermanische Lebensweg eines Germanisten zusammen, nicht die Vita eines Grenzgängers, eher die Geobiographie eines Grenzhüters.

Programmatisch eindeutig und für alle Ausgaben der Literaturgeschichte verbindlich hat Nadler sein Kernanliegen 1927 folgendermaßen verkündet:

> Die Literaturgeschichte, wie ich sie mir denke und in meinen Arbeiten zu umreißen suche, […] will den völkischen Weltraum des deutschen Geistes in gleicher Weise sicherstellen wie den geistigen Weltraum des deutschen Blutes. Sie will die organische Gliederung des deutschen Volkes nach innen geisteswissenschaftlich vorbereiten und den Weltbestand des deutschen Blutes geistesgeschichtlich erfassen.[500]

So wie der Autor die Extrempositionen des deutschen Kulturgebietes biographisch besetzte – von Fribourg, Königsberg und Wien aus erreichte man mit der Straßenbahn den französischen, den balto-slawischen und den slawischen Kulturraum –, so

plante er strategisch seine Wissenschaft als Platz-, besser als Raumhalterin des deutschen Geistes und Blutes. Er spricht ebenso emphatisch wie expansiv vom »völkischen Weltbestand des deutschen Blutes« und dem gleichfalls »völkischen Weltraum des deutschen Geistes« und meinte damit das »weite, raumbeherrschende Machtbewusstsein«, das Carl Schmitt den Germanen zuschrieb. Von Fribourg bis Königsberg war man zu Nadlers Zeiten vermutlich zwei Tage unterwegs – da fuhr man durch eine »Welt«, vielleicht sogar durch einen »Weltraum« und von der »Sklavennot der Enge«, die Nadlers völkische Bündnispartner beschrien, konnte eigentlich keine Rede sein.

Bis Nadler in der letzten Auflage die »Bluteinheit« des deutschen Volkes beschwor, waren für ihn Volksgruppe und Landschaft die Bedingungsfaktoren der deutschen Literatur. Wie die Stämme der Dichtung Form geben und durch den Wandel der Zeiten hindurch ihre »Deutschheit« garantieren, wüsste man gerne genauer. Rudolf Borchardt skizzierte 1912, als der erste Band von Nadlers Literaturgeschichte erschien, weshalb er an der Kategorie Stamm festhalten möchte: »Ich will, dass die Stämme bestehen bleiben, denn in ihnen liegt der Grund alles deutschen Reichtums und aller deutschen Vielfalt, mit einem Worte der deutschen Zukunft.«[501] Das ist das Bekenntnis zu deutscher Vielfalt, zur Diversität des deutschen Genpools, aber keine Erklärung, wie der Reichtum zustande kommt und in seinen spezifischen Ausprägungen identifizierbar wäre – als alemannisch oder sächsisch etc. Andere, wie der Wissenschaftler Franz Steinbach, setzten sich schon zu dieser Zeit mit der Kategorie Stamm kritisch auseinander: »Es ist heute bei den Historikern zweifellos noch sehr üblich, gerade in den blutmäßigen Anlagen und Eigenschaften, also in der Rasse, das Wesen des Volkstums zu sehen. Das unglückselige Wort ›Stämme‹ wirkt in derselben Richtung.«[502] Unglückselig ist für Steinbach das Wort, weil es qua Abstammung die Existenz einer ethnischen Wurzel, eines rassischen Urgrundes voraussetze. Steinbach dagegen sieht die Stämme als »geschichtlich gewordene Einheiten« und lässt ihre Entstehung dementsprechend erst in geschichtlicher Zeit anfangen, er datiert sie nach:

> Die deutschen Stämme sind das Ergebnis der deutschen Geschichte auf deutschem Boden; kurz gesagt: sie sind geschichtlich gewordene Einheiten. Dabei darf man allerdings nicht nur an politische Geschichte denken. Die Stämme sind geschichtlich-soziale Bildungen, kulturelle Einheiten, entstanden durch Wechselwirkung von Raum und Geschichte im weitesten Sinne des Wortes. […] Die Ursache der Sonderentwicklung liegt also deutlich erkennbar in den natürlichen Unterschieden der deutschen Landschaft und den Gegensätzen der geschichtlichen Schicksale der einzelnen Landesteile und ihrer Bewohner.[503]

Im Grunde könnte Nadler auf dieser Grundlage seine Literaturgeschichte aufbauen, denn sein Material, sehen wir von Sagen ab, datiert ja erst aus der Zeit, da die deut-

schen Stämme in die Geschichte eingetreten waren. Aber er tut es nicht ohne den Rassen- und Stammeskern und distanziert sich damit nicht nur von den fortschrittlichen Ansätzen der Geschichtlichen Landeskunde, sondern auch von den Grundannahmen der politischen Geographie. Otto Maull, Mitherausgeber der *Zeitschrift für Geopolitik,* schreibt zum Beispiel: »Für die meisten Staaten ist es unmöglich, einen Rassenboden zu erkennen, aus dem sie erwachsen sein könnten. Jedes europäische Land zeigt, wenn man Deniker folgt, ein außerordentlich buntes Rassenmosaik. In Deutschland greifen zum Beispiel auf den ersten Blick nicht weniger als sechs Rassen wirr durcheinander.«[504] Und er überbietet sein Argument noch mit Spott: »Von einer ›germanischen‹ und ›slawischen‹, von einer ›arischen‹ und jüdischen Rasse reden ist ebenso, als wenn man von einer ›kurzschädeligen Grammatik oder blonden Syntax‹ (M. Müller, Oxford) reden wolle.«[505]

Zwei »tief und notwendig eingegrabene Ströme« durchziehen in Nadlers Darstellung das deutsche Stammesgebiet: die Altstämme und die Neustämme, die Franken, Alemannen und Thüringer westlich der Elbe und die Preußen, östlich davon. Als dritte Größe gesellen sich die Sachsen und vor allem das »bayerische« Volk hinzu, das Nadler als den genuinen »Vermittler zwischen Abendland und Morgenland« bewertet und an dem ihm als Böhme und ehemaligem wie zukünftigem Österreicher in den zwanziger Jahren am meisten lag. Nadler ordnet diesen drei Großregionen zwei Dichtungsarten zu, die er charakteristischerweise auch »Kulturflächen« nennt: die klassische und die romantische Dichtungsart. Um seine Denkweise am Beispiel des letztgenannten Stils zu erläutern: Romantik ist für ihn eine Grundtendenz des »ostdeutschen Siedelwerks, als das gemischte Blut langsam zur Reife gekommen war, die Verdeutschung der Seele nach der Verdeutschung der Erde und des Blutes«.[506] Nach Nadler bedeutet Romantik das »Umschalten der einstmals slawischen Völker zwischen Elbe und Memel von Ostrom auf Westrom, vom griechischen zum lateinischen Wesen, vom Morgenland zum Abendlande«.[507] Die »beiden unterschiedlichen deutschen Denkformen« des Klassischen und des Romantischen sind aber nicht allein völkisch, sie sind auch geographisch, genauer: geomorphologisch fundiert – womit wir beim Faktor Landschaft sind. (Im Grunde fehlt von den alten Ursachensetzungen der Kulturforschung der Aufklärung nur das Wetter – man lese nach, welche formenden Eigenschaften Robert Musil am Anfang des »Mannes ohne Eigenschaften« den Faktoren Wetter und Landschaft zumisst – nämlich keine.) Die Klassik leitet Nadler von folgenden lokalen Bedingungen ab:

> Denn sie gliederte sich allerorten zwischen Berge und Hügel ein, erschien überall als Ganzes, als gerundete Einheit und sie wechselte in ihren Formen und Einheiten mit unerschöpflicher Fülle. […] Das Blickfeld war überall geschlossen und nirgends lief es in die Linie aus, die Himmel und Erde ins Unendliche trennt. Was hier Heimat hieß, war eng, aber ganz und fertig. Es

> schmiegte sich dem Menschen an, sammelte sich um ihn zu unentrinnbarer Vertrautheit und baute sich um jeden her mit durchsichtiger Klarheit auf.[508]

Die geschlossene Form der Klassik kontrastiert erwartungsgemäß mit der offenen der Romantik, deren »Grund« der flache Norden und Osten ist:

> Diese Landschaften flossen alle vom Menschen weg. Sie zogen auswärts und entführten ihn sich selbst. [...] Die Romantiker empfingen nicht sich selbst aus der Landschaft, sie trugen sich in sie hinein, sie zwangen sich ihr auf. Sie legten den Gegenständen Farbschichten auf, die ihnen nicht zukamen, lockten den Dingen Töne ab, die diese nie erzeugen konnten. Sie bauten sich künstliche Scheinbilder auf und nötigten diese Scheinbilder, einen Sinn auszusprechen, den sie ihnen erst unterlegten.[509]

In Stamm und Raum doppelt fundiert, bauen sich für Nadler Klassik und Romantik als veritable Überstile auf, als Paradigmen, wie man heute sagen würde. Denn als Denkformen sind sie keineswegs nur auf ihr nominelles Vorkommen vor und nach 1800 beschränkt. Solche totalisierenden Begriffsbesetzungen liegen im Trend einer Zeit, welche zum Beispiel die Gotik mit Wilhelm Worringer zu einem epochen-, ja kulturenübergreifendem Universalstil der Gestaltung und Welterfahrung erhob. Nun treibt der Kulturmorphologe Nadler Klassik und Romantik so weit auseinander, dass man sich fragt, wie sie in einer Kultureinheit, genannt deutsch, zusammengesehen werden können. Dies lässt sich erreichen, wenn man deutsche Vielfalt nicht als partikular, sondern als universal begreift. Universal bedeutete für Nadler in den Worten Christoph Königs, »dass man die Welt im Osten (die Slawen qua Asien) ebenso zu integrieren verstehe wie die im Süden, wo Rom ihm als Signatur für die Antike und den Katholizismus galt«.[510]

Merkwürdigerweise scheint es noch nie jemanden gestört zu haben, dass Nadlers Zuordnung von Klassik und Romantik zum »Erdbau« des Mittelgebirges bzw. des Flachlandes die historischen Tatsachen gegen sich hat. Hauptorte der Romantik sind schließlich Frankfurt mit dem Rhein-Main-Gebiet, Heidelberg, Marburg, Kassel, Göttingen, Dresden und Jena, lauter Orte »zwischen Bergen und Hügeln« und mehrheitlich im Gebiet der Altstämme liegend. Für Nadler ist kein Romantiker aus den Altstämmen hervorgegangen; er zögert im Falle Brentanos, aber macht dann für ihn die Kategorie »Restauration« auf – zudem sei Brentano Italiener.[511] Um es kurz zu sagen: Die Kulturgeographie ist nicht zu retten, der stammesgenetische Faktor im Grunde nicht festzumachen – bleibt die Frage, warum man sich mit diesem Werk jenseits seiner in der Tat stupenden Erfolgsgeschichte beschäftigen muss? Wie konnte Hugo von Hofmannsthal zu dem Urteil gelangen: »Ein solches Buch besitzt keine andere Nation. Hier große Kulturpolitik«?[512] Eine mögliche Antwort gibt Rudolf Borchardt. Nad-

ler habe »das falsche und konstruierte Nacheinander so ahnungsvoll in das tiefere Rätsel des Durcheinanderhindurch verwiesen«. Er verwandelte den »Gänsemarsch der Stile« und den Kanon der großen Namen in Literaturräume von bis dato unbekannter Vielfalt in »ungeheure organische Wildnis«. Nadler habe, so noch einmal Borchardt, die »Dichtigkeitskarte des Raumes der deutschen Geistesgeschichte in denkwürdiger Weise gewandelt«[513]. Nadler »entgrenzte« dafür den Literaturbegriff, wie Ulrich Wyss konstatiert: »Wenn nicht Individuen, sondern die Völker selber Träger des Geschichtsprozesses sind, gibt es keine ästhetischen Kriterien mehr.«[514] Literatur besteht dann, so Borchardt, »nicht mehr aus Büchern und Belletristik, sondern aus der gesamten seelischen Voraussetzung und der gesamten geistigen Filiation des Schrifttums als des Ausdrucks einer innerlichen Nationaltendenz«.[515]

Man kann das vielleicht am besten nachvollziehen, wenn Nadler mit Großräumen operiert. »Plötzlich heißt es Zürich und Königsberg«, schreibt Borchardt. Nadler, der, als er vom schweizerischen Freiburg nach dem ostpreußischen Königsberg zog, einmal den deutschen »Kulturboden« querte, lässt deutsche Sprache, Dichtung und Philosophie gleichzeitig an diesen beiden Außenposten neu entstehen, »von den beiden rückwärts gelegenen Bewegungsherden aus […], Ostpreußen und der Schweiz«. Das funktioniert als Absteckung zweier Reviere und Errichtung einer Achse, »die nun durch ganz Deutschland geht«. »Ostpreußen und die Schweiz ringen zu gleicher Zeit und aus wesentlich gleichen Grundgedanken um den Entwurf einer neuen deutschen Geisteshaltung.«[516] Namen, welche die kühne These belegen, lauten: Haller, Bodmer, Breitinger, Lavater, Pestalozzi im Westen, Kant, Gottsched, Hamann, Herder, Herbart im Osten. Borchardt referiert über Nadlers »Errungenschaften« dieses Parallelismus wie folgt:

> Das Zusammenspiel gipfelt in ›Lavaters und Hamanns Geniebegriff‹, in der Umbildung des ›kolonialen Schriftdeutsch aus Mundart und Dichtungssprache des Mittelalters zur neuen Kunstsprache‹, in der ›neuen Sprachgeschichte vom unberührten Menschen‹ und ›Sprachphilosophie vom göttlichen Schöpfergeiste her‹. Daher der neue Volksbegriff (Romantik), die neue Erziehung (Pestalozzi-Herbart) und die ›Vorstellung vom Dichter‹, die sich bis in unsere Tage mit fast magischer Gewalt durchgesetzt hat […].[517]

Kein Zweifel, dass Nadlers Raumdenken hier eine reizvoll »mannigfache geistige Wechselrede«, einen einmaligen Wettbewerb deutscher Geistesgeschichte eröffnet hat. Die Betonung liege sowohl auf Geist wie auf Geschichte. Nadler hatte zweifellos die Akme beider Räume erfasst. War das mehr als Koinzidenz? Die stammesgeschichtlichen und geographischen Potenziale der Altstämme im Westen und der Neustämme im Osten tendieren ja weit auseinander. Im Ordensland Ostpreußen ist Deutsches ohnehin durch Landnahme aufgepfropft: »Denn im Boden steckt es nicht.«[518] Nadler,

der Freund der Gesetzmäßigkeiten und des Determinismus, macht gleich die höchste Form von Zwang geltend: »Und zwischen ihnen [den beiden Regionen] ist nicht Zufall der Stunde«, behauptet er trotzig. »Über ihnen steht ein gemeinsames Schicksal.« Die Schweiz und Ostpreußen seien beide Modellstaaten, lautet die Erklärung. Sie seien »Kleinwelten«, welche die Grundidee ihrer »Großwelten« in »verjüngter«, aber manifester Form abbildeten. Die Schweizer Eidgenossenschaft und jeder Kanton an sich forme die freien Volksgemeinden der Völkerwanderungszeit nach, Ostpreußen dagegen errichte das Wunschbild eines ritterlichen Kirchenstaates. Das kann man so erst einmal für das hohe Mittelalter gelten lassen. Das gemeinsame Schicksal kann dann nur in der gleichzeitigen Anverwandlung zweier mittelalterlicher Organisationsformen bestehen. Es mag weitere Unterstützung in der Tatsache finden, dass beide Orte offen für Zugang von außen waren. So weit reicht Nadlers Analogiedenken. Einige Jahrzehnte später hätte ihm Ferdinand Braudel zu Hilfe kommen können, Braudel, der nicht Rasse, sondern Raum an die erste Stelle setzte und die langsame Zeit als Ausdruck des noch langsameren Raumes erklärte. Aber die Modelle Volksgemeinschaft und ritterlicher Kirchenstaat divergieren nicht minder als Ostseeküste und Alpen. Welche Voraussetzung ergibt sich für den gleichzeitigen, gleichgerichteten Aufbruch beider Regionen um 1750? Nadler denkt da nicht weiter. Aber niemand war vorher auf das Wechselspiel der beiden Räume aufmerksam geworden, hatte die größte Epoche deutscher Geistesgeschichte von den Rändern her aufgerollt.

Döblin ist einmal der Frage der Wechselwirkung von Stil und Landschaft nachgegangen, als er eine launige und vernichtende Rezension eines vor und besonders nach 1933 gut eingeführten Buches zu diesem Thema schrieb: Ludwig Ferdinand Clauß hieß der Autor, »Rasse und Seele« sein 1926 erschienener Traktat. Der Titel führt insofern in die Irre, als ein dritter Faktor nicht aufscheint. Der Autor möchte die Rassenseele aus ihrer »mütterlichen Landschaft« ableiten. Der Autor zeigt sich ähnlich hilflos wie Nadler, wenn es darum geht, Geographie und Rassetypus aufeinander zu beziehen. So kann er dann auch nur jedes Mal konstatieren, dass er die jeweilige Landschaft »als den stilgemäßen Hintergrund dieser Seelenart und als ihren natürlichen Lebensgrund« betrachte.[519] Döblin aber nagelt Clauß bei dieser Frage fest, wie eine aus dem Raum »gewachsene Seele« zustande komme. Döblin: »Das ist ja schreckliche, schrecklichste, allerschreckendste Milieutheorie! Milieu. Wir sind 1850–1880 [...]. Unsere Seele, unsere gewaltige, produzierende, formgebende Seele, welchen *Ort* hat sie? Und welcher Ort wagt es ihr Form zu geben, – und gibt *sie* nicht Form und prägt *sie* sich nicht aus, in dieser Weise, an diesem Ort [...]?« Döblin dreht also zunächst einmal Ursache und Wirkung um und bekennt sich zum Konstruktivismus. Aber Döblin, ein in hohem Maße orts- und raumsensibler Autor, kann sich mit dieser korrekten, aber ebenso einseitigen Sicht noch nicht zufriedengeben. »Vorsorglich« in Klammern stellt er fest: »Aber die Landschaft [...] ›wirkt‹.« »Also die

Landschaft schickt immer – ihre Seelen dem zu, der in ihr wohnt, – Wasser, Bäume, Berge, Ebene, Wolken, ihre Seelen.« Die Menschen erkennen diese Ansprache an, denn die Landschaft »soll *ihre* Landschaft sein, und sie wird ihre Landschaft, wenigstens für eine Weile, – weil sich die Menschenseele einüben muss und sich ausprägen nur an einem konstanten Stoff kann und weil sie der vielen Hilfsseelen einer konstanten Landschaft überhaupt zum Leben bedarf«.[520] Der naturwissenschaftlich aufgeklärte Döblin weiß seine Leser und Interpreten (und wohl auch sich) durch ein gehöriges Maß an Naturmystik zu überraschen: Landschaftsseele und die menschlichen Hilfsseelen – dieses erzromantische Konzept wird aber weitergedacht durch das »sich ausprägen« im »Stoff« der Landschaft, so dass man mit einer Position endet, die Hermann Minkowski den »gelebten Raum« nennen würde. Damit sieht der Mensch immer noch nicht aus wie sein »Ort«.

Auch Rudolf Borchardt, auf den wir im Folgenden ausführlicher zu sprechen kommen werden, hat sich mit der Frage auseinandergesetzt, ob und wie weit der Mensch das Produkt seiner Umwelt sei. Nadlers Auffassung vermochte er nicht zu teilen. Seine Kritik verpackte er in eine endlose Reihe von rhetorischen Fragen, von der wir nur den Anfang zitieren: »Du bist, hinter dem Produkte der Geschichte, noch ein Produkt der Naturgeschichte. Dein Geist hat sich unter das Primat deines Leiblichen zu ducken, du bist determiniert. Ja, war das nicht in neuer Gestalt, Positivismus ältester Observanz?«[521] Borchardt und ebenso Hugo von Hofmannsthal haben schon in eigenem Interesse die Kernfrage positiv und damit gegen Nadler beantwortet: »Entwickelt sich das Genie nicht eher gegen seine Umstände als aus ihnen?« Borchardt ist bereit, das Paradigma als falsch – »Es ist sogar denkbar, dass er gelegentlich recht hat, trotz seinen Gründen«[522] –, aber als produktiv zuzulassen. Es gibt einen Text Borchardts, in dem er versucht, mit Nadler zu konkurrieren und Kulturlandschaft als »geistiges Drama« zu inszenieren. Ich hatte den Ort Rheinsberg im ersten Teil mit Fontane und Tucholsky aufgesucht – das unbekannte Deutschland wurde von ihnen auf sehr verschiedene Weise verlebendigt. Im nächsten Teil werden wir noch einmal auf Tucholskys »Rheinsberg« zurückkommen, wenn es um das epochentypische Interesse für die kleine Stadt geht. Aber auch Borchardt besuchte Rheinsberg und schrieb über den Ort 1919 einen Essay, der aber erst zwei Jahre später gedruckt wurde und bei seiner zweiten Veröffentlichung 1928 einen Hinweis auf Nadler enthielt.[523]

Borchardt wohnte kurze Zeit nach dem Krieg in Potsdam, zusammen mit seiner Geliebten Marie Luise Voigt, die aber anders als Tucholskys Claire keine Rolle im Text ihres Freundes spielt. Borchardt, der in der verlassenen Residenz Potsdam eine glückliche Zeit verlebte, unendlich weit entfernt von dem, was wir mit dem »Geist von Potsdam« assoziieren, erkundete zusammen mit Voigt die Mark Brandenburg und kam auch nach Rheinsberg. Der Herausgeber der Anthologie *Der Deutsche in der Landschaft* hält sich mit Stadt (»ein stiller, mildblickender Flecken«) und Schloss

(»Man kann auch nicht ins Schloss«) nicht lange auf. Er ruht nicht eher, bis er vor dem korrekten, alten Eingang zu Park und Schloss steht und sich und dem Leser das Entrée »zu einer nie wiederzufindenden landschaftlichen Gestalt« erschlossen hat. Borchardts Text soll hier im Kapitel über die deutschen Lande für das Thema Garten stehen, das in einer Krisensituation natürlich nicht ohne hohe Erwartungen aufgerufen wird.

> Da ist er, nachdem man endlich den Park zu einem Drittel umkreist hat, der alte Eingang des jungen Kronprinzen von damals: wie ein Chor tanzt das Säulenpaar, das den breiten Weg flankiert, Gitter haltend, Kapitäle balancierend, ohne Gebälk und Last aus dem vorderen ins hintere Grün, ferner ab mit großer Treppenanlage dehnt es sich zart und doch majestätisch ins engere Gartenbild hinein, und elegante Sphinxen auf den Postamenten links und rechts, die großfrisierten Hofdamengesichter in halber Sehnsucht wiegend, scheinen über ihre eigenen, vor sich gekreuzten Krallen zu lächeln.[524]

Das liegt weitab von Tucholskys flotten Reiseskizzen und Fontanes antiquarischer Preußenkunde. Solche Sätze findet man sonst nur noch bei Konrad Weiss. Borchardt baut einen Komplex nach. Auch wenn man überfordert ist, das Gefüge in der Anschauung zu rekonstruieren, wird man sich auf die Tektonik des Satzes verlassen, denn schon vorher wurde angedeutet: Preußen ist das Gemachte schlechthin und so muss auch jedes Objekt und jeder ihm gewidmete Satz sein Gemachtsein vorzeigen.

> Der Gedanke ist der des großen Koloniallandes, das mit aller Gewalt, keiner natürlichen Schranke achtend, und sie, wenn es sein musste, verwerfend und bändigend, sich eine Vergangenheit aus dem Sande zu stampfen versucht und auf ein einziges Mal den Anschluss an die europäische Formenüberlieferung erzwingt. [...] Der hohenzollersche Renaissancetraum greift in die gedächtnislose Vegetation jener sumpfigen öden Seeländer, er packt den Wald von Rheinsberg und wandelt ihn zu seinem Hirtenlande um, nicht nur das Bild muss er schaffen, auch den breiten Rahmen gegen das absolute Nichts; daher ist dieses im landläufigen Sinne kein Park, es ist ein königlicher Wille in einem Waldlande von Maßen und Massen ohnegleichen.[525]

Die preußische »creatio ex nihilo« war schon das Standardmotiv von Moeller van den Brucks *Der Preußische Stil*. Das mächtige Motto dieses Buches lautete: »Preußen ist die größte kolonisatorische Tat des Deutschtums, wie Deutschland die große politische Tat des Preußentums sein wird.« 1914 war das Buch zuerst erschienen, 1922

kam die »neue Fassung« der zweiten Auflage heraus. Rheinsberg beschäftigt Moeller nur en passant, als der Ort, an dem Friedrich II. als Kronprinz langsam in seine Bestimmung als Thronfolger hineinwuchs, wenn auch diese Lebenszeit und der Ort dem Rokoko gehörten. In dem Kapitel »Potsdam« (»Potsdam ist fritzisch«) stehen die Sätze »Er kam aus Rheinsberg, Und er kam aus einem Schäferspiele.«[526] Borchardt scheint zwar mit dem ersten Satz seines Rheinsberg-Essays direkt an Moeller anzuknüpfen: »Ich komme von Rheinsberg zurück« – zurück nach Potsdam –, aber er versagt sich demonstrativ die Erinnerung an das frivole 18. Jahrhundert: »den Maskenschwarm, den allzu sterblichen, behalte sein leichter Hades«. Er hat etwas anderes im Sinne, etwas, das Moeller fast ganz übersieht: die Landschaftskunst. Moeller ist auf die Architektur eingeschworen, auf deren »preußischen Baustil«, der bis hin zu Gilly und Schinkel den westeuropäischen Modellen folgt, aber sein eigenes Gepräge in der »Haltung« findet, als »ein Ausdruck für Sachlichkeit [...], für Gediegenheit, Schlichtheit und Maß [...] als Würde in Einfachheit«.[527] Von der Austerität des Preußischen, geboren aus Armut und Notwendigkeit, scheint Borchardt, von Potsdam her anreisend, nichts erkennen zu können. In der Residenzstadt vor den Toren Berlins wurden veritable Gartenwelten aus dem Nichts geschaffen, für Rheinsberg gilt das nicht minder. Die Innere Kolonisation hat in Potsdam und Rheinsberg ihre Luxusausgabe erreicht, und der Garten als Kolonie stellt etwas grundsätzlichere Anforderungen als die stilistische Überarbeitung eines Landsitzes. »Man meint allerdings nicht in Deutschland zu sein«, und das kommt daher, dass das heimische Nadelgewächs durch Ahorn und Platane, Kastanie und Ulme ersetzt wurde – der »freie Aufwuchs des Baumes in südlicher Luft [...] wird durch die Ordnung und die Schere erzwungen«. »Die Allee wird geschaffen, als stünden hier die Pinien und Zypressen, die von selber linear sind, zur Verfügung.« Der Obelisk, die Säulentrümmer »stehen im Buchendickicht, als wären sie Reste nationaler Vorzeit [...]«. Diese Italien-Rezeption, die den dezidierten Italophilen auf den Plan ruft, hat ihn weit von Nadlers stammeskundlichem Ansatz entfernt. Er hätte die Distanz noch vergrößert, wäre er auf die Schäferspiele des Rokoko und auf das zweite Geberland dieser Kultur, auf Frankreich eingegangen, aber, wie gesagt, diese Möglichkeit schlägt er aus, vielleicht deswegen, weil Moeller van den Bruck intensiver noch als Baukunst bereits auch die preußische Geschichte traktiert hatte. Die beiden Prinzen, die Rheinsberg belebten und formten, Kronprinz Friedrich und Prinz Heinrich, kommen bei Borchardt so gut wie nicht vor. Auch der historische Thron bleibt leer. Er nennt die Wiederbelebung der prinzlichen Urheber des Ganzen abwertend »den Begründer Preußens in die Ouvertüre seiner Heldenoper hineinzugestalten«, und zollt dem Helden Friedrich nur ganz zum Schluss als Schöpfer Tribut, nennt ihn aber noch nicht einmal beim Namen. Hier entdecken wir eine Verbeugung vor Nadler, vor dem Autor einer Literaturgeschichte, die nicht auf die großen Namen setzt, sondern fast eine »Literaturgeschichte ohne Namen« schreibt.

Aber was kann Borchardt dann dieser nach Italien weisenden Koloniallandschaft auf märkischem Boden entnehmen? Im Grunde das Allerhöchste, den höchsten Grad auf der »Dichtigkeitskarte des Raumes der deutschen Geistesgeschichte«. Wieder eine kleine Kopie Deutschlands in seiner Vielfalt – vergleichbar den Deutschlandkonzentraten, die wir schon behandelt haben: Westfalen, Elsass, Kreis Steinburg, die »Region Wense«. Borchardt strengt ein bombastisches Bildungsgewitter an, um die kleine Welt Rheinsberg in ein flackerndes deutsches Licht zu rücken. Die »Kulisse [des Baumtheaters] mit ihrer unbeschreiblichen Erhabenheit und ihrer ebenso unbeschreiblichen Zartheit« sei bedeutender gewesen als das Stück, das in ihr im 18. Jahrhundert aufgeführt wurde; aus diesem Boden heraus wuchs »die vorgeahnte Größe der Nation«. Damit meint der Autor nicht die preußischen Kriegshelden, deren auf dem Obelisken eingravierte Namen Fontane mit Biographien erfüllte, wenngleich Borchardt es nicht versäumte, im Vorübergehen darauf hinzuweisen, dass diese »Ruhmeshalle großer märkischer Namen« in französischer Sprache abgefasst ist. Das wird man nicht gerade als präsumtives Nationaldenkmal verstehen dürfen. Wir müssen hier von einem leeren Thron ausgehen: in Potsdam ist kein Kaiser mehr, in Rheinsberg kein Kronprinz. »Man kann nicht durch das Tor; der öffentliche Eingang, soweit von ihm noch gesprochen werden kann, ist an anderer Stelle. Man kann auch nicht ins Schloss. Die Geschichte hat den Bewohner hineingeschlossen und Besucher heraus.«[528] Kafka schrieb sein *Schloss* drei Jahre später; es gab damals im Alten Reich viele verlassene oder unzugängliche Schlösser. Das Rheinsberger ist sogar noch nicht einmal für den neuen »Schlossherren«, den Touristen, hergerichtet. Aber Borchardt besetzt den leeren Thron ganz anders als Kafka. Die Nation, die Borchardt in der Rheinsberger Gartenlandschaft antizipiert sieht, ist nicht die der Macht oder irgendeiner ominösen Verwaltung, sie basiert auf der deutschen Klassik, die sie vereinen wird. Borchardt kann an diesem Ort ebenso den Tempel Sarastros wie die Iphigenie, den Garten von Aranjuez ebenso wie die »bitteren Harmonien« Beethovens unterbringen.

> Die klassische deutsche Poesie und Musik und ein Gutteil der romantischen ist hier zu Hause. [...] Der deutsche Geist hat den hier aufgeworfenen Weg vollkommen nachgeholt, hier ist uns nichts mehr fremd. Die Seele bedarf keines Mummenschanzes, keiner ästhetischen Stilposse, um in Rheinsberg zu Hause zu sein, hier ist sie mehr in Europa als in der tragisch tobenden und rauchenden Riesenstadt, aus der sie hierher flüchtete.[529]

Der einzige, der sich dieses Textes angenommen hat, Kai Kauffmann, urteilt: »Das ist eine Geschichtsklitterung, die man nur noch als grotesk bezeichnen kann.«[530] Man kann das so sehen, man muss aber auch das Jahr 1919 und den leeren Thron bedenken. Zum Ersatz galt es sehr viel herbeizutragen; es galt angesichts der abgetretenen

Mächte der Vergangenheit und der hilflosen Mächte der Gegenwart den deutschen Geistesraum mit nicht-deutschen, im Grunde europäischen Mitteln aufzurichten. Wenn wir noch einmal den Parcours nachvollziehen, den der Autor zurücklegt: Er kommt an mit der Eisenbahn, bemängelt den weiten Abstand, in dem sie vom Ort hält, macht sich zu Fuß auf in die Stadt, umgeht Stadt und Schloss, um den richtigen, den historischen Einstieg in die italienisch inspirierte Parklandschaft zu finden, er meint nicht in Deutschland zu sein, um sich in einer heftigen Volte zurück nach Deutschland zu spedieren und zwar in das in Rheinsberg »vorgeahnte« Land der Klassik und Romantik, das für unseren Autor gleichbedeutend ist mit Nation, und wenn diese Etappe erreicht ist und Park und Natur ineinanderwachsen, dann kann sich die Seele an diesem Orte in Europa zu Hause fühlen. »Hier ist sie [die Seele] an jenem geheimnisvollen europäischen Punkte, an dem es unmöglich wird, die Natur von der Kunst zu unterscheiden.«

Borchardt wollte sich, von Nadler angeregt, ein Stück deutsche Landschaft vornehmen, um den Literaturhistoriker bei genauerer Befassung weit hinter sich zu lassen. Dies gleich in zweierlei Richtung: Zum einen, indem er Preußen, Deutschland, Italien und Europa ineinander aufgehen lässt, also kein Stammeskriterium in Anschlag bringt, und zum anderen, indem er die zeitliche Richtung des Fragens umkehrt: Die hier betrachtete Kulturlandschaft ist nicht eigentlich Wurzelgrund und auch nicht (nur) Zeitdokument, sie ist Antizipation, Vorschein, Vorahnung. Aber ein Drama des Geistes wird hier auch aufgeführt, nicht umsonst evoziert der Autor Iphigenie, Zauberflöte und Faust.

Zwei Romane, zwei Räume: Hans Grimm und Manfred Hausmann

1926 und 1928 erschienen zwei sehr erfolgreiche Romane, die das Land, wie Schickele es tat, als Buch und, wie Borchardt es tat, als Drama aufschlagen und Begrenztheit und Grenzenlosigkeit zum Thema haben und vermutlich noch nie in einem Zusammenhang gebracht wurden. Der Roman Hans Grimms (1875–1959) führt Raum in seinem Titel, der als Schlagwort die Runde machte und sich so tief und unheilvoll einprägte wie »Blut und Boden«: *Volk ohne Raum* heißt das 1 352 Seiten starke Epos. Er kam bis 1933 auf eine Auflage von 220 000 Exemplaren; nicht ganz so erfolgreich, dafür aber ein Longseller war das zweite Buch, dessen Untertitel »Abenteuer eines Wanderers« auch zu Grimms Roman gepasst hätte. Der eigentliche Titel von Manfred Hausmanns (1898–1986) Roman aber lautete erst *Lampioon* und später: *Lampioon küsst*

Mädchen und kleine Birken. Er erschien 1928. Lampioon ist der Name der Hauptfigur, des Ich-Erzählers, der nichts anderes tut als Cornelius Friebott, der Held Grimms: Beide ziehen umher: Lampioon als Landstreicher und Vagabund in Deutschland, Friebott als Arbeitssuchender zuerst in Deutschland und dann als Auswanderer in Südafrika, erst im Land der Buren, dann in Deutsch-Südwestafrika. Nach Kriegsende muss er die ehemalige deutsche Kolonie verlassen und kehrt nach Deutschland zurück, wo er ein unstetes Leben als Wanderredner führt. Anders als Lampioon, der möglichst unauffällig sein Land durchstreift, ist Friebott ein Wanderer mit Auftrag. Aus Afrika vertrieben, in die deutsche »Enge« zurückgekehrt, agitiert Friebott für deutsche Landnahme – nicht im Osten, wohin die meisten Völkischen expandieren wollten, sondern wiederum in Afrika, in Fortsetzung der deutschen kolonialen Sendung. Bei einem seiner Auftritte als Redner wird Friebott durch den Steinwurf eines enragierten Arbeiters getötet.

Die biographischen und literarischen Wurzeln Grimms und Hausmanns liegen weit auseinander. Der erste schrieb in der Tradition des Bauern- und Arbeiterromans des 19. Jahrhunderts und verarbeitet darin seine persönlichen Erfahrungen, die er in Südwestafrika gemacht hatte. Er erzählt letztlich aus der Position einer Vorkriegszeit, in der die großen Mächte national wie international den Ton angeben: Großindustrie und Kapitalismus einerseits, Kolonialismus und Imperialismus andererseits. Vor allem im Hinblick auf die beiden zuletzt genannten Mächte schien das Deutschland Weimars mit den großen Kolonialstaaten nicht mithalten zu können und nach dem Prinzip »Fressen oder gefressen werden« zum Niedergang verurteilt zu sein.

Hausmann dagegen, 23 Jahre jünger, kam vom Wandervogel, von der Jugendbewegung her; die Neoromantik nahm er von dort, wusste sie aber auch durch den veristischen Stil der Dichtung nach 1925 zu brechen. Um mit den Arbeiten an seinem Buch *Lampioon* zu beginnen und seine Karriere als freier Schriftsteller zu starten, kündigte er seine Anstellung bei einer Bremer Zeitung und machte sich 1926 auf eine große, etwa ein Jahr dauernde Deutschlandtour zu Fuß. An seinem neuen Wohnort Worpswede wollte er das Buch zu Ende schreiben. Aus Anlass seines Umzugs erklärte er:

> Der Bauer draußen hat sich die Gesundheit des Leibes und der Seele noch bewahrt. Gepriesen sei die Landbevölkerung. Mit einem Wort, ich erwarb mir ein Stück niedersächsischer Erde in Worpswede bei Bremen auf dem Weyerberg. So Erde, wissen Sie, mit Föhren darauf, mit Eichengebüschen und Brombeeren. Erde, die nach Heide und Ginster riecht, jungfräuliche Erde.

Das klingt nach Wandervogel, aber auch nach Blut und Boden und könnte das Credo eines Heimatschriftstellers sein. Zum Glück hat Hausmann ein anderes Buch ge-

schrieben. Dass es kein Großstadtroman werden würde, ein Genre, auf das sich die Literaten seiner Generation stürzten, das war klar.

Hans Grimm: Deutschland als Raum nationaler Gleichzeitigkeit

Vermutlich hat kein anderer deutscher Roman des 19. und 20. Jahrhunderts einen so weiten Radius wie Grimms *Volk ohne Raum* zu Beginn. Der erste Satz gibt wörtlich gesprochen den Ton an: »Vor diesem Buch müssen Glocken läuten«, und ist so ein deutlicher Imperativ, er strebt gleich ins Performative und verwirrt doch. Ist ein zeitliches oder ein räumliches »vor« intendiert? Müssen vor dem Buch Glocken läuten, so wie ein Weihrauchgefäß vor einem Messbuch geschwenkt wird? Oder sollen die Glocken läuten, bevor das Buch so richtig beginnt? Die Fortsetzung schafft nicht gleich Klarheit. Die ersten Glocken, die angestimmt werden, »mögen« die der Klosterkirche von Lippoldsberg sein, »darunter das Buch geschrieben wird«, also die Glocken in unmittelbarer Nähe, am Entstehungsort des Romans. Danach breitet sich das Geläut von Kirche zu Kirche im Weserbergland aus. »Aber das ist nur der Anfang. Es sollen alle deutschen Glocken läuten, die vom Dome in Mainz und von der Berliner Gedächtniskirche und alle rheinischen bis hinunter nach Köln […].«[531] Ein Geläut, das sich mächtig klingend »zwischen Maas und Memel und zwischen Königsau und Etsch« ausbreiten soll, um eine »nationale Gleichzeitigkeit«, einen »imaginären nationalen Erlebnisraum« hervorzurufen. Die beiden zuletzt genannten Begriffsprägungen stammen aus der Feder von Martin H. Geyer, der sich nicht dieser, aber ähnlichen medialen Praktiken in den Weimarer Jahren gewidmet hat. Sein Beispiel ist der große Sternlauf, der im Sommer 1925 aus Anlass des 50. Jubiläums der Einweihung des Hermannsdenkmals bei Detmold stattfand:

> Aus allen Teilen Deutschlands, von der litauischen Grenze ebenso wie von der Zugspitze, machten sich Läufer auf den Weg zum Denkmal, wo sie pünktlich am 16. August eintrafen. Neben den 16 sternförmig organisierten Hauptläufen fanden gleichzeitig 50 regional organisierte Nebenläufe statt, an denen über 130 000 Läuferinnen und Läufer aus über 6 000 Sportvereinen teilnahmen, wobei auf den einzelnen Etappen ähnliche, die nationale Einheit und Einigkeit beschwörende Reden gehalten wurden.[532]

Das nationale Anliegen Einheit und die nationale Leidenschaft Sport sicherten den Erfolg des Unternehmens. Eine symbolische Gemeinschaft entstand, durch rituelle Praxis wurde eine Gruppenidentität erzeugt, die sich als modellhaft begriff. Als aber durch den Mord an Walther Rathenau »Deutschland in seiner Gesamtheit« (Friedrich Ebert) getroffen wurde, scheiterte der Versuch, eine nationale Gedenkminute durchzusetzen und auf diese Weise eine symbolische, sich zur Republik bekennende Gemeinschaft herzustellen – er scheiterte »ebenso aus Desinteresse wie aus politisch motivierter Opposition«.[533] Das im ersten Kapitel angesprochene Reichsehrenmal, dessen Planungsphase von 1924 bis 1933 reichte, gehört ebenfalls in diesen Kontext. Es sollte an einem möglichst zentralen Ort entstehen, dem Reich einen Mittel- und Schwerpunkt verleihen, zu dem an Gedenktagen die Überlebenden aus allen Himmelsrichtungen strömen konnten – ähnlich der Jubiläumsfeier zur Einweihung des Hermannsdenkmals von 1925. Nationale Gleichzeitigkeit beruht auf einer gewissen Gleichräumigkeit, die den Körper des Reiches vereinheitlicht und neu einjustiert – dies nicht zuletzt vor dem Hintergrund der Unzufriedenheit mit der Reichshauptstadt.

Hätten aus Anlass von Rathenaus Beisetzungsfeier die Räder stillgestanden, wären die Gespräche abgebrochen, das öffentliche Leben erlahmt, der Erlebnisraum Deutschland hätte ganz anders, nämlich genau konträr zu Grimms reichsweitem Geläute geklungen, aber er wäre ähnlich spürbar geworden.

In seinem Rundfunkroman *Kampf im Äther oder Die Unsichtbaren* schreibt Arnolt Bronnen: Am »31. Januar 1926 rückten die Engländer aus Köln ab. Um Mitternacht läutete die Deutsche Glocke am Rhein den neuen Tag, den freien Tag, den deutschen Tag ein. Zum ersten Mal hören es die 90 Millionen diesseits, jenseits der Grenzen.«[534] Die »Deutsche Glocke« – das ist keine Kirchenglocke, sondern steht im Roman für alle deutschen Rundfunksender, die in dieser Nacht die sogenannte Befreiungsfeier übertrugen. Im Rheinland konnte man jetzt zum ersten Mal Rundfunk hören. Die Befreiung von den Besatzern erfolgte gleichzeitig zu der Befreiung des neuen Mediums. Die Glocken fingen im Radio und in allen Ortschaften ihr Geläute an, nachdem Oberbürgermeister Adenauer vor dem Dom stehend seine Ansprache mit den Worten beendet hatte: »Wohlan! heben auch wir zum Schwur die Hand! Und Ihr Alle in deutschen Landen, die Ihr jetzt im Geiste bei uns weilt, schwört mit uns! Schwören wir Einigkeit, Treue dem Volke, Liebe dem Vaterlande! Ruft mit mir ›Deutschland, geliebtes Vaterland, hoch! hoch! hoch!‹«[535]

Die nächtliche Szene, wiedergegeben in der Sicht des Pressezeichners der Leipziger *Illustrierten Zeitung* (Abb. 32), erinnert an ein Hochamt, auch wenn es im städtischen Raum und nicht im Dom stattfand. Aber es wurde zelebriert im Rücken desjenigen Bauwerks, das die Deutschen als massives Symbol der deutschen Einheit im 19. Jahrhundert zu Ende gebaut hatten. Gleichwohl, die Bauaufgabe und die Bauidee gab das Mittelalter vor, gegen das die Neuzeit mit ihrer elektrischen Beleuchtung und den für die Tonübertragung ausgespannten Drähten eher provisorisch wirkt – »Wir

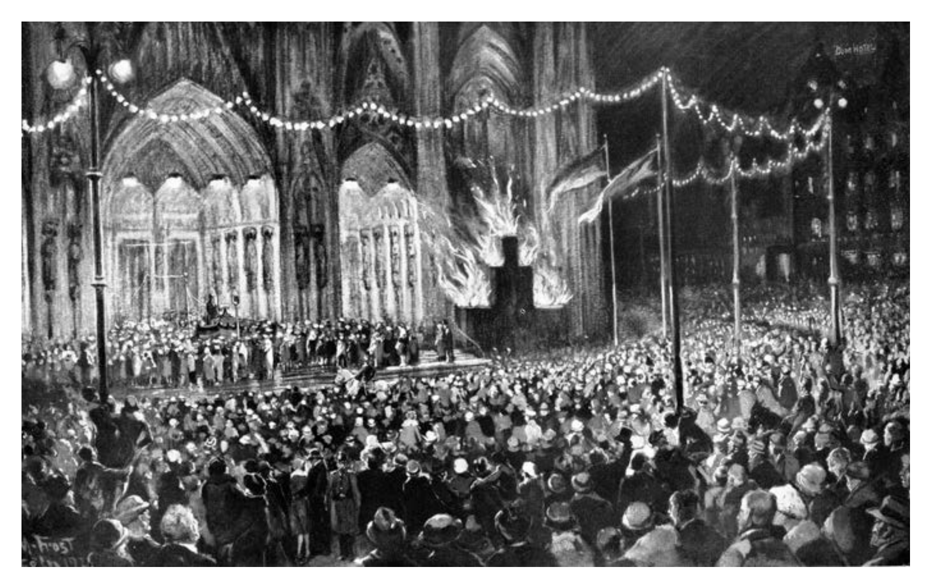


Abb. 32. Rede Konrad Adenauers anlässlich der Befreiung Kölns von der britischen Besatzung 1926

leben provisorisch« lautete ja auch das berühmte Motto von Erich Kästners Roman *Fabian*.

Die »Deutsche Glocke«, das Radio, und die Kirchenglocken zusammen haben nicht nur die größte Reichweite, man kann sich ihnen auch nicht entziehen, sie verschalten gewissermaßen die Nerven des Volkskörpers. Deswegen wurde das Radio in diesen Jahren von links wie von rechts als das ersehnte Gegenmittel gegen gesellschaftlichen Zerfall, als »Medium der Kollektivierung« gefeiert.[536] In Köln stellte sich in jener Nacht zum ersten Mal das neue Medium nicht nur technisch, sondern auch inhaltlich in den Dienst an »Deutschland in seiner Gesamtheit«. Ich erinnere noch einmal an das Deutschlandbuch, das der weltanschaulich mit Grimm konforme Max Jungnickel 1932 herausbrachte. Den Anfang machte in diesem Text-Bild-Band eine Fotografie des »Deutschlandsenders« Königs Wusterhausen (Sendebeginn drei Wochen vor der Kölner Feier) (s. Abb. 11, S. 91) und den Schluss das Bild einer großen Glocke (s. Abb. 12, S. 92), Instrumente eines technischen Phonozentrismus, der im Wanderredner Cornelius Friebott, dem Protagonisten von Hans Grimms *Volk ohne Raum,* seine personale Präfiguration hatte.

Doch weshalb möchte Grimm die Nation zu gemeinsamer Gegenwart, zu nationaler Simultanität aufrufen, wozu die Kirchenglocken zum Auftakt seines Romans läuten lassen? Das Glockengeläut soll wecken und mahnen: nicht nur die Menschen, sondern Gott selbst, damit dieser endlich die »Ungeheuerlichkeit ihres Schicksals«, des Schicksals der Deutschen, erkenne – und da dieser offenbar eines gewaltigen An-

stoßes bedarf, bleibt auch der Leser eine Zeitlang ratlos, bis ihm dann in einem Halbsatz Bescheid gestoßen wird, ein Bescheid, den freilich der Buchtitel schon verriet: »[…] der deutsche Mensch braucht Raum um sich und Sonne über sich und Freiheit in sich, um gut und schön zu werden.«[537] »Schau um dich, schau vor dich und bedenke die Enkel und Neugeborenen! Es gibt eine Sklavennot der Enge, daraus unverzwungene Leiber und Seelen nie mehr wachsen können.«[538] Da ist wieder dieses »vor«, aber jetzt erscheint es vom raumbezeichnenden »um« abgesetzt und meint die Richtung der Zukunft. Auf das Läuten der Glocken Deutschlands soll der Klagechor aller deutschen Stimmen antworten, ein stummer Chor:

> Sie sollen heischend und stumm vorschreiten Schritt um Schritt mit den lodernden Armen und den verhungerten Augen, die deutschen Menschen jeglichen Alters, Greis und Greisin, Vater und Mutter, Jüngling und Braut, Knabe und Dirnlein […], sie sollen vortreten heischend und stumm, dass diese millionenfache Stummheit die Musik der Sphären völlig erstickt und Gott gezwungen werde, ihre Seele anzusehen.[539]

Der Erzähler, der gleichzusetzen ist mit dem Autor und von Lippoldsberg aus schreibt, stellt seinem Buch diesen gesamtdeutschen Appell »vor«an, eine tonlose Anrufung der höchsten Instanz, die selbstredend nur das größte aller Themen antönen darf: die Landnot der Deutschen, diese »ungeheuerlichste Angelegenheit«. »Heimat und Enge« ist der erste Teil des Buches überschrieben: Die Heimat ist eng, in Lippoldsberg und Umgebung, wo auch die Geschichte anfängt, weil sie freien Bauern kein Land gewährt, und sie ist weiterhin eng, wo sie gar nicht erst zur Heimat werden kann, in den Städten, in den Revieren der Großindustrie, in den Schächten eines Bergwerks und schließlich im Gefängnis, wo der Protagonist am Ende seiner Zeit als Kumpel landet, als Sündenbock einer Katastrophe unter Tage, jetzt ganz und gar des Lebensraumes und der Freiheit beraubt.

Der Roman verfolgt ein antimodernes, antiurbanes Programm.

> In den Städten sehen sie gerade noch, dass alles mit Erde aufhört. Aber dass alles mit Erde und Land anfängt, das ist für sie wie ausgestrichen […]. Wir vom Lande und auch wir aus den Kolonien, daher ich komme, wir lernen es anders und sehen anders. Wir erfahren, dass alle Menschen vom Lande leben mit dem Körper und mit dem Geist und mit der Seele und mit allem, was sie sind und was sie von sich wähnen.[540]

Dieses Zitat ist einer der Lehrreden entnommen, die Friebott und sein Erzähler reichlich beisteuern. Was Letzterer aber nicht leistet, ist das Land, sei es als Landschaft, sei es als Geschichte tragendes Territorium, sei es als Arbeitsstätte zu »erschreiben«. Das

ist das große Manko dieses Romans, das letztlich wieder auf seinen thetischen Charakter zurückgeht. Für eine Erzählung mit »Raum« im Titel und dem Anspruch, »anders zu sehen«, wird unendlich viel räsoniert, gesprochen und gehandelt – und die Heimat, selbst das Weserbergland, nimmt keine dichterische Gestalt an. Landschaft hat Stellenwert, sie fungiert als Position, als Marker in einer ideologisch besetzten Topologie: Oberweser versus Ruhrgebiet, Land versus Stadt, das niedersächsische Bauernhaus versus die Arbeiterunterkunft, der Wald versus die Kohlegrube, der dem Vater und dem Sohn heilige Ausblick von einer Erhebung über der Weser versus die Gefängniszelle – und damit haben wir nur die ersten 350 Seiten in ein topologisches Schema gebracht. Mit den Worten von Uwe-K. Ketelsen bedeutet der fehlende Raum für Grimm »nur in einer sehr oberflächlichen Weise agrarische Wirtschaftsfläche; ›Raum‹ ist vielmehr eine Metapher, ein bildhafter Ausdruck für die Chance, aus eigener Kraft tätig zu werden«.[541] Leicht übertreibend könnte man sagen, dass Grimm das Muster seiner Glockengeographie vom Anfang nie überwindet. In Wiecherts Roman »Totenwolf«, dem Grimm viele Anregungen verdankt, geht es genauso zu: Die Ebene wird gegen das Bergland ins Spiel gebracht, Wald und Moor gegen die Stadt, Mutter Erde gegen die aufgewühlte Totenerde der Front. Indem Wiechert »sein« Ostpreußen nicht lebendig werden lässt, es noch nicht einmal beim Namen nennt, grenzt er sich bemüht von der Heimatdichtung und Provinzschriftstellerei ab, um einen »Zeitroman« zu schreiben. Mit »Land« ist dann Deutschland gemeint, keine Dialektik setzt Einzelheit und Ganzheit in Spannung. Schlechter, ortloser Universalismus ist das Ergebnis. Erzählt wird auch im Frieden ein Stellungskrieg.

Manfred Hausmann I: Das Land des Vagabunden

Der Literaturraum Hausmanns ist ganz anders konzipiert. Es gibt keinen Ursprungs- und Rückkehrort, keine bevorzugte Region, aber auch keine Internationalität. Die Erzählung *Lampioon* folgt letztlich einer Deutschlandreise, wie sie der Autor vorher selbst unternommen hat. Auch Lampioon hat kein Land, aber er will und braucht auch keines. Dafür liebt er es, und um das auszudrücken, »erschreibt« sein Autor dieses Land: in ausgedehnten Tableaus, welche die verschiedensten Landschaften im Wechsel der Jahreszeiten vergegenwärtigen. Eine Nachtwanderung abseits aller Wege durch die von Sturm und Regengüssen gepeitschte Lüneburger Heide klingt ausschnittsweise so:

> Der Sturm hat einen Spalt in die Wolken gerissen, und nun leuchtet einen Augenblick das klarste Licht über die Heidewälder. Es leuchtet auch zu mir

herab, es strömt über die Stämme und Flechten, zwischen denen ich liege. Und jetzt, wie die brausenden Luftmassen wieder in den Wipfeln wühlen, schießt es mit den abgeschüttelten Tropfen kreuz und quer durcheinander. Ich kann garnicht so schnell gucken, wie sich das alles vor meinen Augen ereignet. Am Grunde des Waldes zucken Glanzwirbel hin, ein Schattenfetzen fährt wie ein Tuch herunter und verweht, jetzt schwimmt ein blasser Rauch, eine Wolke von Licht, schräg durch das Nadelgitter und löscht aus, jetzt ist vielmehr in der Höhe alles dunkel, aber unten wogt ein feines Geglitzer übers Moos, wogt vor und zurück und zerflattert, jetzt ist alles in samtene Schwärze getaucht, nur an den Flechten tanzt ein greller Funke empor, zwei, zwanzig, hundert, hunderttausendmal, sie jagen empor und … da versinkt der Wald wieder in Nacht.[542]

Solche Passagen sucht man bei Grimm und Wiechert vergeblich. Diese Autoren nehmen Stellungswechsel vor, Hausmann bewegt sich aufhaltsam durch die Zwischenräume. Grimm geht es letztlich um Landgewinn, Hausmann um den Gewinn, den einer hat, dem nichts oder alles gehört. Man kann der Versenkung in das Naturschauspiel schon entnehmen, dass der Autor ein großes Defizit durch einen übergroßen, wenn auch nur momentanen Überschuss ausgleichen will. Auch der Reichtum, den man umsonst haben kann, wird nicht von Dauer sein. Aus einer anderen nächtlichen Szene, im kältesten Winter:

Und mit einem Male überkommt mich wieder so ein Glücksgefühl, weil ich die Welt so vor mir habe, die ganze ruhende Landschaft. Wie eine Beute, wie ein Eigentum. Ich bin König darüber. Mir gehörst du, du düstere Ferne! Mir! Wem sonst. Ich bin ja der einzige Freie weit und breit! […] Jeder Schritt, den ich mache, trägt mich in Abenteuer und Ereignisse hinein. Manchmal stehe ich auch nur aufrecht da, und es begibt sich etwas.[543]

Friedemann Spicker ist in seiner luziden Untersuchung der Wanderer-, Vaganten- und Vagabundendichtung diesem Hochgefühl des Öfteren begegnet. Er spricht von einer »Überkompensation des Unterklasssigen«[544], auf die regelmäßig der Abschwung, das Gefühlstief folgt. »Ich bin ein König/und ein Hund« dichtete einer der echten Vagabunden der Zeit und – dialektischer – ein anderer: »Ich bin kein Herr und niemands Knecht.«[545]

Lampioons Haltung schwankt: Er fühlt sich ein, er wird überwältigt und er kämpft sich zurück in die Position eines Besitzers des Nicht-Besitzbaren. Dieser Prozess bricht niemals ab, anders als seine Vorgänger in der Romantik wird dieser Vagabund mit der Natur nicht eins:

> Ich verspüre da immer einen feinen Schmerz, und ich denke mir, er rührt daher, dass ich den Grasspitzen da unten und den Wellen auf den Gewässern, dem Mond und dem Wind und all den lautlosen Gewalten und Wandlungen dieser Erde, denen ich so gerne zusehe, immer noch fremd bin. Ich liebe sie so sehr, aber ich bin doch ich. Ein Fremdling.[546]

Vagabundsein ist also nicht automatisch gleichzusetzen mit Naturverbundenheit und Landschaft nicht unbedingt mit Seelenlandschaft.

Die »echten« Tippelbrüder haben ebenfalls eine gehörige Distanz zur Natur eingehalten, wenn sie zur Feder griffen, was sie damals gerne taten: »Die Kundenlyrik [Kunde = Vagabund] spricht nicht mehr von der schier allmächtigen Trösterin, in die man sich hinausbegibt, um von Seelenschmerzen geheilt zu werden, sondern davon, dass man der Natur ausgeliefert ist.«[547] Land und Natur werden aufmerksam und vorausschauend auf ihre Vorzüge und Nachteile betrachtet; es geht auch um Wärmegrade, Unterschlüpfe, Verpflegung, Wetter, um Existenzielles. Wenn Lampioon davon abweicht, dann in der Dimensionalität der Wahrnehmung. Lampioons Blick erfasst unterschiedslos Grasspitzen und Wellen genauso wie Mond und Wind:

> Das ist nun etwas Gewaltiges, dies Wandern durch die weiße Ebene. Meine Schuhe schieben sich durch den Schnee, meine Augen sehen ein unendliches Schneefeld, meine Ohren hören das tote Summen der Ferne, mein Mund schmeckt die Kälte. […] Ich bin ein Mensch, ein Punkt, beinahe ein Nichts in Schnee und Himmel, aber ich habe doch Gedanken, die in den Raum hineinfragen. Das Nichts denkt: Was bedeutet dies alles?[548]

Die Vagabundenlyrik ist dagegen »auf das Kleine gerichtet«: auf den Graben, den Staub der Straße, den Stein am Weg, den Schmutz der Gassen und auf Feldrain und Acker.[549] »Staub und Schmutz und Erdreich ersetzen Berge, Täler, Weiten […].«[550]

Lampioon lebt von der Hand in den Mund, vom Betteln, von Einrichtungen der Wohlfahrt und gelegentlich, eher selten, von Aushilfstätigkeiten. Sein Quartier sucht er in Wäldern und unter freiem Himmel, manchmal in Scheunen und Hütten. Bauern sind wohl auch in diesen Landstrichen angesiedelt, aber nur selten spielen sie eine Rolle, und wenn, dann nicht immer eine positive: Einmal wird Lampioon am Weihnachtstag von einem rabiaten Landwirt brutal verprügelt. Was das Land aber bereithält, wenn auch zu selten, sind Mägde und Töchter, die sich vom Vagabunden gerne verführen lassen oder umgekehrt ihn auf ein Lager unter freiem Himmel ziehen.

Das Buch ist als Episodenroman locker disponiert; obwohl um vieles kürzer als Grimms *Volk ohne Raum,* lässt sich seine Handlung nur sehr schwer nacherzählen

und seine Botschaft erst einmal nur vage destillieren. Auf jeden Fall gewinnt man genau den entgegengesetzten Eindruck, was die berühmte »Raumfrage« oder »Raumnot« des deutschen Volkes anbelangt: Über viele Seiten hin wird das Gefühl eines unendlich freien und offenen Raumes erweckt. Selbst wenn es zu topographischen Fixierungen kommt, wenn der Vagabund einmal kurz in Hamburg Station macht, belästigt der Ich-Erzähler den Leser nicht mit den üblichen Schilderungen von Enge und Überfüllung. Vielmehr besteigt er sogleich den Hamburger Michel, um die Stadt nicht in direkter Konfrontation, sondern abgehoben als Landschaft zu erfahren. Sicher, ihn ergreift nach einer Weile ein Schwindel, aber dieser rührt nicht vom großstädtischen Getriebe, sondern von der Höhe her, die für den Wanderer im Flachland eine ungewohnte Herausforderung bedeutet. Raumnot herrscht jedenfalls in Deutschland nicht, und der Autor liegt darin nicht falsch.

Aber nun möchte Lampioon sich ja nicht niederlassen, anbauen oder Vieh züchten: »Ich für meine Person habe kein Ziel.«[551] Er will nur eins:

> Wandern … ich brauche kein tägliches Brot, aber dies brauche ich: Wandern an Flüssen hin, durch säuerliches Gras, durch Heidekraut, durch dunstige Nächte, mich verlieren in Wäldern und großen Wiesen, o in Wiesen auch, mittags in der honigsüßen Hitze, in mannshohen Ginsterwäldern, langsam wandern, dahintreiben, unterwegs sein.

Für Lampioon ist also der Weg das Ziel, das macht ihn zum echten Vagabunden und nicht zum Wanderer, der ein äußeres Ziel in einem bestimmten Ort und ein inneres Ziel hat, das Spicker in folgende Motive zerlegt: »Freude an der Natur und Erleben der Landschaft, verbunden mit Heimat- und Nationalgefühl, sowie ein ›romantischer Antimodernismus‹, der sich in einem unreflektierten Rückgang auf das 19. Jahrhundert zeigt.«[552] Entscheidend für den Rang des Romans ist nun, dass der Habitus des Ziellosen sich von Anfang an werkbestimmend mitteilt. Weghaft dahingleitend, oft sehr lang ausgezogen, mit kleinen Brücken aus drei Punkten, so sind auch die Sätze ausgedehnt. Der Expressionismus ist endgültig vorbei, die Neue Sachlichkeit hat auf dem Land nichts verloren: Neuromantisch ist die Stillage, welche die ersten hundert Seiten durchgehalten wird, ein endloses Parlando, das der einsame Wanderer für sich, aber auch in Auseinandersetzung mit dem Leser anstimmt: »Wir sind im Übrigen alle unterwegs, du auch, sag was du willst, du auch. Aber manche von uns haben ein Ziel.« Der arme Landstreicher kann sich alles herausnehmen, auch einen anbiedernden, vorlauten Ton, brüske Wendungen und die kitschige Geste, mit der er seine kleinen Reichtümer und großen Überzeugungen anpreist. Er hat sich auch alles erlaubt, angefangen beim Mord, auf den erst einmal nur kurz angespielt wird, über die nur knapp unterlassene Brandstiftung bis hin zu Verkleidung und Rollenspiel. In gewisser Weise ist er vogelfrei, ein Gefühl, das ihn immer wieder heimsucht – ich

habe die Stelle bereits zitiert: »Mir gehörst du, du düstere Ferne! Mir! Wem sonst? Ich bin ja der einzige Freie weit und breit!«[553]

Manfred Hausmann II: Raum ohne Volk

Der Chronotopos der On-the-road-Erzählung wird von Hausmann strikt landschafts- und nicht ortsbezogen angelegt. Der ziellose Lampioon verfolgt keine Reisepläne. Umso überraschender steht dann in der Mitte des Buches das Kapitel »Berliner Legende«. Nachdem der Leser sich auf den ereignisarmen Gleichlaut von Land und Monolog des Vaganten eingelassen hat, erwartet ihn an dieser Stelle eher eine Katastrophe. Es liegt nahe, dass der Autor das weltanschauliche Kapital des Landstreichers und Naturmenschen mit den Topoi Stadt und Kultur zusammenprallen lässt, um zu zeigen, wie seine Figur in artfremder Umgebung staunt, leidet und letztlich triumphiert – oder zugrunde geht. Mit einer Ausnahme geschieht nichts dergleichen. Zunächst einmal erfahren wir keinen Grund für den Aufenthalt in der großen Stadt: »Ich befinde mich nämlich seit ein paar Tagen in Berlin. Es ist Unsinn, ich weiß es, aber es ist einmal geschehen.«[554] Nun baut der Ziellose sein Leben ohnehin nicht auf Begründungen auf, aber diese Einstellung wird uns nicht nur, wie gerade zitiert, diskursiv mitgeteilt. Das Berlin-Kapitel fängt ganz anders an, nämlich mit der Analyse eines unsachgemäß gebauten Spaliers, an dem ein blühender Pfirsichbaum geradezu »gekreuzigt« angebracht wurde. Das Spalier aber ist aus der Verankerung gerissen – der Baum trägt es nun selbst und läuft Gefahr, bei Sturm mit dieser Last umzuknicken. Ein falsch angebundener Pfirsichbaum in Berlin! Bevor man anfängt, über Symbolik nachzudenken, erhält man zumindest eine situative Erklärung für diese geradezu emblematische Eingangsfigur: Der Stadtwanderer ist am Fehrbelliner Platz auf eine Schrebergarten-Kolonie gestoßen – wir vermuten, er ist auf Quartiersuche – und dort entdeckt er den Baum und wird selbst entdeckt, vom Besitzer des Gartens. Der mit rollendem R sprachlich weit ausholende »ältere Mann mit buschigen Augenbrauen und einem vorgewölbten, glattrasierten Priestermund« entpuppt sich nicht nur als Schauspieler im Ruhestand, eine Größe mit dem Titel eines Professors, und als engagierter Gartenfreund, er ist auch das erste vollausgebildete Gegenüber Lampioons.

Der Professor im Schrebergarten: Wir begegnen ihm im Roman, wir haben ihn aber auch schon als eine Art Vorreiter der Gentrifizierung der neuen Anlagen, der Dauerkolonien, erkannt. Hausmann lässt seinen Lampioon auf dem Umweg über den Garten, aber nicht im Garten, an den Großstadtrealitäten und damit an Deutschlands verdichtetster Gegenwart teilhaben. Der Professor und Lampioon kommen ins Geschäft, der Eindringling wird den Baum retten und sich ansonsten im Garten nütz-

lich machen, wenn der Sohn das nötige Gerät dazu herbeigeschafft hat. Um diesen dazu zu bewegen, muss Lampioon ihn telefonisch benachrichtigen, was nur mit dem Geld des Professors und vom Postamt Uhlandstraße aus geschehen kann, wohin sich Lampioon aufmacht. Großstädtische Geschehensabläufe, Handlungsketten werden in Bewegung gesetzt, ein modernes Medium, das Telefon, tritt dazwischen: Bis dahin wurde im Buch nur geflötet und gepfiffen. Der zum ersten Mal Telefonierende macht einiges falsch, aber wiederum ist diese Begegnung mit der Technik nicht der Anlass, sich über Kulturgefälle oder über die verrückten neuen Zeiten auszulassen. Lampioon geht mit dem Fräulein vom Amt so um, wie er es mit einer unbekannten jungen Frau getan hätte, der er auf der Wanderung begegnet: Er sucht das Gespräch, von Mensch zu Mensch, aber natürlich auch von Mann zu Frau. Er verabredet sich mit ihr, besorgt sich ein wenig Ausgehgarderobe, sie treffen sich, es regnet, sie gehen ins Museum. Das alles ist weiterhin höchst klischeeverdächtig: Was der Bauer im Museum erlebt, war ein beliebtes Thema der deutschen Witzepresse schon seit den *Fliegenden Blättern*; das Fräulein vom Amt seinerseits gehört zum Standardrepertoire von Schlager, Kabarett, Karikatur, ja sogar Soziologie in der Weimarer Republik, denn wer verkörperte den neuen Typus der Angestellten reiner als das »Fräulein vom Amt«? Wieder hält Hausmann sich bedeckt. Es dürfte wohl kaum einen Museumsbesuch in der Literaturgeschichte geben, der so wenig aus den Kunstwerken macht. Weder das Fräulein noch der Landstreicher entpuppen sich als die geheimen, überraschenden, die besseren Kenner: Der Mann fühlt sich fremd und tut auch nichts dagegen, die Frau weist nach langem Zögern schließlich auf das Bild, das ihr am meisten bedeutet, nicht das ihr am besten gefällt: eine traurig stimmende Madonna mit Kind, eine Arbeit Mantegnas, wie der Leser durch eine dahingesagte Bemerkung zweier anderer Museumsbesucher erfährt. Was das Bild auslöst, ist ein langer, gestörter und verstörender Monolog über Frausein, Schwangersein, Muttersein, Kindsein. Gertrud, so heißt das Fräulein mit Namen, verliert sich redend und schauend in die Phantasien einer Schwangeren: »Ich liege im Bett und singe in die Dunkelheit hinein, ich schaukelte mich auf der Matratze auf und nieder. Diese Minuten, wenn ich auf dem Wege zur Markthalle stehen bleibe und nicht begreifen kann, wie wundersam das doch ist, was mich betroffen hat, oh, oh! Ich liebe mich, ich bete mich an, ich werde von Tag zu Tag hässlicher, aber ich bin ein unschuldiges Kind.«[555]»An sich« will das Fräulein nur über das allgemeine Wesen von Mutter und Kind reden, aber längst ist klar, dass sie von sich erzählt und wie es ihr ergangen ist – man beachte den plötzlichen Wechsel ins Präteritum –, und so schwenkt sie irgendwann abrupt von der Imagination auf die Ebene der biographischen Fakten um: »Ich kann Ihnen ebenso gut das andere auch noch erzählen. Das Kind ist tot, und sein Vater … wir sind weiter nicht verheiratet. Es hat auch keinen Zweck. Ich bin krank. Ich kann keine Kinder mehr kriegen.«[556]

Später im Buch wird ein anderer Weggefährte Lampioons in einer grausig ausgemalten Beichte gestehen, dass er Ehefrau und Kind erschlagen hat. Dieses Be-

kenntnis, abgelegt in der Finsternis eines Schlafsaals in einer Herberge, in der sie zusammen mit dem Professor übernachten, ist gewissermaßen eine Gegengabe zu Lampioons Geständnis der von ihm verübten Mordtat. Er tötete einen Arbeitskollegen, der ihn vor seiner heimlichen Geliebten schwer erniedrigt und sich an diese geschickt herangemacht hatte. Von hier aus erinnert sich Lampioon daran, wie er in dem Bauernhof, den er eigentlich zur Weihnacht anstecken wollte, eine Familienauseinandersetzung belauschte: Der Bauer, der bereits Lampioon brutal zugerichtet hatte, drohte seiner Frau, die von einem anderen Mann ein Kind erwartet: »Ich schmeiße es an die Wand, wenn's kommt.« Auch der Professor hat etwas zu diesem Thema beizusteuern. Er erzählt von einer Freundin, die schwanger wird und ihr Kind nicht haben will – in »Gebärstreik« tritt, wie die Bevölkerungswissenschaftler damals sagten – und dies obwohl ein liebender Ehemann und ein sicheres Heim ihr jeglichen Halt geben. Lampioon hatte den Professor um Auskunft zum Thema Frau in der Schwangerschaft gebeten, aufgewühlt durch die Begegnung mit Gertrud. Hier ist das Ergebnis der durch Mord, Abtreibung und Selbstmord herbeigeführten Tötungen von Mutter und Kind. »Ich habe in einem Bildermuseum eine Geschichte gehört, der Professor hat mir wieder eine andere erzählt«, versucht Lampioon seinen Standort zu klären: »Aber ich glaube, diese Angelegenheiten sind nichts für mich. [...] Aber die Mütter sind wohl, wenn sie gebären sollen, wie wahnsinnige Tiere, die nachts über die Felder streifen, bis sie irgendwo niedersitzen und mit irren Augen, in denen das Sternenlicht grünlich glitzert, in die Weite starren. Nein, das ist natürlich Irrsinn. Aber mir kommt das mit den Müttern und mit der Geburt und mit all dem Blut immer so unheimlich vor, ich werde ganz krank, wenn ich daran denke.«[557]

Wir sind auf ein Thema von leitmotivischer Wirkung in einem ansonsten wenig strukturierten Roman gestoßen, ein Thema, das man in einem Vagabundenleben nicht erwarten würde. Aber seit der Berlin-Episode ist das Buch ohnehin ein anderes geworden: Die Tendenz zum Gesellschafts- oder wie man damals sagte: zum Zeitroman war wohl unter Weimarer Bedingungen nicht aufzuhalten. Hundert Seiten lang bewährt sich das Bündnis von Solitär und Natur, dann bricht mehr an Sozialem ein, als ein neuromantischer Rahmen halten könnte, wenn er auch nie so idyllisch angelegt war, wie oft behauptet. Es treten jetzt Gegenspieler auf, deren Rede mehr Raum eingeräumt wird als der des Ich-Erzählers: der Professor, Gertrud und Oskar, der Kamerad und Mörder-Kollege. Der Verismus löst das freie und unbeschwerte Monologisieren des Landstreichers ab und ersetzt es durch dramatische, düstere Erzählungen und Monologe anderer. Mord, Mord an Kindern und an potenziellen Vätern, schwierige und ergebnislose Schwangerschaften, die in der Schwangerschaft alleingelassene, unglückliche Frau – der Roman könnte in Antwort auf Grimms *Volk ohne Raum* »Raum ohne Volk« heißen – oder besser noch: *Volk ohne Jugend*. So lautete der Titel einer Denkschrift von Deutschlands führendem Bevölkerungswissenschaftler, dem Leiter des Statistischen Reichsamtes, Friedrich Burgdörfer. Etwa zur gleichen Zeit,

da Hausmann durch Deutschland wanderte, begann Burgdörfer seine intensive publizistische Tätigkeit in Sachen Bevölkerungspolitik. Titel wie *Der Geburtenrückgang und seine Bekämpfung: Die Lebensfrage des deutschen Volkes, Die schwindende Wachstumsenergie des deutschen Volkes im europäischen Raum, Geburtenschwund und Überalterung des deutschen Volkskörpers* verweisen auf ein Faktum und seine ideologische Aufbereitung.[558] Der Raummangel des deutschen Volkes ließ sich in der Tat nicht auf ein starkes Bevölkerungswachstum zurückführen. Den Bevölkerungshöchststand von 1913 (66,8 Millionen in den Grenzen vor 1919) hat das Reich nie wieder erreicht. André Schlüter fasst die Lage folgendermaßen zusammen:

> Schließlich dauerte der mit dem Ersten Weltkrieg einsetzende Geburtenrückgang in der dezimierten Bevölkerung (zwischen 1914–1918 fielen immerhin 2,04 Millionen deutsche Soldaten) unvermindert an. Der Geburtenüberschuss betrug zunächst 8,9 (1921–25), dann 6,6 (1926–30) und schließlich 5,5 (1931–35) Neugeborene je 1000 Einwohner. Die durch die Gebietsabtretungen verursachten Rückwanderungen in das Reichsgebiet wogen die Geburtenrückgänge keinesfalls auf. Dazu kommt, dass die deutsche Auswanderung nach Übersee in den Jahren bis 1925 größer war als die Einwanderung einschließlich der Rückwanderungen. So war die Bevölkerungsdichte […] nach Versailles keineswegs außergewöhnlich drückend geworden.[559]

Zwar wurde nach dem Krieg eifrig geheiratet, doch änderte die Familienplanung sich dennoch dramatisch: Vor dem Krieg hatten noch 49 Prozent der verheirateten Paare drei und mehr Kinder, in den ersten Jahren nach dem Krieg waren das nur noch 37 Prozent, und 39 Prozent hatten nur ein oder gar kein Kind.[560] Niemanden traf diese Entwicklung härter als die Volkstumstheoretiker und Geopolitiker. Sie entdeckten in der Mittellage Europas, im Deutschen Reich, eine »Tiefdruckzone«, die einerseits dem slawischen Geburtenüberschuss (Stichwort: Bevölkerungsüberdruck) ausgesetzt war, andererseits wenig Unterstützung für eigene Expansionspläne lieferte. Nur ein wachsendes Volk sei ein gesundes Volk, lautete die Losung. Der Reichstag fasste 1928 eine Art Rahmenbeschluss, der ihn selbst dazu anhalten sollte, bei allen gesetzgeberischen Maßnahmen die Belange von Familie und demographischer Entwicklung zu berücksichtigen. Er sah die »Zukunft des deutschen Volkes« durch diesen Verlust an »Volkskraft« gefährdet.

Den messbaren Schwund leugnete man auf dreierlei Weise ab: Die einen stellten kühne Rechnungen auf. Arthur Dix, ein Publizist aus dem Lager der Geopolitik, versuchte auf dem Deutschen Geographentag 1925 in Breslau die These zu belegen, dass von allen Völkern der Erde die Deutschen den »engsten Lebensspielraum« zur Verfügung hätten. Die Engländer verfügten pro Kopf über den meisten Raum, danach kämen in Europa Frankreich und Belgien, während Deutschland und Italien

die Schlusslichter bildeten. England, das wären 44 Millionen Einwohner auf 35,6 Millionen Quadratkilometer; dagegen betrügen die Zahlen für das Reich: 60 Millionen auf 0,47 Millionen Quadratkilometern. »Der Vergleich dieser Zahlen ergibt, dass der heutige Deutsche kaum über ein Hundertstel vom Lebensraum der heutigen Briten verfügt.«[561] Man fragt sich natürlich, wie diese Rechnung zustande kam. Wie groß war die englische Insel denn? Dix hatte einfach die Kolonien hinzu- und aus diesen die indigene Bevölkerung herausgerechnet. Andere leugneten die zurückgehenden Geburtenziffern glattweg und redeten von anhaltender Raumnachfrage. Hitlers »Bodenpolitik« wurde bereits angesprochen. Er hatte schließlich auf der ersten Seite von *Mein Kampf* (1925) seinem Volk »das moralische Recht zur Erwerbung fremden Grund und Bodens« zugesprochen. Denn dieses Volk wachse im Jahr um 900 000 Deutsche – eine stark übertriebene Zahl. Wenn wir den oben genannten und statistisch erhärteten Geburtenüberschuss von 8,9 pro 1 000 zugrunde legen, wuchs Deutschlands Bevölkerung um ca. 550 000, nach 1925 um 450 000 Köpfe jährlich, den Schwund durch Auswanderung nicht eingerechnet. Im nächsten Satz sagt Hitler, wenn auch poetisch verklärt, so doch unmissverständlich, welche Folgen dieses Wachstum haben müsse: »Der Pflug ist dann das Schwert, und aus den Tränen des Krieges erwächst für die Nachwelt das tägliche Brot.«[562] Später im Buch, im vierten Kapitel des ersten Bandes, wird die geographische Stoßrichtung dieser Bodenpolitik kundgetan: Sie könne »nicht etwa in Kamerun […], sondern ausschließlich nur mehr in Europa« stattfinden, »auf Kosten Russlands«, wie Hitler präzisiert.[563]

Burgdörfer, der sich mit *Volk ohne Jugend* eindeutig an *Volk ohne Raum* anlehnte, konnte anders als Hitler, sein späteres Vorbild, die Grundtatsache der nachlassenden Bevölkerungsdynamik nicht leugnen, wollte aber der Parole Grimms nicht in den Rücken fallen. Er drehte die Sache so, dass die Einbuße an Raum und die verdichtete Raumnutzung die sinkende Geburtenrate ausgelöst hätten. Sein Fazit: »Das deutsche Volk treibt biologisch dem Abgrund zu.«[564] Stärker noch als Versailles hätten die Verstädterung und der in ihr fehlende »Lebensspielraum« die Vermehrungsdynamik umgekehrt. Da hat Burgdörfer recht: Die Geburtenrate sank im Reich von 1871 bis 1939 um etwa 50 Prozent; das ist auch die Zeit der Landflucht und Urbanisierung. Verstädterung aber ist für Burgdörfer die Ursache der »Rationalisierung des Geschlechtslebens« und des »Zweikindersystems«, das sich in dem »hochwertigen, kulturtragenden Volksteil« durchgesetzt habe, also in den Mittelschichten, während das Proletariat aus Burgdörfers Sicht eine unerwünscht hohe und der ländliche Raum eine befriedigende Geburtsrate zu verzeichnen hätten. Dazu kam nach 1914 noch die große Zunahme an Frauen in Angestelltenberufen: Waren es 1907 noch 6,5 Prozent gewesen, stieg der Anteil dieser Berufsgruppe am Gesamt der arbeitenden Frauen auf 12,6 im Jahr 1925 und 14,8 Prozent 1933.[565] Die Figur des Fräuleins vom Amt steht für diese epochalen Verschiebungen. Sie arbeitet als Angestellte in der Großstadt, sie ist für ein neues Medium, das Telefon, im jungen Kommuni-

kations- und Servicesektor tätig und – die Kausalität muss man sich denken – mit Kind und Mann wird das nichts. Die Volkszählung des Jahres 1925 weist 90 Prozent der weiblichen Angestellten als Singles und 69 Prozent als nicht älter als 30, also im gebärfähigen Alter, aus.[566] Es schien mithin die »Familiendämmerung« zu drohen, wie etwas später Edgar Julius Jung in *Die Herrschaft der Minderwertigen* die Entwicklung zuspitzte. Als Ursache führte er die Kultur der Massen, die Eheflucht und die Rationalisierung des Haushaltes an, welche die Berufstätigkeit der Frauen förderte. Zum Thema Eheflucht muss noch auf die steigende Zahl der Scheidungen in diesen Jahren hingewiesen werden.

Warum »der Mann« Fräulein Gertrud verlässt und wann und wie das Kind stirbt, wird nicht verraten; die prekären Phantasien der Frau legen den Gedanken an Schuld, an Abtreibung nahe. Man darf sich die neue weibliche Angestelltenklasse nicht als ökonomisch unabhängig vorstellen, wie sie das Leitbild der neuen Frau favorisierte und wie wir sie heute antreffen, da manche Großstadt 50 Prozent Singlehaushalte zählt. Die miserable Bezahlung zwang junge Frauen in der Regel dazu, bei den Eltern wohnen zu bleiben oder in ein Heim zu ziehen. Hier wie dort waren uneheliche Kinder nicht gelitten. Die anderen Figuren des Romans haben keine Kinder, angefangen bei der Hauptfigur, sie wollen keine Kinder oder töten sie gar – sie alle lassen Deutschland »biologisch dem Abgrund zutreiben«. (Hausmann selbst wirkte als Vater von vier Kindern dem Trend entgegen, seine Frau war Hausfrau und Mutter, sie lebten auf dem Lande. Burgdörfer hatte ebenfalls vier Kinder.)

Kein Wunder dann, dass in diesem Roman Kinder nicht gesichtet werden und Familien keine Rolle spielen. Nur »Mädchen« kommen zu Genüge vor, ambivalente Wesen zwischen Kind und Frau, die Lampioon sehr reizen, aber auch unsicher machen, was ihre sexuelle Verfügbarkeit betrifft – so sehr, dass er vor einem offenbar »zu allem« bereiten Mädchen die Flucht ergreift. Genau genommen spielt der Titel des Romans *Lampioon küsst Mädchen und kleine Birken*, ganz dem Neo-Rokoko-Stil der späteren zwanziger Jahre angepasst, auf den Inhalt der beiden letzten Kapitel an. Das vorletzte erzählt eine verschroben-witzige Episode. Lampioon wirft sich zum Betreuer einer Schar vierzehnjähriger Schulmädchen auf, die am Ende eines Ausflugs den letzten Zug nach München verpasst haben, und fordert als Belohnung für seine Dienste von jedem Mädchen einen Kuss ein. Das allerletzte Kapitel (»Die Kleine Birke«) stimmt dann erwartungsgemäß den Blues des Mannes an, der weiterwandern muss, der »den Himmel und die Freiheit wie einen schwermütigen Ruf vor sich« hat. Das ist der Mann, der »kleine Birken« umarmt. »Und dann stehen wir eine Zeitlang mit gesenkten Häuptern nebeneinander und rühren uns nicht ... Und dann ist es so weit, dass ich wieder weiterschlurfen muss. Ich schlurfe langsam weiter...«[567]

Das Küssen der Schulmädchen und die Umarmung der Birke tragen nicht zur Verbesserung der Bevölkerungsstatistik bei. Wir dürfen annehmen, dass Kurt Ziesel, eine der giftigsten Federn des Nationalsozialismus, 1935 den Roman deswegen als

»pornographischen Schund« verdammte, weil eine Erotik ohne Willen zur Zeugung nur Pornographie sein konnte. So sind die einsam ihre Wege ziehenden und heimatlosen Vagabunden die Phänotypen eines leerer werdenden Deutschland. Raum haben sie aber schon jetzt genug, so viel Raum, dass der Wanderer aus wüsten, sturmgepeitschten Wäldern bisweilen keinen Ausweg mehr findet. Der Raum scheint auch seine Bevölkerung zu ernähren. Selbst ein Landstreicher und Bettler leistet sich den Blick für das kapriziöse Extra, den gefährdeten Pfirsichbaum, »eine Frühe Viktoria«, wie sie der Professor vorstellt. Und gegen Ende von Lampioons Berlin-Aufenthalt lässt sich der Professor von ihm einen lang gehegten Wunsch erfüllen und ein Spargelbeet anlegen. Spargel in einem Schrebergarten am Fehrbelliner Platz, das hat etwas von Friedrich dem Großen, der seinem Garten in Sanssouci Feigen und Trauben abtrotzte. Wie auch immer es um die Versorgung mit Lebensmitteln in der Weimarer Zeit stand – etwa 20 Prozent wurden nicht durch eigenen Anbau erzeugt –, Hausmann erzählt Geschichten, die an die Kriegslist der in einer Burg Belagerten erinnern, die nach einem Jahr die Feinde mit Brot bewerfen, um ihnen vorzumachen, dass sie nach wie vor im Überfluss lebten.

Der Vagabund in Geschichte und Kunst der Weimarer Republik

Vom Land als Kampfzone, von den Aufständen der Bauern und den Kleinkriegen der Freikorps findet sich in *Lampioon* keine Spur. Die Bauern, sagten wir, werden nicht als die eigentlichen Herren des Landes beschrieben, das Land ist Natur, technikfreier Raum, eher frei als nützlich. Lampioon ist sein eigenes Freikorps. Er teilt nicht die erbitterte Gegnerschaft gegen die bürgerliche Klasse, die das organisierte Vagabundentum pflegte – zu diesem gleich mehr. Lampioon fängt seine kurze Berufskarriere als Angestellter an, er ermordet zwar einen Kollegen, aber das hat sehr persönliche Gründe. Problematisiert wird nicht der Berufsstand der Angestellten und seine Arbeitsweise oder sein Lebensstil – so geht die Angestellte Gertrud mit Lampioon ins Museum und nicht ins Kino, wie es jeder Gesellschaftskritiker erwarten würde. Zu Beginn des Romans ist Lampioon bereits Vagabund oder, aus anderer Perspektive betrachtet, erwerbslos – wie 1,3 Millionen andere Deutsche auch. Lampioon ist 29 Jahre alt, er gehört zu den geburtsstarken Vorkriegsjahrgängen, kein Wunder, dass er keine Berufskarriere hat. Man hat das Buch gerne vor dem Zeithintergrund der späten zwanziger Jahre als eine Stimme der Depressionszeit verstanden. Daran ist zunächst einmal falsch, dass der Roman vor der großen Wirtschaftskrise erar-

beitet und geschrieben wurde – erarbeitet durch Hausmanns Deutschlandtour im Jahr 1925/1926. Da befand sich das Reich noch in seiner Konsolidierungs- und Aufschwungphase. 1,3 Millionen Arbeitslose waren eine Menge, aber keine Katastrophe. Aber auch schon in der ersten Hälfte der zwanziger Jahre galt, dass die jungen Leute »unter den besonders desorientierenden Bedingungen der Nachkriegszeit nach einem individuellen Lebensentwurf und einer sozialbiographischen Zukunftsperspektive suchen«.[568] Zum passiven Naturell des Landstreichers gehört es, dass er sich Entscheidungen von anderen abnehmen lässt, dennoch mutet sein »Lebensentwurf« extrem an: Er lebt Erwerbslosigkeit nicht als Mangel, sondern als gewollter und ideologisch überhöhter Zustand und bricht so mit der Gesellschaft. Damit aber ist der arbeitslose Vagabund die neuromantische Verkleidung der freien Schriftstellerexistenz, die Hausmann gewählt hatte und für die er sich auch demonstrativ auf dem Lande und am »richtigen« Ort, im Künstlerdorf Worpswede, angesiedelt hatte. Worpswede bedeutete sozusagen das statische Vagabundentum.

Nun musste Lampioons Existenzform nicht erfunden oder neoromantisch wiederholt werden: Das Vagabundentum war ein hochaktuelles Problem in der Weimarer Republik. Von den Vagabunden gab es zu der Zeit, da Hausmann auf Wanderschaft ging und den Roman verfasste, geschätzte 70 000, also einer unter tausend Deutschen, noch kein Mengen-, aber ein Maßnahmenproblem. Die Zahl schnellte in der darauffolgenden Krise bis 1933 auf 300 000, nach anderen Rechnungen auf 450 000 hoch. Hausmanns Themenwahl hat mithin einen ähnlichen Vorgriffcharakter wie die menschenleeren Ruhrgebietslandschaften, die Renger-Patzsch unmittelbar vor den Jahren der großen Arbeitslosigkeit schuf. Die Nationalsozialisten wollen die große Zahl der Nichtsesshaften noch im Jahr der Machtübernahme gewaltsam um 100 000 gesenkt haben: durch Einweisung in Arbeitshäuser, Konzentrationslager, Gefängnisse; der Rest dürfte sich als Reaktion auf diese brutalen Maßnahmen unter die Ortsgebundenen gemischt oder ins Exil abgesetzt haben.

Das alte Verbot der Landstreicherei, welches das Kaiserreich erlassen hatte: »Mit Haft wird bestraft, wer als Landstreicher umherzieht« (§ 361 Abs. 3 des Strafgesetzbuches), war zwar in der Weimarer Zeit nicht aufgehoben worden, hing aber in seiner Durchsetzung sehr stark von der Einstellung der lokalen Polizeikräfte ab. Es waren aber nicht allein und wahrscheinlich nicht vorrangig die Ordnungshüter, die den Landstreichern zusetzten, es war das »System« der »Systemzeit«, welche Arbeit und ihr Fehlen verwaltete – in den sogenannten Arbeitsämtern, einer neuen und besonders typischen Institution der Epoche. »Vor allem das ungeordnete Wandern nach Arbeit, bei dem sich Arbeitssuchende und Vagabunden vermischten, sollte durch regionale Arbeitsnachweise systematisiert werden.«[569] 1924 wurde in einem Sozialgesetz mit dem hässlichen Titel »Reichsfürsorgepflichtverordnung« das weite Feld der Fürsorge zum ersten Mal umfassend geregelt.

Im Grunde wuchs der Druck auf die Menschen der Landstraße. Er kam sowohl von denen, die Böses, als auch von denen, die Gutes im Sinn hatten. Es wäre also ein Einfaches gewesen, hätte Hausmann den Heroismus und das Außenseitertum seines Helden durch einen Kampf mit den Obrigkeiten hervorheben wollen. Das hätte aber bedeutet, dass er ihn direkter in Gegenwart und Geographie hätte einführen müssen – und das hätte dem Credo bedingungsloser Unabhängigkeit widersprochen. Der Zeittyp des Vagabunden soll etwas Überzeitliches insinuieren. »Der Vagabundismus ist eine revolutionäre und überzeitliche Aufgabe«[570], erklärte der Dichter und Vagabund Rudolf Geist 1929, und so sehr Hausmann das zweite Epitheton unterschrieben hätte, so entschieden hätte er das erste zurückgewiesen. Nichts könnte Lampioons Selbstbild mehr widersprechen als der Versuch, den Vagabunden als fortschrittlichen Zeitgenossen und revolutionären Agitator auszuweisen. Den oben zitierten Kernsatz hatte Rudolf Geist auf dem ersten und einzigen »Europäischen und internationalen Vagabundentreffen« ausgesprochen, das Pfingsten 1929 500 Vagabunden in Stuttgart zusammenführte (Abb. 33).

Theodor Lessing, Sinclair Lewis und Knut Hamsun schickten Grußbotschaften; als Redner traten neben Geist die Schriftsteller Heinrich Lersch und Alfons Paquet auf, zwei bereits bekannte Autoren. 500 Zeitungen sollen im In- und Ausland über das Ereignis berichtet haben, der Rundfunk schaltete sich ein, die illustrierten Zeitungen sorgten für Bildstrecken. Spiritus Rector des Ganzen war der »König der Vagabunden«, Gregor Gog, der 1927, also ein Jahr vor *Lampioon*, die »Bruderschaft der Vagabunden« ins Leben gerufen hatte. Gog ging auf die Straße in den zwanziger Jahren nach wechselhaftem Leben als Matrose, Soldat, Reisender, Gärtner; er wurde zum Vagabunden »mit Ziel«, mit dem Ziel der Organisierung des sogenannten Fünften Standes im Sinne der anarcho-syndikalistischen, später der kommunistischen Bewegung, für die er die politisch noch nicht aufgeklärte Reservearmee der Vagabunden einsammeln wollte. Seine Gegner waren der Weimarer Staat und die Philosophie und Praxis der »Fürsorge«. Fürsorge war offenbar ein schlimmes Reizwort für die bewussten Vagabunden, wie man dem Aufruf Gogs zum Treffen von 1929 entnimmt:

> Die Gesellschaft, vertreten durch ihre Behörden, spricht von ihrer Fürsorge. Das Gesetz sorgt für sich, für die Gesellschaft, für die Satten, damit die Opfer ihrer Tyrannis ihnen nicht nahe an den Leib rücken. Ihre ›Fürsorge‹ ist Polizistenhumanität! Ist ›Vorsorge‹! […] Die tugendfreien Spießer sprechen von den Vagabunden als einem arbeitsscheuen Gesindel. Was weiß den [sic] diese Gesellschaft vom Weg und Ziel der Landstraße? [….] Der Kunde, revolutionärer als Kämpfer, hat die volle Entscheidung getroffen: Generalstreik das Leben lang! Lebenslänglich Generalstreik! Nur durch einen solchen Generalstreik ist es möglich, die kapitalistische, ›christlich‹ kerkerbauende Gesellschaft ins Wackeln, ins Wanken, zu Fall zu bringen![571]



Abb. 33. Max Ackermann, *Kunden und Vagabunden,* Radierung, 1929

Das Organ der »Bruderschaft der Vagabunden« war die von Gog herausgegebene Zeitschrift *Der Kunde* (1927–1930), eine der ersten Straßenzeitungen mit einer Auflage von 1 000 Exemplaren – als »Kunden« bezeichneten sich nach einem alten rotwelschen Wort die Vagabunden selbst.[572] Im ersten Heft des ersten Jahrgangs wurde programmatisch erklärt: »Der Kunde ist und bleibt ein Fremder in dieser Welt der Zwecke und Nützlichkeiten. Er ist verstoßen und doch auserwählt, Bettler und König zugleich.«[573]

Es fällt schwer, die Weite des Abstandes zwischen Gogs Idealbild des Kunden und Hausmanns Lampioon auszumessen. »Weg und Ziel der Landstraße« hat Letzterer auf seine Weise verinnerlicht, auch er arbeitet nicht für die Fürsorge: Als der Arzt ihn für die kostenlose Behandlung in seinem Garten beschäftigen will, stellt sich Lampioon erst ganz patent an und lässt sich von der Tochter des Arztes auch beinahe verführen, dann aber übt die in der Nähe vorbeiziehende Landstraße auf ihn einen unüberwindlichen Sog aus. Er hört einen »Orgelmann«, einen wandernden Drehorgelspieler, und singt und schlägt die Töne nach, die sich langsam entfernen. Die Ferne! »Ich muss ja wandern, gleich, ich muss hier ja alles im Stich lassen. Ich muss wieder den Himmel und die Freiheit wie einen schwermütigen Ruf vor mir haben! Das … die Ferne … das Neue … das … das … Dahinten … Ich kann es dir nicht sagen!«[574]

Dass die Straße lockt, darin stimmen Gog und Lampioon überein. Dass sein Typus den »wesentlichen Menschen« darstelle, wie es in Stuttgart verlautete, hätte Hausmann vielleicht noch bejaht. Dass die Letzten die Ersten sein werden, wie Gog an gleicher Stelle ausrief, hätte er schlicht bezweifelt. Der Botschaft von Stuttgart: »Gehet hin und lehret – kämpfet!«[575] folgt Lampioon nicht, für ihn ist die Landstraße nicht »die Hochschule der Revolution« – so der Arbeiterdichter Lersch auf dem Kongress. Allein das von Gog ausgegebene Wort »Generalstreik« widerspricht seiner Haltung, die keine Gegner kennt und sich nicht über die programmatische Ablehnung von Arbeit definiert. Lampioon arbeitet nicht. Er weist ja das Ansinnen des Arztes nicht ab; der Wandertrieb ist es, der ihn von der Erfüllung der Aufgabe ablenkt.

Gleichzeitig ist das Verhalten der Figuren in Hausmanns *Lampioon* viel radikaler und gefährlicher als der Kampf der Vagabunden um Sonderrechte. Außer dem »Gebärstreik«, der Erwerbslosigkeit und der Vagabundenproblematik ist ein großes und aktuelles Rahmenthema die Delegitimation. So etwas wie eine staatliche Ordnung wird in diesem Roman nicht sichtbar und erst recht nicht spürbar. Entweder bleiben die Verbrechen ungesühnt, oder sie werden nicht begangen, weil etwas anderes dazwischenkommt, aber nicht weil Ethos oder eine Ordnungsmacht von der Tat abhalten. Den Outlaw motiviert auch nicht die klassische Aufgabe, sein Gesetz gegen das erstarrte, staatliche System zur Geltung zu bringen. Wenn Lampioon sich immer wieder selbst kleine Gesetze auferlegt, dann tut er dies nur zum Schein und zum Spiel im ansonsten gesetzlosen Raum. Lampioons Emanzipation – wenn davon überhaupt die Rede sein kann – ereignet sich ohne Öffentlichkeit. Das Deutschland, das im Übrigen noch nicht einmal mit diesem Namen angesprochen wird, ganz zu schweigen

von Reich und Republik, diese politisch indifferente Landmasse leistet Widerstand nur als Natur, als Landschaft. Dort übt es seine formative Kraft aus, der Rest ist Episode, Zufall, Spiel – Spiel auch in und mit der Not. Aber Delegitimation und Autoritätsverlust gelten als Hauptgründe für das Scheitern Weimars. Das lässt sich in diesem Roman natürlich nicht auf den höchsten Ebenen beobachten – die Legitimationskrise des pluralistischen Parteiensystems spielt keine Rolle[576] –, aber wenn wir auf dem Gebiet der Sozialpolitik bleiben, dann ist da oft der Zwiespalt zwischen Regelung und Durchsetzung, zwischen gesamtstaatlicher Ordnungswut und lokaler Willkür, zwischen neuem Gesetz und alter Regelungspraxis konstatiert worden, eine Kluft, die viele – und nicht nur die Aussteiger und Outlaws – im weitesten Sinne zur Selbstjustiz ermächtigte. Im Hinblick auf die Tatsache, dass Lampioon ein ungefasster Mörder ist, darf an Fritz Langs *M – Eine Stadt sucht einen Mörder* (1931) erinnert werden – einen Höhepunkt des Filmschaffens der Weimarer Moderne. Es ist schon »die Stadt«, die den Mörder sucht, aber sie tut es hilflos und fehlgeleitet, während die Polizei nach Plan vorgeht, aber auch keinen Erfolg hat. Es ist das Syndikat der Verbrecher, enerviert durch die vielen Razzien und Kontrollen und unterstützt durch die von ihnen angeheuerten Bettler, das den Täter, einen Kindermörder, fasst, einen Mann übrigens, der wie ein Stadtstreicher die Metropole Berlin durchwandert: »Immer muss ich durch Straßen gehen, und immer spür ich, es ist einer hinter mir her. Das bin ich selber!« Die Verbrecher machen ihm einen Prozess, aber bevor es zur Lynchjustiz kommt, schlägt die Polizei zu, ein »Happy End« zugunsten der Staatsmacht, inszeniert vor dem sehr viel glaubwürdigeren Hintergrund von organisiertem Verbrechen und organisierter Selbstjustiz. Noch eine Randbemerkung zum Thema Staatsmacht und Vagabundentum: Als *Der Kunde* 1927 herauskam, wurde gleich die erste Nummer beschlagnahmt. Der Gründer des Blattes, der Vagabund und Dichter Georg Brügel, hatte dort die Liebe zwischen dem Knaben Rolf und dem Wanderprediger Polo beschrieben – dies als Nachtrag zum Deutschland der sinkenden Geburtenrate.

Zweifellos hat Hausmann auf seiner Deutschlandtour von der Vagabundenbewegung gehört. Ob sie ihn selbst auf die Straße gelockt hat, würde ich bezweifeln. Die Karriere als Vagabund war längst künstlerisch geadelt – international.[577] Chaplin hatte den Charakter des Tramps die ganze Stummfilmzeit über mit widerständigem Leben erfüllt und berühmt gemacht. Zwischen 1926 bis 1929 veröffentlichte der rätselhafte B. Traven vier Romane, von denen drei einen gewissen Gerald Gale zur Hauptfigur haben, einen Gesetzlosen, einen Mann ohne Papiere, der sich zu Wasser und zu Lande in vielen Ländern durchschlägt – die Erscheinungsorte von Travens Büchern, der *Vorwärts* und die Büchergilde Gutenberg, deuten schon daraufhin, dass Traven den Tramp und Wanderarbeiter benutzt, um vom Boden der Gesellschaft aus deren brutalstes Gesicht zu zeigen. Jack Londons veröffentlichte 1907 die autobiographische Erzählung *The Road*; sie erschien 1924 auf Deutsch unter dem Titel *Abenteuer eines Tramps* (vergleiche Hausmanns Untertitel: *Abenteuer eines Wanderers*) und war

wie die anderen Bücher des Autors ein großer Erfolg. In der deutschen Literatur bedienten Londons Genre Hermann Hesse mit *Knulp* (1915) und Waldemar Bonsels mit *Narren und Helden. Aus den Notizen eines Vagabunden* (1923) und *Der Wanderer zwischen Staub und Sternen* (1926). 1930 kam dann, als Reaktion auf das Stuttgarter Treffen, der österreichische Film *Der Vagabund* in die Kinos – Regie Fritz Weiß, »Fachberatung«: Georg Gog, der wie auch andere »echte« Vagabunden im Film selbst auftrat. Nehmen wir noch all die Dichter hinzu, die niemals auf der Straße lagen, aber sich und ihre Figuren als Seelenvagabunden stilisierten: Klabund, Else Lasker-Schüler, Armin T. Wegener, Max Herrmann-Neiße und andere, dann erscheint es nicht nur eine nette Geste, sondern hatte einen Wahrheitsgehalt, wenn Alfons Paquet die Vagabunden auf ihrem Stuttgarter Treffen mit den Worten anredete: »Ich bringe euch den brüderlichen Gruß der Dichter und Künstler, die immer bei euch gewesen sind […]. Aber in jedem Künstler lebt die Unruhe, eine innere Heimatlosigkeit.«[578]

Der gereizte Boden: Hans Fallada, Bodo Uhse, Ernst von Salomon

Lampioons Klassenbewusstsein ist auf null gestellt, der Raum Deutschland, den er doch so intensiv erwandert, ist nicht Gegenstand politischer Reflexionen. Ganz anders im gleichzeitig entstandenen Text von Ernst Bloch »Rauhnacht in Stadt und Land«. Dort schreibt er: »Jetzt dagegen ist der Boden [Deutschlands] gereizt, seine Menschen und er selber.« Das Land mache »Front gegen Berlin«, dieses »Anti-Berlin« habe aber keine kulturstiftende Kraft mehr, es setze zur Brauchtumspflege nur noch apotropäische Zeichen auf die Giebel seiner Häuser, im Untergrund jedoch brodele es: »Das geheime Deutschland ist ein riesiger, ein kochender Behälter von Vergangenheit; er ergießt sich vom Land gegen die Stadt, gegen Proletariat und Bankkapital ›zugleich‹, er ist tauglich zu jedem Terror, den das Bankkapital braucht.«[579] Alter Saft steige in längst vergessene Triebe hoch, das Land »nährt Nationalsozialisten und völkische Mythologen, kurz, steht auf als *Pastorale militans*«.

»Militantes Schäferspiel« war ein sehr gewählter Ausdruck Blochs für die Art von Bauernaufständen, welche die Republik nach 1918 erschütterten.[580] *Bauern, Bonzen und Bomben*, der Titel von Hans Falladas (1893–1947) 1931 erschienenem Roman, ging leichter ein. Er ist eines von drei Büchern, die Augenzeugen der holsteinischen Landvolkbewegung der Jahre 1928/29 gewidmet haben. Die beiden anderen Bücher sind: Ernst von Salomons (1902–1972) *Die Stadt* (1931, ebenfalls ein Rowohlt-Roman) und Bodo Uhses (1904–1963) im Exil veröffentlichte Erinnerungen *Söldner und Soldat*

(1935). Aus Berlin eingereist wie viele »militante Schäfer«, unterstützte von Salomon die Sache der Bauern publizistisch als Mitarbeiter des *Landvolks*, der auflagenstarken Zeitschrift der Bewegung, während Uhse dem nationalsozialistischen Sprachrohr, der *Schleswig-Holsteinischen Tageszeitung*, als Chefredakteur diente. Fallada seinerseits hatte eine untergeordnete Position beim *General-Anzeiger*, der Lokalzeitung in Neumünster, dem Ort, wo einer der wichtigsten Prozesse gegen die aufständischen Bauern stattfand. Von Salomon war der einzige, dessen Engagement weiter reichte als Schreiben für und Schreiben über die Landvolkbewegung. Er beteiligte sich in der Hauptstadt an einer Art Parallelaktion: So wie die Bauern oder ihre Agents provocateurs in Itzehoe, Beidenfleth, Oldenburg und anderswo Bomben hochgehen ließen, so zündeten ihre Berliner Unterstützer eine gewaltige, aber unschädliche Bombe im Keller des Reichstagsgebäudes.[581] Das war nicht nur eine Parallelaktion, sondern auch eine Art Probe auf das Exempel von 1933 am selben Ort. In der anschließenden Untersuchungshaft wurde Ernst von Salomon zum Schriftsteller.

Die Bauern versammelten sich in Massen, behinderten Zwangseintreibungen, kämpften gegen die örtliche und die Schutzpolizei, sie verbrannten ihre Steuerbescheide und zahlten keine Steuern mehr – und sie ließen auch ein paar Bomben hochgehen, bei denen aber keine Menschen zu Schaden kamen. Sie gingen durch spektakuläre Prozesse und belegten eine ganze Stadt mit Kaufboykott. Warum sie das alles taten und warum in Holstein, erfährt der Leser durch Falladas Roman zum Beispiel nicht. Sicher, die Bauern sind in Not, klagen über zu hohe Abgaben und die Juden, die sie angeblich betrügen – nur hätten solche Gründe überall in Deutschland zum Widerstand gegen die Staatsgewalt führen können. Und warum die Holsteiner mit einer Härte und Entschlossenheit verfolgt wurden, die alle Vorstellungen vom kraftlosen Weimarer Staat Lügen strafen, erläutert der Roman auch nicht. In Ostpreußen schüttete man Millionen aus, als die Landwirtschaft anfing, unruhig zu werden. Fallada scheint den eigentümlichen Charakter der Landwirtschaft in den Marschen nicht begriffen zu haben.[582] Uhse hingegen, der zwar auch keinen Bauernroman geschrieben hat, setzt den Leser genau ins Bild:

> Dabei war die Not dieser Bauern eine besondere. Sie waren einmal reiche Leute gewesen, und sie waren es teilweise noch jetzt. Aber die Stabilisierung der Mark hatte ihren Wohlstand aufgefressen, und das Sinken der Viehpreise hatte sie auf eine gefährliche Klippe getrieben, denn die Eigenart ihrer Wirtschaft bestand darin, dass sie im Frühjahr mit geborgtem Geld Vieh einkauften, welches sie den Sommer hindurch auf ihre Weiden trieben, um es im Herbst selbst auf die Viehmärkte in den großen Städten zu bringen. Die Zinssätze für das geliehene Geld waren hoch, die Viehpreise sanken weiter, das Angebot auf den Märkten war groß und der Absatz gering.[583]

Von dieser Kultur der sogenannten »Graser« hat auch von Salomon gewusst: Bei ihm betreiben die »Landwirte« »Fleischveredelung«, und er benennt das scheinbare Paradoxon: »Nicht die ärmsten, sondern die reichsten Bauern im Lande hatten begonnen, zu rebellieren […].«[584]

Ein Bauernaufstand in der Provinz – drei Bücher aus der Feder bedeutender Schriftsteller, das haben andere politische Großereignisse nicht nach sich gezogen: der Kapp-Putsch nicht, die Arbeiteraufstände in Mitteldeutschland nicht, die Ruhrkrise nicht. Hatte es diese Landschaft in sich? Adolf Bartels und Gustav Frenssen, die zwei populärsten und wirkmächtigsten Schriftsteller des völkischen Spektrums vor und nach dem Krieg hatten dieselbe Klasse im Gymnasium in Meldorf besucht, Frenssen blieb dem Wohnsitz Dithmarschen treu, Bartels zog nach Weimar, aber sein frühes und erfolgreichstes Romanwerk in vier Bänden trug den Titel »Die Dithmarscher«. »Dithmarschen war […] geradezu ein Chiffre für blut- und wurzelstarkes Bauerntum.«[585] Reihen sich die drei angesprochenen Bücher, Werke der nächsten Generation, in diese Tradition ein?

Man kann einen sehr einfachen Test anstellen und sich die Titelwörter vornehmen: Bauern, Bonzen, Bomben, Stadt, Söldner, Soldat – sechs Wörter, und nur eines bezieht sich auf den Stand, der wesentlich zum Land gehört. Ein Titelwort ist schon fast zu viel, denn Bauernromane sind alle drei Bücher nicht. Deutet sich hier nicht der Prozess an, der in der Agrarsoziologie als »Entagrarisierung« geführt wird?[586] Auch im Deutschland des Vagabunden wird den Bauern nur am Rande begegnet, obwohl ihnen doch die meisten Landstriche gehören, durch die Lampioon zieht. Aber Hausmanns Sorge ist eher eine andere, allgemeiner ansetzende: Mit der Parole »Raum ohne Volk« hatten wir sie angesprochen. Wir denken auch an Renger-Patzschs von Menschen entleertes Ruhrgebiet, das im nächsten Teil betrachtet werden soll. Ein Land ohne Landvolk?

In seinem autobiographischen Bericht ist Uhse selbstverständlich die Hauptperson. Von der Schule verwiesen, geht er zum Bund Oberland, einer rechten Freikorpstruppe, und von da zu Hitlers Schutzstaffeln, der SS. Das war 1927, aber nicht Hitler, sondern Georg Strasser war sein Führer. Da er ein kurzes Volontariat bei einer Zeitung hinter sich hatte, schickte ihn die Partei nach Itzehoe, um dort das erste nationalsozialistische Blatt für Schleswig-Holstein zu begründen und zu leiten. »De Bur steit up!« hört er auf der ersten Versammlung der NSDAP, die aber die Sache der Bauern nicht unterstützt – Hitler setzte damals auf das »Prinzip Legitimität« als Strategie und lehnte organisierte Gewaltanwendung ab. Das stürzt den linken Nationalsozialisten in Zweifel und Konflikte, die schließlich zum Verlust von Amt und Parteimitgliedschaft führen. Uhse engagiert sich in nationalen und internationalen Bauernverbänden und tritt der KPD bei. Das Buch ist eine Art politischer Erziehungsroman, der den Weg vom »Söldner« (Freischärler) zum »Soldaten«, und zwar zum Parteisoldaten der Partei der »gerechten Sache«, schildert. Die Bauernbewegung ist

die Bewährungsprobe, die der klassische Roman braucht; sie ist nicht Eigenwert, sondern Mittel, um dem Protagonisten zur richtigen Position zu verhelfen. Höchst aufschlussreich und als Quelle bisher ungenutzt ist der Einblick in das politische Leben einer Kleinstadt in den letzten Jahren vor dem Ende der Weimarer Republik.

Von Salomon gibt zunächst eine sehr instruktive Darstellung des bäuerlichen Lebens und Wirtschaftens in Holstein. Er arbeitet den Unterschied von Agrikultur in den Marschen und in der Geest heraus, behandelt detailliert die Arten und Lasten der Besteuerung, greift das Motto »Keine Steuern aus der Substanz« auf und schildert die Eskalation der Auseinandersetzungen zwischen Bauern und den diversen Handlungsebenen der Staatsmacht. Sein Held, der Journalist Hans K. A. Iverson, kurz Ive, ist kein Agrarromantiker; er hegt keine Illusionen über die materielle Revolution, welche die bäuerliche Welt vor 1914 erlebte. Gleichwohl ist er mit Leib und Seele auf der Seite der Landbewegung engagiert. Mit dem Leib, weil er in einem Bombenlegerprozess in Untersuchungshaft genommen wird; mit der Seele, weil er im »Wirrsal der Zeit« nur noch eine einzige belastbare Größe entdeckt: den »Hof«. Von Salomon vermeidet demonstrativ die Worte Blut und Boden, weil sie anderweitig im politischen Spektrum vergeben sind und weil der Hof die Einheit von Besitz, Betrieb und Lebenswelt bedeutet. Er ist konkreter und wenn man so will neusachlicher als der »Boden«: »Der Hof, das war Leben, standhaftes Leben und allen Phasen unterworfen.«[587] Der Hof hatte die Modernisierung überlebt; nun, in der Krise, im Aufstand, kann er avancieren zum Sprungbrett »einer totalen Entwicklung«, »einer neuen Ordnung«. »Wir müssen, sagte Claus Hein [einer der Bauernführer], sozusagen vom Bauern her, das ganze Land aufrollen.« Die Soldaten, die Arbeiter hatten die Revolution versucht, sie waren gescheitert; jetzt war es an den Bauern, »den Plan der völligen Umwälzung« Wirklichkeit werden zu lassen. Der Roman behandelt genau die Schwierigkeiten und die Chancen einer bäuerlichen Revolution in Deutschland. Auch als Revolutionär ist der Bauer von Jahreszeiten abhängig; er ist eben an den Hof gebunden, dessen Rettung er anstrebt; er ist außerdem die Spielmarke von Verbänden und Parteien. Aber von Salomon markiert deutlicher als seine beiden Kollegen die singulären und überraschenden Qualitäten des Phänomens Landvolkbewegung, die in manchem an den Stil heutiger Massenbewegungen erinnern: Die Bauern sind enorm mobil und spontan, sie sind nur lose organisiert und kommen auch ohne Führer aus, wenn diese gefangen genommen werden, sie agieren unabhängig von den Kräften des »Systems« und halten an ihren Beschlüssen fest – wie an dem Boykott der Stadt Neumünster. In Neumünster wurde die Fahne geschändet: Die Fahne, für die sich die Bauern entschieden hatten, war »schwarz […] mit einem weißen Pflug und einem roten Schwert, das große wallende Tuch befestigt nicht an einer simplen Stange, an einer gerade gehämmerten Sense.«[588] Ob der Polizeichef Schwarz-Weiß-Rot verhindern wollte oder sich auf ein altes Verbot des Tragens von Sensen in der Stadt berief, der Kampf um die Fahne in Neumünster wurde zum blutigen Höhepunkt des Bauernaufstandes.

Etwa bis Seite 80 gehört der Text ganz den Bauern, dem Land, dem Hof, der Bewegung – warum heißt das Buch dann *Die Stadt*? Ive ist überzeugter Anti-Urbanist: »Die Stadt ist krank, und ihr Atem stinkt.« »Was mit Neumünster möglich ist, ist mit Berlin auch möglich. Erklären wir den Boykott über Berlin. Sobald das ganze Landvolk solidarisch ist, ist Berlin in unserer Macht. Die Stadt braucht uns, denn wir nähren sie.«[589] Diese Strategie würde einen deutschlandweiten Export der Landvolkbewegung bedeuten. Von Salomons Bruder Bruno, ebenfalls beim »Landvolk« engagierter Journalist, schrieb auf dem Höhepunkt der Bewegung: »Bauer, es ist so, dass Du Dir Deine Mission geschaffen hast. Es kommt nur einmal der Augenblick, dass Gottes Mantel vorüberweht. Dann Bauer, greife zu!«[590] Ive aber fragt in eine andere Richtung: »Kann die Stadt anders als von innen her erobert werden? Und Ive dachte das ganz primitiv: von innen her: Er musste hineingehen in die Stadt.« Ive wechselt darauf in eine Art synthetische Stadt über, die mal Itzehoe, mal Berlin, mal Hamburg sein kann. Wir wissen nicht, wo etwas stattfindet, denn Lokalität und Ortsbindung, sozusagen der »Hof« der Erzählung, spielt ab sofort keine Rolle mehr. Es werden in langen Gesprächsrunden die Lebensfragen der Nation, die verschiedenen politischen Standorte, das Angebot der Weltanschauungen auf hohem Niveau durchdiskutiert: mit je einem Nationalsozialisten, einem Juden, einem Kommunisten, einem überzeugten Republikaner, und es wird, vermutlich um das Freischwebende dieses intelligenten Austausches noch zu steigern, die Begegnung mit einem Künstlerpaar zum Anlass genommen, die Rolle des politischen Künstlers in der Republik darzustellen und zu erörtern. Das Niveau ist wie gesagt hoch, man nimmt immer wieder an einem Gedankenaustausch teil, der wie eine scholastische Übung in Deutschtumstheorie erinnert: »Stellen Sie sich selbst die Frage, sagte Ive, ob Sie nicht mehr das Prinzip der Nation lieben als die Nation!«[591] Um einen längeren Ausschnitt zu bringen – hier unterhalten sich Ive und Schaffer über Terrorismus:

> Ich habe viel übrig für letzte Konsequenzen. Aber ich habe nicht die Zeit, auf einen deutschen Dschingis Khan zu warten. Sie wie ich sind verantwortlich für das, was zu geschehen hat. Und nur Ideen schaffen die Revolution. – Die Revolution schafft die Ideen, sagte Ive, der Krieg ist der Vater aller Dinge, der Bürgerkrieg die Mutter. Ich habe nicht die Zeit, auf Ideen zu warten. Gedanken mögen auf Taubenfüßen wandeln, aber es ist notwendig den Käfig zu zertrümmern, um sie fliegen lassen. Schaffer sah Ive vorsichtig an. Zertrümmern, sagte er, das ist ein Ausweg und einer, der sich leicht bietet. Denn er schafft zugleich Vergnügen. Ich bin so weit nicht mehr Jude, dass ich diese schmerzliche Lust einfach als Gojim Naches bezeichnen könnte. Ich sehe wohl den Sinn der Zerstörung ein, nicht aber, jetzt und in diesem Augenblick, ihre rechnerische Notwendigkeit. – Verlangen auch Sie, fragte Ive, die einundfünfzigprozentige Gewissheit des Gelingens? –

> Die hundertprozentige, sagte Schaffer. Denn mit dem Risiko der Revolution hebt sie sich zugleich als gewalttätiger Akt selber auf. Glauben Sie nicht, dass ich den Terror als Mittel unbedingt ablehne. Er erleichtert die Aufgabe, und ich vermag nicht abzusehen, wie sich meine ganz persönliche revolutionäre Devise: ›Schluss mit der Arterienverkalkung als einzigen Befähigungsnachweis‹ einfacher und schneller und sicherer erfüllen könnte, als durch den Terror. Aber das Mittel ist noch nicht der Zweck, der Terror ist noch nicht die Revolution, die Folge noch nicht die Voraussetzung.[592]

Wenn wir genauso abgehoben wie die beiden Herren urteilen: Man kann sich kaum ein Buch vorstellen, das so weit von dem Thema abgekommen ist, das es vorgegeben hatte, – und nur so rechtfertigt sich die Absurdität, den »Roman der Landvolkbewegung« *Die Stadt* zu nennen. Betrachtet man die Schwerpunktverlagerung von außen, dann könnte man mit Carl Schmitt sagen, die »endlose Diskussion« habe die Regie übernommen und von den ernsten Zielen abgelenkt. Kurz bevor Ive in Berlin von einer Polizeikugel getötet wird, kurz bevor also der Roman in der Stadt und durch die Stadt endet, heißt es: »Ives hatte in der Stadt erfahren, was die Stadt an Erfahrung ihm nur immer bieten konnte, nämlich nichts.«[593] Diese Erkenntnis kommt auf Seite 379, ungefähr 300 Seiten nachdem die Erzählung die Landvolkbewegung verlassen hatte. Die Bauern werden in der außerliterarischen Realität verlieren, der Roman hat die Bauern innerliterarisch schon lange verloren. Strukturell macht das Sinn. Auch die Bauern geben ihre organisatorische Unabhängigkeit auf und tun genau das, was Ive zutiefst ablehnt: Sie nehmen Hilfe an, die Hilfe des Systems und die Hilfe der Partei, die Ive ebenfalls dem System zurechnet, der NSDAP. Man schaut genau gen Osten, nach Ostpreußen, wo das System gewaltige Mittel in den agrarischen Sektor fließen lässt, um bei diesem Manöver dem Nationalsozialismus zum Erfolg zu verhelfen. Und man wählt die Partei, die sich gegen die Bewegung gestemmt hatte. Im Juli 1932 holen die Nationalsozialisten in Schleswig-Holstein 51 Prozent der Stimmen, im Reich »nur« 37,3 Prozent.

Quantitativ lässt sich die Struktur des Romans auf zweierlei Weise fassen. Rechnet man ein Fünftel Land, vier Fünftel Stadt, dann konstatiert man die Unmöglichkeit des modernen Bauernromans und attestiert den Sieg der Stadt auch darin, dass *Die Stadt* den großen Dialog- und Essayromanen wie dem *Zauberberg* oder dem *Mann ohne Eigenschaften* nicht ohne Geschick nacheifert. Es wurde noch nicht erwähnt, dass von Salomon zwischen die Teile Land und Stadt einen längeren Essay über die Krise der Republik einschiebt – letztere Bezeichnung taucht übrigens im ganzen Roman nicht auf. Man kann aber auch eine andere, geradezu umgekehrte Rechnung aufmachen. Dann wäre der Anfang von 80 Seiten der geschlossene und gehaltvolle Block, er stünde, um im Jargon zu bleiben, für die »Substanz« des Buches und alles, was danach kommt, der Essay und die vielen, maximal 20 Seiten lang referierten

Diskussionen zwischen den politischen Gegnern wären die verschleuderte Substanz, das Klein-Klein, in dem sich das Wirrsal der Zeit reproduziert. Gegen Ende werden die verbalen Auseinandersetzungen nur noch als »Gequassel« empfunden, das heißt noch zusätzlich verkleinert und entwertet:

> [...] im Landtag quasseln sie, im Salon quasseln sie, am Zahlabend quasseln sie, du hast auch gequasselt, Schaffer, du hast auch gequasselt, Hellwig, du hast auch gequasselt, Pareigat [drei von Ive bevorzugte Gesprächspartner], mit dem Bankrott der Wiener Creditanstalt fing es an, mit dem Dolchstoß fing es an, mit dem Weltkrieg fing es an, mit Bismarcks Entlassung fing es an, mit der französischen Revolution fing es an, mit Adam und Eva fing es an, wann Himmel Arsch und Wolkenbruch hört es auf?[594]

Dies ist eine für die Zeitromane typische Liste, die als ganze nur Vielheit signalisiert und nie zu einer »Lösung« führt. Die Liste bildet das Geschehen der letzten 300 Seiten im Miniaturformat ab, eine Form, die uns an das oben herangezogene Zipf'sche Modell erinnert. Danach stünde mit dem ersten Teil der übergroße, »mächtige« Anfang der Gesamtanordnung bereit und alles was folgt, würde den »langen Schwanz« kleiner und kleinster Einheiten bilden: Gesprächsrunden, Argumente und Gegenargumente, Aufzählungen, Wörter. Dazu passt, dass am absoluten Schluss des Buches eine kleine Zeitungsnotiz steht, die über den gewaltsamen Tod Ives informiert und außer seiner Charakterisierung als »rechtsradikaler Bauernagitator« den Toten total verfehlt. Er habe, heißt es da, nach dem Bombenlegerprozess »demokratischen Gedankengängen« nahegestanden, solle sogar zum Katholizismus übergetreten sein, »bis er sich ganz überraschend zum Kommunismus bekannte«. »Das Ende eines politischen Romantikers!« Nichts davon stimmt, aber die Aufzählung gibt eine Auswahl der Positionen wieder, mit denen Ive sich in seinen Diskussionsrunden hatte auseinandersetzen müssen. Das Leben wird unter den faits divers der Tageszeitung als eine Reihe von faits divers abgehandelt, als eine Schau politischer Varietäten, sinnlos nicht nur, weil es einem momentanen Missverständnis zum Opfer fällt, sondern auch weil es als Ganzes in seinem Grundantrieb verkannt wird. Es ist schon erlaubt, noch einmal an Musil zu denken, nicht nur, weil in beiden Romanen unendlich viel »gequasselt« wird. Ein Vergleich bietet sich allein deswegen an, weil Musils Erzähler einen ähnlich anti-urbanistischen Affekt ausspielt und von der »über-amerikanischen Stadt« spricht, deren Namen er nicht einmal nennen will. Wir haben seine Meinung in Bezug auf »die Überschätzung der Frage, wo man sich befindet« im ersten Teil zitiert. Vor allem aber sind beide Romane geradezu gezwungen, die Pluralität der Anschauungen anzuerkennen und in ihrer Eigenlogik zuzulassen – ohne daraus einen Gewinn zu ziehen: Für die sogenannte »Parallelaktion«, also die Festivitäten aus Anlass von Kaiser Franz Josefs siebzigjährigem Thronjubiläum, wird der selbsternannte Vorbereitungskreis in Mu-

sils *Mann ohne Eigenschaften* niemals eine Generallinie entwickeln, die alle überzeugt, und einen zentralen Sinn gewinnt auch Salomons Ive nicht aus seinen Gesprächsaustausch – deswegen muss er, der diesen Marathon mitgemacht hat, »sinnlos« sterben.

Wie geht Fallada die Sache an? Nichts ist bezeichnender, als dass er seinen Roman unter dem Titel *Ein kleiner Zirkus namens Belli* zum Vorabdruck in einer Kölner Zeitung angeboten hat. Das wäre ein viel typischerer Fallada-Titel gewesen – er musste sich aber den Marktstrategen beugen. Den Terror, den das scheinbar »altnüchterne, sesshafte« Landvolk auslöste, benutzt Fallada eigentlich nur als Aufhänger einer hochverwickelten, intrigenreichen Geschichte, die im Wesentlichen in einer Kleinstadt spielt, aber auch im Regierungszentrum und in der Hauptstadt fortgesetzt wird. Fallada richtet sein Augenmerk ganz auf den Infight, in dem sich die kommunalen, regionalen und nationalen Instanzen verkämpfen, und auf das Gehakel zwischen der Presse und den »Bonzen«, also den Beamten aller Grade und Zuständigkeiten.

Fallada wird dafür gerühmt, dass er in seinem Buch ganz und gar ohne Heimat- und Agrarideologie auskommt. Dafür hat er sich dessen entschlagen, was Regionalliteratur wertvoll und konkurrenzfähig macht: Kenntnis und Darstellung der Besonderheit. Dort wo in der Erzählung das Volk ganz unter sich bleibt, wo es unter sich sein möchte, ohne die ewigen Dritten, die Fremden, die Beobachter, die Feinde, in der nächtlichen Zusammenkunft und Beschlussfassung der Bauern, da wird es dann doch wiederum belauscht, und zum Helden und Perspektivträger rückt ein Oberlandjäger auf. Sein Weg durch die nächtliche Wildnis, auf der er eine folgenreiche Entdeckung macht, sein Ausspionieren, sein Entdecktwerden und seine Flucht, das sind Elemente einer Abenteuergeschichte, das ist so einschlägig, dass es der Akteur selbst realisiert: »Dem Oberlandjäger kommt eine Erinnerung an seine Jugendzeit, als er noch Indianerschmöker las: Karl May und Sitting Bull und den letzten Mohikaner.«[595] Im neusachlichen Roman werden die fremden Register der Melodramatik und der Spannung wie im Jugendbuch eröffnet. Nicht als Powwow jedoch, wie die indianische Bezeichnung für Stammesversammlung hieß, sondern als »Thing« bezeichnet Fallada die Versammlung, verwendet also einen historisierenden »Germanismus«, vielleicht an die »Nordmark«-Ideologeme Frenssens und Bartels anknüpfend. Es gab aber in der Tat ein Treffen dieses Namens bei Rendsburg im Jahr 1929. Falladas Zusammenkunft nächtlicher Verschwörer aber war ein Thing, das muss man dazusagen, das einen Kaufboykott beschließt!

Man hätte aus diesem Stoff oder auch aus der Maschinisierung der Agrikultur andernorts einen neuen Bauernroman schreiben können. Auf alle Fälle reicht das Motiv von Olaf Gulbranssons Umschlagbild der Erstausgabe von Falladas Romans nicht sehr weit, nicht weiter als das erste Wort des Titels (Abb. 34).

Zu kurz und damit daneben greift der Künstler aber auch, wenn er aus dem jahrzehntealten Fundus den Bauern als klobigen Typen herausholt und mit dem Blick von unten ihm einen kleinen Kopf macht – auf dem zum Überfluss noch ein Hütchen

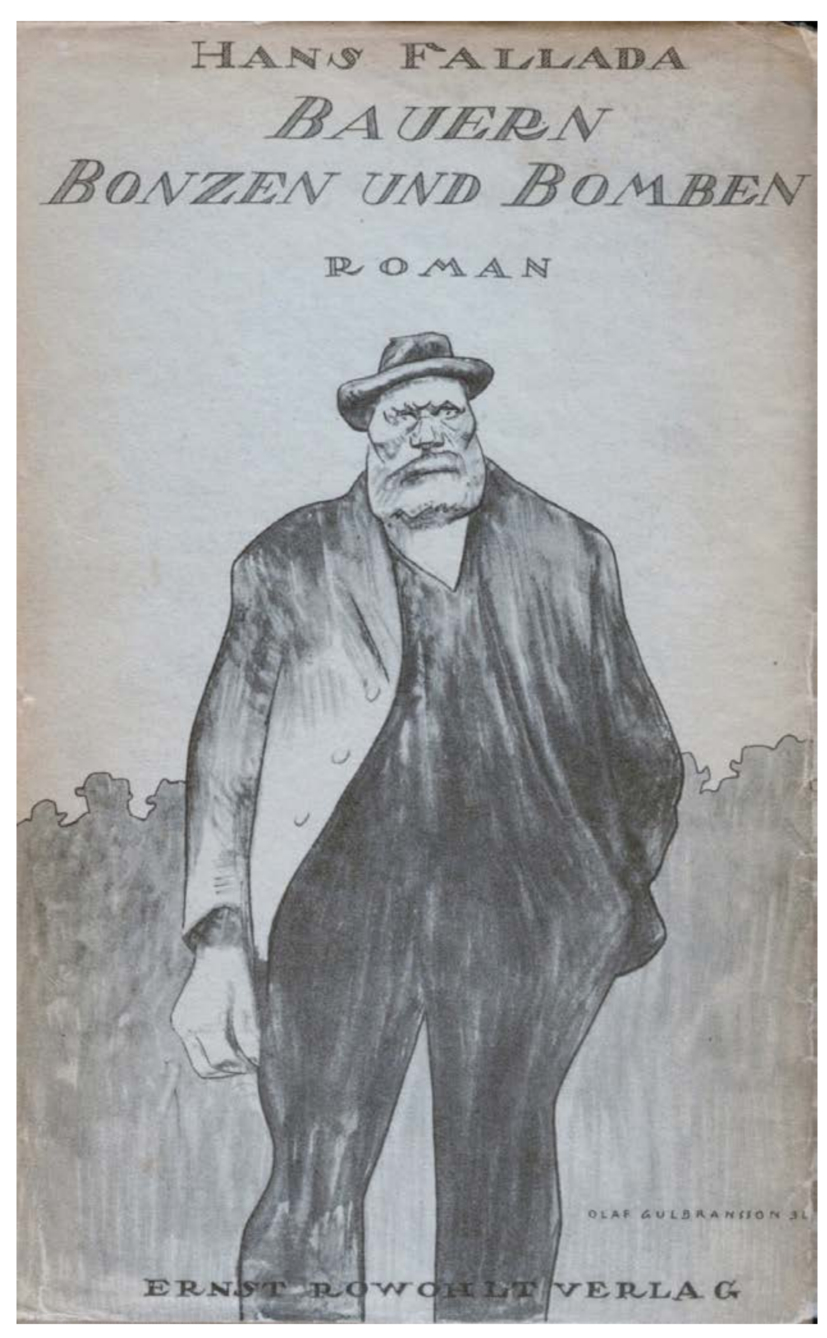


Abb. 34. Olaf Gulbransson, Umschlag für Hans Falladas *Bauern, Bonzen und Bomben,* 1931

und keine blaue Schirmmütze sitzt, wie sie die Bauern im Norden trugen. »Und wo stehn die Bauern heute … also davon ist in dem Buch wenig zu spüren. Den Bauern gehts eben schlecht – und nun revoltieren sie«, befand Tucholsky in einer ansonsten begeisterten Kritik und entsprach damit nicht nur dem Text, sondern auch der Selbstinterpretation des Dichters, der seiner Schwester versicherte: »[I]ch will keinen Bauernroman geschrieben haben […].« Was wollte er dann? Fallada weiter an seine Schwester: »Ernst von Salomon, der das Buch vor ein paar Tagen in Aushängern las, sagte, sein Eindruck sei am Schluss: armes Deutschland. Und das war mein Ziel, nicht der Eindruck: arme Bauern.«[596] Tucholsky zieht den Radius etwas enger: »Falladas Buch ist die beste Schilderung der deutschen Kleinstadt, die mir in den letzten Jahren bekannt geworden ist.« Also kein moderner Bauernroman, genauso wenig bodenverbunden wie Hausmanns »Lampioon« heimatverbunden war. Das Wort »Heimatkunst« hatte übrigens der Dithmarscher Bartels geprägt, während wir seinem Landsmann Frenssen die Parole »Volk ohne Raum« verdanken.

Aber Tucholsky versuchte dann doch am Schluss seiner Besprechung, das Buch in den gesamtdeutschen Themenrahmen zu rücken, den der Autor im Brief an die Schwester anvisiert hatte. Das Thema heißt Republik, heißt Demokratie. Liest man das Buch, so Tucholsky,

> dann sieht man die immense Schuld jener Republik, die wir einmal gehabt haben und die heute zerbrochen ist an der Schlappheit, an der maßlosen Feigheit, an der Instinktlosigkeit ihres mittleren Bürgertums, zu dem in erster Linie die Panzerkreuzer bewilligenden Führer der Sozialdemokratie zu rechnen sind. Der Lebenswille der andern war stärker; und wer stärker ist, hat das Anrecht auf einen Sieg. Beklagt euch nicht.[597]

Aber der Roman hat letztlich keine Sieger, und er ist nicht nur ein Kleinstadtroman: Die Parteien (jenseits der Bauern), die so stark gegeneinander kämpfen, die Verwaltungs- und die Regierungsbeamten, die Polizisten, die Juristen und nicht zuletzt die Journalisten, sie alle haben eine Ursprungszone gemeinsam, und das ist das »Zwischenreich«, wie Eugen Diesel den tertiären Sektor nannte. Fallada müsste vom Reich der Bonzen sprechen, bei von Salomon hieße das kurz *Die Stadt*. Dass aber ein Anzeigenwerber und Hilfsredakteur namens Tredup in eine zentrale Rolle aufrückt und im kleinstädtischen Beziehungssumpf ums Leben kommt, verweist auf zweierlei: auf die typengenerierende Kraft und auf die Macht des Zwischenreiches. Aber auch die Bauern, die mithilfe der Kreditökonomie wirtschaften und tendenziell die Nähe zum Elementaren, zum Boden, verlieren, haben sich damit ebenfalls aus dem klassischen Sektor der Primärproduktion entfernt. Kein Wunder, dass von Salomon an die Stelle des höchsten ideologischen Wertes den »Hof« und nicht den »Boden« einsetzt: »Der Hof befahl […]. Er dokumentierte sich als der überlegene Wille […].« Für diesen

Autor befiehlt der Hof sogar dann, wenn er dem Bauern gar nicht mehr gehörte, rechnete man die jeweilige Schuldenlast hoch. Ich habe die Zahlen oben schon mitgeteilt: 1930/31 erzielte die Landwirtschaft 8 890 Millionen Reichsmark an Verkaufserlösen und war mit 7 779 Millionen Reichsmark verschuldet. So kann der »Hof« unwirklich und zur Idee werden.

Was dieses Zwischenreich und die ihm gewidmeten drei Bücher aber fast total überblenden, ist das »Land«. Der Kaufboykott, den das Land gegen die Stadt beschließt, um zu zeigen, dass diese von ihm abhängt, richtet sich indirekt auch an den Autor, ohne dass er ihm Folge leistet. Es handelt sich im Übrigen um dieselbe Region, die Oskar Schwindrazheim für das Heimatbuch des Kreises Steinburg beschrieben hatte. Genauso wie das Kreisbuch die Aufstände des Jahres 1923 mit keinem Wort erwähnte, so negiert Fallada die Ortsgebundenheit der Landvolkbewegung von 1928/29 und verlegt das Ganze ins Pommersche. Jedem Dichter sind solche Freiheiten zugestanden, er verzichtet aber auf die »Hinwendung zu einer so oder so gearteten Gegend«, »auf das bestimmte Sein einer Landschaft«. Kracauers Worte galten dem modernen Tourismus und seiner Tendenz »zum puren Raumerlebnis«.[598] Im folgenden Abschnitt wird zu zeigen sein, wie auch der bewaffnete »Tourist«, der Freischärler, in einer deutschen Landschaft ohne Eigenart agiert.

Das aufsässige Land: Arnolt Bronnen

Das aufsässige Land war schon vor Falladas und von Salomons Romanen Schauplatz eines anderen Rowohlt-Buches gewesen: 1929 veröffentlichte Arnolt Bronnen (1895–1959) seinen Roman *O. S.* – so die Abkürzung für Oberschlesien. Während bei Fallada die Outlaws nur die Handlung anstoßen und Salomon ihnen einfach den ersten Teil seines Romans und danach keinen weiteren Abschnitt mehr einräumt, spielen sie bei Bronnen die Hauptrolle. Aber auch seine prallvolle Erzählung lebt von einem Personenaufgebot, das alle Schichten und Funktionen beteiligt, die im Jahr 1921 bei diesen höchst gewalttätigen Auseinandersetzungen ihre Hand im Spiel hatten. Die Lage auch dieses Landes war eine besondere: Die Holsteinischen Marschen hatte eine ganz eigene agrarwirtschaftliche Struktur, Oberschlesien aber war ein Industrie- und ein Grenzland, das im Streit der Siegermächte und der Nationen aufgerieben wurde.[599] Oberschlesien war von der Entente zum Abstimmungsgebiet erklärt worden. Das Plebiszit dieses Jahres, schwer behindert durch polnische Aufständische, war mit dem Ergebnis 60 zu 40 Prozent zugunsten eines Verbleibs beim Reich ausgegangen. Die endgültige Durchsetzung dieses Votums drohte im Mai 1921 an polnischen Aufständischen zu scheitern, die das Votum nicht akzeptieren wollten und versuchten,

mithilfe regulärer Verbände das gesamte Industriegebiet unter polnische Hoheit zu bringen. Dagegen hielten oberschlesischer »Selbstschutz« und deutsche Freikorps, die sich im Reich rekrutierten. Motivisch gehört das Buch in die Reihe der »Grenzlandromane«, von denen wir ein ganz anderes Beispiel oben mit Schickeles Trilogie *Das Erbe am Rhein* angesprochen haben.[600] Grenzlandromane handeln von neuen Grenzen und von »verstümmelten Grenz-Provinzen«, wie Bronnen Oberschlesien anspricht. Der Stoff förderte, ja forderte den Stil des Abenteuerromans – man hat an Karl May gedacht –, denn das Land war ohne Ordnungsmacht und damit die Arena eines Kampfes aller gegen alle. Das Reich und das Land Preußen, zu dem Oberschlesien nominell noch gehörte, erscheinen im Buch als kaum präsent, ihr »Eingreifen« beschränkt sich auf das Verschicken hilfloser Protestnoten – Bronnen spricht von der »papierenen Republik«. Frankreich, die führende Besatzungsmacht, schwankt zwischen Unterstützung der polnischen Seite, professionellem Militäreinsatz und schierer Selbsterhaltung. Die aufständischen Polen haben nur das eine Ziel vor Augen, die Eroberung Oberschlesiens. Die deutschen Schlesier sind tief gespalten: Hier ein machtlos taktierendes Bürgertum, sozialdemokratische und kommunistische Arbeiter, die sich entweder nicht einmischen wollen – oder sollen: Befehl aus Berlin respektive Moskau! – oder aber, beim Anzeichen eines Aufstandes, sich gleich das höhere Ziel »Oberschlesische Sowjetrepublik« vornehmen sollen. Dort die rauflustigen »Burschen«, die »Heimatschützer«, auch »Selbstschützer« genannt, welche die Städte vor den polnischen Aufständischen verteidigen. Nachdem fast alles verloren ist, treten die Freikorps auf den Plan. Nationalisten, Abenteurer, Desperados, deutsche Männer, für die der Krieg zu schnell vorbei war, rotten sich, schlecht bewaffnet, zu Banden zusammen, die gegen die Übermacht erstaunliche Erfolge erzielen und es vielleicht ja wirklich erreicht haben, dass nicht das ganze Industriegebiet verloren ging. Um die Aufzählung zu ergänzen: auch die Italiener und die Briten, die anderen Besatzungsmächte, sind beteiligt, ebenso die I.A.K., die eigentliche Herrin des Landes, die Interalliierte Abstimmungskommission, die aber ebenso hilflos vor sich hin dekretiert wie das Reich. Und wie immer in solchen irregulären Zeiten werden Privatkriege geführt – Bronnen geht so weit, dass er mehrere Unterkapitel lang vom persönlichen Aufstand einer sechzehnjährigen Gymnasiastin oder »Lyzeistin« erzählt, die er mit genügend Frühreife ausstattet, um das ansonsten rein männlich besetzte Romanpersonal herauszufordern.

Die Raumkonzeption des Romans hat Helmut Lethen mit dem Begriff »Verkehrsroman« charakterisiert: »Der Bewegungsraum, der diesen Roman erschließt, ist ausgefüllt mit den modernsten Transportsystemen des Straßen-, Schienen- und Luftverkehrs, mit den Medien, der Zeitung, der Rohrpostkarte, dem Telefon und dem Telegramm.«[601] Zu dieser Sichtweise motiviert den Leser vor allem der Anfang, der eine höchst abenteuerliche Annäherung von Berlin aus, unter Benutzung verschiedenster Verkehrsmittel und gegen lauter Widerstände erzählt – das Verkehrswesen

als Kriegsschauplatz. Bronnen macht das wie Döblin: So wie die Metropole ohne ausgeklügelte Infrastruktur nicht existieren kann, so ist auch moderne Kriegsführung nicht ohne Sicherung des Nachschubs und Kontrolle der Verkehrsstrukturen zu denken. Aber auch der »Apparat«, die Behörden, die Parteien und Verantwortungsträger, gehören mit ins Bild. Bronnen hat als wacher Zeitgenosse realisiert, dass in keiner Epoche so viele Kommissionen, Kongresse, Konferenzen und Deputationen das europäische Chaos zu lichten suchten – um weitere Verwirrung zu stiften.

»Verkehrsroman« und »Roman der Apparate«, das sind hochmoderne Züge, auf die offenbar auch ein Abenteuerroman nicht verzichten kann. Der Routinier Bronnen bedient solche Codes, um sie dann aber zugunsten eines ganz anderen Konzepts fallen zu lassen. Bald geht nämlich nichts mehr: Es werden die Verbindungen und Kommunikationskanäle zunehmend gekappt, Kommunikation wird Zufall oder Wunder – oder muss mit Tricks oder Gewalt hergestellt werden. Symptomatisch ist die Szene, die im Sonderzug der Interalliierten Abstimmungskommission spielt, der als einziger noch regelmäßig durch das Abstimmungsgebiet fährt – die anderen Linien haben zu diesem Zeitpunkt Polen und deutsche gewerkschaftlich organisierte Eisenbahner gestoppt. Ein britischer Diplomat benutzt diesen Zug, um in der luxuriösen Atmosphäre seines Wagons seine Empfehlungen für die territoriale Zukunft des Landes auszuarbeiten, durch das er reist, und sie anschließend dem englischen Haupt der Kommission zu überbringen. Eine vornehme französische Dame steigt an einer der Stationen zu, und nachher fehlen dem Engländer seine Papiere. Aber in der entscheidenden Konferenz werden sie ihm wieder vorgehalten, um nicht zu sagen, in den Rachen gestopft, von einer der Hauptfiguren, Bergerhoff mit Namen, der sich in jene Dame verkleidet hatte. Aus den Papieren ging hervor, dass entgegen allen Beteuerungen und im klaren Widerspruch zu Versailles und den Abstimmungsregeln auch die Engländer das Industriegebiet teilen und den größeren und ökonomisch wertvollen Teil Polen zuschlagen wollen. Die Story, die hier erzählt wird, ist unwahrscheinlich, wie die meisten Hasardstückchen der deutschen Hauptfiguren unwahrscheinlich sind, aber die Geschichte als solche ist es nicht: Bronnen versucht nur auf seine Weise in Romanhandlung zu gießen, was zum Beispiel damals in dem Pariser Hotel vor sich ging, als die Alliierten auf den Landkarten herumkrochen und die Welt neu einteilten.

Auch wenn von einem »Verkehrsroman« bald nicht mehr die Rede sein kann, bleibt das Tempo hoch, nur ergibt es sich jetzt aus der Taktik des Freischärlertums. Der Kriegsteilnehmer Bronnen ist ein von der Perversion des Stellungskriegs belehrter Anhänger des Bewegungskriegs. Er ist selbst ein unablässig Bewegter gewesen: ein Grenzgänger zwischen den Stilen, künstlerischen Ausdrucksformen, Ländern und politischen Lagern – diese habituelle Unstetigkeit können oder müssen die Freischärler ausleben (und »aussterben«), und Bronnen, der Autor, folgt ihnen.[602] Er wechselt in fast jedem Unterkapitel Schauplatz und Personal aus, und um die Gleich-

zeitigkeit, die Weiterentwicklung, die Zeitsprünge der Handlungsverläufe abzubilden, muss er Tag und Uhrzeit angeben.

Kolporteure trugen in alten Zeiten die populären Bücher über Land und verkauften sie an der Haustür oder auf dem Markt; ein Kolportageroman ist *O. S.* in dem wörtlichen Sinne, dass er von Ort zu Ort, von Schauplatz zu Schauplatz springt und neue Botschaften verkündet. Spione, Zuträger, Zeugen, Gerüchtehändler spielen eine Hauptrolle in diesem Roman, in dem die Nachrichtenverbindungen unterbrochen werden. Sie ersetzen die lokale Zeitung und die Redakteure, denen in den drei Büchern über die holsteinische Landvolkbewegung eine Hauptrolle eingeräumt wird. Auch das moderne Prinzip der Polyphonie wendet Bronnen an, wenn auch lange nicht so exzessiv wie Döblin im gleichzeitig entstehenden *Berlin Alexanderplatz*: Meldungen, Flugblätter, diplomatische Noten, Besprechungsprotokolle, ja sogar eine Unterhausrede des englischen Premiers werden im originalen oder den Quellen nachempfundenen Wortlaut zitiert. Auf jeden Fall hat der Autor alles getan, um Buch und Handlung so vielfältig und vielstimmig wie möglich zu machen. Er muss das auch, denn den eigentlichen Reichtum des Landes kann er nicht einbringen: Die Gruben und Stahlwerke sind ja geschlossen, und der Autor macht sich nicht einmal die Mühe, Statistiken, Produktionsziffern, Standorte aufzurufen, um anzudeuten, was hier eigentlich auf der Kippe stand. Die Wertschöpfung erfolgt auf der Ebene der stupenden Dichte der Akteure, Parteien, Motive.

Diese epochentypische Anerkennung von Komplexität wird aber nun konterkariert durch die Grundeinstellung des Desperados. An einer Stelle vertieft sich Bergerhoff, der Führer der Truppe »Die schwarze Schar«, in die Frage, wie man zu einer Entscheidung gelangt, wenn die Lage so komplex ist wie beschrieben – Gedanken, die ihm kurz vor einem Leben oder Tod bedeutenden Befehl durch den Kopf gehen:

> Die Entwicklung habe gezeigt, zeige, dass man, je mehr man erkenne, wie kompliziert die einfachsten Dinge gelagert seien, umso mehr seinen Geist von aller Komplizierungen frei halten müsse. Je mehr die Beherrschung der Welt ein technisches Problem werde, umso mehr müsse man das Technische auf das Technische beschränken.[603]

Der Freischärler hatte vorher die militärisch exakte Lageanalyse eines Hauptmannes angehört, der sich ihm unterstellt hatte. Man könne, so die Meinung des Experten, »hier, mitten im Europa des zwanzigsten Jahrhunderts, unmöglich Indianerzüge veranstalten«. Aber Bergerhoff wischt die Argumente beiseite und entscheidet sich – wie Bronnens Freund Ernst Jünger das auch tun würde – dezisionistisch: für das Unmögliche, für das Opfer. »Tod oder Leben von hundertfünfzig Menschen spielt in diesen Kämpfen keine Rolle«, sagt er zu seinen Männern, auf den Hauptmann antwortend. Doch ist er mit seiner Komplexitätsreduktion noch nicht am Ende.

> Wie man in der Politik zwar wissen müsse, dass das Leben der Nationen von tausend Fäden durchzogen sei, und wie man imstande sein müsse, die Millionen Strömungen zu errechnen, welche zwischen den Völkern aktiv und reaktiv hin und wider fließen; wie man aber Politik nicht machen könne aus diesem Wissen und aus der Beherrschung dieser Technik heraus; wie man zumindest eine Deutsche Politik so nicht machen könne: sondern Deutsche Politik könne nur sein das reine und klare Streben nach einem Ziel, das der Geist zeige; Deutsche Politik könne nur einfach, gradheraus, direkt sein, wie der Geist, dessen Entfaltung und dessen Wille sie diene; so könnten sie hier nicht stehen, und ihre Nase in den Wind halten, um zu riechen, was Polen, was Deutsche, was Franzosen planten. Es sei gut, es zu wissen. Es sei aber nicht gut, danach zu handeln. Es sei besser, nach eigenem Willen zu handeln.[604]

Das denkt Bergerhoff, ein Freischärler und junger Nationalist, nachts in einem Wäldchen, das ihm und seiner Schar Unterschlupf und Schutz bietet vor dem auf Hörweite nahen Feind. »Wir lieben eine geistige Form, die von uns zu füllen, von uns zu beleben ist. Wenn diese Form unseren Tod will, so müssen wir folgen.«[605] Die Tat-Rhetorik gehört in die Schule des Dezisionismus, aber wie viele Dezisionisten kann Bergerhoff sich nicht damit zufrieden geben, dass seine Grundeinstellung auf die Entscheidung als Selbstzweck hinausläuft. Er muss die Form mit einer »Idee über uns« oder dem »Geist der Nation« identifizieren, und damit ist das Reich gemeint, selbstverständlich nicht die deutsche Republik. Man muss in diesem Zusammenhang sich vergegenwärtigen, dass in Oberschlesien mit dem Selbstbestimmungsrecht der Völker, das nach 1919 die Deutschen auch für ihre eigenen Belange anwandten, nicht viel zu holen war, besser: nicht alles zu holen war. Wenn man das ganze Land reklamierte, also auch den polnischen Anteil von 40 Prozent, dann musste ein anderes Prinzip bemüht werden. Man hätte sich mit Penck darauf berufen können, dass Oberschlesien eindeutig deutscher Kulturboden war, aber damit hätte man in dieser höchst erhitzten Situation kaum Wirkung erzielt. Das Reich als Idee übersprang zwingend ethnische und nationalstaatliche Unterscheidungen, es bildete »die gültige Überwölbung seiner fruchtbaren Spannungen«[606], wie es ein Beiträger der oben herangezogenen Sammelschrift *Was ist das Reich?* ausdrückte. Wer aus welchen Gründen solche Spannungen auslöste, ist nebensächlich; Widrigkeiten gehören zum Wesen der Reichsidee. Denn wie Moeller van den Bruck schon 1922 über das Reich sagte: »Es ist das Vollkommene, das nur im Unvollkommenen erreicht wird.«[607] Das *eine* Reich und die *eine* Tat, der Dezisionismus des Bekenntnisses und der Dezisionismus der Entscheidung sind jedenfalls die Antitypen des »Wirrsals«, für welches das reale Reich, die europäische Nachkriegsordnung und die Moderne einstehen – das Gegenreich »der Millionen Strömungen« eben. Horror

varietatis! Das Ganze wird uns wie gesagt in einem bis zum Rand gefüllten Roman nahegebracht.

Deutsche Politik, deutscher Geist, deutsches Reich und das »Reich« – wer stand in diesem Moment für diese Größen ein, vorausgesetzt die Deutschen hätten sich auf das »eine« Ziel einigen können, das Bronnens Held Bergerhoff in seiner Lehrrede im Hinterhalt postuliert, aber nicht konkretisiert? Am Anfang von *O. S.* hatte Bronnen in drastischen Schnitten das Geschehen um die Hauptfigur Krenek mit Ereignissen auf der internationalen Szene geschnitten und synchronisiert: »(1) 29. 4. 1921, ›Punkt 11 Uhr‹, Berlin: Krenek wird als Taxifahrer schanghait [angeheuert]; (2) ›zwei Minuten später‹: Französische Intrigen in Beuthen; (3) ›11 Uhr 4‹ Freikorps am Leipziger Bahnhof; (4) ›um 11 Uhr 6‹: Der Plan der polnischen Verschwörer in Sasnovice« – usw. bis Schnitt (10) »um elf Uhr zwanzig«.[608] So geht das zum Glück nicht weiter, doch andererseits verdünnen sich die »tausend Strömungen« des Zeitgeschehens um die Freischärler immer mehr, bis nur noch die einsame Tat aus der Situation führt. In jener Nacht hatte im realen Deutschland die Reichsregierung den kommunistischen Umsturzversuch in Mitteldeutschland niedergeschlagen und war zurückgetreten, weil sie mit Ultimaten konfrontiert wurde, die sie nicht erfüllen konnte und wollte: 12 Milliarden Goldmark sofort, 130 Milliarden Reparationszahlungen insgesamt, Aburteilung der deutschen Kriegsverbrecher. Als unmittelbare Sanktion war die Besetzung des Ruhrgebiets angedroht. Das war die Klemme, in der Berlin steckte: Am 1. Mai sollten die Milliarden fließen, am 3. Mai hatten die Polen zur Feier des Nationalfeiertags den Umsturz in Oberschlesien begonnen. Ein beherztes Eingreifen gegen die polnischen Aufständischen und die Entente-Besatzung hätte Krieg bedeutet, hätte voraussehbar den gleichzeitigen Verlust der Reviere in Oberschlesien und an Rhein und Ruhr zur Folge gehabt. Im Roman heißt es, dramatisch angefacht, aber nicht unrealistisch: »Das Chaos stand schwarz am Himmel; in wenigen Stunden schon konnte das Reich ein kümmerlicher Agrarstaat sein.«[609] Die neue Regierung, die unter Kanzler Wirth am 10. Mai ins Amt kam, untersagte wenige Tage später die Bildung von Freicorps und die Teilnahme an solchen. Der Roman hat für »die alten Schweine, die heute in Berlin Politik machen« natürlich nur den einen Kommentar übrig: »Der Verrat war geschehen.« Wieder wird das Timing dramatisch zugespitzt: Die Freikorps hatten die Schlacht um den Annaberg, den geographischen und symbolischen Höhepunkt Schlesiens, gewonnen, die Sache der polnischen Aufständischen stand schlecht, da kappte die Reichsregierung den dringend benötigten Nachschub und stoppte den Zustrom der an den Grenzen sich sammelnden paramilitärischen Verbände. Die Freikorps waren vogelfrei, sie waren gewissermaßen zu Lampioons, zu bewaffneten Vagabunden mutiert. Wenige Wochen später hatten sich die Formationen auf beiden Seiten aufgelöst. Ostoberschlesien und mit ihm der größere Teil des Oberschlesischen Industriegebiets fiel an Polen. Mit anderen Worten: Diese deutsche Politik, die Bergerhoff vorschwebte, als er im Wäldchen die Losung ausgab: »Deutsche Politik könne

nur einfach, gradheraus, direkt sein, wie der Geist« ist nicht die Politik des Reiches, der Sieg auf lokaler Ebene war kein Sieg Oberschlesiens, und Oberschlesien war nicht gleichzusetzen mit dem Deutschen Reich und das Deutsche Reich nicht allein auf der Welt: »Krieg nach dem Krieg« hieß, dass »die Millionen Strömungen [...] zwischen den Völkern aktiv und reaktiv hin und wider fließen«, bedeutete »Komplizierungen«, wie Bronnen sagen, Komplexität, wie wir sagen würden. Und weil es die Weimarer Zeit ist, muss es Aporie heißen.

Bergerhoff befiehlt also seinen Mannen im Wäldchen die »reine« Tat – und scheitert an banalster Kontingenz. Dies ist eben auch Bronnen: Vor dem Thesenroman rangiert im Zweifelsfalle immer der Abenteuerroman. Was auf die hochgespannten Überlegungen des Führers der »Schwarzen Schar« folgt, ist alles andere als der Durchbruch zum »Ziel«, über alle Eventualitäten und Umstände hinweg. Ein Freischärler, der vorgeschoben Wache hält, zündet sich eine Zigarette an; das Unterholz, in dem er liegt, fängt Feuer, im Nu steht das Wäldchen in Flammen, die Polen antworten mit Maschinengewehren, ein verlustreicher Rückzug wird angetreten. Der brennenden Zigarette entspricht im Reichsmaßstab die Koinzidenz von Ruhrbesetzung durch die Franzosen, von Aufstand der Arbeiter in Mitteldeutschland und von Volksabstimmung und Aufständen in Oberschlesien. »Reine« Taten waren in diesem »Verknäuelungen« – ich erinnere noch einmal an Eugen Diesel – nicht möglich, nur Taten der Verzweiflung.

In seiner Interpretation des Romans stellt Walter Delabar fest: »Dem Überschuss an Ausstattungen und Merkmalen, die der Gesellschaft eine undurchdringbare Formlosigkeit verschaffen, steht hier eine entschiedene Ausstattungsarmut gegenüber.« Mit »hier« ist gemeint: »Eigenschaften hat dieses Deutschland jedoch kaum.«[610] Nun geht es nicht um Deutschland, sondern erst einmal um Oberschlesien – und für dieses »hier« gilt dasselbe: Eigenschaften hat dieses Land jedoch kaum. Bronnens *O. S.* ist genauso wenig wie Falladas Schleswig-Holstein (bzw. Pommern) als Landschaft gegenwärtig. In kulturgeographischer, historischer, landeskundlicher Hinsicht erfährt man kaum etwas. Die Gruben und die Schwerindustrie, die Kernstücke des Reviers, kommen so gut wie überhaupt nicht vor: Orte, Städte gibt es viele, aber es sind Etappen und Richtorte auf den Messtischblättern der Kriegsparteien – ein solches setzte der Verlag auf den Schutzumschlag. Der Annaberg wird, wie es im Krieg üblich ist, in »Höhen« erfasst: Höhe 310, Höhe 330 etc. Und wichtiger noch als die festen Orte sind die Straßen, Eisenbahnlinien und Brücken. So erfährt man, fahrend oder marschierend, besonders bei Nacht, wenig über das Land. Seine Gestalt, seine Reize, sein Menschenschlag sind ebenso inexistent wie der schlesische Dialekt, den auch niemand spricht. Diese Nachfragen mögen naiv erscheinen, gesagt sei damit aber »nur«, dass das Land in beiden Geschichten verloren ging, in der politischen ebenso wie in der erzählten. 1929, als der Roman erschien, lag das alles schon acht höchst ereignisreiche Jahre zurück, und der Autor dürfte sich wie seine Akteure an

Karten und Meldungen orientiert haben. Bronnen war gebürtiger Wiener und lebte und arbeitete in Berlin. Für ihn gab es keine Landschaft, als deren »Gewissen« er hätte auftreten können, wie das René Schickele für sich beanspruchte. Oberschlesien ist Bronnen nicht Heimat und nicht »Region mit Sendungsbewusstsein«. Er hat daraus gar keinen Hehl gemacht. Ausgerechnet in der landeskundlichen Zeitschrift *Der Oberschlesier* erklärt er in einer Art Selbstkritik seines Romans, aus dem geographischen Material könne man mit »Phantasie ähnliche Landschaften schaffen [...] wie am Unterlauf des Niger«.[611] Das Weimarer Vorhaben, sich selbst und Deutschland neu kennenzulernen, ist an sein Ende gekommen bzw. es regrediert wieder hin zur Erfassung einer Kriegslandschaft, welche die archetypische Landschaft, die Landschaft der Systemform ist. Damit entspricht die erzählte Landschaft jenem Raumdenken, das wir oben in der Feldtheorie oder in Christallers *System der zentralen Orte* angetroffen haben.

Nichts unterstützt mehr den abstrakten Charakter, den das Land, vordem Heimat, angenommen hat, als der Titel *O. S.* Indem Bronnen dieses unsinnliche Kürzel verwendet, begibt sich der Autor einerseits auf die Ebene der verhassten Behördensprache, die deutsche Länder wie Spielmarken herumschiebt. Andererseits hat O. S. auch etwas von Passwort, von einem Kürzel im Kontext verschwörerischer Pläne. Vom »O. S. Plan«, von »O. S. S. S.«, dem »Oberschlesischen Selbstschutz«, ist gleich zu Beginn die Rede. Dennoch muss auch das Land, das Nicht-Heimat ist, literarisch erarbeitet werden. Bronnen bildete sich einiges darauf ein, seinen Freund (und Trauzeugen, der zweite war Goebbels) Ernst Jünger bei der Abfassung von dessen Hauptschrift *Der Arbeiter* beeinflusst zu haben. Jünger spricht dort ständig von »Landschaften« und meint damit niemals Länder oder Landstriche in einem kulturgeographischen Sinne; es geht ihm um Räume, um Tätigkeitsbereiche, man könnte auch sagen: um Reviere, wie man die Bergbaugebiete nennt. Von daher wird verständlich, dass Jünger auch gerne den Begriff der »technischen Landschaften« oder »Werkstättenlandschaft« verwendet: als militär-technische Reduktionsstufe von Land ist O. S. ebenfalls eine »technische Landschaft«. Wären die Gruben offen gewesen und hätte sich ein Reporter und nicht ein Romancier Oberschlesiens angenommen, dann hätte so etwas entstehen können wie *Im schwarzen Revier*, das Foto-Text-Buch über das Ruhrgebiet von Heinrich Hauser, das im nächsten Teil behandelt wird, das Porträt einer »Werkstättenlandschaft« ohne militärisches Kalkül. Die abstrakte Qualität, die Bronnen dem Raum Oberschlesien verlieh und die so viele Kritiker auf der Rechten wie auf der Linken aufheulen ließ, hat Wojciech Kunicki durch folgende Bestimmung ergänzt: Es gehe Bronnen »um die Schaffensmöglichkeit eines anarchistisch geprägten Raumes, in dem nur ein einziges Recht gilt, nämlich das der totalen Freiheit«.[612] Einer Freiheit, die sich auch der Autor nimmt: Die Hauptpersonen können nur die vielen Abenteuer durchstehen, indem sie so gut wie unbeschadet überall dort auftauchen, wo sie wollen oder müssen – und dies in einem Land der Blocka-

den und Verkehrsunterbrechungen. Friedbert Aspetsberger, der Bronnen eine große Biographie gewidmet hat, spricht von »reiner Willkür«, einem Freikorpsstil auch in aestheticis. Das Land der totalen Freiheit kann überall sein; deswegen muss es auch nicht konkret und individuell und erst recht nicht heimattümlich dargestellt werden. Einer der Kritiker spricht völlig zu Recht den Autor als »Dichter ohne Raum« an.[613] Die »Einheit von Raum und Recht, von Ordnung und Ortung«[614], die für Carl Schmitt so wichtig war, ist dem anarchistischen Raum abhanden gekommen – oder, wiederum dezisionistisch gedacht, dieser Ort gebiert Faustrecht: »Autorität bestimmt das Gesetz, nicht Wahrheit«, das ist weder von Bronnen noch von Schmitt, noch von Jünger, sondern von Thomas Hobbes.

Bronnen hat den Mangel an »Ortung« gespürt, aber lieber durch die nächste Aktionsszene überspielt. Einmal jedoch lässt er den aus Schlesien stammenden, aber in Berlin seinen Ursprüngen entfremdeten Mechaniker Krenek das Land Oberschlesien »fühlen«:

> Er stand auf den verwesten, Ziegen nährenden Hügeln von Orzegow und fühlte das Land. Er kam, losgelöst von der kollektiven Maschinerie des mühsam gezähmten Arbeitsheers, um sich einzufügen in die Blutlinie des zum Himmel strebenden Bodens. Er lief von den Umwegen ein in die Direktheit. Vor sich sah er, zum ersten Mal, die Idee.[615] (Man ergänze: die Idee des Reichs.)

Eine solche Passage ist dem Inhalt, nicht dem Stil nach purer Hans Grimm, sie könnte am Anfang eines anspruchsvollen Heimatromans stehen. Es gibt noch zwei weitere Stellen dieser Art. Wenn Tucholsky zu Recht bemerkte: »das Buch besteht nur aus ›Stellen‹«, dann heißt das eben auch, dass ungezählte anderslautende Textzeugnisse, brutale, philosophische, technikbesessene, sexuell freizügige, dokumentarische mit Passagen zusammengehen, die völkisch und jugendbewegt gleichermaßen beseelt sind. Zu ideologischen Höhenflügen in »Gedanken-Gewölbe« (Aspetsberger) steigen die Akteure immer dann auf, wenn der Todestrieb und damit das Ende aller Bewegungen sich erfüllt. Wer fällt, hat die Chance, vielleicht zum ersten Mal die Botschaft des Bodens zu fühlen. »Es ist gut, dachte er sich, es ist schön, dass ich Deutscher bin.« Unmittelbar nachdem ein Freischärler auf verlorenem Posten zu dieser tröstlichen Gewissheit gelangt ist, mäht ihn ein polnisches Maschinengewehr nieder. »›Jetzt fühle ich Deutschland‹, dachte er. ›Größe, Absicht der Größe, Ziel der Größe: die Freiheit‹, das letzte Wort brüllte er noch, dann sackte er zu Boden, sich klammernd an eine wild drehende, wild durch die Unendlichkeit rasende Erde […].«[616]

Auf seiner stationenreichen Reise durch die Weltanschauungen, von ganz links nach ganz rechts und wieder zurück nach ganz links, hing der Autor zur Zeit der Abfassung von *O. S.* dem Nationalbolschewismus an, aber es gibt keine nationalbol-

schewistische Dichtung. Arbeitet Bronnen dem Faschismus vor, indem er Raum der Technik, Raum der Gewalt und Raum der Reichsideologie zusammenfallen lässt? Das ließe sich so behaupten – mit der einen Kautel, dass dieser Roman niemals die nationalsozialistische Zensur passiert hätte. Dazu ist er viel zu »freischärlerisch« oder anarchistisch. Der Roman, zusammen mit Remarques *Im Westen nichts Neues* das umstrittenste Werk der späten Weimarer Jahre, wurde im Februar 1933 beschlagnahmt. Freilich hatte der Autor, nachdem er sich so eindeutig und für viele überraschend zum Nationalradikalismus bekannt hatte, das Bedürfnis, den literarischen Worten Taten folgen zu lassen: als »Führer eines Literatur-Rollkommandos«, wie es die *Berliner Zeitung am Mittag* so treffend ausdrückte, bekämpfte er von 1929 an die Republik durch skandalöse Auftritte, durch »Happenings«, wie sein Biograph Aspetsberger sie nannte.[617]

Die Hieroglyphen eines Raumbildes: Manfred Hausmann III

Ich möchte zum Schluss dieses Teils über »Das Land der Deutschen« noch einmal zum *Land*streicher, dem zivilen Freischärler sozusagen, zurückkommen und aufzeigen, wie Manfred Hausmann in einer Engführung am Schluss von *Lampioon* den einsamen Mann im Raum auf den »Raum ohne Volk« vorbereitet. Auch diese Geschichte erzählt von einem Verlust, doch während in *O. S.* der Verlust des Lebens notwendig, ja geradezu erwünscht ist und als eine viel größere Einbuße der Verlust des Landes angesehen wird, stellt Hausmann den Verlust eines Lebens als schmerzlich bewegend dar, aber so, dass der exemplarische Charakter des Todes das ganze Land betrifft, in dem er, ja durch das er geschieht.

Angefangen mit dem Berlin-Kapitel wandelt sich das Buch nicht nur zum Gesellschaftsroman, es wird auch zum Deutschlandbuch. Während die erste Hälfte des Textes »die gleichmäßige Linie der Ebene« Norddeutschlands durchmisst, sodass schieres Wandern und nicht das zielgerichtete Vorankommen als sinnvoll erscheint, bemüht sich der Autor nach Berlin den »Rest« Deutschlands auch noch mitzubehandeln: Mit einer Station in der Nähe Kassels beginnt der Übertritt ins Mittelgebirge, der sich im Rheingau, in Stuttgart, Stein am Rhein und Passau fortsetzt. Als Lampioon am Ende von einer Gruppe misstrauischer Mädchen danach befragt, wo er bereits war und wohin er noch reisen möchte, kann er eine stolze Bilanz vorweisen: »In Hamburg, am Rhein … […] in Lüneburg, im Allgäu, in Berlin, wo Sie wollen.« Zwar erfahren wir über die Orte »an sich« wenig oder nichts, mit Ausnahme der Station in

Stein am Rhein, aber man liegt sicher nicht falsch mit der Annahme, dass Hausmann nun auf Reichweite aus ist und dass er mit dem Vagabunden den Begleiter jener Leser entwirft, die im Reiseteil ihrer Zeitung auch über das unbekannte Deutschland lesen und sich dorthin aufmachen wollen. Das schöne Kapitel, das eine rätselhafte Begegnung im Schloss Wilhelmsthal bei Kassel zum Gegenstand hat, und die Miniatur über die »kleine Stadt« Stein am Rhein sind dem Reise-Feuilleton der zwanziger Jahre nachempfunden.

Touristisch schließlich sind auch die beiden vorletzten Kapitel motiviert, die echte Ziele anvisieren. In dem ersten will Lampioon auch einmal einen Gipfel in den Alpen besteigen und verrät spätestens damit, dass er kein echter Landstreicher ist – niemals hätte ein solcher eine derartige Strapaze auf sich genommen. Das Kapitel mit der Besteigung des Stuiben oberhalb von Immenstadt ist bezeichnenderweise »Spaziergang in den Wolken« betitelt: »ich will heute auf den Stuiben«, nimmt sich Lampioon vor: »Ich will einen Spaziergang in den Wolken unternehmen. [...] Warum soll ein Kerl wie ich nicht einmal im Gebirge umherwandern.« Umherwandern wird der »Kerl« aber nicht; ihm wird eine zielgerichtete, ja zielbesessene Tour auferlegt.

Und das kommt so: In einiger Höhe weist ihm ein Senner den Weg auf den Gipfel und erwähnt, dass am Vortag bereits ein »Fräulein« denselben Aufstieg unternommen habe, um vom Gipfel in entgegengesetzte Richtung abzusteigen. Lampioon brauche nur ihren Spuren zu folgen. Lampioon tut das, es ist später Frühling, der Schnee feucht und alle Abdrücke gut lesbar. Lampioon wandert bald nicht in Wolken, sondern haftet am Boden, das merkwürdige Verhalten der Vorgängerin entschlüsselnd. Erst schreitet sie zügig voran, dann weicht sie »wie ein Betrunkener« mal in diese Richtung, mal in jene vom Weg ab: »[H]ier hat sie sogar nicht umhin gekonnt, einen vollständigen Purzelbaum zu schießen, und nach hundert Schritten hat sie sich hingekniet und vor lauter Übermut ihren Kopf im Schnee abgedrückt.«[618] Die Verfolgung geht weiter: In einem ausgehöhlten Baum begegnet dem Wanderer ein porzellanenes Madonnenbild. Es ist beschädigt. »Den Arm mit dem Jesuskind hat jemand abgebrochen und über den anderen segnend ausgestreckten gehängt.« Dafür schmückt ein ganz frischer Enzianstrauß das Andachtsbild, zusammengebunden mit schwarzen Haaren. »Ein schwarzhaariges Fräulein also.« Die Spuren im Schnee, der Abdruck der Knie weisen auf einen längeren Aufenthalt vor dem Andachtsbild hin. Lampioon wird unruhig. »Wenn sie nun auch vorhin gar nicht übermütig war, wenn sie da nun verzweifelt auf die Knie gesunken ist und ihren Kopf in den Schnee gedrückt hat, was dann?« Mit diesen Ahnungen ist der Weg der Geschichte und der beiden Personen vorgezeichnet: Lampioon hastet nun voran, das Fräulein wanderte achtlos über gefährliche Wechten, zog eine Strecke lang saumselig die Füße nach, ging dann wieder energisch drauflos, sie fiel, griff mehrmals in den Schnee, und Lampioon erkennt im Vergleich der Handabdrücke, dass sie keinen Ring mehr trägt, im Gegensatz zu dem Abdruck, den ihre Hand vor dem Marienbild hinterließ. Lam-

pioon setzt sich das Bild der Unbekannten zusammen, die er jetzt schon sehr gut zu kennen scheint. Er malt sich aus, wie er ihr begegnet wäre, wenn er schon gestern den Aufstieg unternommen hätte. Lampioon ist nicht einer, der aus einer solchen Situation, aus seinem intimen Wissen nicht einen Gewinn ziehen würde: »und dann muss alles seinen Lauf nehmen«. Den Lauf nimmt der weitere Aufstieg. Der Verfolger findet im Schnee die aus einem Wäschestück herausgerissenen Buchstaben M und S.

> Ich keuche vorwärts. Allmählich neigt sich der Hang ins Horizontale und gleitet in die Plattform über, die den Gipfel ausmacht. Da kommt mir die Spur aufgeregt entgegen, biegt um und stürmt wieder zum Gipfel zurück. Dort läuft sie ein Dutzend Mal stumm auf und nieder und bricht dann seitwärts aus, und dann sind es keine Fußstapfen mehr, und dann hat sich das Fräulein da im Schnee gewälzt, und dann stürzt der Felsen Hunderte von Metern in die Tiefe. Sie hat sich hinübergewälzt.[619]

Lampioon birgt mithilfe eines anderen die Tote. Das Bild der zerschmetterten Leiche könnte von Dix oder Grosz sein.

Als Hausmann nach Worpswede zog, wollte er dort auf »jungfräulicher Erde« siedeln. In dem zuletzt besprochenen Kapitel ist die »jungfräuliche Erde« durch den Schnee ersetzt, in dem sich das Thema Mensch und Land in vielen Zeichen abbildet, als »Körperlandschaft« manifestiert. Die unbekannte Vorgängerin hat sich vor dem Marienbild niedergekniet, Lampioon macht das nach, um sich in ihre Haltung hineinzufühlen, und schließlich geht er noch weiter und versucht, sich genau in ihren Spuren niederzulassen. Es ist dies offenbar die kanonische Endfigur der Vagabundenromane. Hesse lässt seinen Knulp im Schnee liegend sterben; Bonsels Wanderer sinkt im Wald zu Boden und wird in der letzten Zeile von einer Stimme zum Aufstehen ermuntert. Lampioon selbst ahmt die Bodenabdrücke der zu Tode Verzweifelten nach, stirbt aber nicht selbst. Das Aufgehen in der Natur, das Muster der größten Naturnähe scheint dem Vagabunden so angemessen zu sein und ist doch von den anderen veranlasst – das muss Lampioon am Ende erfahren. »Wo immer die Hieroglyphe irgendeines Raumbildes entziffert ist, dort bietet sich der Grund der sozialen Wirklichkeit dar.«[620] Das hatte Siegfried Kracauer 1930 eigentlich zu ganz anderen Sachverhalten geschrieben, aber hier passt es genau. Es ist eine sehr allgemeine Geschichte, die Hausmann in »Hieroglyphen« uns zu verstehen gibt; es ist seine Geschichte von prekärer Partnerschaft (der abgelegte Ring) und vom wie auch immer verursachten Verlust eines vermutlich unehelichen Kindes (der abgebrochene Arm der Maria mit dem Kind) und schließlich vom Selbsttot einer Frau und Mutter. All dies ist der Landschaft erst eingeschrieben und dann von ihr bewirkt. Enger ließen sich die Themen nicht führen. Der phänotypische Einzelgänger verfolgt den Alleingang eines »Fräuleins«

in den Tod. Dies in menschenleerer Einsamkeit – Tenor: Raum ohne Volk. Wir wiesen schon darauf hin: Lampioon wäre der letzte, der diesen Zustand ändern könnte. Am Schluss des Romans umarmt er eine Birke. Lampioon hat übrigens die gefundenen Initialen M und S der Polizei nicht weitergegeben, er macht sich zum Wächter der Anonymität dieser Frau, und sein Autor will, dass wir bei der Unbekannten an das Schicksal einer ganzen Generation, ja eines ganzen Volkes denken. Dieses allerdings kannte bald noch weitere Arten und Gründe sich und andere in den Tod zu stürzen.

Dritter Teil Deutschland, das Land der Städte

Städtebücher und ihre Autoren

»Ich bin Städter, Bürger, ein Kind und Urenkelkind deutsch-bürgerlicher Kultur [...].« So Thomas Manns Bekenntnis in seiner Rede »Lübeck als geistige Lebensform«, die er in seiner Heimatstadt 1926 hielt. Er fuhr fort: »Waren meine Ahnen nicht Nürnberger Handwerker von jenem Schlage, den Deutschland in alle Welt und bis in den fernsten Osten entsandte, zum Zeichen, es sei das Land der Städte?«[621] Dieses Zeichen haben in den Weimarer Jahren viele Bücher und ungezählte Essays hochgehalten, und Zeichen wollen wir auch gleich wörtlich verstehen und an die Städtewappen denken, die am Ende dieses Teils eine Rolle spielen, und weiterhin an jene bislang unausgeschöpfte Bildwelt, welche die deutschen Städte nach dem Krieg in ihren Notgeldeditionen entwarfen – wiederum unter Benutzung von Wappen, aber auch von Ansichten, Karikaturen, Bilderzählungen, Porträts und statistischem Material. Das Land der Städte war immer reich an Zeichen. Was die in diesem Teil behandelten Städtebücher angeht, so nenne ich erst einmal vier, die sich wie Thomas Manns Ansprache dem Thema Stadt aus einer geschichtlichen Perspektive nähern. Wichtig sind diese Städtebücher, weil sie sich von den handelsüblichen Monographien durch ihren literarischen Rang abhoben und in der Mehrzahl aus frischer, neuer Erfahrung gespeist wurden – sie konnten verschiedener nicht ausfallen. Das früheste veröffentlichte Alfred Kerr 1920 im S. Fischer-Verlag. Der viel und wenig zugleich sagende Titel dieses vergessenen Buches lautet: *Verweile doch! Die Welt im Licht*. Das Buch ist nach Regionen gegliedert: »Deutsch-Südlich«, »Schlesische Heimat«, »Mark« heißen einige Abschnitte. Sie behandeln in kleinen Kapiteln Städte und Orte, aber auch rein landschaftliche Szenerien. Gegen Ende der zwanziger Jahre erschienen oder entstanden die drei anderen Werke. 1926 begann die durch zahlreiche Reisen unterstützte Arbeit Ricarda Huchs an einem »Bild von Deutschland«, das sich 1927 und 1929 in drei Büchern mit dem Titel *Im alten Reich. Lebensbilder deutscher Städte* konkretisierte. Insgesamt hat die Autorin 70 Städte porträtiert. Parallel zu Huchs Städtebildern schrieb Gertrud Kolmar ihre Gedichte auf preußische Städtewappen. Von diesen erschienen nur wenige noch während der Weimarer Republik in literarischen Zeitschriften; in Buchform kamen sie erst 1934 heraus. 1928 begann der Münchner Dichter und Journalist Konrad Weiss seine Kunst-

reisen durch Deutschland, die er zu Beiträgen für die *Münchner Neuesten Nachrichten* ausarbeitete. Er stellte einen Teil zu einem zweibändigen Buch zusammen, versah dieses mit einem Vorwort, in dem er das »Programm« seiner Erkundungen niederlegte – und verstarb. Während des Krieges waren die Bände im Satz fertig, aber erst 1950 gab Friedhelm Kemp sie unter dem vom Autor vorgesehenen Titel *Deutschlands Morgenspiegel. Ein Reisebuch in zwei Teilen* heraus. Das Werk behandelt das Deutschland, das weitestgehend außerhalb des römischen Limes liegt: Es reicht von Aachen bis Danzig und von Lübeck bis Lorsch in Hessen. Die *Süddeutschen Reisebilder*, die also dem Teil Deutschlands gewidmet sind, der innerhalb des Limes liegt, und die von 1928 bis 1934 entstanden, erschienen dann posthum 1958. Kolmars Gedichte wurden tiefster Vergessenheit erfolgreich entrissen; dem Werk von Weiss steht dies noch bevor.

Lassen wir Kolmar beiseite, die etwas ganz anderes, Einzigartiges anstrebte, so verbindet die drei anderen Autoren die Pflege des Genres Städtebild, das in der Weimarer Zeit eine große Konjunktur hatte. Davon und von ihrer Voraussetzung, dem immer intensiver werdenden Tourismus, wird zu handeln sein. Dabei geht es weiterhin, wie in den vorausgegangenen Teilen, um die Entdeckung eines unbekannten Deutschland, wie es den Reisenden vor allem im sehr deutschen Phänomen der kleinen Stadt begegnete, es geht aber auch um die Frage, wie sich Stadterfahrung mitteilen ließ. Denn es veränderten sich verkehrstechnisch die Zugangsweisen, es weitete sich das Spektrum der verfügbaren oder konkurrierenden Ausdrucksmittel und Medien. Bildbände, graphische Zyklen, Filme exponierten die Stadt jetzt nicht mehr als Ansammlung bedeutender Monumente, sondern als »pragmatische Lebensform« der Moderne und führten so über die Stadt als Signum »deutsch-bürgerlicher Kultur« (Mann) weit hinaus.[622] Nicht nur das in der Sekundärliteratur reichlich behandelte Thema Berlin, Hauptstadt der Moderne, muss angesprochen werden, fast noch wichtiger ist die literarische und bildkünstlerische Entdeckung eines Typus Stadt, dessen erste Merkmale nicht seine Größe, sondern seine spezielle Bestimmung und eine merkwürdige Zwischenstellung zwischen Stadt und Land sind: Industriestadt und Industrieregion werden auf eine völlig neue Weise Gegenstand von Romanen, Essays, Fotografien und Graphik – als Autoren nenne ich Erik Reger, Georg Schwarz, Heinrich Hauser, Ernst Bloch und Albert Renger-Patzsch. Bildungsreisende wie Kerr, Huch und Weiss und die Schrittmacher des Tourismus wie Tucholsky haben die Werkstatt Deutschland und das »Deutschland von unten« umgangen. Zwei Arbeiterschriftsteller, Max Barthel und Alexander Graf Stenbock-Fermor, haben sich auf ihren langen Deutschlandreisen ganz auf diese Perspektive eingestellt. Da entsteht dann das Bild der zutiefst unbürgerlichen Stadt, von Orten, die ohne Zentrum, ohne Landmarken und ohne Gestalt auskommen müssen, das Bild einer »unausgereiften, stets in Umbildung und Bewegung begriffenen Stadt« (Erik Reger).[623]

Man sollte aber die Trennlinie zwischen Historie und Gegenwart und kleiner und großer Stadt nicht zu tief ziehen. Auch in der kleinen, der alten Stadt ist die

Jetztzeit angekommen. Der Städteporträtist muss nicht nur Vergangenheit und Gegenwart abgleichen, der Modus der Aktualisierung, der jedes neue Städtebild hervorbringt, teilt sich der Geschichtsschreibung mit – in der Verlebendigung der Darstellung und in der Suche nach historischen Analogien. Zumal im Zusammenhang von Ricarda Huchs großen *Lebens*bildern deutscher Städte wollen wir dies herausarbeiten. Ein neuer Historismus meldet sich zu Wort, eine expressionistische, vitalistische Spielart. Das Mittelalter ist für die zwanziger Jahre in Deutschland, was die Antike für die Renaissance war. Das Mittelalter aber war die hohe Zeit der Städte.

Der geistige Begriff und die Geister der Stadt: Alfred Kerr

Den Anfang machte Alfred Kerr (1867–1948). Es ist ein wenig so, als hätten Huch und Kerr ihre traditionellen Geschlechterrollen getauscht. Gemeinsam haben sie, dass ihre Deutschlandbücher einen großen Radius aufweisen: Kerr skizziert 101 Orte und Landschaften; bei Huch haben wir 70 Städtebilder gezählt. Aber während Huch ihre Stadtprofile hart und sachlich anlegt, schwärmt Kerr aus und – schwärmt. *Verweile doch!* ist Kerrs persönlichstes Buch, was etwas heißen will, denn Kerr ist in jedem seiner Texte er selbst. »Ich« sagte er in allen Gattungen, die er bediente: Kritik, Essay, Skizze, Lyrik. Was das Reisebuch angeht, so kommt noch etwas ganz Besonderes hinzu: Ich kenne keine andere Buchveröffentlichung dieser Zeit, die privates Leid so öffentlich ausstellt. Eine Schriftstellerin hätte eine solche Traueranzeige vielleicht gewollt, aber nie gewagt. Das Buch beginnt nämlich mit einem ausgedehnten Epitaph, ja man könnte sagen, dass der Anfang das Ganze wie eine Grabkammer überwölbt, denn der Titel *Verweile doch!* ist erstlich und letztlich der hilflose Befehl / Wunsch an die Frau, die den Autor nach nur zwei Jahren Bekanntschaft und Ehe verließ. Am Anfang steht die Widmung: »Der hohen Erinnerung an den lichtesten Menschen. Inge Kerr, geborene Thormählen, geb. am 6. Oktober 1897, gest. am 23. Oktober 1918.« Und damit ist weiterhin mitgeteilt, dass auch der Untertitel von Teil I des zweibändigen Werks der Ehefrau gilt: *Die Welt im Licht*, das ist die Welt, die der Autor zu ihren Lebzeiten und in den letzten Jahren mit ihr, der Lichtbringerin, zusammen erlebte. Jetzt ist Dunkel eingekehrt, das Buch Deutschland, an dem sie noch zuletzt mitarbeitete, ist geschlossen. Auf die Widmung folgt die ganzseitige Profilaufnahme einer sehr schönen, sehr jungen Frau, die uns am Ende des Einleitungsteils, bestehend aus elf Gedichten an die »Geliebte! Benedeite!« und einem Prosatext, in einem zweiten Foto wiederbegegnet: Diesmal schwimmt sie uns durch Gischt entgegen. Es dürfte

sich um die Nordsee handeln, Inge Kerr war Friesin, und ihr zuliebe steht unter den »Deutschen Landen«, in die das Buch gegliedert ist, Schleswig-Holstein am Anfang. Auch im ersten Bild blickt sie aufs Meer; man wird nicht anders können, als in ihr die Nereide und Symbolfigur eines Landstrichs zu erkennen, der nicht nur Kerr als besonders ursprünglich und echt deutsch erschien.

All das ist in hohem Maße anrührend und peinlich zugleich. Bei Kerr ist das ein Gesetz: In jedem Stück, irgendwann geht er zu weit. Wir halten die unerträglichsten Passagen zurück; es reicht zu sagen, dass das lange Totengedächtnis mit »In Ewigkeit. Amen« endet. Kerr war bekanntlich Jude, woraus er sich nicht viel machte (andere schon), aber selbstverständlich war er mit der Gattung des jüdischen Kaddisch, des Klage-Gesangs, vertraut. Es ist nicht ohne Belang, dass ein Autor sein Deutschlandbuch und nicht eine Sammlung seiner Gedichte und Kritiken zum Vehikel seines allerpersönlichsten Schmerzes machen kann: Deutschland ist auch die Mutter, an der er sich ausweinen kann.

Um aber zu den Städte- und Landschaftsstudien zu kommen: Leider behält Kerr auch in diesem so anderen Genre die Masche seiner Theaterkritiken bei, die Portionierung aller Stoffe zu den berühmt-berüchtigten Textpaketen, die jeweils unter einer römischen Ziffer geführt werden – Musil nannte Kerrs Verfahren das »Taylor-System« des Schreibens. Diese kurzatmige Technik hat jedoch nichts mit moderner Collage zu tun, der Duktus ist vielmehr eindeutig impressionistisch. Es werden mit sicherer Hand charaktervolle einzelne Pinselstriche gesetzt, die Handschrift ist durchweg persönlich, viele Ausrufezeichen, aber auch das Pausenzeichen des literarischen Impressionismus, die drei Punkte, durchziehen wie eine Morseschrift die Texte.

Das Stück zu Breslau beginnt Kerr sofort mit einem wertenden Akzent: »Liebes Breslau«, so redet der Autor quasi die Stadt persönlich an. Der ganze Abschnitt I. lautet:

> Es schwebt ein Gedenken zu der Oderstadt – mit ihren Heimlichkeiten und ihrer Morgenfrische. Mit neuem Leben … und Giebeln aus alter Zeit.
> Wie schön ist sie! An manchem stillen Abend im Juni. Wenn die Gegenwart … wie mit halber Kraft an umblühten Stätten atmet. Wenn eine Beschaulichkeit, aber doch mit allerhand Gelüst nach weltlichem Treiben, unruhig-ruhevoll dahindämmert. Wie schön in ihrem Baumgrün um den Stadtgraben. Breslau![624]

Halten wir dagegen den Beginn des Städtebildes Breslau bei Ricarda Huch:

> Es gibt wenige Großstädte in Deutschland, die ein so eigentümliches Stadtbild bewahrt haben, das allein durch seine Anlage und die Verteilung seiner Massen, aber auch in vielen Einzelheiten etwas Großartiges hat. An der

östlichen Grenze des Reiches gelegen, entstand Breslau nicht durch Eroberung und Unterdrückung der slawischen Elemente, sondern dadurch, dass die Völker, die sich hier begegneten, sich vertragen lernten, wenn das auch nicht kampflos geschah. Das Freie und Weite, was Städte wie Hamburg durch ihre überseeischen Beziehungen bekamen, dankt Breslau dem Hindurchströmen der Völker, zwischen denen die Deutschen sich nicht durch Waffengewalt, sondern durch Tüchtigkeit und Arbeit behaupteten.[625]

Huch arbeitet mit fast meißelnder Energie eine Stadtgestalt aus Lage und Geschichte heraus, sie pflegt den durch und durch konstatierenden, selbstsicheren Modus; Kerr dagegen zieht den Gegenstand von Anfang an ins Undeutliche, indem er die Stadt zum Inhalt einer Erinnerung macht und damit – siehe das erste Verb im oben angeführten Zitat – in einen »Schwebe«zustand versetzt. Gestalt ist nicht Gepräge mächtiger Faktoren wie bei Huch, sondern produziert sich eher wie ein Perpetuum mobile aus Gegensätzen wie Alt und Neu, Beschaulichkeit und weltlichem Treiben. Und aus dem Hauptkontrast: dem zwischen Kindheit bzw. Jugend und später Rückkehr des Sohnes der Stadt – Kerr ist in Breslau geboren. Aber wenn man erwartet, dass er über sein »liebes Breslau« gewichtige Informationen zu Geschichte und Denkmälern mitzuteilen hat, dann sieht man sich wie bei fast allen seinen »Städteskizzen« – so muss man sie wohl nennen – getäuscht. Nur das »alte, frohe, wundersame Rathaus« wird als Sehenswürdigkeit hervorgehoben. Kein Wunder, würde Huch sagen, denn zu diesem Bau führt sie aus: »Von der ernsten Sachlichkeit, die Breslau im allgemeinen charakterisiert, macht das Rathaus in der Mitte des Rings eine Ausnahme. Es ist so überreich an Einfällen, dass man die zustande gekommene Einheitlichkeit [...] bewundert.« Bei Kerr erfahren wir weder etwas über die »ernste Sachlichkeit« Breslaus, noch über die Bändigung der Formvielfalt am Rathaus.

Texte, die nicht dem Geburtsort, sondern irgendeinem Ausflugsort Kerrs gelten, unterscheiden sich von Ersterem dadurch, dass sie das Perfekt der Kindheit in das Imperfekt des Gerade-dort-Gewesen-Seins verwandeln: »Als ich von den Höhen des Wannseewegs und in das bisschen Tal niedersauste, hing das Abendrot über den Wipfeln, und die Juniflut lag von oben beglänzt [...]«, so beginnt exemplarisch ein Stück, überschrieben mit »Lindwerder im Juni«. Jahres- und Tageszeit, Lokalität, das wahrnehmende Ich in Bewegung: kompletter kann so ein impressionistischer Einstieg nicht angelegt sein. Huch fängt die Vorrede zu ihrem Buch mit Ich an: »Ich gestehe, dass ich aus Liebe zur Vergangenheit von verschiedenen alten Städten erzähle« und danach bleibt das Wort »Ich« für die gesamte Strecke der drei Bände ausgeschaltet und wird höchstens durch das schwache »Man« der alten Annäherungsformel ersetzt: »Wenn man, den Main herunterfahrend, sich Würzburg nähert, sieht man ein Städtchen liegen [...]«. Die Städte sind und sie sind gemacht worden, sie erscheinen nicht; sie haben Geschichte und nicht Geschichten. Und erst recht sind sie nicht »erlebt« wor-

den. Kerr dagegen hat auf seinen vielen Reisen Tagebuch geführt und in seine Städte- und Landschaftsbilder die unmittelbaren Eindrücke übertragen, wenn auch natürlich nicht in erkennbarer Tagebuchform, sondern jeweils zu einem kurzen Paragraphen ausgearbeitet, thematisch verdichtet. Aus dem Erlebten schöpft er nicht nur, wenn er einen kleinen Ort wie Lindwerder behandelt, über den es substanzielle Fakten nicht mitzuteilen gilt – sein Eintrag zu Hamburg (»Herrliches Hamburg«) beginnt so:

> I.
> Es war, als ich Lederers Bismarckdenkmal zuerst erblickte, zwischen elf und zwölf in einer Mondnacht.
> Ich hörte noch hinter mir Donnern der Flut.
> Ein Wäldchen. Man schreitet durch das lärmende Gewirr des Abends – und sieht Wipfel überragt von einem ungeheuren Etwas. Ein Roland mit Bismarcks Antlitz wächst in den Himmel, geisterhaft, jemand aus einer andren Welt, von starrem Schauer.[626]

Eine Annäherung an die Hansestadt, deren Logik heute kaum mehr nachzuvollziehen ist, die aber auch in den zwanziger Jahren als ungewöhnlich aufstoßen musste. Kerr ist mit dem Schiff gekommen und bei den Landungsbrücken ausgestiegen, an denen damals die Passagierschiffe anlegten. Die Anreisenden konnten allerdings nachts den Bismarck hoch auf der Elbanhöhe über ihnen nur sehen, wenn – wie offenbar in diesem Fall – der Mond schien, und sie hätten sich ganz bestimmt nicht auf den Weg in die Höhe gemacht. Kerr ist in ein Ambiente eingetaucht, das auch heute noch ein ganz besonderer Ort ist: In nächster Nähe von Fluss, Hafen, Hauptstraßen und zwischen zwei Stadtteilen liegt ein stark bewegtes Gelände, mit Rasen und hohen Bäumen bewachsen, aus denen, trotz Gesamthöhe von 34 Metern nicht gut sichtbar, diese Art Denkmalarchitektur aufragt, der Bismarck als Roland, ein Werk des Bildhauers Hugo Lederer vom Anfang des letzten Jahrhunderts. Man kann sich in diesem Gelände bewegen, ohne das Gefühl zu haben, in der Nähe einer großen Stadt zu sein – »Man zieht hernach auf umlaubten Wegen, abseits, der Geistergestalt nah …«, heißt es dementsprechend im zweiten Paragraphen, und damit ist zunächst einmal nahegelegt: In Realität und Text ergibt das keine Introduktion in die Stadt Hamburg, es ist dies noch nicht einmal eine Hommage an eine ihrer Sehenswürdigkeiten bzw. deren Inhalt. »Ruhig, gefestigt wacht irgendein Ahn jenseits der Wipfelgrenzen« – »irgendein Ahn«: In den zwanziger Jahren hat Bismarck als nationaler Identitätsstifter längst ausgedient – für Kerr ohnehin, der auch vor 1914 gegen ihn eingestellt war. In einem großen Text, den er 1928 unter dem reißerischen Titel »Bismarck stirbt« in den Band *Es sei wie es wolle* einstellte und der auf der Grundlage eines Tagebucheintrags an Bismarcks Todestag geschrieben wurde, heißt es: »Angeblich ist er der Heros des ganzen deutschen Volkes – das ›ganze‹ Volk rührt keinen

Finger.« Damit ist gemeint, dass die Deutschen Bismarcks Entlassung nicht mit einer Art Volksaufstand begegneten. Bismarck habe sich das selbst zuzuschreiben, so Kerr, denn als »Erzieher«, als Erzieher zum »Monarchismus« sei er einer gewesen, »der das Selbstbewusstsein der Einwohner kleinhielt …«[627] Kerr und die Hamburger lagen da nicht so weit auseinander: Das kolossale Denkmal entstand erst nach dem Tod des Kanzlers, als die anderen Städte bereits ihre Bismarcktürme und -säulen besaßen, nach einer neueren Statistik 240 an der Zahl. Aber in Hamburg, das mit dem ersten Reichskanzler nie warm wurde, stritt man sich auch über diesen verspäteten Tribut und stiftete doch Bismarck das höchste aller Denkmäler – aus Großmannssucht, aus schlechtem Gewissen, aus Überzeugung? Vermutlich aus allen drei Motiven entstand das Monument einer erhabenen Indifferenz, das Kerr in dessen gespenstischer Apartheit so treffend charakterisierte. Eine Heterotopie, um diesen modischen Ausdruck einzusetzen. Diesem Befremdenden wird im Grunde nicht durch die folgenden zwölf Paragraphen entgegengearbeitet. Es geht nämlich so weiter, dass der Besucher die Alsterseen gut findet, von denen er kaum loskommt, dass er gleichermaßen die Elbe bewundert: »So schön zu sein, muss eine Stadt am Wasser liegen (nicht an einem schmalen knausrigen Gewässer wie die Spree, – sondern an herrlich breiter, dem Blick entschwindender Grünflut)«[628], dass er die kleinen Häuser und vor allem die Gärten der Fischerorte an der Elbe liebt und dem Leser anrät, wenn er auf die Abfahrt seines Schiffes wartet, dort unterzukommen und nicht in der Stadt, um schließlich selbst abzureisen: »Und am nächsten Abend sah ich den schwebenden Garten von der Wasserseite, als ich selber unten dran vorbeifuhr … Nach Frankreich.« Zum Schluss also kein letzter Blick auf Bismarck, sondern auf den Garten eines Lokals an der Elbe, das ihm sehr zugesagt hatte. Es wäre sinnlos, eine kleine Liste der von Kerr ausgelassenen Hamburgensien aufzumachen. Der Autor verfolgt bei aller Sprunghaftigkeit ein Leitmotiv, das es ihm ermöglicht, den Titel »Herrliches Hamburg« zu rechtfertigen. Der Tendenz nach will er ein solches Motiv jedem Ort abluchsen, nicht nur den großen Städten, von denen das einschlägige Zitat sagt: »›Große Städte‹ sind ein geistiger Begriff … nicht eine Mammutzahl von Einwohnern.«[629] Auf Hamburg bezogen heißt das: »Man suche sich eine deutsche Riesenstadt gleichen Ranges mit gleicher Herrlichkeit wie das verdämmernde Alsterbecken an einem Nebelabend.«[630] Hamburg feiere, so Kerrs »Begriff«, »die stärkste Hochzeit einer deutschen Massenstadt mit einer Natur« – soll heißen: mit dem Wasser, aber diese amphibische Ehe schließt nicht aus, dass der Anreisende, der noch den »Donner der Flut« in den Ohren hat, in dem einsamen Wäldchen um Bismarck herum einer weiteren Hochzeit der Stadt mit der Natur beiwohnt. Man kann diese Anfangsfigur mit Walter Benjamin als dialektisches Bild bezeichnen, als ein nach-mythisches Bild, dessen aktuelles Material Geschichte ist. Im Grunde inokuliert der Autor ein dialektisches Bild einem Bild, einem Standbild, das verzweifelt die Macht des Mythos sich aneignet. Der Bildhauer hat ja Bismarck nicht als Porträtfigur, sondern als Roland konzipiert. Und Hugo Lederer

hatte ebenso verzweifelt und forciert diesem Roland/Bismarck eine moderne, nicht-historistische Fasson gegeben. Nun ist der Gebrauchswert des »ungeheuren Etwas« abgestorben (wenn er denn je virulent war), es ist zur »Geistergestalt« geworden und steht für den »geistigen Begriff« der Stadt nicht mehr ein, Natur und damit der bestimmende Gegenpart dieser Stadt hat ihn aufgenommen.

Wenn Kerrs Text ein Päan auf ein in Natur entspanntes Hamburg ist, dann muss man diese Idyllik auch als schiere Erleichterung über das Ende des Krieges und die neue Normalität begreifen. Auf »Herrliches Hamburg« folgt als erläuternder Kontrast die ältere Skizze »Hamburg im Krieg«, in welcher Kerr die entsetzliche Öde und Sinnlosigkeit schildert, welche die Einstellung der nicht-militärischen Seefahrt, »der wunderbarsten Friedensmacht zur See«, bedeutete. Hamburg war und ist offenbar nicht allein mit der Natur »verheiratet«. Jetzt aber ist es zu ihr zurückgekehrt, die Geschichte ist eingewachsen.

Reisen in die kleine Stadt

In Kerrs Städtebildern sind wir nicht nur dem Tagebuch nahe – als kurze, hochverdichtete Texte leugnen sie auch ihre Herkunft aus dem Feuilleton nicht, wo sie zum Teil, wenn auch in abweichender Fassung, zuerst zu lesen waren, vor, während und nach dem Krieg. Der im Feuilleton herrschende leicht aufgekratzte Stil, die Mobilmachung der Sprache als nachgeholte Reaktion auf die Beweglichkeit des Reisenden, war ein Vermächtnis der Vorkriegszeit – es fällt nicht ganz leicht, die Signaturen der Zeit nach 1918 zu entdecken. Das feuilletonistische Schreiben, so Christian Jäger und Erhard Schütz in ihrer grundlegenden Studie zum Thema, ist marktbedingt »einem Zwang zur Individualisierung oder Besonderung ausgesetzt, doch korreliert diesem Zwang ein gleichzeitiger Normierungsdruck, der die Schreibenden das Besondere an immer denselben Plätzen finden lässt«.[631] Diese Aussage lässt sich halten, vor allem was das Stichwort »Individualisierung« angeht – in der Beziehung stellt Kerr ein Extrem, aber keine Ausnahme dar –, aber für unsere Zwecke müssen wir das Statement doch ein wenig umschreiben. Es ist in allen vier Deutschlandbüchern, die wir eingangs auflisteten, und in den meisten anderen Publikationen zum Thema die Rede von Orten, die eben nicht »immer dieselben Plätze« sind. Diese nicht-konformen Orte zu finden und zu beschreiben wird geradezu eine Mode, ein Epochenmerkmal des Feuilletons dieser Jahre, also insofern auch eine Konformität. Dies hat letztlich wiederum mit den Entstehungsbedingungen des Feuilletons zu tun: Die größte Gemeinsamkeit ist die, dass die Entdeckung der unbekannten Orte von den bekannten Hauptorten des Pressewesens aus geschah. Aber auf keinen Fall dürfen wir die ganz

zu Anfang des Buches angesprochene Beschränkung auf Deutschland, auf das »innere« Deutschland, und ihre pragmatischen und ideologischen Gründe vergessen. Man vergesse nicht: In der Hauptstadt eines Kleinstaates, in der Kleinstadt Weimar (Einwohnerzahl um die 34 000) und in der Mitte Deutschlands wurde die Republik ins Leben gerufen.

Ein Beispiel aus der Feder Kurt Tucholskys, mitten aus einer großen Zahl ähnlicher Texte herausgegriffen: »Reise in die kleine Stadt« ist er überschrieben und beginnt: »Schwerin – Sie brauchen nicht zu wissen, wo Schwerin liegt. Ich wüsste es auch nicht, wenn ich nicht vor acht Tagen eine Reise dorthin getan hätte [...].«[632] Diese Art von Introduktion scheint sich dem Autor so automatisch aufzudrängen, dass er später im Text den Widerspruch gar nicht merkt: da vergleicht er nämlich das Schwerin, das er vor zehn Jahren besuchte, mit dem Schwerin der Jetztzeit. Tucholsky will sich dem Leser gleichmachen und setzt dafür die Sache herunter. Aber an Gönnerhaftigkeit überbietet Kerr Tucholsky um Längen: »Die Stadt Schwerin sah ich spät zum ersten Mal. (Später als Port Said, Santa Cruz, Tanger, New York, Drontheim, Palermo, Stambul) ... Aber so schmuck sie ist, so zählt sie für mein Empfinden zum Besten in Meklenburg [sic] doch nicht.«[633] Eine Einstellung, die den Autor veranlasst, den Bericht über die Stadt in nur drei seiner berühmten Paragraphen, also auf weniger als einer Seite abzuhandeln. Aber immerhin wird er eine Beobachtung los, die auch von Konrad Weiss in seinem Deutschlandbuch gemacht wurde: Kerr findet »sehr lobenswürdig, was hier mitten in lichtgrün-luftiger Gegend ein Wille schuf«, um dann die Einschränkung zu machen: »doch Bemoostes fehlt, was unsereins in dem Lande gern findet ...« Weiss: »›Alt‹ indes sieht Schwerin nicht aus. Schon das viele, in der Sonne lebendig spiegelnde Wasser mit seinen offenen Flächen lässt eine Stadt nicht alt erscheinen. Und Residenzstädte, besonders kleinere, machen oft gerade nicht einen althistorischen Eindruck [...].«[634] Deswegen fällt das Kapitel Schwerin auch bei Weiss relativ kurz aus und kulminiert in der Evokation nicht des höfischen, sondern des mittelalterlichen Schwerin: »Die mit hochgeschlitzten Mauern umschlossene Domkirche steht als eine gotische Vielzahl und hohe Summe des Backsteinwerks zwischen den städtischen Häusern. So hält sich das Mittelalter groß, reinlich und fast zeitlos in der schönen Hauptstadt des Landes.«[635] Während Kerr in der kleinen Stadt das Pittoresk-Altertümliche sucht und in diesem Fall nicht findet, geht Weiß auf den Spuren des Mittelalters durch die Lande und ist froh in der ganz anders gearteten, nämlich weitgehend klassizistisch geformten Stadt ein integratives Baudenkmal zu finden. Im Grunde ist das wie von Huch gedacht: Die Stadtkirche ist ein Gemeinschaftsbau, der mit seinen »hochgeschlitzten Mauern« der profanen Stadt gegenüber wie eine andere städtische Häuserzeile gegenübertritt. Weiss ist ein erklärter Gegner alles Pittoresken – dazu werde ich noch kommen. Huch hat in Schwerin gar nicht erst Station gemacht: Für sie gab es keine aufregende bürgerliche Geschichte zu melden, nicht aus einer Residenzstadt. Tucholsky dagegen weiß letzte-

re Qualität noch 1923 auszuwerten: »Der Großherzog fuhr aus und rollte in leichtem Wagen durch die Stadt: er fuhr zwischen großherzoglichen Hoflieferantenschildern und grüßenden Hoflieferantentöchtern schnell dahin. […] Der deutsche Revolutionsersatz machte den Großherzog nun auch äußerlich zu dem, was er immer gewesen war: zu einem reichen Gutsbesitzer; aus dem Schloss ist ein Museum geworden, und Schwerin ist leer, still und verlassen.«[636]

Eher abseits gelegene Zielorte und Landschaften werden jetzt große Mode, Mode aus den Notwendigkeiten heraus, die ich zu Beginn des ersten Teils anführte. Das nach Tucholskys Reiseerzählungen *Rheinsberg* und *Gripsholm*, zu denen wir noch kommen, erfolgreichste Buch dieser Gattung, Rudolf Bindings *Moselfahrt aus Liebeskummer* (1932) endet in Trier, einer sehr alten, aber auch einer kleinen Stadt. »Die Mosel liegt abseits, auch ihre Schönheit, ihre Reize sind abseits. Fast könnte man sagen: fremd.«[637] Wenn Ricarda Huch Ochsenfurt, Esslingen, Überlingen, Dinkelsbühl besucht, dann ist sie auf Entdeckungsreise. Konrad Weiss geht demographisch noch deutlich tiefer: Er besucht den Petersberg (»hinter Dachau«), das Kloster Chorin, Jerichow – das sind mehr Denkmäler als Orte und immer religiöse Gründungen, denn für ihn, den Katholiken, den Mann des »renouveau catholique«, haben Glaubensorte denselben Stellenwert wie für Huch Städte bürgerlich-freiheitlicher Prägung. Weiss, der im Übrigen nie »die kleine Stadt«, sondern immer nur »die alte Stadt« sagt, weiß, was er, was man dort sucht: »Heute besucht man die Stätten des alten Deutschland wie auf der Suche nach den verlorenen Inkarnationen unseres deutschen Grundwesens. Die alten Städte – man kann diese Neigung in unseren heutigen Tagen wohl und wiederholt beobachten – wollen zu uns sprechen als Formzentren geistiger Wesenheiten, nicht mehr bloß als malerische Winkel und volkstümliche Restidyllen, wie noch etwa in der letzten Generation.«[638] Er fragt, ob eine »bloße Nachromantik« dieses Interesse anleite, aus einer Situation entstanden, »da wir ganz voraussetzungslos geworden scheinen«. Die Antwort stammt aus dem Städtebild Bamberg, und hakt sich nicht von ungefähr an Adam und Eva fest, den Bamberger Domskulpturen, die »von Sonne und Wetter durch lange Zeiten angewittert sind« und »für uns in der Erinnerung ein um so angezehrteres Leben bekommen haben«. Aura wird als die harte Version des Pittoresken gedacht. Materiell ereignet sie sich in Form von Verwitterung, ideell im Medium der Erinnerung, nach langem Weiterleben verlangt sie, die schon so lange lebte: »so treten uns die größten der alten Städte, angezehrt von der Zeitenwitterung, um so heischender nach Leben in den Geist. Sie verlangen ein Gefühl, das jede Gegenwart überflügelt.«[639]

Tucholsky fand auch, dass es einen dorthin zieht, wo die Substanz am Bröckeln ist. Aber aus einem ganz anderen Überzeugung heraus, in dem festen Wissen um den baldigen oder schon eingetretenen Totalverlust. Tucholsky: »Früher sprangst du wohl aus der Zeit – Heute ist 1923 überall«, so lautet das melancholische Fazit des Textes »Reise in die kleine Stadt«.

> Und während wir so durch Schwerin gehen, muss ich an all die kleinen deutschen Städte denken, die ich in den letzten Jahren sah, und plötzlich fällt mir ein, dass sie sich allesamt verwandelt haben und warum sie sich verwandelt haben. Es sind gar keine kleinen Städte mehr. [...] Es ist nicht müßig, den Unterschied von heute und damals festzustellen – man versteht schließlich sonst die Welt überhaupt nicht mehr. Heute sind die Leute in den kleinen Städten genauso gewitzt wie in den großen und vielleicht noch gewitzter. Heute führen sie all dieselben Gespräche wie die in den großen: das Zahlengespräch (es gibt kaum noch ein deutsches Gespräch, in dem keine Zahlen vorkommen) [...].[640]

Das ist erkennbar in jenem Jahr geschrieben, da die Inflation ihren Höhepunkt erreicht, aber es sind nicht nur die »Zahlengespräche« ubiquitär und große wie kleine Städte gleichermaßen zersetzend, die Kleinstädte ähneln den Großstädten ebenfalls zunehmend darin, dass sich auch in ihnen der moderne »Lebensbetrieb« breitmachte: »Heute haben sie ihr Cabaret und ihre Tanzdiele und ihren schlechten Sekt – Hallo! Heute wuchern sie und werden bewuchert, schieben und werden geschoben, ganz wie in Berlin, und ihr Pulsschlag zittert, wenn die Börsenzeiger ausschlagen.« Für jemanden, der auf Stippvisite da ist, wie man das früher nannte, sind das sehr weitreichende Schlüsse – man muss das nicht alles glauben, aber wir vernehmen hier nicht nur die nostalgischen Klagen eines Mannes, der früher auf seinen »Reisen in die kleine Stadt« »aus der Zeit« sprang und der wie Kerr dieses Eintauchen in die nostalgische Ferne und Vergangenheit genoss. In der Zwischenkriegszeit beginnt ein Prozess der deutschen Stadtgeschichte, der bis heute anhält und den ich schon kurz angesprochen habe: die Großstädte nehmen nur noch durchschnittlich zu oder schrumpfen, aber die Mittel- und Kleinstädte wachsen beträchtlich an und verbessern jene Eigenschaft, die man sehr viel später Lebensqualität nennen sollte. Diese Veränderungen wirken sich aber nicht nur auf die eigene Bevölkerung aus, sie zielen auch auf den überregionalen Freizeitsektor, der im Zeichen kürzerer Arbeitszeit (acht Stunden!) und vor allem garantierter Urlaubszeiten zu einem ökonomischen und kulturellen Faktor erster Güte heranwächst, wörtlich zu einem neuen »Lebensbetrieb« wird.

Die Zeit der Weimarer Republik wird in der Tourismusgeschichte als Durchbruchszeit herausgestellt: Konzepte wie Wintersaison und Weekend kommen auf, die Zahl der Reisebüros wächst rapide: von 1907 119 Betrieben auf 1925 364 Betriebe und weiter auf 1933 499 Betriebe mit 2910 Angestellten.[641] Bereits 1924 kann Döblin mit echt Berliner Chuzpe, aber sicher nicht für alle Berliner sprechend schreiben: »Das diesjährige Opfer der Deutschen habe also auch ich verrichtet. Ich bin ins Ausland gefahren. Der Rentenmark gehorchend, nicht dem eigenen Trieb. Ich bin noch immer der Meinung, dass die Gegenden um Berlin, der Wannsee, Schlachtensee zu den schönsten Landstrichen und Kurorten gehören.«[642]

Reisen wird zum Ausdrucksmittel vor allem der Nachkriegsgeneration. Die Geschwister Erika und Klaus Mann haben es ihren Altersgenossen immer wieder vorgemacht, immer neue Regionen erschlossen und beschrieben: »Wohin wir uns wenden? Wir haben die eine Ummauerung verlassen, jetzt nur keine neue. Die Wege sind frei. Wovon die Bücher handeln müssten, ist sicher: von der Bewegtheit des Lebens und dass man nicht weiß, wohin sie uns führt.«[643] Die Bewegtheit aber weiß vor allem von sich, dass sie bewegt ist. Bei Kerr, ebenso bei Tucholsky, Weiss und Hessel ist Tourismus an sich Thema und Perspektive. Das heißt aber auch, dass der alte Modus der Bildungsreise zwar nicht obsolet geworden ist, aber doch zu kämpfen hat mit den neuen Formen der Erholungs- und Zerstreuungsreise. Josef Hofmiller wollte ja, dass die Deutschen als Pioniere, das heißt abseits der Fremdenverkehrsrouten, ihr Land neu erkunden.

Was wir als Leser im Folgenden oft, aber nicht durchweg offeriert bekommen, ist ein unbekanntes Deutschland, das aber mit den Mitteln, den Medien und Stilen des Tourismus erarbeitet wurde. Tucholsky schaut zu, wie der Großherzog durch die Stadt fährt. Er weiß wohl nichts vom Streit um die Entschädigung, um die unendlich mühevolle und die Republik zerreißende Aufgabe, private und staatliche Besitzrechte der Fürsten auseinanderzusortieren. Für den Touristen ist vor allem eines wichtig, dass »de[r] Großherzog nun auch äußerlich zu dem [gemacht wurde], was er immer gewesen war: zu einem reichen Gutsbesitzer; aus dem Schloss ist ein Museum geworden«. Der Tourist will, dass das fremde Objekt dem Anschauen genügt.

Kleine Städte, große Städte, alte Städte, neue Städte

Über die kleinen Städte wird von der großen aus geschrieben. Gelebt hat in der kleinen Stadt keiner der Autoren, die das »tiefe Deutschland« erschlossen, und wenn ausnahmsweise doch, dann fiel die private und nicht publizierte Meinung in der Regel verheerend aus. Harry Graf Kessler, der in Weimar, Einwohnerzahl: 34 000, sich vor dem Krieg niederließ (mit »Neben«wohnsitzen in Berlin, Paris und London), entdeckte überall in der kleinen Stadt »Reinkulturen menschlichen Schimmelpilzes«.[644] »›Es ist schön‹, spricht der Weise, ›die Dinge zu schauen – es ist schrecklich, sie zu sein.‹« Der hier zitierte Tucholsky schreibt auch:

> In jeder kleinen Stadt sitzt einer und hat sie bis zum Hals herauf satt. Ah – die ewig gleichen Häuser, der Marktplatz, die dummen Hunde – die ewig

> gleichen Menschen, die Enge, die zu nahe Vertrautheit mit allen – und wenn Sie wüssten, wie ich mich sehne, einmal herauszukommen …! Wir haben hier in Messenthien so gar keine Anregungen … Ein trübes Dorf. Paris! London! Sie ahnen nicht, wie beschränkt die Menschen hier sind … Hinaus! Hinaus –![645]

Tucholsky walzt dieses Klischee aus, um auf eine geniale Übertragung hinzusteuern. Die moderne Variante und Ergänzung der Kleinstadt ist das »Zeitdorf«, und dem Kleinstädter entspricht der »Kleinzeitler«, eine für die Weimarer Zeit typischer Ansatz, alles Räumliche versuchsweise in die zeitliche Dimension zu transformieren.

> »Die Welt ist erfüllt von Kleinstädtern der Zeit, von Leuten, die nie aus ihrer Zeit herausgekommen sind, die nichts andres gesehen haben als ihre kümmerlichen siebzig Jahre. Reisebeschreibungen haben sie ja gelesen, also Geschichtsbücher – aber das allein tut‘s nicht. Wie gut täte ihnen, sich einmal den Zeitwind um die Nase wehen zu lassen […].«[646]

Kerr, Huch, Tucholsky, Kolmar lebten in Berlin, ebenso der später heranzuziehende Max Barthel. Die größte deutsche Stadt ist der archimedische Punkt, von dem aus die kleine Stadt angehoben und meist für zu leicht befunden wird. Nur Konrad Weiss machte eine Ausnahme: Er operierte von München aus. Bei Tucholsky und Kerr hat die Hauptstadtperspektive fast automatisch die Tendenz zur gnädigen Herablassung zur Folge. Tucholsky personifiziert diese Haltung, indem er die Figur des Großstädters einführt, der »so eine Art mitleidiges Lächeln auf den Lippen« trägt und auf dessen Miene zu lesen ist: »›Was kostet das ganze Unternehmen‹«? Das stammt noch einmal aus dem Schwerin-Text.

Es ging aber auch ganz anders. Hans Jürgen von der Wense hatte 1932 in der Kleinstadt Bad Karlshafen sein Saulus-Paulus-Erlebnis. Von Lübeck kommend, mit biographischer Vorgeschichte in Berlin und Aufenthalten in Leipzig, Wien und Hamburg, glaubt er zu wissen, wie man so einem unbekannten Ort im hessischen Hinterland zu begegnen hatte: »[…] stieg anderen Morgens soso irgendwohin, halb tändelnd, herablassend, ironisch, wie man eben der mittleren deutschen Landschaft, die von Strecke und Straße ja nicht zu erkennen ist, sich zu geben gewohnt war. Ich erinnere nun diesen Augenblick so furchtbar genau wie in meinem Leben nicht sonst etwas.«[647] Warum dies? Wense empfing mit *einem* Blick auf die deutsche Mittelgebirgslandschaft die Weisung: »steh auf, geh hinein in das offene Bild der Flur, stundenweit, ob Dornen oder Wasser.« Das war seine erste Wanderung, der, wie er schrieb »1000e folgten.« Zwanzig Jahre lang durchzog er ein Areal, das einen Radius von 100 Kilometern um den Mittelpunkt Kassel beschreibt.

Für Werner Bergengruen dagegen gab es keinen Ausstieg und keine Epiphanie am unberühmten Ort. Sein Beitrag für den Jahrgang 1924 der Zeitschrift *Jugend* ist überschrieben »Offener Brief an Kreiensen«:

> Aber es gibt andere Orte, Orte, die ewig im Dunkel bleiben, ewig von Rätseln umwittert, ewig geheimnisvoll. Und doch kennt jeder ihre Namen, kennt sie aus Storm und König, von Fahrkarten und Reisebüros. Da ist Kreiensen. Wenn man vorüberfährt, so ist es immer Nacht. Kommt man tags vorbei, etwa auf der Reise von Hamburg nach Frankfurt oder von Köln nach Berlin, so drängen sich die Umsteigendem im Gange und verdecken die Fenster.[648]

Der Verfasser sieht nicht nur nichts, er weiß auch nichts und er will nicht wissen, was mit Kreiensen »ist«: »Ist Kreiensen eine Stadt, ein Dorf? Hat es überhaupt Realität oder ist es nur eine Fiktion, ein mathematischer Begriff, Schnittpunkt zweier Linien? [...] Hat es Industrie? Wird da vielleicht geklöppelt? Hat es ein Denkmal, einen großen Sohn?« Kreiensen wird ein literarisches, ein feuilletonistisches Leben haben, aber nur solange der Text dauert. Da er nicht aussteigen will, erdenkt der Verfasser dieses Anti-Städtebildes, wie es wäre, wenn er doch ausstiege, was ihm wiederführe: »kleine Dinge von schreckhafter Süße, von unsäglich rührender Lieblichkeit und Trauer ...«, und er erfindet zufällige Begegnungen mit »Kreiensern oder Kreiensenern«, die ihn ins Bild setzen, darunter ein Mädchen, das Heimweh hat. »Wenn Kreiensen aber doch nur der Schnittpunkt zweier D-Zugstrecken ist ... Kann man sich einen Gleisdreiecker mit Heimweh vorstellen?« Er fordert in seinem »offenen Brief« die Kreienser (?) auf, ihm zu schreiben und alles Nähere mitzuteilen, nimmt diese Idee aber sehr schnell wieder zurück: »Wenn ihr je diese Zeilen lesen solltet, so lächelt und denkt, es liegt in eurer Macht, der immer grauer, immer erforschter, immer überflogener werdenden Welt ein Stück Mythos zu bewahren.« Es müsse »unser Los« bleiben, »immer und ewig vorbeizufahren, wo uns ein geheimnisvoll vertrauter Name zum Bleiben und Erkennen lockt«. Bergengruen lebte und arbeitete in Berlin.

Man kann nach der Lektüre solcher Texte leichter verstehen, dass Hermann Hesse seine Zeit in toto als »feuilletonistisches Zeitalter« charakterisiert hat.[649] Solche Texte »über tausenderlei Gegenstände des Wissens« (Hesse) borden über wie die Wunderkammern der feudalen Epoche: Orte, Objekte, Perspektiven, Realitäten, Medien und Imaginationen durchdringen sich und bieten sich willfährig der Lektüre des Daheim-, aber am richtigen Ort, am »locus solus« Gebliebenen dar, spenden ihren billigen Trost auch denjenigen, die gar nicht wegfahren können. Die Frage ist aber, ob diese Perspektive nicht wie vieles in dieser Epoche eine Übertreibung war.

Detlef Briesen hat die Zentralitätsfrage in Deutschland zwischen 1880 und 1940 untersucht und zur geographischen Verteilung des »Geistes« in Deutschland

festgestellt: »[E]s bildet sich in Deutschland keine kulturelle Provinz heraus und die entscheidenden Verschiebungen finden nicht zwischen Berlin und den Regionalmetropolen, sondern zwischen diesen Konkurrenten Berlins statt.«[650] Zu dieser Schlussfolgerung gelangte er durch eine Auswertung von *Kürschners Literaten- und Gelehrtenkalender*, der in einem breiten Spektrum die schreibende Zunft, also Dichter, Journalisten und Wissenschaftler erfasst: 1925 kam Berlin auf 23,36 Prozent, Dresden auf 3,06, Frankfurt auf 2,72, Hamburg auf 4,08, Köln auf 2,15, Leipzig auf 4,08 und München auf 8,62 Prozent. Richtig ist, dass zwischen 1883 und 1925 die Werte für Berlin konstant bleiben und sich die Zahlen für die anderen Großstädte ändern, aber wenn Stuttgart von 2,9 Prozent im Jahr 1888 auf 1,13 Prozent im Jahr 1925 fällt, dann bedeutet das rechnerisch eine Einbuße von über 150 Prozent – dramatisch möchte man meinen, in Wirklichkeit aber nur den geringen Anteilswerten geschuldet. Ich bin der Meinung, dass die zweite ausdrucksfähige Zahl dieser Auswertung von Briesen gar nicht gewürdigt wurde: Auf die angegebenen Hauptstädte der Kultur kommen nur etwa 50 Prozent aller Nennungen, das heißt, dass die zweite Hälfte der signifikanten Untersuchungsgruppe irgendwo anders wohnte und arbeitete, in den kleinen Städten und auf dem platten Lande. Die kleinen Städte waren vielleicht für das großstädtische Feuilleton eine exotische Zone, sie waren aber zugleich die Heimat vieler potenzieller Bezieher überregionaler Zeitungen, und in der kleinen Stadt von anderen kleinen Städten zu lesen war dann kein Ausflug ins Abseits, sondern ein vergleichendes Studium.

Zwei Drittel der Bevölkerung lebte in der Zeit der Weimarer Republik in Orten unter 100 000 Einwohnern. Diese demographische Tatsache hatte selbstredend ihre eigene politische Interessenvertretung. Das war der Preußische Landkreistag (ab 1922 Deutscher und Preußischer Landkreistag). Heute verweist dieser Spitzenverband mit Nachdruck darauf, dass 96 Prozent der Einwohner der Bundesrepublik zu seiner Einflusssphäre gehören. Für die Weimarer Zeit dürfte das auch zutreffen. Damals hatte die Organisation an vielen Fronten zu kämpfen. Zunächst einmal: Es war keine Front, aber es bedeutete eine enorme Herausforderung, dass mit dem neuen Wahlrecht ganz andere Gruppen und Klassen Einfluss auf die Politik der Städte, Dörfer und Kreise gewannen als unter den Bedingungen des Drei-Klassen-Wahlrechts, das eindeutig die besitzenden Schichten und das Bürgertum favorisierte. In Berlin operierten gleich zwei Kräfte gegen die Landkreise: Die Reichregierung, die mit der Verfassung von 1919 sehr viel tiefer in regionale und lokale Belange eingreifen konnte, und die Regierung des Großstaates Preußen, die in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrzehnts zu einer gewaltigen Reform der Regionen vor allem im Westen ausholte. Die gesetzliche Grundlage dafür war das »Gesetz über die kommunale Neugliederung des rheinisch-westfälischen Industriegebiets« – ein Planungsinstrument, das 16 Prozent der Bevölkerung Preußens, also ca. 6,04 Millionen Menschen betraf.[651] Es machte aus 30 kreisfreien Städten 26, aus 22 Landkreisen 12. Die Landkreise verloren

56 Prozent ihrer Bevölkerung und 416 qkm ihrer Fläche. Die Städte dagegen wuchsen von 2,9 auf 4,1 Millionen Einwohner.[652] Da konkurrierende Gebietsansprüche die Menschen am meisten beschäftigen, war das Aufkommen an Sitzungen, Beratungen und Tagungen und der Ausstoß an Zeitungsberichten, Denkschriften und Broschüren ungeheuer groß. Die benachteiligten Gemeinden und Kreise geißelten das Vorgehen als unorganisch, materialistisch, maschinell. Die Rede war von einem Verlust an Selbstständigkeit, an Gemeingeist und Partizipationsmöglichkeiten. Auch stritt man den Gewinn der Zentralisierung ab: Die Verwaltung der Großstädte müsse sich notgedrungen auf neue Außenstellen verteilen usw. Nicht nur das platte Land der Bauernaufstände, nicht nur die Regionen mit ihren Unabhängigkeitsbestrebungen, auch die Städtelandschaft an Rhein und Ruhr war also »gereizt«. In Hamborn, das in Duisburg aufgehen sollte, ließ die Stadtverwaltung Sirenen ertönen und erklärte einen fünfminütigen Generalstreik. In Lennep, künftiger Stadtteil von Remscheid, setzte man die Fahnen auf Halbmast; der Bürgermeister rief zum Widerstand gegen die Besetzung durch »eine fremde Stadt« auf.[653] 22 Städte reichten Verfassungsbeschwerde beim Staatsgerichtshof ein, doch wurde diese nicht angenommen. Die große Reform trug nicht unwesentlich zum Hass auf Berlin und Preußen und damit zur Republikfeindlichkeit bei. Auch fachte sie alle antiurbanen Ressentiments noch einmal an.

Es fällt auf, dass Erik Reger, der kritischste Geist des Reviers, zu dem wir noch genauer kommen, diese im wahrsten Sinne grundstürzenden Vorgänge auf zwei verschiedene Weisen beschreibt – einmal als quasi naturgesetzlichen Prozess, einmal als »balkanischen« Machtkampf:

> Die Energien der Stadt haben sich verselbständigt. [...] Kaum dass sich die Stadt [...] noch aus sich selbst vergrößert. Stattdessen vergrößert sie sich durch den Zustrom der auswärtigen Reserven und die Einverleibung des Orte, die vor ihren Toren liegen. Sie hat Hunger, sie muss essen.[654]

> Die Oberbürgermeister verkehren miteinander wie weiland Eduard VII. mit Wilhelm II. Sie spielen Einkreisungspolitik. Sie stecken auf der Generalstabskarte Interessensphären ab und stehlen sich gegenseitig mit Hilfe ministerieller Beziehungen die fetten Bissen aus den Landkreisen weg. [...] Statt dieses einheitliche Wirtschaftsgebiet, das von lächerlichen Provinzialgrenzen zerrissen wird, verwaltungstechnisch umzugruppieren, zäumt man den Gaul beim Schwanz auf, indem man die Kommunen aufeinanderhetzt und sie veranlasst, organisatorische Bindungen einzugehen, wo keinerlei organischer Zusammenhang besteht.[655]

Beide Ansichten bedürfen der Ergänzung und Korrektur. Richtig ist, dass einige Bürgermeister enormen Ehrgeiz in Sachen Gebiets- und Machterweiterung entfalteten –

das Bochumer Stadtoberhaupt Otto Ruer wird oft genannt, der Held des »Ruer-Kampfes«.[656] Aber von oben, von den Planungsbehörden des Innenministeriums und der Regierungspräsidien, ging nicht weniger Druck aus.

Im Ruhrgebiet entstand im Grunde das Fach Raum- und Landesplanung. »Sie [die Städte] sind auseinandergesprengt und planlos, aber jetzt greift die ordnende Faust neuer Stadtbaumeister in die Anarchie großer Menschenansammlungen und versucht, klare, übersichtliche Stadtbilder zu schaffen.«[657] So der Arbeiterschriftsteller Max Barthel, der selbst als Kumpel im Revier gearbeitet hatte. 1920 wurde der »Siedlungsverband Ruhrkohlenbezirk« ins Leben gerufen, dessen erster Direktor Robert Schmidt war. Mit seiner *Denkschrift betreffend Grundsätze zur Aufstellung eines General-Siedelungsplanes für den Regierungsbezirk Düsseldorf (rechtsrheinisch)* hatte Schmidt 1912 Neuland betreten; während der Phase der Gebietsreform stachen seine Denkschriften unter Hunderten von ähnlichen Papieren durch ihre konzeptionelle Prägnanz hervor. Regionalplanung, damals »Landesplanung« genannt, war also eine Erfindung der Weimarer Zeit und muss als Ersatz für die ausgebliebene territoriale Neuordnung des Reiches verstanden werden. Ihr hohes Ziel definierte die *Kölnische Volkszeitung* sehr treffend: »[D]ie Landesplanung ist der großartige Versuch, dem Bilde der geschichtlich gewordenen Landschaft das Gepräge unserer Zeit zu geben, und zwar ein organisches, sinnvoll gegliedertes, in Zusammenhängen gedachtes Gepräge.« Es müssten bei der Neuordnung manche Bindungen zerrissen werden, deutet der Autor an, um fortzufahren: »Demgegenüber steht aber die Tatsache, dass an Stelle des willkürlichen Raubbaus des 19. Jahrhunderts eine behördlich geförderte Planwirtschaft getreten ist, in deren Rahmen sich die Naturschutzbestrebungen ohne weiteres einordnen lassen.«[658] Im zweiten Teil haben wir mit den Frankfurter Plänen für einen »Rhein-Mainischen-Städtekranz« ein besonders eindrucksvolles Beispiel für diese Art von neuer »Planwirtschaft« herangezogen. Hier lag auch der Ansatz zu Größerem, zu einem neuen Deutschland: Die Denkschrift, die der Frankfurter Stadtplaner Weitzel zusammen mit Hans Schrepfer 1925 herausbrachte, trug den Titel *Deutschlands Neugliederung in 12 Reichsländer nach dem »Frankfurter Entwurf«*. So wie der »Frankfurter Entwurf« die Stammesgrenzen der Pfälzer, Hessen und Franken, die Konfessionszugehörigkeiten und die Territorien Hessens, Preußens und Bayerns nicht achtete, so konnten sich die Planer auch die neuen Reichsländer vorstellen, nach Fläche, Einwohnerzahl und raumwirtschaftlichen Zusammenhängen geordnet.

Um aber zu den unmittelbar drängenden Aufgaben der Regionalreform an der Ruhr zu kommen[659]: Ein Hauptproblem war der Ortswechsel der Zechen, der auch das Nachrücken der dazugehörigen Siedlungen und verarbeitenden Betriebe zur Folge hatte. So kam es immer wieder vor, dass die Schächte ein und derselben Zeche auf dem Gebiet mehrerer Gemeinden lagen und damit verschiedenen Jurisdiktionen und Abgaberegelungen unterworfen waren, dass am neuen Ort Siedlungsbedarf entstand, aber vielleicht kein Platz mehr vorhanden war, dass am alten Ort aufgelasse-

ne Schächte einer Kommune die finanzielle Basis entzogen. 116 Zechen schlossen im Ruhrgebiet zwischen 1920 und 1932 die Tore; 142 000 Bergleute waren betroffen. Aber über die Regelung solcher Missstände hinaus wurde das große Reformunternehmen von modernen Werten wie Fortschritt, Rationalisierung, Urbanisierung, Kommunikation vorangetragen – das »Zwischenreich« breitete sich aus und verlangte nach gleichen Bedingungen überall. »Streamlining communal borders fit in with the general Weimar fascination with modern rationalisation and productivity.«[660] Die Industrie an der Ruhr war ja gleichzeitig einem massiven Rationalisierungsprozess unterworfen. Der Gemeindekonzentration entsprach die Unternehmenskonzentration, die Trustbildung, ein typisches Phänomen der wirtschaftlich konsolidierten Weimarer Republik. 1924 regierten zwölf Konzerne in der Eisen- und Stahlindustrie drei Viertel der Produktion; zwei Jahre später fusionierten sechs an Rhein und Ruhr ansässige Betriebe zu den »Vereinigten Stahlwerken«, dem zweitgrößten Stahlproduzenten weltweit. Solche Zusammenschlüsse gingen einher mit neuen Raumplanungen, durch die Hütten mit Kohlegruben und mit Koksöfen koordiniert wurden. Sie bedeuteten auch Stilllegung: Die ursprünglich 23 Hochöfen der Vereinigten Stahlwerke »schmolzen« auf neun zusammen. Kein Wunder also, dass auch nach Abzug der Franzosen von der Ruhr und nach Beendigung der alliierten Besatzung der Rheinlande immer wieder Reporter in diese Region geschickt wurden, dass Fotografen und Romanciers das Revier entdeckten. Da gab es Stoff genug – wir werden es noch sehen –, wie man sogar einen Essay über Gelsenkirchen und einen Roman über Essen schreiben konnte.

Im zweiten Teil wurde im Zusammenhang mit den (gescheiterten) Plänen zur Reichsreform darauf hingewiesen, dass in dieser Phase deutsche Geographie neu gelernt wurde. Wer hatte schon von der Verhandlungsmasse Birkenfeld gehört? Dass es in Thüringen einen Staat Sachsen-Weimar-Eisenach gab, wusste man: Das war das Land Goethes. Aber Volksstaat Reuß? Nicht anders verhielt es sich mit der Gebietsreform an Rhein und Ruhr und der Entstehung neuer Großstädte. »Aus dem Nichts verlassener Provinzeinsamkeit steigen auf die neuen Städte Bochum, Hamborn, Gladbeck und Herne, Eickel-Wanne und Mülheim an der Ruhr.«[661] Das Städtchen Bochum hatte 1871 auf 6 qkm angefangen, in zwei Sprüngen vergrößerte es sich 1926 und 1929 auf erst 50 und dann 121 qkm und war auf einmal eine Stadt mit ca. 323 000 Einwohnern, die Stadt mit den meisten Schachtanlagen auf der Welt.[662] Bochum war jetzt Groß-Bochum. 1930 musste auf den Landkarten eine neue Stadt eingetragen werden, nicht viel kleiner als Bochum: Wuppertal, ein Zusammenschluss von Elberfeld und Barmen und einer Reihe anderer Orte. Ein Jahr lang hatten die Bürger Zeit, ihrer neuen Kommune einen Namen zu geben. »Hungerstadt«, der Vorschlag der KPD, kam ebenso wenig durch wie »Baelvort«, was für Barmen-Elberfeld vereinigter Ort stand und als Abkürzung im Grunde am besten zu einem technokratischen und damit heftig umstrittenen Gebilde passte. Man entschied sich – natürlich möchte man sagen – für Wuppertal, für die neutrale Geographie und griff ahnungsvoll einem

Trend voraus, der es der Stadt heute, nach tiefgreifenden Strukturreformen, erlaubt, sich »Großstadt im Grünen« zu nennen.

Die Städte wuchsen nach 1918 durch Eingemeindungen. Die Verstädterung nahm zu – die Urbanisierung, die großstadttypische Verdichtung der Lebenswelt, nicht unbedingt. Wachstumssprünge und neue Aufmerksamkeit haben im Grunde wenig an der Tatsache geändert, dass das Etikett Provinz an ihnen kleben blieb. Reger: »Selbst im Herzen der großen Städte bleibt die Struktur der Vorstadt entscheidend.«[663] Im Grunde ist das ungerecht: Die Länder, jetzt Freistaaten genannt, behielten den unpraktischen und einer Demokratie unangemessenen dynastischen Zuschnitt. In der alten Raumordnung der Länder erzeugte Geschichte nicht nur Obstruktion, sondern auch Gefährdung des republikanischen Staatswesens. Auf der etwas tieferen, aber immer noch eminent wichtigen Ebene der Regionen und Gemeinden kam Fortschritt nicht gegen Geschichte an. Für Essen reichte es nicht, dass es durch die Gebietsreform so groß geworden war wie Köln. Es reichte nicht an Köln heran. »Aha, das ist die Vorstadt«, ruft der »Rasende Reporter« Egon Erwin Kisch aus, als er – vermutlich mit dem Zug – im Zentrum Essens, der »schwarzen Hauptstadt der schwarzen Erde«, anlangt. »Solches sagt man sich bei der Ankunft in Essen an der Ruhr. [...] Der Menschenstrom ist so groß, dass wir wissen müssten, nicht in einer Kleinstadt zu sein, auch wenn wir nicht wüssten, in einer der größten Städte Deutschlands zu sein.«[664]

Zu den Streitthemen, welche das geistige Leben der Weimarer Zeit erfüllten und zersetzten, gehört an vorderster Stelle die Opposition Berlin – Provinz, auch diese ist mithilfe einer Zipf'schen Kurve darstellbar: negative Vielfalt ein weiteres Mal. Sie wurde mit so ziemlich allem beladen, was im Warenkorb der jeweiligen Weltanschauungen bereitlag. Der Herausgeber einer Zeitschrift, dem nichts Besseres einfiel, machte ein Themenheft oder veranstaltete eine Umfrage. Wenn ich hier auf diesen bekannten Komplex nicht noch einmal näher eingehe, möchte ich doch ein Faktum betonen, das in der Literatur bisher zu kurz gekommen ist. »Der Aufstand der Landschaft gegen Berlin«, zu dem der völkisch engagierte Publizist Wilhelm Stapel aufrief, hat den Feind nie genau beobachtet und beschrieben. Das Abladen von Klischees reichte: Berlin »der Sumpf, der Moloch, der Parasit, der Krebs, das Sündenbabel«[665], Berlin, die Hauptstadt der Intellektuellen, Juden, Liberalen, Massen, »Urbanisten«. »Rücksichtslos geht Berlin über das deutsche Land hinweg. Die Provinz ist ihm nur Kolonie, Nutzungsobjekt.«[666] »Berlin« seinerseits mochte ähnliche Vorurteile gegen die »Provinz« hegen und äußern – davon war schon die Rede. Döblin zum Beispiel stand zu seiner Verachtung des »total platten Landes«. Und Tucholsky schwingt sich zum großstädtischen Praeceptor Germaniae über die Provinz auf: »Da sitzen letzten Endes die Massen«, schreibt er in seinem Artikel »Über die Provinz« in der *Weltbühne* und lässt sich sofort in dem Stuhl des großstädtischen Praeceptor Germaniae nie-

der: »Da heißt es: aufklären. Da heißt es die Wahrheit über den Krieg sagen und über den Staat und über all diese etwas heiklen Dinge, von denen ein anständiger Beamter nicht spricht. Um Berlin ist mir nicht bange – so viel da auch noch zu tun bleibt. Aber unser Dank und unsere Hilfe gelte den Missionaren da draußen im schwarzen Erdteil – da draußen in der Provinz.«[667] Eines allerdings kann man den Berlinern nicht vorwerfen: ein Desinteresse am Land der Deutschen, an Landschaften, Städten, Regionen in der Provinz. Ihr Blickwinkel mag der großstädtische und hochnäsige sein, aber die Lust an der Entdeckung des Fremden im eigenen Land hält ungebrochen die ganze Weimarer Zeit über an.

Deutschlands Städte, von und für Touristen gesehen

Aber Tucholskys und Kerrs Ansatz lebt nicht nur vom Hauptstadt-Provinz-Gefälle, er ist auch Ausdruck einer spezifischen Einstellung: der touristischen. Touristisch nennen wir eine Schreibweise, welche die fremde Welt nicht ohne Selbstwahrnehmung wahrnimmt, welche die kurze Verweildauer nicht durch fundiertes Wissen überspielt, sondern die kurze Begegnung zum Thema macht: im Angewiesensein auf sehr persönliche Erfahrungen und auf die kleinen Pannen, Missverständnisse und Unberechenbarkeiten. Die zuletzt genannte Motivwelt des Kontingenten hatte freilich schon der humoristische Reisebericht des 19. Jahrhunderts verpflichtend gemacht – die deutschen Spezialisten der sogenannten »Humoristischen Reise«, auch »Reise wider Willen« genannt, sind weitgehend vergessen, obwohl hier ein Hauptwerk der Literaturgeschichte dieses Zeitalters schlummert: Friedrich Theodor Vischers *Auch Einer*. Heute denkt man bei diesem Genre eher an die Ausländer: an Mark Twain, Elizabeth von Arnim (geb. Beauchamp) und Jerome K. Jerome, die alle auch Reisen nach Deutschland literarisch verarbeitet haben.[668] In England wurde dieses Genre nach 1918 weiter gepflegt, aber auch umgewandelt: Country Books erzählen vom schwierigen Rückzug in das eigene Land, Auslandsreiseberichte spiegeln ironisch den Machtverlust, bauen nicht weiter am Imperium, sondern beleuchten die Probleme, die andere Nationen nach dem Krieg mit ihrem Streben nach Selbstständigkeit haben. Das besiegte und für englische Verhältnisse aufregend lebendige Deutschland figurierte prominent in Romanen und Gedichten – wir denken vor allem an das Trio W. H. Auden, Stephen Spender und Christopher Isherwood, an die beiden Berlin-Romane des Letzteren: *Mister Norris Changes Trains* und *Goodbye to Berlin*, die zwar erst nach 1933 herauskamen, aber abschnittsweise schon vorher publiziert wurden und ganz ein-

deutig das Berlin der Weimarer Republik reflektieren. Deutschlandsachbücher sind so nicht entstanden. Diese gibt es erst wieder nach 1933, als die Engländer dringend zu wissen begehrten, was in Deutschland vorging, was Deutschland »wollte«.

Die touristische Sicht der Deutschen auf Deutschland ist feuilletonistisch lebendig, aber nicht mehr so schenkelklopfend lustig wie vor 1914.[669] Nur eine kleine Spitze erlaubt sich Tucholsky im Text über Schwerin: »Der Wirt des Kurhauses bei Schwerin hebt zum Abschiedsgruß den Hut. Er hat uns bis zum letzten Pfennig ausgezogen, wir haben Koffer und Mantel gerettet und verlassen fluchtartig die Gegend.« Aber das andere Merkmal der touristischen Schreibe, die kontinuierliche Selbstreflexion des Reisenden, wird immer stärker, um nicht zu sagen: penetranter. Von Kerr gibt es einen Text, der heißt: »Ein Städtchen«, und die für diesen Autor übliche Überheblichkeit beweist er schon dadurch, dass dieses »Städtchen« eines Namens nicht für würdig befunden wird. (Aber vielleicht verlangt es den Impressionisten auch nur nach den Reizen des Offenen, im Ungewissen Gehaltenen. Konkret wäre unpoetisch.) Kerr fängt an: »Manches von diesem Land ist (vor dem 9. November 1918) von einer ulkigen Arglosigkeit.« Eine Begründung wird nicht gegeben, der Autor ist voll damit beschäftigt, Rad zu fahren, und zwar bei zunehmender Dunkelheit: »Das beste bleibt, das Rad laufen zu lassen, wie es will; nicht über Biegungen des Wegs nachzudenken; dann kommt man sicher an.«[670] Hoffentlich haben ihm nicht zu viele seiner Leser das nachgemacht. Die Art des Reisens ist also das Thema, nicht das Ziel. Von Tucholsky gibt es zahlreiche Texte, die schon in der Überschrift die Umstände touristischer Unternehmungen ansprechen: »Die Kunst, falsch zu reisen«, »Die Kunst, richtig zu reisen«, »Ab 12.46 Uhr«, »Vom Urlaub zurück«, »Halt auf freiem Felde«, »Kleine Station« oder kurz und bündig »Tourist«: »Jeden Abend ein neues Zuhause. Jeden Abend: das Klinkengefühl der Hand, der Orientierungsgang zu Toilette und Schreibzimmer – ›Wo ist denn hier die Post?‹ – am nächsten Morgen will das anwachsen, du sagen – nachmittags geht ein Zug.«[671] Der ewig ruhelose Klaus Mann veröffentlichte 1931 mit 24 Jahren im *Querschnitt* ein Gedicht mit dem Titel »Gruß an das Zwölfhundertste Hotelzimmer«. Kein Wunder dann, dass die Fremde, auch die neu entdeckten Orte und Gegenden, wieder hinter den Prospekten zu verschwinden begannen. Ans Ende unserer Periode könnte man einen Essay von Ernst Bloch aus dem Jahr 1930 stellen, der fast verzweifelt versucht, wie Hofmiller es 1917 vorschrieb, »von den ausgefahrenen Bahnen des Fremdenverkehrs« wegzukommen, um das Land neu zu erfahren. »Alpen ohne Fotografie« ist der Text überschrieben: »Kaum eben sieht man hier mit anderen Augen als denen von vorgestern. Das Gebirgswasser hat eine verabredete Farbe, sie kommt nicht von sich los. Die Tannen hängen aus dem neunzehnten Jahrhundert herein, aus tausend matten Bildern.«[672] Diese Landschaft habe im 19. Jahrhundert gelitten, aber auch seitdem sei sie nur schwer »von der Tünche des Geschwätzes zu befreien; keine zuletzt ist so leicht fotografierbar geworden und so schwer zu malen«. Die Heutigen

nehmen mit gewisser Beklemmung zu Kenntnis, dass für Bloch das Skifahren »eine neue Welt« eröffne, womit er ja nur die touristische Aneignung der Alpen anspricht, welche diese endgültig verfügbar machte. Rührend dagegen mutet an, dass der Autor tatsächlich noch einen Berg entdeckt hat, »der sich doch der Fotografie, wegen Nicht-Klischees, entziehen konnte«. Wer das wissen und vielleicht nachvollziehen möchte: Es handelt sich um den Niesen im Berner Oberland, am Thuner See gelegen, »eine Inkarnation von Aufklärung in der Natur«, »dennoch eine Alpe, die entgangen ist, eine Auch-Alpe, die lesbar ist«. Es folgt die »Lektüre« des Berges, der Aufstieg, der in der Tat von mehreren literarischen Erinnerungen begleitet wird, literarischen wohlgemerkt, nicht fotografischen. Dann ist der Bergsteiger oben angelangt: »Noch sicherer vergeht der bekannte Blick zuletzt, auf der Spitze selbst.« Man merkt dem »Angelangten« an, dass er, dass sein Sensorium trotz der dünnen Luft unter hohem Druck steht: Auch der Blick von oben muss klischeefrei sein. Bloch lässt das Auge nicht schweifen, weil es so ein Panorama einfangen würde, das nur positionell verschieden wäre von den Aussichten der benachbarten Gipfel. Er richtet den Blick steil nach unten, und den Schwindel übersetzt er in eine Spirale in die Urzeit.

> Nicht einmal ›Archetypen‹ schauen hier im Beschauer auf, nicht einmal Bilder, welche die Menschen in ihrer Urzeit hatten und welche in Träumen, in manchem Irrsinn und zuweilen in der künstlerischen Produktion wieder rezent werden […]. Sondern hier ist noch die älteste Phantasie im Nicht-Gewesenen, ihr nie Begegneten, im noch Außer-Menschlichen unserer Natur.[673]

Man fragt sich, ob Bloch nicht ein Spiel mit dem Leser im Clubsessel treibt. Er konnte vielleicht nicht wissen, dass Paul Klee ein berühmtes Aquarell dem Niesen gewidmet hat. Es hätte als Postkartenmotiv auch nicht den Blick des Wanderers verformt. Aber drei andere Zubereitungen des Berges können Bloch nicht entgangen sein: Erstens die Niesenbahn, die seit 1910 zum Gipfel fährt – sie wird in einer klausulierten Formulierung mehr angedeutet als vorgestellt – zweitens das dort seit 1859 bestehende Wirtshaus – auch dieses kommt en passant vor –, und drittens eine wahre Kuriosität, die dem Leser vorenthalten wird: Es führt die mit 11 674 Stufen längste Treppe der Welt zur Spitze. Besser erschlossen, komfortabler zugänglich kann ein Berg sich nicht anbieten. Von wegen »eine Alpe, die entgangen ist«. Hinzu kommt, dass man ausgerechnet von der Spitze des Niesen nicht in die Tiefe schauen kann. Der Niesen ist nämlich ein kontinuierlich ansteigender Kegel ohne jegliche Steilkanten – deswegen auch die unendlich lange Treppe. Mit anderen Worten: Der Blick ist ganz auf Panorama und nicht auf schwindelerregende Abstürze eingestellt.

Wir wissen nicht, was Bloch erlebt hat, an Höhenrausch ist bei 2 600 Metern noch nicht zu denken, und er ist auch nicht an journalistische Sorgfaltspflicht gebun-

den, er schreibt ein »Denkbild«, wie es der über diese Gattung verbündete Benjamin nannte. Vielleicht beseelte ihn das Bedürfnis einer literarischen Erstbesteigung, die alle »billigen Ähnlichkeitsassoziationen« sich entschieden verbietet, und der Wille, wenigstens einen Berg in einer von Bildern verstellten Welt sozusagen an sich erstiegen zu haben. Noch einmal: Man wird über vieles im Unklaren gelassen, aber man spürt die Anstrengung, die eine Reiseerfahrung jetzt kostet, will sie authentisch sein.

Das Notgeld der deutschen Städte

Hatten die deutschen Städte, die großen wie die kleinen, das Recht auf das eigene Bild? Wollten sie es überhaupt haben, oder waren sie nicht sehr zufrieden, wenn sie einen »bekannten Blick« erfüllten? Was im Folgenden angesprochen wird, ist der einzigartige Fall einer so gut wie kompletten Selbstdarstellung deutscher Gemeinden und ein nationaler Wettbewerb um Vielfalt und Eigenart. Auch hier gilt das Wort Benjamins, das wir im Zusammenhang mit Rudolf Borchardts Landschaftsbuch zitierten: Das Phänomen »wäre kein deutsches, käme seine Fülle nicht aus der Not«. In der Tat: Keine Not machte die Notenpresse erfinderischer als die Krisenjahre 1916 bis 1923. Damals wurde das sogenannte Notgeld ausgegeben.[674] Man denkt bei Notgeld sofort an Inflation, blättert dann aber durch die einschlägigen Kataloge mit der Auflistung von Tausenden kleiner Scheine in niedrigen Wertstufen: 25 Pfennig, 50 Pfennig, 75 Pfennig, selten höher. Notgeld durften Städte und große Betriebe drucken, als im Krieg das Münzkleingeld knapp wurde, weil sein Material dringend gebraucht wurde und weil in Folge der Verknappung die Menschen anfingen, immer mehr Münzen zu horten, um Wertsteigerungen des Metallwertes abzuwarten. Also stellte man den gesamten Zahlungsverkehr auf Papierbasis um, und die deutschen Städte, kleine wie große, machten sich an den Druck einer lokalen Ersatzwährung. Der Staat hatte eines seiner wichtigsten Vorrechte, das Privileg, Geld zu drucken, abgetreten, und in gewisser Weise kehrte damit die Geldgeschichte an ihren Ausgangspunkt zurück, nämlich ins sechste vorchristliche Jahrhundert, als die *Stadt*staaten der Ägäis ihre ersten Münzen prägten. Der weiteren Entwicklung des Geldwesens entspricht die Entmaterialisierung des Zahlungsmittels, also die Umstellung auf Papier und die sehr freie Ausgestaltung der Ikonographie, mit der der Zeichencharakter des Mediums Geld noch einmal unterstrichen wurde. Als 1565 Malta von den Türken besetzt und die Stadt Valletta belagert wurde, edierten die Malteser Herren in Ermangelung eines Zugriffs auf Edelmetalle Münzen aus Kupfer, die aber den entsprechend höheren Werten der Edelmetallmünzen gleichgesetzt wurden: Die Inschrift »Non Aes Sed Fides«, »Nicht das Metall, sondern der Glaube« zählt, kann man im Grunde auf alle

Zahlungsmittel drucken, vor allem aber auf die deutschen Notgeldscheine der Jahre 1916 bis 1923, denn es wurde dem Deutschen schon ein gehöriges Maß an Vertrauen abverlangt, wenn er als gültige Währung anerkennen sollte, was sein Bürgermeister oder Fabrikbesitzer als Bürge unterschrieben hatte.

1916 begann die kreativste Phase in der Geschichte deutscher Währungen überhaupt. Sie setzte sich in der Friedenszeit fort, weil die Preise permanent anstiegen und »Großgeldscheine« in den Stufen 10, 100, 500 Reichsmark ausgegeben werden mussten, und sie endete in der Zeit der Hyperinflation, als die Reichsbank mit dem Druck neuen Geldes nicht nachkam und Kommunen und Betriebe Scheine in Billionenhöhe herausbrachten. Am 16. November 1923 war dann Schluss: Zwölf Nullen wurden gestrichen, die Deutsche Rentenmark war die neue Währung. Wie zur Strafe kamen in diesem November die langweiligsten Scheine der deutschen Geldgeschichte in Umlauf.

Nur wenige Kommunen folgten dem Vorbild der konventionellen, auf Allegorien sich stützenden Geldscheingestaltung der wilhelminischen Ära, fast alle setzten auf das Bild und auf eine Selbstdarstellung in der Wiedergabe von Bauten, Personen und Geschichten mit lokalem Bezug. Die Heimatbewegung hatte das Material der Märchen, Sagen, Bräuche und Legenden gesammelt; jetzt wurde es sozusagen in Umlauf gebracht. Ein Wettbewerb der Kommunen begann, der die Stadtverwaltungen nach den besten Künstlern im Umkreis suchen ließ. Der Jugendstil, der mit Figur und Grund viel besser umgehen und damit das visitenkartengroße Format eindrucksvoller nutzen konnte als der Historismus der alten Noten, erlebte eine späte Blüte. Der Expressionismus in der Form des gerade aktuell werdenden Zackenstils erfuhr seine erste massenhafte Anwendung. Das gestalterische Schaffen der Werbegraphik, das sich vermehrt auf die Erstellung von Waren- und Firmenzeichen spezialisierte, wurde ebenso genutzt wie das der neuen Heraldik, die in Deutschland durch das Schaffen Otto Hupps fast monopolistisch beherrscht wurde – davon wird ganz am Schluss dieses Teils noch die Rede sein.

Wenn wir sagen, dass wir hier das größte und ideenreichste Repertoire einer Selbstdarstellung deutscher Städte vor uns haben, so muss eine Modifikation mit bedacht werden. Es wurden sehr bald sogenannte Serienscheine ausgegeben, die in sechs oder acht Bildern einen Stoff durchvariierten oder eine Geschichte einfach weitererzählten. Warum aber sechs Scheine mit verschiedenen Motiven und derselben Wertstufe, wenn *ein* 75-Pfennig-Schein den Zweck auch erfüllt hätte? Das Herstellen von Notgeld richtete sich spätestens ab 1917/18 an Sammler, welche die schönen Scheine sicher noch viel lieber zusammentrugen als die immer noch langweiligen Briefmarken des deutschen Reichs. Die Sammler lernten Deutschland neu und intensiver kennen als im Geographieunterricht; sie wunderten sich über unbekannte Orte, die in der Konkurrenz durch ungewöhnliche Entwürfe und ausgefallene The-



Abb. 35. Wenzel Hablik, 25-Pfennig-Notgeldschein der Stadt Itzehoe, 1921



Abb. 36. Wenzel Hablik, 50 Pfennig-Notgeldschein der Stadt Itzehoe, 1921

men herausragten. Man sprach also durch diese Geldscheine, die eigentlich Graphiken waren, zu einem viel größeren Publikum als zu den lokalen Verbrauchern, und das führte dann auch dazu, dass die lokale Ikonographie überboten wurde durch Themen von überregionaler, von deutscher Reichweite.

Wenzel Hablik, den man den Meister des deutschen Notgeldes nennen könnte, tat dies im Auftrag der Stadt Itzehoe. Die Kommune hatte erst Scheine im Umlauf gebracht, welche der Stadt sogenannte Totalen, also Gesamtansichten, oder Partien, also Blicke auf einzelne Bauten oder charakteristische Straßenzüge, abgewannen. Auch ein Heimatdichter wurde geehrt: Die Inschriften waren auf Plattdeutsch gegeben: das Ganze ein Stück angewandter Regionalismus, treudeutsche Heimatbewegung. Dann kam Wenzel Hablik, ein aus Böhmen übergesiedelter und in Wien ausgebildeter Maler, Graphiker und Designer. Er reservierte als erstes die gesamte Fläche von 10 x 5 cm für eine Text-Bild-Einheit, die ohne jegliche Rahmungen und ohne den manischen Trieb der sogenannten Akzidenzdruckerei zu vielen Schriftarten und Schriftgrößen auskommt. Nach Wiener Manier musste alles ad hoc neu erfunden werden: Schrift, Zahl, Bild und natürlich das Konzept als solches, das ebenso lokal wie aktuell entworfen wurde. Die Zahlenseite des 25-Pfennig-Scheins (1921) ist eine Paraphrase auf das Stadtwappen, das in der Mitte einen Torturm links und einen Torturm rechts und dazwischen und davor den stilisierten Fluss hat, der zwischen den Türmen überbrückt wird. Hablik ersetzt die beiden Türme durch die Ziffern 25 und spannt dazwischen eine Getreideähre aus, zwei werthaltige Zeichen also, nach denen verzweifelt die Hände eines Versinkenden greifen, versinkend in der Flut der Geldnot, der Teuerung. Die Fische, die Störe, die das stark bewegte Wasser beleben, scheinen nach dem Untergehenden zu schnappen (Abb. 35).

Auf der anderen Seite des Scheins hat Hablik wie zum Beweis die Kosten für Lebensmittel im Itzehoe der Jahre 1913 und 1921 festgehalten: 1 Pfund Butter beispielsweise kostete danach 1913 2,40 Mark und 1921 60 Mark usw. Solche Daten teilen viele deutsche Notgeldscheine mit, die Wertscheine bekunden auch als Urkunden und nicht nur in Bildern den Werteverfall. Später, in der Zeit der Hyperinflation, wurden solche Pfennigscheine überdruckt und waren dann zwei oder zehn Millionen Reichsmark »wert«. Die Tatsache, dass die Stör früher durch Itzehoe floss, hat Hablik auch für den 50-Pfennig-Schein genutzt: diesmal im Bild eines abstrakten Stadtplanes und einer in den Fluten langsam untergehenden Zahl 50 und dem Wort Ebbe (Abb. 36).

»Fluctuat nec mergitur« heißt das berühmte Motto der Stadt Paris, die als Wappenbild das auf der Seine schwimmende Schiff hat: »Sie schwankt, aber sie geht nicht unter« – in Itzehoe ist es bald soweit. Als die Stadt den Künstler zwei Jahre später erneut beauftragte, Notgeld für sie zu anzufertigen, waren die Denominationen schon 1 und 2 Millionen. Verglichen mit den Pfennig-Scheinen schien ihn diese Aufgabe zu überfordern. In der Geschichte der deutschen Graphik sind die Entwürfe von 1921 exzeptionelle Beispiele für einen überlegenen Umgang mit Figur und



Abb. 37. 75-Pfennig-Notgeldschein der Stadt Kahla, 1921



Abb. 38. 75-Pfennig-Notgeldschein der Stadt Kahla, 1921

Grund, für äußerste Ökonomie der Mittel und für eine ideenreihe Aktualisierung der lokalen Ikonographie.

Ein ganz anderes Bild zeigt die Notgeld-Produktion der Stadt Kahla in Thüringen, die so etwas wie die geheime Hauptstadt der deutschen Ersatzwährung war. Kahla brachte 14 Serien mit bis zu 12 Motiven heraus, und da von diesen Serien bis zu sechs Varianten nach und nach in Umlauf gegeben wurden, stieg die Zahl der Kahlaer Editionen noch beträchtlich an. Im September 1921 fand auf der nahen Leuchtenburg die »Deutsche Notgeldausstellung« statt. Für diesen Anlass wurde natürlich ein eigener Schein gedruckt. 1921 widmete ebenfalls in Thüringen und zwar in Jena ein Museum dem deutschen Ersatzgeld eine eigene Ausstellung. Zur Eröffnung sagte der Leiter des städtischen Museums, Paul Weber: »Täglich haben wir mit Notgeld zu tun – leider! Das gute alte Geld mit seiner sicheren Währung ist verschwunden. Was als Ersatz uns in die Hand gedrückt wird, ist aber so mannigfaltig und oft so originell gegenüber der Gleichförmigkeit des früheren deutschen Reichsgeldes, dass schon dadurch viele eine Anregung empfangen, aufmerksam darauf zu achten. Schon gibt es ganze Verbände von Notgeldsammlern, sogar mit eigener Zeitschrift.«[675] Weber spielt hier auf insgesamt elf Zeitungen an, die vor und nach 1921 abonniert werden konnten und Titel trugen wie *Der Notgeld-Sammler: Zentral-Organ für den gesamten Notgeld-Markt;* er denkt weiter an die zahlreichen Sammlervereine, die gut deutsch in einer Dachorganisation, dem »Verband Großdeutscher Notgeld-Sammler-Vereine« zusammengeschlossen waren. »[D]ie Mannigfaltigkeit der Erfindungskraft, ein Reichtum an Form und Farben, eine Fülle von Phantasie und Humor« sind für Weber die lobenswerten Eigenschaften der deutschen Notgeldproduktion und ein weiterer Indikator der deutschen Grundtugend: »In der Mannigfaltigkeit lag von jeher des Volkes Stärke, wenn sie auch oft zur staatlichen Zersplitterung geführt hat.« Weber sagte das wie angedeutet in Thüringen, das erst 1920 aus acht ehemals unabhängigen Fürstentümern zusammengewachsen war.

Auf der Bildseite des Kahlaer 75-Pfennig-Scheins nähert sich ein vornehmes Publikum dem üppig drapierten Eingang zur Ausstellung, die auf sozusagen doppelt bedrucktem Papier angekündigt wird (Abb. 37). In Kahla wurden Diplome und Geldpreise für die besten Entwürfe verliehen, und die Stadt verteilte eine Dankurkunde an ihre treuesten Sammler. Die ersten vier Serien verkaufte die Stadtkasse für 168 761 Reichsmark, abzüglich der Produktionskosten reiner Gewinn, da kein Sammler diese Scheine bei der Stadtkasse wieder einlöste.[676] Im Grunde handeln wir von einer Inflation in der Inflation. Es gab kleine Firmen, welche den Kommunen das Ausgaberecht abkauften und den Markt mit ihren Entwürfen überschwemmten. 40 Gemeinden im Kreis Pinneberg traten durch Serien auf, die ein Spekulant in ihrem Namen herausgebracht hatte.[677] Auf der Rückseite des zur Ausstellung in Kahla ausgegebenen Scheins (Abb. 38) liest man ein fast unverschämt selbstreflexives Motto: »Das Notgeld des Notgelds« steht über einer Landschaft mit einem Drachen geschrieben, der aus



Abb. 39. Olaf Gulbransson,
75-Pfennig-Notgeldschein der Stadt Kahla, 1921



Abb. 40. Olaf Gulbransson, Rückseite
des 75-Pfennig-Notgeldscheins der Stadt Kahla, 1921



Abb. 41. Olaf Gulbransson, 75-Pfennig-Notgeldschein der Stadt Kahla, 1921

tiefem Schlund Unmengen von Scheinen ausstößt, nach denen die Menge greift. »An der Saale hellem Strande«, heißt es in der Umdichtung des berühmten gleichnamigen Liedes, »Notgeld fliegt ein ganzes Heer. Wenn die Werte auch verfallen, freut sich doch der Sammler sehr.«

Wir sind dem Kahlaer Notgeld schon im ersten Teil begegnet, als wir im Zusammenhang mit Lisa Tetzners Deutschlandbüchern auf den Inflationsheiligen Muck-Lamberty zu sprechen kamen. Dieser hatte mit seiner »Neuen Schar« auf der Leuchtenburg oberhalb von Kahla überwintert. Diese imposante Landesfeste ist Gegenstand von vielen Notgeldscheinen der Gemeinde, aber in diesem Fall dient sie nur als Hintergrund für den deutschlandweit diskutierten Skandal, der als »Mucks Sündenfall« bekannt wurde: Der »Messias von Thüringen« war seinen Anhängerinnen nicht nur durch seine Predigten nahegekommen. Währung bildet normalerweise ab, was währt: Götter, Berühmtheiten, große Bauten, Wappen, Pflanzen. Diese Regel wird jetzt durchbrochen. In kurzlebiger Zeit und konfrontiert mit rasantem Werteverfall thematisiert das Notgeld aktuelle Themen und vor allem die Not der Zeit, und sei es nur die sexuelle Not eines Gurus. Kaum eine andere Gemeinde hat sich so dezidiert auf dieses autoreferenzielle Gebiet vorgewagt und lässt Geld über Geld, über Ökonomie und über den »homo oeconomicus Germanicus« sprechen. Sehr bekannt wurde eine Serie, für deren Entwürfe die Gemeinde Olaf Gulbransson 1921 gewann. Sie zeigen auf der Zahlenseite (Abb. 39) im Anschnitt einen starken Baumstamm,

um den herum es kleine Geldscheine regnet, wohingegen auf der Bildseite (Abb. 40) der deutsche Michel größere Zettel zusammenkehrt. Auf ihnen stehen andere Werte geschrieben: »Seid einig! einig! einig!«, »Liebe deinen Nächsten wie dich selbst«, »Tue recht und scheue niemand«. Werteverfall und Währungsverfall werden parallelisiert – das Kahlaer Notgeld selbst tut ein Übriges dazu, indem es die Spekulation mit seiner inflationären Währung anheizt. Andere Scheine dieser Serie nehmen politisch Stellung: Anstelle des Michels tritt jetzt ein dünner deutscher »Merkur« auf, den ein dickleibiger Franzose mit Pfeilen spickt (Abb. 41). Der zum Händler transformierte heilige Sebastian aber lässt sich nicht beeindrucken, sondern zieht einen der Pfeile aus der Brust, während er gleichzeitig telefoniert. Auf dem nächsten Bild lässt der Franzose erschöpft ab und wischt sich die Stirn, während Merkur an seinem Pult und immer noch am Telefon Bestellungen notiert. Das kann man verschieden deuten:

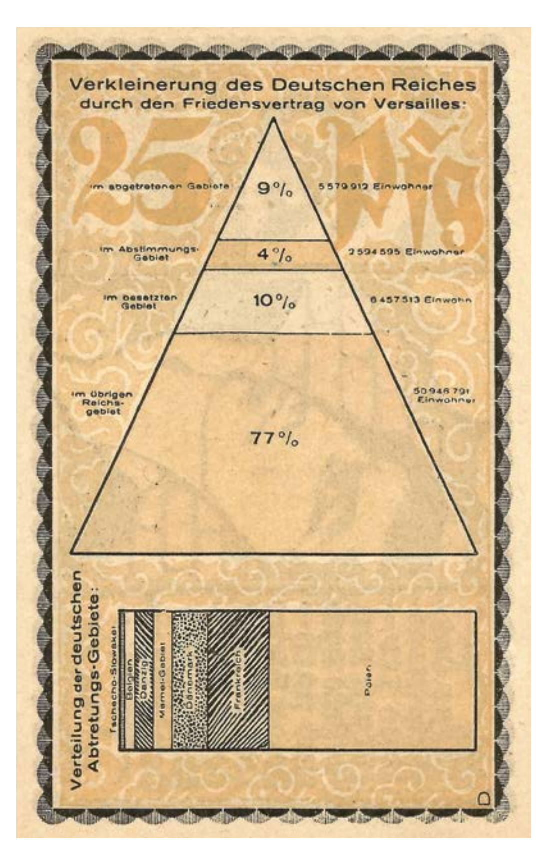


Abb. 42. 25-Pfennig-Notgeldschein der Stadt Kahla: Die Verkleinerung des Deutschen Reiches durch den Friedensvertrag von Versailles

Merkur/Deutschland nimmt immer neue Diktate des Feindes an – Merkur/Deutschland hält durch, bleibt im Geschäft.

Die außergewöhnlichste Serie aber, die in Kahla herauskam, war die zwölfteilige Statistik-Serie von 1921. Das Revers hat einen finster entschlossenen Mann vor einem brüchigen Mauerwerk und den Vers: »Was das Schicksal uns zerbrach, neu entstehe nach und nach. Traget Steine zu dem Bau, deutscher Mann und deutsche Frau.« Statt Bilder bieten die zwölf anderen Seiten Diagramme und jede Menge Zahlen und Texte. Balkendiagramme zeigen die Preise für den Liter Milch in den verschiedenen Städten (Frankfurt/M. ca. 360 Pfennige), ein Kilogramm Butter (ebda. 58 Reichsmark), ein Ei (Aachen 170 Pfennige) an. Andere Graphiken thematisieren die Wechselkurse, die Indexzahlen der Lebenshaltung, die Nachfrage bei den Arbeitsämtern, den Anteil Oberschlesiens an der Montanproduktion des Reiches, die Ausgaben des Reiches (42,5 Prozent »Ausgaben in Ausführung des Friedensvertrages«!) etc. Und dazu passend: die »Verkleinerung des Deutschen Reiches durch den Friedensvertrag von Versailles« (Abb. 42).

Ganz selbstbezüglich wirkt der Schein, der in sechs ansteigenden Kreisdiagrammen »Die Aufblähung des Notenumlaufes 1913 bis 1920« vorführt. Inflation, auf Deutsch: Aufblähung, wird hier mit der biederen Denomination der Vorkriegsverhältnisse auf der anderen Seite konfrontiert, 75 wertlose Pfennige, und gleichzeitig wird das durch ein Medium mitgeteilt, das auf seine Weise zu dem gleichen Phänomen beitrug. Die Durchnummerierung der Scheine reichte in einem von mir durchgesehenen Fall bis in die Elftausender. Nehmen wir einfach an, dass die Auflage bei zwanzigtausend lag, das multipliziere man mit zwölf und rechne die schwer bestimmbaren Auflagen der verschiedenen Tranchen hinzu: Mit einer Schätzung von einer Million Scheine für die Statistik-Serie liegt man sicher nicht zu hoch.

Wir sind weit entfernt von jenen schönen Bildern, die uns die in Kahla bis heute ansässige Porzellanindustrie, die Leuchtenburg in Fliegeraufnahmen oder die vielen vom Sportclub angebotenen Sportarten in Bildern anpreisen. Vor allem die Statistik-Serie erinnert an ein Brauchtum der Grundsteinlegung, bei der die aktuelle Währung und eine Tageszeitung eingemauert werden. In einen Grundstein des Jahres 1921 hätte man auf die Tageszeitung verzichten können – es hätte gereicht, nur das Notgeld dieser Serie zu versenken.

Heinrich Hauser: Immer hinter dem Steuerrad

Die Wahrnehmung von Stadt und Land wandelte sich in den zwanziger Jahren nicht nur mit den neuen Formen ihrer Darstellung in Literatur, Graphik, Film und Fotografie, sondern natürlich auch mit den neuen Verkehrsmitteln. Sasha Stone zeigt in

Berlin in Bildern (1929) eine eindrucksvoll »direkte« Aufnahme, die nur von einem, der mitten im Verkehr steckt, »erfahren« werden kann (Abb. 43).



Abb. 43. Sasha Stone, »Tiergarten, Großer Stern«, aus: *Berlin in Bildern,* 1929

Was den »Bewegungsapparat« der Deutschen angeht: Das Wandern stand in der Weimarer Zeit, wie bereits vor Kriegsausbruch, hoch im Kurs. Von 1918 bis 1928 verzeichneten die Jugendherbergen vier Millionen Übernachtungen.[678] Zu den Naturfreunden kamen die Wanderer aus Not, die Vagabunden, hinzu. Das deutsche Eisenbahnnetz hielt sich in etwa auf dem Stand von 1914, wuchs aber nicht mehr. In Europa stand Deutschland mit 57 516 Bahnkilometern an der Spitze. Diese wurden jetzt immer intensiver genutzt. Die Zahl der Wochenendrückfahrkarten erhöhte sich um das Sechsfache des Vorkriegsniveaus.[679] Das Netz der Post- und Privatbuslinien verdichtete sich vom Vorkriegsbestand von 3 000 auf 56 000 km im Jahr 1929. Neu aber waren nun Szenen wie die folgende, die Rudolf Binding in *Moselfahrt aus Liebeskummer* beschreibt: »Am andern Morgen traf ich, vor den Gasthof tretend, die Dame, ohne die ich vielleicht gestern Abend keinen Moselaal blau verzehrt hätte, eifrig und sachverständig an einem zweisitzigen Auto hantierend, das schon auf der Straße stand. Wollte sie flussauf, flussab?«[680] Und unmöglich war bis dahin die Widmung, die Tucholsky *Schloss Gripsholm* gab: »IA 47 407«. So lautete das Berliner Kennzeichen des Wagens, der seiner Geliebten Lisa Matthias gehörte. Als Herbert Eulenberg 1931 *Das Buch*

vom Rheinland herausbrachte, sah er sich bereits veranlasst, seine Empfehlungen für Orte und Sehenswürdigkeiten, die »nicht im Baedeker« standen, gegen die Kultur der schnellen Beförderungsmittel und Kurzreisen durchzusetzen. Schon die klassische Form der Schiffsreise auf dem Rhein sei eine Herausforderung und erst recht die Fahrt stromaufwärts: »Aber auch diese Art der Rheinreise erfordert eine gewisse Geduld. Und wer Wort und Begriff ›Tempo‹ über alles schätzt, der überlege es sich vorher, ehe er sich auf ein solches bedächtig dahinplätscherndes Radkastenschiff setzt.«[681]

Die neue Geschwindigkeit reduziert deutsche Vielfalt, kein Zweifel, aber gleichzeitig muss festgehalten werden: Viele der Ziele im unbekannten Deutschland waren bequem nur im Auto erreichbar. Und unsere Reisenden stellten ihre Routen auf eine Art und Weise zusammen, wie sie kein Bahnnetz hergab. Die Zahl der privat genutzten Kraftfahrzeuge stieg im Jahrzehnt zwischen 1920 und 1930 von 25 000 auf eine halbe Million. Die Reiseseiten der großen Tageszeitungen stellten sich auf eine neue Leserschaft ein, die mit dem zum Glück ausgestorbenen Wort »Autler« angesprochen wurde. Einer der eifrigsten und mitteilungsfreudigsten Automobilisten war der Journalist Heinrich Hauser (1901–1955), welcher die Leser der *Frankfurter Zeitung* mit zahlreichen Tourenberichten und mit thematischen Serien wie *Friede mit Maschinen* unterhielt und belehrte. In die Buchausgabe einer Artikelserie über das Ruhrgebiet setzte er 127 selbstgeschossene Fotografien ein, in wohlkomponierten Bildseiten: *Schwarzes Revier* hieß der Band, den der S. Fischer-Verlag 1930 herausbrachte.[682] Das erste Kapitel trägt die Überschrift »Gesehen vom Steuerrad« und fängt an mit dem Satz: »Sechstausend Kilometer bin ich durch das schwarze Revier gefahren, immer hinterm Steuerrad«[683].

Was die zurückgelegte Wegstrecke angeht, dürfte der Autor übertrieben haben, aber das mit dem Steuerrad stimmt: Dies beweist gleich das erste Bild, auf dem wir über das Steuerrad auf die Landstraße schauen, die von zwei Schienensträngen und einem Fluss begleitet wird (Abb. 44). Und so geht es weiter – mit Güterzügen, Güterkarren, Güterkähnen, mit großen Brücken- und Kanalanlagen, Häfen und Straßenbahnlinien: das Ruhrgebiet als »technische Landschaft« oder als »Werkstättenlandschaft« – Ernst Jünger könnte diese beiden Begriffe etwas später in *Der Arbeiter* mit einem Blick auf Hausers Bildreportage geprägt haben. »Die Städte reichen einander die Straßen«,[684] schrieb Joseph Roth so treffend in einem seiner Feuilleton-Berichte über das Ruhrgebiet.

Und immer wieder gerät das Auto, ein prächtiges Cabriolet der Marke NAG C4b, mit ins Bild, dient es wie auf alten Fotografien die Maßstabsmenschen als eine Art Pistentestgerät: »Unglaublich schlecht ist heute noch der Zustand der Straßen«, fängt einer der Texte an, den Hauser zu jeder Strecke von sechs Abbildungen verfasst. Damit widerlegen er und sein Gefährt die Kulturkritiker, die wie zum Beispiel Siegfried Kracauer das Reisen »auf Grund mechanistischer Voraussetzungen« zu einem »Abenteuer der Bewegung als solcher« abwerteten, zu einer Erfahrungsweise, bei welcher »der Eigenwert der Dinge« sozusagen auf der Strecke bleibt.[685] So wie Döblins litera-



Abb. 44. Heinrich Hauser, »Gesehen vom Steuerrad«, aus: *Schwarzes Revier*, 1930



Abb. 45. Heinrich Hauser, Das Automobil als »Seismograph« beim Übergang vom Pflaster zur unbefestigten Straße, aus: *Schwarzes Revier,* 1930

rische Rekonstruktion von städtischer Infrastruktur die neue Vielfalt der Modernisierung sichtbar macht, so geht auch Hauser auf die ganz anderen, aber ebenso mannigfaltigen Strukturen des Reviers ein. Verkehr, Transport, Beförderung stehen hier oben an. Sie verlangen nach Planung. An Planung fehlte es aber im wild gewachsenen Ruhrgebiet. Also liest der Reisende die mannigfachen Hindernisse mit den Reifen ab.

Wenn er »das Ineinander der Wirklichkeit […] zur Abfolge, zum Nacheinander zerlegt« (Kracauer), dann tut er der Sache keinen Zwang an. Was für die einen unter das Kapitel »Monotonisierung« und »Entpersönlichung« fällt, hat für Hauser einen aufschließenden Charakter, wie er gerade dem »bestimmten Sein« dieser Landschaft gewachsen ist. »Primitiv und gehemmt wickelt der Verkehr sich ab. Schienen der Straßenbahn enden blind, wo Städte ohne Lücke ineinander übergehen. […] Oft ist eine Veränderung des Pflasters das einzige Zeichen, dass hier eine Stadt aufhört und eine andere beginnt.«[686] Rad und Schatten der Kühlerhaube zeigen genau auf die Bruchstelle zwischen Pflaster- und Schotterstraße (Abb. 45), der Wagen posiert vor einem Wegweiser, es steht wie anklagend aufgepflanzt vor einem alten Bauernhaus, das eine neue Straße zwingt, einer Kurve zu machen, sein Schatten fällt auf ein Pflaster, in das tatsächlich Schienen für zwei verschiedene Spurweiten einer Straßenbahnlinie eingelassen sind, erzwungen durch den Stadtgrenzen überschreitenden Verkehr zweier Nahverkehrssysteme – das Auto fungiert hier nicht nur als ein Mittel unter vielen Verkehrsmitteln, sondern in Kooperation mit Fahrer und Fotograf als der privilegierte Seismograph eines Verkehrsnetzes, eines Netzes, das freilich an vielen Stellen angestückelt oder unterbrochen ist (Abb. 46). Hausers Methode entspricht dem, was Ernst Bloch, Autor des Buches *Spuren* (1930), in einer kurzen Kritik von Hausers Buch »jähes Niederfahren aufs Detail« nannte; der Blick auf das »Nebenbei kann nicht scharf genug geübt werden. Er achtet auf das, was nicht in den glatten Kram passt, und achtet es besonders als fruchtbar Störendes, Stoßendes, Unterbrechendes.«[687]

Was Beat Dietschy Blochs »subversiven Empirismus« genannt hat, ist bei Hauser eine von den Umständen diktierte Notwendigkeit. Er nutzt seinen Wagen oft wie einen Seismographen, weil er die Eigenart dieser Landschaft nur von Grund auf erfahrbar machen kann – von einem Grund auf, der immer noch sehr oberflächlich ist, denn in den Seinsgrund sozusagen dieses Reviers dringt er mit der Kamera nicht vor. Schon auf dem Betriebsgelände ist Fotografieren verboten und unter Tage erst recht, ungeachtet aller technischen Schwierigkeiten. Hauser geht unter Tage und besucht große Zechen, Hochöfen und Eisenschmieden, aber diese Erfahrungen kann er nur in Texten mitteilen. Und in diesen Zusammenhängen macht natürlich auch die Losung »Gesehen vom Steuerrad« keinen Sinn. Hausers Bodenhaftung, die er wenig überzeugend ideologisch zu überhöhen versucht, indem er den Bergbau eine andere Art von Landwirtschaft nennt, seine Spurensuche ist übrigens auch ein Merkmal vieler Aufnahmen von Albert Renger-Patzsch, der zur gleichen Zeit das Revier fotografiert. Thomas Janzen schreibt dazu: »Die Böden sind roh, sandig oder schlam-

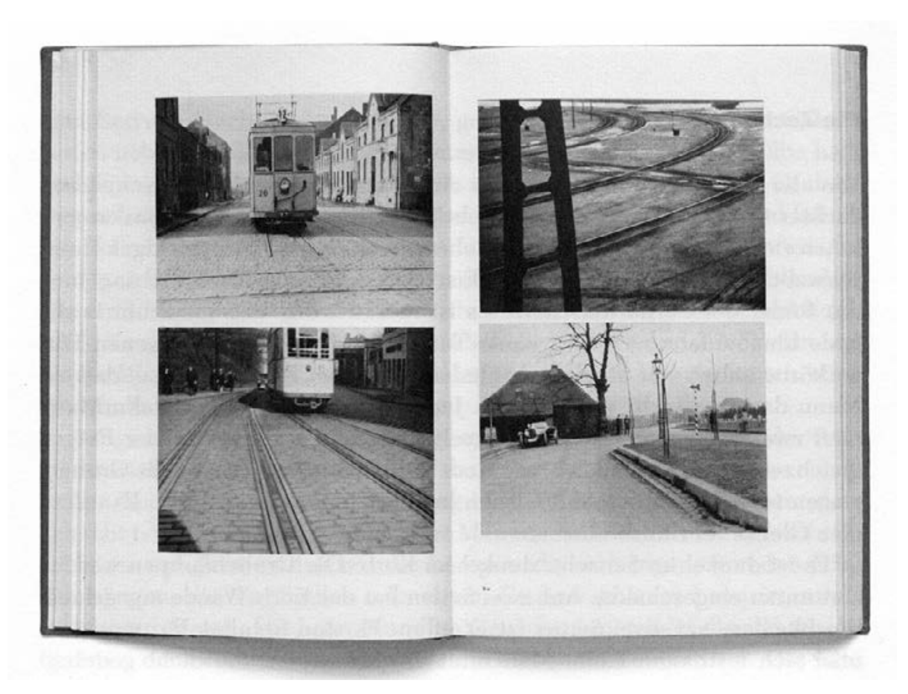


Abb. 46. Heinrich Hauser, Vergleichsaufnahmen von Straßenbahngleisen, die enden und die verschiedene Spurbreiten haben, der »Fluss« des Verkehrs und einer Landstraße, die einem Haus ausweichen muss, aus: *Schwarzes Revier,* 1930

mig. Renger-Patzsch widmet ihnen, wie beispielsweise in einer Aufnahme von Essen-Stoppemberg, manchmal mehr als die Hälfte des gesamten Formats. Es ist, als käme man vom Boden nicht los, Überblick ist nicht zu gewinnen.«[688]

Über Tage und vom Steuerrad aus erschließt Hauser ein einzigartiges Territorium, das am dichtesten besiedelte im Reich (600 Einwohner/qkm), ein Konglomerat, das Alfred Döblin in einem Reisebericht »Übergroßstadt« und Joseph Roth »Stadtschaft« nennt, »eine einzige grausame Stadt aus Stadthäufchen, aus Städtchengruppen«. Roth, den ich hier aus seinen Beiträgen für die *Frankfurter Zeitung* zitiere, die der Kollege Hauser mit Sicherheit gelesen hat, Roth nimmt das Revier als das schlechthin Formlose wahr. Den gemeinsamen Nenner der Stadtschaften findet er nicht auf Erden, nicht unter Tage, sondern über den Köpfen. »Der Rauch verbindet Städte«, schreibt Roth 1926. Dieser atmosphärische Nenner im »Rauchland« ebnet alle Unterscheide ein, lässt Geschichte und Gestalt unterschiedslos werden. »Da sie [die Städte] aber alle vom Rauch zu einer einzigen Stadt vereinigt werden sollen, verliert ihre natürliche Anlage und ihre Geschichte an Glaubwürdigkeit, jedenfalls an Zweckmäßigkeit. Wozu? Wozu? Wozu hier Essen, da Duisburg, Hamborn, Oberhausen, Mülheim, Bottrop, Elberfeld, Barmen?«[689]

Hauser versucht das ganz anders zu sehen: Er ist empirisch, ortskundlich engagiert, will wie ein Fährtensucher Vergangenheit und unmittelbare Gegenwart in einer Art »materiellen Zeichenlehre« (Bloch) verstehen. Das Ruhrgebiet ist für ihn Deutschland, ein dezentriertes Zentrum. Diesel würde es Land »ohne Schema« nennen, Land »in wahrer innerer Sprungbereitschaft«, Land von disparater und doch vitaler Vielfalt. Alles kann wie die Schienen, wie der Straßenbelag überall abbrechen und umschlagen, von einer Stadt in die nächste, von Siedlung in Industriegelände, von modernem Anlagenbau in Brache, von Überbauung in plattes Land. Und dieser stetige Wechsel ist nicht nur orts-, sondern auch zeitbasiert. Denn das Ruhrgebiet ist nicht »ortsfest« – sehr viel später fanden die Fotografen Bernd und Hilla Becher, die dem Bergbau an der Ruhr die letzten Bilder abgewannen, das Epitheton »nomadisch«:

> Ganz sicher ist es falsch, das Revier als eine einzige Großstadt aufzufassen. Der ganze Charakter des Reviers ist nicht städtisch, was ich so erklären möchte: Die Entwicklung des Reviers kommt aus dem Bergbau. ›im Anfang war die Zeche‹, und um die Zeche wuchs die Siedlung. […] Der Begriff ›Stadt‹ hat in Europa immer noch etwas Begrenztes, wir spüren das Feste, das Umklammerte darin, obwohl die Mauern längst gefallen sind. […] Die meisten Städte des Ruhrgebiets sind aber keineswegs ortsfest, sondern weit eher Feldlager. Sie wandern dem Bergbau nach, so wie der Bergbau seinerseits der Kohle nachwandert. […] Die Bewegung ist naturgemäß langsam, da es sich um die Bewältigung sehr großer Massen handelt. Trotzdem kann es geschehen, dass ein Mensch im Revier immer die gleiche Stadt bewohnt und trotzdem sich am Ende seines Lebens an einem ganz anderen Ort befindet, wie der, wo seine Wiege stand.[690]

Die langsame Bewegung der Städte über Land ist im urbanistischen Maßstab eine sehr schnelle, eine »amerikanische«, wie Hauser dem allgemeinen Sprachgebrauch entsprechend sie nennt. Es bewegt sich das Ruhrgebiet aber auch in der Folge eines Fortschritts, den Hauser zwischen 1919 und 1929 beobachtet haben will: »der innere Ausbau, die Verschönerung des Stadtbildes, die Verbesserung der Einrichtungen, die der Allgemeinheit dienen, die Entwicklung der Zivilisation«, überall Anzeichen einer Fortentwicklung. Fortschritt und Fortbewegung zusammengesehen:

> Im Revier, wo das ganze Inventar des Menschenlebens sich ständig wandelt, wie Flüsse ihren Lauf verändern, ganze Bezirke festen Bodens sinken, wo sich Städte auf die Wanderschaft begeben und wo die Formen von Wirtschaft und Industrie in beständigem Wechsel begriffen sind, da kann man nicht erwarten, dass eine stabile Bevölkerung von feststehendem Typ entwickelt wird.[691]

1929, als Hauser seine Tour unternahm, ist auch das Jahr – ich erinnere noch einmal daran –, in dem das »Gesetz über die kommunale Neugliederung des rheinisch-westfälischen Industriegebiets« erlassen wurde, das mit Abstand größte Planungsvorhaben der Weimarer Zeit. Im Jahr 1929 erreichte die Kohlenförderung einen einsamen Spitzenwert von ca. 123 Millionen Tonnen. Dieser Rekord war einer Rationalisierungswelle zu verdanken, auf die wir im Zusammenhang mit einer Besonderheit der Fotografien des Reviers noch zu sprechen kommen. Rationalisierung beschränkte sich nicht auf die Betriebe – die Aufgabe, eine ungeplante Region zu planen, war gestellt. Bochum hatte sich in dem Jahr, da Hauser durchreiste, um 16 selbstständige Gemeinden erweitert, die zum Teil noch dörflichen Charakter hatten. Was die Reporter in diesem Moment registrieren, war aber noch das bunt Zusammengewürfelte, das Land »ohne Schema«. Joseph Roth er-fuhr 1926 an Bord einer Straßenbahn das Ruhrgebiet und registrierte, an der Endstation angekommen, ebenfalls die Zeitverfallenheit des Reviers, dehnte aber die nostalgische Gestimmtheit in ein Untergangsszenario aus: »Wir sind am Ziel. Es sieht aus wie der Anfang. Es sieht aus, als gäbe es keine räumlichen Ziele hier: nur zeitliche, wie den sicheren, unausbleiblichen, endgültigen Tod des letzten Stückes Erde.«[692] Hauser bremst die Nostalgie durch die Grundannahme der »beweglichen Stadt« und verweist damit auf eine Kontinuität, welche noch fünfzig Jahre sozusagen im vollen Tempo anhalten sollte und eigentlich nie aufgehört hat.

Bücher, die direkt fotografiert sind: Die Gattung Bildband

Heinrich Hausers Buch lag mit seinen zahlreichen Abbildungen und seiner überlegt durchkomponierten Bildstrecke im Trend. Die zwanziger Jahre brachten dem Bildband den Durchbruch; er figuriert neben dem oft behandelten Film und der Foto-Reportage in den Illustrierten als die dritte, selten gewürdigte Leitgattung der Medienkultur der Weimarer Jahre.[693] Ich komme noch einmal auf dieses Format zurück, nachdem ich im ersten Teil Diesels Bildband behandelt habe, der sich das ganze Deutschland vorgenommen hatte. Anders als Hausers lange Zeit vergessene Monographie sind einige Bildbände aus unserer Vorstellung von der Weimarer Republik nicht wegzudenken: *Die Welt ist schön* von Albert Renger-Patzsch und August Sanders *Antlitz der Zeit* fallen einem als erste ein. Aber neben diesen von »Autorenfotografen« selbst bestrittenen Bänden konnten auch Literaten ihre Zeitdiagnosen an langen, der Tagespresse entnommenen Bildstrecken durchführen und die Fotografie

als »politische Angriffswaffe« (Ernst Jünger) einsetzen: Kurt Tucholsky (*Deutschland, Deutschland über alles,* 1929), Ernst Friedrich (*Krieg dem Kriege,* 1926) und auch Alexander Stenbock-Fermor (*Deutschland von unten. Eine Reise durch die proletarische Provinz,* 1931) haben das getan.[694] Tucholsky hatte bereits 1912 in einem Artikel für den *Vorwärts* gefordert: »Mehr Fotografien!«: »Nichts beweist mehr, nichts peitscht mehr auf als das Bild. [...] Systematisch muss gezeigt werden: so wird geprügelt, so wird erzogen, so werdet ihr behandelt, und so werdet ihr bestraft. Mit Gegensätzen und mit Gegenüberstellungen. Und mit wenig Text.«[695] 1925 schreibt sich Tucholsky dann das Programm für sein Deutschlandbuch:

> Die Fotografie ist unwiderlegbar. Sie ist gar nicht zu schlagen. Was allein mit fotografischen Gegenüberstellungen zu machen ist, weiß nur der, ders einmal probiert hat. [...] Eine knappe Zeile Unterschrift – und das einfachste Publikum ist gefangen. Ludendorff in Zivil; das Automobil eines Bankiers, die Wohnung seines Portiers; Richtergesichter einer preußischen Strafkammer und ihre Opfer; Studenten auf der Kneipe [...]: das sind Themen, die mit Worten gar nicht so treffend behandelt werden können, wie es die unretuschierte, wahrhaftige und einwandfreie Fotografie tun kann. Die erst durch die Anordnung und die Textierung zum Tendenzbild wird. Sie ist eine maßlos gefährliche Waffe.[696]

In *Deutschland, Deutschland über alles* habe er diese Waffe erfolgreich eingesetzt, so Tucholsky: »Man lehre den Leser, mit unsern Augen zu sehen, und das Foto wird nicht nur sprechen: es wird schreien.«[697] Das hätten für ihre politisch diametral entgegengesetzten Ziele auch die Brüder Jünger unterschrieben, Ernst und Friedrich Georg, die als Herausgeber, Anreger, Vorwortautoren und Kommentatoren seit 1930 Bildbände wie am Fließband herausbrachten – Titel lauten: *Das Gesicht der Demokratie, Die veränderte Welt, Luftfahrt ist not!, Das Antlitz des Weltkrieges, Hier spricht der Feind, Der gefährliche Augenblick.* Dass »das Bilderbuch wieder eine Rolle zu spielen beginnt«, konstatiert Ernst Jünger und meint mit »wieder« vermutlich die Rolle, die es für Kinder spielt. »Es sei dahingestellt«, fährt er fort, »ob diese Primitivität selbst als erfreulich oder unerfreulich zu bezeichnen ist. Jedenfalls ist gewiss, dass man mit ihr zu rechnen hat.«[698]

Anders als im Fall der gerade genannten Titel, die in ganz verschiedenen Verlagen erschienen, waren damals viele Bildbände Teile einer Reihe. Sehr populär war die Reihe der *Schaubücher*, die im Orell Füssli-Verlag in Zürich und Leipzig verlegt wurden. Diese »Bücher unserer Zeit«, erklärte das Programm, »sind Bilderbücher für den Menschen von heute, der mit Sekunden geizen muss, für das Studium gelehrter Lesebücher keine Zeit mehr hat und darum schnell, aber trotzdem gut unterrichtet werden möchte.« »Schaubücher sind bestimmt für Alt und Jung, Frauen und

Männer, Arbeiter und Gelehrte, mit einem Wort – für alle!« Die *Schaubücher* umfassten Titel, wie sie in dieses Kapitel bzw. das letzte gehören: *Lüneburger Heide*, *Goethe und Goethestätten* oder *Der Rhein*. Es gab aber auch Bildbände, die aus Politik und Alltagsleben reportierten, wie etwa *Der Reichstag tritt zusammen* oder *Wochenende und was man dazu braucht*. Der ganz auf diese Art Buch spezialisierte Verlag war aber das Haus Karl Robert Langewiesche, das seit 1902 seine Bücherreihe *Die Blauen Bücher* fast ausschließlich dem »deutschen Kulturgut« gewidmet hat und es bis heute tut.[699] Neben den *Blauen Büchern* gab der Verlag in der Weimarer Zeit *Der Eiserne Hammer* heraus, kleinere und preiswertere Editionen, die unter dem Motto »Das Gute für Alle« sich anpriesen: »›Für alle‹, das heißt für den Gelehrten und den Ungelehrten, den Armen und den Reichen, den Hand-Werker und den Geist-Werker. ›Für alle‹, das heißt, Schätze feilbieten aus einem Reichtum, der allen gehört, schöpfen aus einem Strom, der durch alle Herzen fließt.«[700] Der Abstand zu einem rein bildungsbürgerlichen Publikum und der demokratische Tenor darf nicht ablenken von der nationalistischen Ausrichtung des Programms, die in deutlichem Widerspruch steht zu der Tatsache, dass die eindrucksvollste Leistungsschau des modernen Bauens und seiner sozialpolitischen Verpflichtung von diesem Verlag veröffentlicht wurde. Unter der Herausgeberschaft des Oldenburger Museumsdirektors Walter Müller-Wulckow kamen die auflagenstarken Fotobücher *Bauten der Arbeit, Bauten der Gemeinschaft, Wohnbauten und Siedlungen* zwischen 1922 und 1930 auf den Markt (Abb. 47). Ein Band zum Thema *Die deutsche Wohnung der Gegenwart* ergänzte die Reihe, die bis heute den besten Überblick über Deutschland als Raum der Moderne und zwar einer sozial engagierten Moderne bietet. Das Grundversprechen der Demokratie, dass die Welt gestaltbar ist, wird von keiner anderen Buchveröffentlichung so eindrucksvoll unterstützt.

Selbstverständlich kamen jetzt auch einzelne deutsche Regionen und Städte zu ihren Bildbänden. Eher traditionellen Zielen war die Reihe *Deutsche Lande, deutsche Kunst* des Deutschen Kunstverlags gewidmet, die von 1925 bis 1933 auf 38 Bände kam. Bezog man zuerst die Abbildungsvorlagen aus Archiven, wurden später renommierte Fotografen wie Walter Hege beschäftigt. Für denselben Verlag fotografierte Albert Renger-Patzsch die norddeutschen Backsteindome, für andere holte er die Halligen, Sylt, Dresden, Lübeck, Hamburg vor die Kamera.

Renger-Patzsch bringt uns zurück zum Ruhrgebiet, wo er sich 1929 niederließ, und zu einer eigenen Sparte von Büchern, die dem Industriestandort Deutschland und der großen Phase der technologischen Aufrüstung nach 1925 gewidmet sind – *Bilder vom Wiederaufstieg Deutschlands* lautet der Untertitel des Bandes, den Emil Otto Hoppé unter dem Titel *Deutsche Arbeit* 1930 herausbrachte. Vorausgegangen war aber Renger-Patzsch, der 1928 die Bilder zu *Wegweisung der Technik* des Architekten Rudolf Schwarz beisteuerte. In diese Nachbarschaft gehören Hausers *Schwarzes Revier,* Albert Renger-Patzschs *Eisen und Stahl* (1931, eingeleitet von Dr. Albert Vogler, Generaldi-

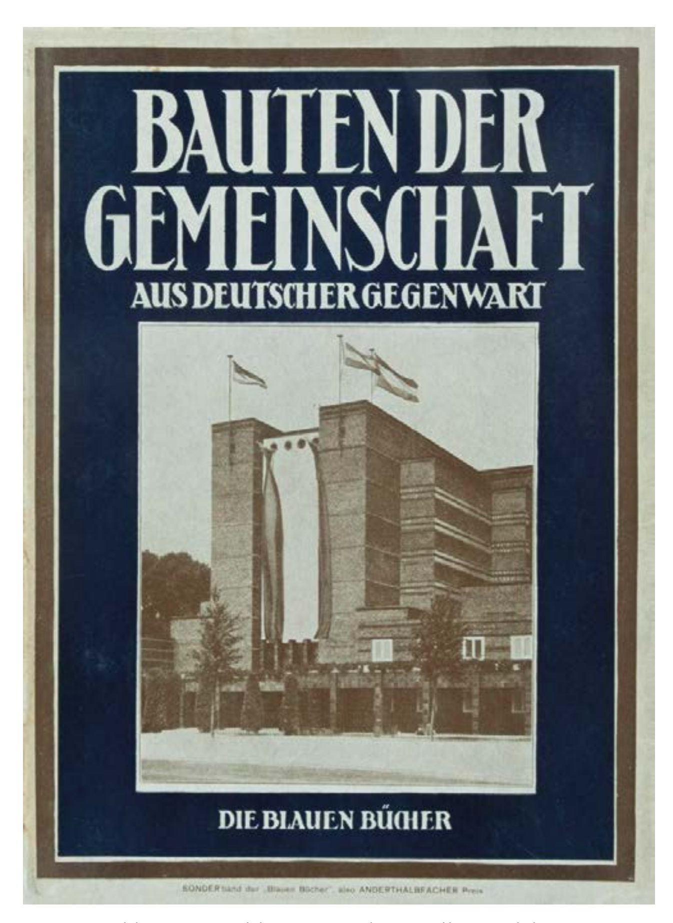


Abb. 47. Umschlag von Walter Müller-Wulckow,
Bauten der Gemeinschaft, 1929 (Reihe: *Die Blauen Bücher*),
mit einer Abbildung der Stadthalle Magdeburg, 1927

rektor der Vereinigten Stahlwerke AG), *Gigant an der Ruhr* (1929), ein monumentaler Bildband, zu dem viele Fotografen beigetragen hatten, sowie das Bändchen von Max Burchartz *Kohle an der Ruhr*, ein Zechenbesuch in Wort und Bild, entstanden wohl um 1932. Eugen Diesel war der Vorwortschreiber und vermutlich auch Herausgeber gleich zweier Bildbände zum Thema. In den *Blauen Büchern* erschien 1931 *Das Werk. Technische Lichtbildstudien*, und drei Jahre später kam in einem NSDAP-nahen Verlag *Deutschland arbeitet. Ein Bildband zum Kampf um die Arbeit* heraus – an den Titeln lässt sich schon alles ablesen: Neue Sachlichkeit und Neues Pathos.

Der Modeartikel Bildband zog Kritik auf sich. Der wachsamste aller Trendforscher, Carl Christian Bry, meinte 1924: »Das Bilderbuch verdrängt das Buch und das ideale Bilderbuch, der Film, frisst sie beide auf.«[701] Es ist aber kein Zufall, dass aus dem Ruhrgebiet, dieser zum ersten Mal so intensiv abgelichteten und beschriebenen Region, die erste Kritik an der Verselbstständigung der Fotografie in Büchern und in den Bildreportagen der Zeitschriften aufkam. Erik Reger unterzog die Arbeit des Fotografen dem kuriosesten Tadel – er sprach von »leiblicher Kurzsichtigkeit«. Er kritisierte Hauser heftig – »Wer dieses Buch Hausers durchgeblättert hat, schwört nie wieder Fotos anzusehen«[702] – und hatte generell zu bemängeln: »Die Kamera ist die Schlauheit der Drückeberger. Die Kamera – nicht als ergänzendes oder unterstreichendes, – sondern als Ersatzinstrument. Die wachsende Zahl von Büchern, die nicht geschrieben oder bloß illustriert, sondern direkt fotografiert sind, zeigt den Niedergang der Schriftstellerei in Deutschland.«[703] Was das einzelne Bild angeht, so glaubte der ehemalige Pressereferent der Krupp A. G. zu wissen, was da vorging zwischen Firmenmitarbeitern und Fotografen – und widerspricht indirekt seiner Kritik an der neuen Selbstständigkeit der Bildreporter: »Die Prokuristen weisen sie auf ein sehr interessantes, aber sehr gleichgültiges Röhrensystem in der Fabrik hin, das sogar photographiert werden darf […].«[704] »Darf«, weil das Foto der Konkurrenz keine wichtigen Informationen über technische Details an die Hand gibt.

Andere sahen vor allem in der Gattung Fotobuch Fortschritt und Notwendigkeit am Werk. Carl Georg Heise erklärt im Vorwort des Lübeck-Bandes, den Albert Renger-Patzsch 1928 herausbrachte:

> Dieses Buch ist ein Bilderbuch ohne jede Verkleidung. So entbehrt es auch bewusst der historischen Einleitung. Man soll sich darüber klar sein, dass heute der Wanderer – oder Automobilist – zunächst sehen, sehen und wiederum sehen möchte. Das Auge aber ist kein geringwertigeres Instrument als das Hirn, nur sind andere Hilfsmittel nötig, um ihm die geistige Eroberung einer Kulturstätte zu erleichtern. Die alten Texte und vor allem die alten Fotos taugen nicht dafür. Albert Renger-Patzsch, der Meister der hier veröffentlichten Lübeck-Aufnahmen, ist ein Bildkünstler neuen Schlages. Er gibt nicht eine Aufreihung von Sehenswürdigkeiten – vieles wird dem

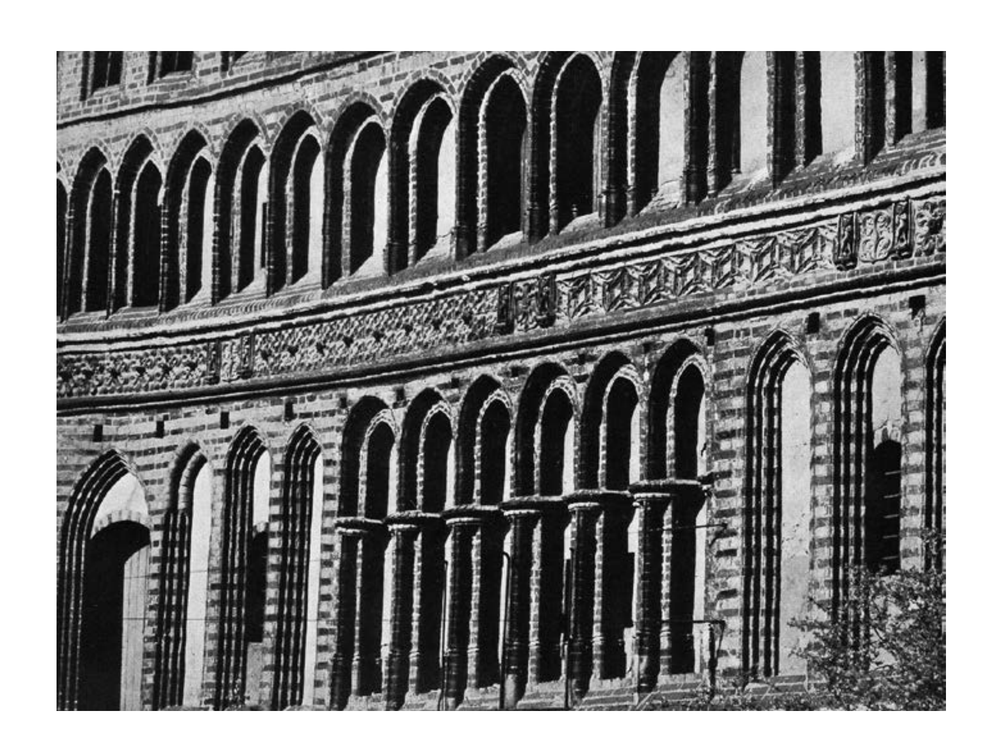


Abb. 48. Albert Renger-Patzsch, »Holstentor. Stadtseite, Teilstück«, aus: *Lübeck,* 1928



Abb. 49. Albert Renger-Patzsch, »Krumme Querstraße mit Schwippbögen«, aus: *Lübeck,* 1928

> Historiker oder gar dem Kunstgelehrten fehlen! –, sondern er versucht eine Erziehung zu selbständigem Sehen.[705]

Heise würdigt an seinem Fotografen den »Scharfblick« für das »scheinbar Gleichgültige«, das leicht übersehbare Detail, das Miteinander von Geschichte und Gegenwart und den Sinn für technische Einzelheiten und Prozesse. Der Fotograf ging dabei so weit, dass er das Holstentor nicht in seiner zum Wahrzeichen erstarrten Struktur abbildete, sondern von der Seite her, von einem unmöglichen Standort aus den Blick über die stark verkürzten Blendbögen der Stadtseite streifen ließ (Abb. 48).

Hätte er den Ausschnitt ein wenig tiefer enden lassen, wäre die Inschrift S.P.Q.L. 1477 und 1871 lesbar gewesen. Das aber hätte vom Sehen einer scheinbar unendlichen Reihung von Bögen abgelenkt, hätte – nach Heise – das Gehirn angesprochen und das Bild verankert. Der Fotograf gewinnt also den alten, bekannten Objekten neue Ansichten ab. Und darüber hinaus bedeuten Renger-Patzsch die Motive, nach denen der heutige Tourist am wenigsten verlangt, sehr viel: der Hafen, nicht nur als malerische Kulisse, sondern als Arbeitsplatz, Warenlager, der Fischfang, die Werften, ein Hochofen – etwa ein Viertel der 80 Aufnahmen verbildlichen das moderne, das werktätige Lübeck. Das letzte Bild zeigt eine startbereite Junkers im Flughafen Travemünde. Das Neue wird aber nicht nur als Motiv gesucht, der Fotograf ist immer wieder bemüht, an ihm Strukturen herauszuarbeiten, die eine sprechende Analogie von Alt und Neu herstellen: Das ergibt dann den Parallelismus einer seriellen Ordnung von Schwibbögen und Kranreihe am Hafen, von Gewölbekappen und Ziegellager und so fort (Abb. 49 und Abb. 50).

Renger-Patzsch setzt nicht sehr weit entfernt von Thomas Mann an, der in der Rede »Lübeck als geistige Lebensform« zwei Jahre zuvor seinen »Mitbürgern« erklärt hatte, warum das Lokale und Besondere, warum weder die gotische Ziegelarchitektur noch die Lübecker Bucht konkret in seine Werke Eingang gefunden hätten – weder als Schilderung noch als Beschreibung. All dem, betont Thomas Mann, begegne man auf abstrakterer Ebene wieder im Rhythmus und Fluss seiner Prosa, in der reduzierten Palette und im Atmosphärischen seiner Darstellung. Was Mann über das Thema Landschaft aussagt, gilt auch für die Stadt: Der »urbane, der bürgerliche Künstler« tendiere wohl dazu, »das Ländlich-Landschaftliche zu überspringen und direkt das Elementare zu suchen«. Die Architektur einer Stadt sei ihre Sprache: »ihre Sprache als Stimmung, Stimmklang, Tonfall, *Dialekt*, als Heimatlaut, Musik der Heimat, und wer sie hörbar mache, der beschwöre auch den Geist der Landschaft, mit der sie so innig verbunden, deren akustische Erscheinungsform sie ist«.[706] Eher kurios ist dann, dass Manns Text nicht Renger-Patzschs Lübeck-Buch, sondern ein anderes, gänzlich verschiedenes begleitete. Aus irgendwelchen Gründen übte das eher unbunte Lübeck auf einmal einen Reiz auf das neue Medium Farbfotografie aus. Zwei Bän-



Abb. 50. Albert Renger-Patzsch, Albert Renger-Patzsch, »Kranreihe auf der Wallhalbinsel«, aus: *Lübeck,* 1928

de wurden im gleichen Jahr 1928 vorgelegt: Der eine, den der Fotograf Julius Hollos bebilderte, brachte auch Manns Redetext. Renger-Patzsch verzichtete nicht nur auf Farbe, sein Leben lang, er hielt natürlich auch weiten Abstand von der Postkartenästhetik dieser bunten Bilder und gab nicht »Lübeck in Farben«, sondern »Lübeck in Strukturen«.

Er legt sich nicht auf einen, sondern auf viele Blickwinkel fest, auf ungewohnte und schwer erarbeitete Perspektiven. Hugo Siekers, ein Freund, beschrieb seine Art, jede Aufnahme aus einem anderen Blickwinkel zu schießen, treffend so:

> Die physikalische Grundlage des optischen Aktionsradius seines lichtbildnerischen Schaffens ist eine enorme Beweglichkeit. Die Kühnheit seiner Bildaspekte ist größtenteils gewonnen vermittels irgendwelcher Klettereien. Wie viele Türme hat dieser Mann erklimmen, wie tief hat er sich bükken müssen zu Möwennestern im Schlick, in ölige Abluftkanäle zwischen Maschinen, zu den grazilen winterlichen Halmen im Schnee, um gewisse Aufnahmen machen zu können.

Es kann nicht ausbleiben, vor allem im Kontext der Neuen Sachlichkeit nicht, dass die Ergebnisse dieses körperlichen Einsatzes als sachgerecht angesehen werden: »Er passt sich den Dingen an durch leibliche Anstrengungen. Um ihr physiognomisches Zentrum zu treffen, verrenkte er die Gliedmaßen.« Das kann, muss aber nicht so sein. Das Holstentor aus einer unerklärlichen Perspektive ohne Wiedererkennungswert aufzunehmen, kommt dem Bild und dem Buch, aber nicht dem Ding zu Gute und trifft ganz bestimmt nicht dessen »physiognomisches Zentrum«. Aber es bleibt bei Siekers' abschließender Feststellung: »Stellt man sich sämtliche Bewegungen, die zu seinen Lichtbildern notwendig waren, als solche in einer Folge vor, so ergibt das etwas äußerst Lebendiges: einen Tanz um die Dinge.«[707]

Das Industriell-Erhabene und das Industriell-Pittoreske: Albert Renger-Patzsch

In dem kritischen Essay »Reporter im Kohlenpott« schreibt Erik Reger 1930 über die neue Begeisterung der Fotografen für das Ruhrgebiet: »Die Prokuristen weisen sie [die Fotografen] auf ein sehr interessantes, aber sehr gleichgültiges Röhrensystem in der Fabrik hin, das sogar photographiert werden darf – und so entstehen jene berühmten Bilder, die gigantisch aussehen und einen Dreck darstellen, womöglich

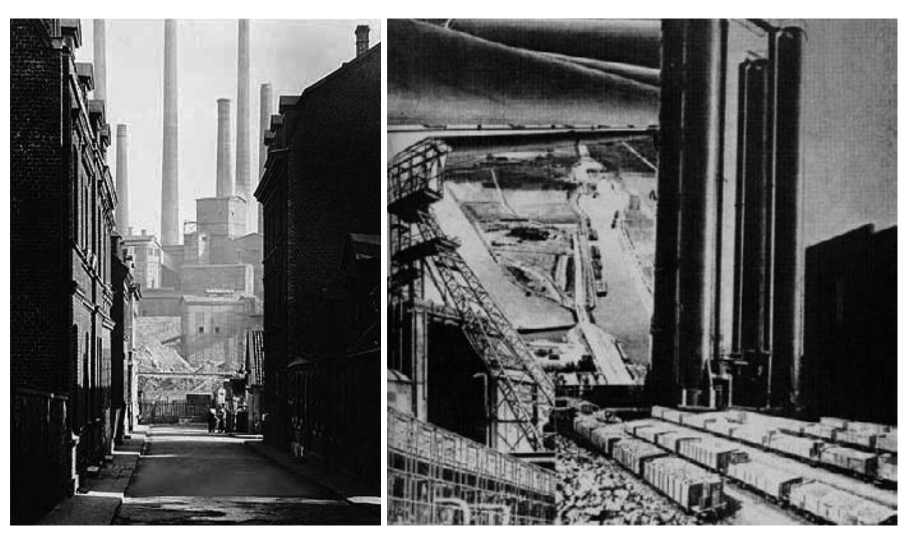


Abb. 51. Albert Renger-Patzsch, Blick auf die Zeche Victoria Mathias in Essen, 1929
Abb. 52. Max Burchartz, »Industrie Gelsenkirchen«, 1929

mit schrägen Perspektiven. ›Der Gigant an der Ruhr‹: ein Schornstein, den der Kameramann von unten, auf dem Rücken liegend, photographiert hat.«[708] Gemeint ist hier natürlich Albert Renger-Patzsch, dem das Folkwang-Museum in Essen 1929 ein eigenes Atelier einrichtete, um ihn quasi zum »photographer in residence«, zum »dritten Auge« des Reviers zu machen – das erste Ergebnis neben Ausstellungen war dann der Band *Stahl und Eisen* (1931).[709] Wir sind also wieder im Jahr 1929, dem Jahr der großen Gebietsreform, dem Jahr der Höchstleistung im deutschen Bergbau, dem Jahr, in dem die Rationalisierungsmaßnahmen im Montanbereich am weitesten vorangeschritten waren. Wies schon etwas auf den 25. Oktober desselben Jahres hin? Auf jenen Freitag, der wie das Revier mit der Farbe schwarz assoziiert werden sollte?

Was die beiden Fotografen Hauser und Renger-Patzsch überhaupt nicht interessierte, waren große Industriepanoramen, das Milieu und die Arbeiter. Renger-Patzsch fesselten zuerst die neuen Industrieanlagen. So entstanden die Aufnahmen, über die sich Reger lustig machte, die aber für den Fotografen, vom Prokuristen an die Hand genommen oder nicht, so etwas wie die heilige Hochzeit von industrieller und fotografischer Technik feierten: »Dem starren Liniengefüge moderner Technik, dem luftigen Gitterwerk der Krane und Brücken, der Dynamik 1000-pferdiger Maschinen im Bild gerecht zu werden, ist wohl nur der Fotografie möglich.«[710] Die meisten dieser Aufnahmen entstanden in Zusammenarbeit mit dem auf Industrieanlagen spezialisierten Architekten Fritz Schupp. Zu einem der berühmtesten Bilder dieser Art, dem Blick auf die Zeche Victoria Mathias in Essen (Abb. 51) schreibt Thomas Janzen:

> Der Kontrast ist hier in jeder Hinsicht beherrschend, sowohl motivisch als auch ästhetisch: Die Zeche schiebt sich mit ihren hoch aufragenden Schloten wie ein Bild hinter die Straßenflucht. Deshalb ist der Ausblick dieser Straße spektakulär. Die Größe übersteigt das menschliche Maß bei weitem, wodurch der Kontrast zu den Siedlungshäusern und zum Alltag der hier lebenden Menschen noch gesteigert wird [...]. Sein Bild macht Staunen, auf Grund der Größenunterschiede, der Realitätsverschiebung und der sozialen Dimension, in diesem Horizont zu leben.[711]

Janzen fährt fort: »Der Gegensatz zwischen Vorder- und Hintergrund wird in dem Foto der Zeche Victoria Mathias durch den enormen Hell-Dunkel-Kontrast so weit getrieben, dass er einen Grad von Unvermitteltheit aufweist, den man sonst von Fotocollagen kennt.«[712] In einer der wichtigsten Veröffentlichungen zur neuen Fotografie, in Franz Rohs und Jan Tschicholds *Foto-Auge* (1929), wurde eine solche Collage, besser Fotomontage, »Industrie Gelsenkirchen« des Essener Künstlers Max Burchartz abgebildet, den Renger-Patzsch aus der gemeinsamen Arbeit für Folkwang-Museum und -Schule gut kannte. Burchartz blendet ineinander die Anlagen der Kohleförderung, der Verkoksung und des Transports auf Schiene und Wasser (Abb. 52). Er konzentriert sich ganz auf die Anlagen, die industrielle Infrastruktur. Gelsenkirchen ist, wie der Titel es will, auf die Industrie beschränkt und als Stadt noch nicht einmal angedeutet. Die Montage illustrierte einen Artikel in der Zeitschrift *Kunstblatt*, in dem Otto Galley ausführte:

> Die Wege sind Verkehrsstraßen, die Wasser heißen Kanäle, Häfen, jede Brücke ist eine eiserne Konstruktion. Eine Welt der Arbeit, der Nüchternheit, der Schönheit aus Schönheitslosigkeit. Ein rasch zusammenwachsender Riesenorganismus, dem die deutsche Geographie nichts Jüngeres, nichts Gewaltigeres zur Seite zu stellen hat, es sei denn Berlin. Und überall die eine Atmosphäre, die eine Melodie: der enorme Durchbruch des Heutigen.[713]

Renger-Patzsch war wie gesagt an Industrie-Panoramen nicht interessiert. Im Gegensatz zu Burchartz' vergitterter und gleichmäßig durchgestalteter Struktur arbeitet der Fotograf mit zwei tonalen Zonen, dem dunklen, relativ undifferenzierten Vordergrund der Straße und der hellen und leicht verdunsteten Zone der Zeche im Hintergrund. Renger-Patzsch war ein Virtuose auf der Grauskala. Hier ist es ihm gelungen, die Hauptsache als Vision »erscheinen« zu lassen. Er hat dafür nicht zum Mittel der Weichzeichnung und künstlichen Unschärfe gegriffen, um Ferne anzudeuten, das hat er niemals getan – er hat vielmehr durch den Kontrast und durch die Herunterstufung der Tonwerte gegen Lichtgrau die Industrieanlage transzendiert. Und zwin-

gend wird die Komposition in Analogie zum Aufbau des fotografischen Apparates: die dunkle Blende als Rahmen und in ihr das Motiv als ein helles, geradezu hehres Wertobjekt.

Man kann im Hinblick auf solche Aufnahmen vom Industriell-Erhabenen sprechen. Erhaben wirken die Türme hier nicht durch Massivität, sondern durch himmelstrebende Schlankheit – nicht von ungefähr waren die Geschlechtertürme San Gimignanos ein Lieblingsmotiv der Neuen Sachlichkeit. Dem klassischen Verständnis nach fesselt uns das Erhabene durch eine Übermacht, die wir gleichwohl aus der Distanz ertragen und ästhetisch genießen können. Das Industriell-Erhabene hat mit dem Natürlich-Erhabenen gemein, dass es von Menschen entblößt erscheint. Auf der ausgewählten Aufnahme gibt es zwar Menschen, aber sie werden geradezu planmäßig übersehen, sie taugen noch nicht einmal als Maßstabsfiguren. Es reicht die Präsenz der Werkssiedlung, um die Organisationsform dieser Gesellschaft mitzuteilen, so wie die Türme der italienischen Stadt das Soziotop der patrizisch dominierten Stadt vor Augen führten. Die Wohnhäuser sagen absolute Nähe, ja Ausrichtung des Lebens auf die Arbeitsstätte, sie sagen, um noch einmal Otto Galley zu zitieren, »Welt der Arbeit, der Nüchternheit, der Schönheit aus Schönheitslosigkeit«. Bei Reger klingt das schärfer: »Die Zeche ist ganz in der Nähe. Leibeigenschaft in der plausiblen Form der Bequemlichkeit.«[714]

Renger-Patzsch wollte seine Werkschau, die unter dem törichten Titel *Die Welt ist schön* 1928 erschien, eigentlich »Die Dinge« nennen. »Nur noch Fotografen«, so Hermann Kesting 1929, würden »in dieser korrumpierten und bedürftigen Welt sagen: Die Welt ist schön.«[715] Aber das Buch hätte auch unter dem Titel erscheinen können: Die Welt ist leer, menschenleer. Renger-Patzsch hat Menschen in seinen Bildern nur dann zugelassen, wenn es gar nicht anders ging. Wenn er Kakteen, Werkzeuge, Isolatoren fotografierte, kam er in diese Verlegenheit nicht, bei seinen Städtebüchern fragt man schon nach den Gründen für diese Leerstelle, und bei den »Werkstättenlandschaften« des Ruhrgebiets, auf die er sich seit 1929 konzentrierte, stellt man die Frage mit noch mehr Berechtigung, denn, wie wir erfahren haben, es lebten in diesem Gebiet zehn Prozent der deutschen Bevölkerung auf nur eineinhalb Prozent der Grundfläche.

Rengers Anti-Humanismus hat stilistische und andere, gewichtigere Gründe. Wir brauchen als Analogon nur an das filmische Hauptwerk der Neuen Sachlichkeit zu denken, an Walter Ruttmanns Film *Berlin. Die Symphonie einer Großstadt* (1927). Bernhard von Brentano schrieb in einer Kritik: »In Ruttmanns Film fehlt der Mensch. Er hat den ausgezeichneten Einfall gehabt, die moderne Großstadt als eigenes Lebewesen, als Person des Schauspiels einzuführen.« Der Kritiker lobt und tadelt Ruttmann zugleich: »Er vergaß, dass die Straßenbahnen und die Autos nicht von alleine fahren. Jeden Augenblick ihres Daseins überwacht der Mensch, und sie bewegen sich nur, wenn er will. Ruttmanns Berlin ist eine Metropolis geworden, die von einem elektrischen Knopf in Bewegung gesetzt wird.«[716] Moderne wird unter ande-

rem mit Automatik, Selbstbewegung gleichgesetzt. So wie er dem »starren Liniengefüge moderner Technik« bildnerisch zu Diensten war, so erfasste Renger-Patzsch auch die dazugehörige Strukturentwicklung auf dem Gebiet der Produktionsmittel und verabsolutierte ihre gesellschaftlichen Folgen. Als er mit seinen Aufnahmen anfing, war die große Krise noch nicht eingetreten. Als der Fotograf Felix H. Man aber 1931 in das Ruhrgebiet ausgesandt wurde, hieß das Motto seiner Reportage in der *Münchner Illustrierten Presse* bereits »Tote Zechen. Tote Hütten«: »Das Bild, das jeder Reisende, der das Ruhrgebiet in der Nacht durchquerte, für das ganze Leben bewahrte: die riesigen Hütten, die früher in phantastischer Lichtfülle die Umgebung erhellten, stehen heute als dunkle, gigantisch drohende Schatten am Bahndamm; finster und kalt verkünden sie: hier ist Krise, hier ist Arbeitsnot, hier fehlt es an Brot.«[717] Das war zu der Zeit, da die Zahl der Arbeitslosen im Reich auf 3,3 Millionen sprunghaft angestiegen war. Renger-Patzsch hatte das nicht vorausgesehen. Aber die Leere seiner Ruhrgebietsszenen entspricht einer neuen und durchschlagenden Restrukturierung der Produktion.

Kohleabbau war bis 1918 eine Sache von Hand und Hacke und wurde organisatorisch durch kleine Gruppen bewerkstelligt. 1925 galt das noch für 52 Prozent der geförderten Kohle, 1929 nur noch für 7 Prozent. Der pressluftbetriebene Abbauhammer, das Förderband und tendenziell individueller Arbeitseinsatz waren an die Stelle der alten Abbaumethoden getreten. Auf jeden Beschäftigten entfiel eine Jahresförderleistung von 255 Tonnen im Jahr 1925; 350 Tonnen waren es 1929, 386 im Jahr 1932. »Es ist nicht verwunderlich, dass dies mit einem massiven Rückgang der Gesamtzahl der im Ruhrbergbau Beschäftigten einherging. Diese hatten 1913 400 243 betragen, 1922 den Höchststand von 544 961 erklommen, war 1925 auf 409 404, 1929 auf 352 966 und 1932, mitten in der Wirtschaftskrise, auf 190 000 gesunken.«[718] Es schritt voran die technische Rationalisierung: Renger-Patzschs von Menschen unberührte und den Maschinen überlassenen Industriegelände künden von der Macht der Mechanisierung und Automatisierung. Sie künden aber auch von der Macht des »pseudonymen und anonymen Kapitals« (Reger), das unsichtbar und oft aus der Ferne die Firmen regiert, das aber eine Unternehmensstrategie verfolgt und die heißt: Rationalisierung.[719] Dem Thema hat Reger einige Passagen seines Romans und einige Essays gewidmet. Er gehört zu denen, die in allen großen Anstrengungen der Nachkriegszeit das verzweifelte Bemühen sehen, den Krieg doch noch, an anderer Front zu gewinnen und zieht eine »durchlaufende Linie […] vom romantischen Machtwahn des Kaiserreichs bis zum technisch-industriellen Götzendienst der republikanischen Zeit«. Rechnen tat sich das Ganze nicht, sondern bedeutete ihm zufolge eine »sinnlose Aufblähung des Produktionskörpers, dessen Kapazität selbst im Fall einer guten Konjunktur nicht mehr voll ausgenutzt werden kann«. Das war die Auffassung vieler Zeitgenossen, die im neuen Begriff der Fehlinvestition mündete: Die gewaltige Rationalisierungswelle, die Modernisierung der Technik und die organisatorische Straf-

fung der Arbeitsabläufe hätten keinen Gewinn gebracht. Wem nicht? Den Unternehmen und/oder der Volkswirtschaft? Reger verweist auf die Zeche Zollverein, das modernste Bergwerk seiner Zeit, das vier andere Schachtanlagen und 1 200 Arbeiter »überflüssig« machte – Gesamtkosten 50 Millionen Mark, Tagesproduktion 10 000 Tonnen, 25 bis 50-prozentige Steigerung der Hauerleistung. Ihren Betrieb nahm die Zeche im Unglücksjahr 1929 auf, im Jahr 1932 rentierte sie sich nach Regers Rechnung nur durch hohe Abschreibung. Der »trostlose Klotz« ließ sich aber »fotografieren und in Denkschriften verwenden; die Pressechefs können reißerische Titel dazu erfinden […]; es ist ein unheimlich totes Material, das unter der Einwirkung unsrer agitatorischen Kniffe unheimlich lebendig wird«.[720] Ein »Medienereignis« würde man heute sagen, und das wurde der »trostlose Klotz«, in Wirklichkeit die epochemachende Industriearchitektur der Architekten Fritz Schupp und Martin Kremmer, nicht zuletzt dank der Aufnahmen von Renger-Patzsch, der mit Schupp befreundet war.[721] Wenn sich das steigern ließe: die Aufnahmen fielen noch menschenleerer aus; »unheimlich lebendig« wirkten sie vielleicht durch die sich selbst tragenden Strukturen, welche in der planimetrischen Fotografie dynamisch verspannte Kompositionen ergeben. (Heute ist die Zeche Zollverein auch ohne Arbeiter, aber nicht ohne Menschen. Als »Zentrum für Kultur und Kreativwirtschaft« ist sie als Weltkulturerbe anerkannt.) Renger reagiert nicht nur auf Regers »feste Hand«, sondern auch auf die berühmte »unsichtbare Hand«. Er nimmt mit dem Personal auch sich selbst aus dem Bild heraus; kein Fotograf war mehr absent als er, der im Sinne Merleau-Pontys »eine anonyme Sichtbarkeit und ein Sehen im Allgemeinen« garantierte.[722] Kein Wunder, dass dann auch die Ideologen die Existenz der Arbeiter leugnen. In Erik Regers Ruhrgebietsroman erklärt ein Finanzrat des Risch-Zander-(= Krupp)-Konzerns, ein Mann namens Hiebenstein, einmal großspurig: »Die Arbeiterklasse, behaupte ich, ist gar nicht existent.« Und er fügt eine merkwürdige, dem Wunschdenken geschuldete Erklärung hinzu: »Die Arbeiter sind eine abgesprengte Gruppe. Sie suchen ihre Ausdrucksvorbilder und ihre Anknüpfungspunkte im bürgerlichen Lager.«[723] Das heißt: die Arbeiter gibt es schon noch, aber nicht mehr als distinkte und ihrer selbst bewusste Klasse. Ein Dialog zwischen Industriekapitänen deutet in die gleiche Richtung: »Niemand in Deutschland kennt die Arbeiter schlechter als ihre Führer« – »Und niemand besser als die Unternehmer […].«[724] Darauf läuft Regers Fazit hinaus: Gegen die überlegene, mit allen modernen Mitteln kämpfende Strategie der Großkapitalisten hat die Arbeiterschaft keine Chance.

Von der Zeche Victoria Mathias, die bis 1990 in Betrieb war, existiert eine zweite Aufnahme (Abb. 53), die ebenfalls von außerhalb des Werks aufgenommen wurde, aber jetzt einen ausgeleuchteten und durchgezeichneten Vordergrund hat, der wie die Formationen der Zeche im Hintergrund die Aufmerksamkeit auf sich zieht und nicht nur als Visier funktioniert wie die Wohnstraße auf dem anderen Bild. Jetzt ist das Thema die Heterogenität des »ungeheuer vieldeutigen Landstrichs«, die Ungleichzei-

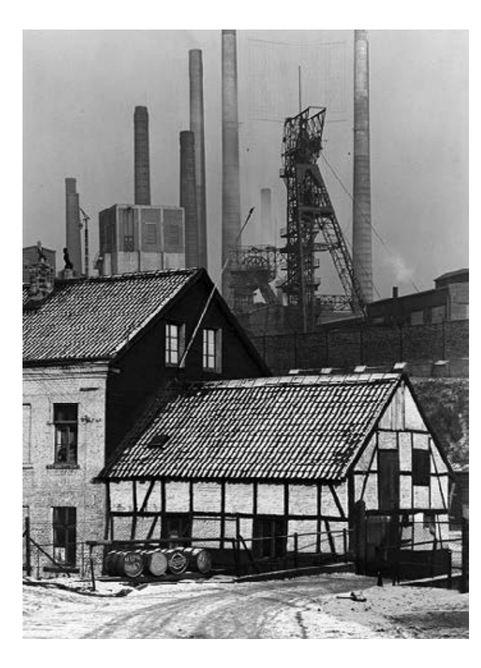


Abb. 53. Albert Renger-Patzsch, Zeche Victoria Mathias, 1929

tigkeit des Gleichzeitigen. Drei Zeitebenen treten zusammen auf: der Fachwerkbau einer unbestimmten Frühzeit, das Haus der Gründerzeit und die Industrieanlagen der Gegenwart. Höchst merkwürdig ist, dass ausgerechnet vor dem Fachwerkhaus, das wohl als Werkstatt oder Schuppen dient, mehrere metallene Fässer lagern. Enthalten sie verflüssigte Kohle, gewonnen aus einem Verfahren, das in den zwanziger Jahren zur industriellen Reife gelangte, oder enthalten sie Betriebsmittel der Zukunft wie Erdöl oder Benzin, die diesen Betrieb eines Tages einstellen werden? Solche Ungleichzeitigkeiten musste und muss man im Ruhrgebiet nicht lange suchen. Ich füge eine Abbildung ein, welche die zwei Bochumer Rathäuser zeigt: das Rathaus des 19. Jahrhunderts, das in einem Hotel untergebracht war, und den dahinterliegenden Neubau, entstanden in den Jahren 1927 bis 1931, welcher der 1929 auf 325 000 Einwohner angewachsenen Kommune genügen sollte (Abb. 54).

Die Vorgabe der Ausschreibung, »den Charakter einer aufstrebenden modernen Industrie-Großstadt zu betonen«, erfüllte der Entwurf zwar nicht, aber mit Walmdächern, Gauben und Muschelkalk-Verkleidung sowie einer schlossähnlichen Gesamtanlage gehört er in die traditionalistische Gruppe der »Bauten der Gemeinschaft«. Das alte Rathaus wurde Anfang der Dreißiger Jahre abgerissen und damit erhielt der auf die sich jetzt ergebende Schrägansicht angelegte Bau dann doch eine gewisse Modernität zurück. Das kubische Geschiebe in eine Diagonalkomposition einzupassen, wäre auch Renger-Patzschs Lösung gewesen. Aber vielleicht hätte ihn der Zustand der älteren Ansicht noch mehr gereizt.



Abb. 54. Bochum, Rathaus, vor 1931



Abb. 55. Bochum, Rathaus

Das andere Bild der Zeche Victoria Mathias steht für Renger-Patzschs zweite Sicht auf das Ruhrgebiet, die wir bei Hauser und Reger vorbereitet fanden: Eine Sicht auf das Industriell-Pittoreske könnte man es nennen. Es mag weit hergeholt sein, aber die Trias der Baustile und der damit zu assoziierenden Entwicklungsphasen vom agrarischen, naturnahen Bauen über das Haus der Gründerzeit bis zur Industriearchitektur erinnert an eine frühe Szene in Musils *Mann ohne Eigenschaften:* Ulrich steht vor der Aufgabe, ein »Schlosshäuschen« umzubauen, und er, der »Möglichkeitsmensch«, verliert sich sofort in der Fülle der Optionen (von assyrisch bis modern): »Es war das [...] die bekannte Zusammenhanglosigkeit der Einfälle und ihre Ausbreitung ohne Mittelpunkt, die für die Gegenwart kennzeichnend ist und deren merkwürdige Arithmetik ausmacht, die vom Hundertsten ins Tausendste kommt, ohne eine Einheit zu haben.«[725] Damit ist bekanntlich das Grundmotiv dieses »Romans der Ambivalenz« (Peter V. Zima) angetönt. Aber die Stelle und damit die Geschichte geht auch weiter: »Zu Ulrichs Glück besaß das Schlosshäuschen, so wie er es vorfand, bereits drei Stile übereinander, so dass man wirklich nicht alles damit vornehmen konnte, was verlangt wurde.« Der Möglichkeiten sind unendlich viele, aber die Wirklichkeit, die sie aufnehmen soll, ist ihrerseits schon vielfältig vorgeformt. Das Ergebnis kann nur sein, eine Einheit der Gegensätze zu schaffen, dem Pluralismus der Wirklichkeiten eine Form zu geben. Musil hatte der Neuen Sachlichkeit vorgeworfen, sie führe zu einer »Schwäche des Ganzen gegenüber seinen Teilen«. Max Horkheimer schrieb in einer Prosaskizze über Neue Sachlichkeit: »Nicht die Beziehungen will man kennenlernen, sondern gerade die Sache *abgesehen* von den Beziehungen, sie selbst, ihre Existenz, ihr Wesen.«[726]

Auf Renger-Patzsch fällt dieser Vorwurf oft zurück – man denke an sein Bild des Holstentores –, aber für die hier betrachteten Ruhrgebiet-Aufnahmen gilt das nicht. Unser zweites Beispiel ist eine derart durchkomponierte Aufnahme, dass man an eine Kulisse aus drei beweglichen Versatzstücken denkt, an einen Bühnenbild-Entwurf für Brechts geplantes »Ruhrepos«. Renger war ein Einzelbildfotograf. Er wäre niemals Siegfried Kracauers Empfehlung gefolgt, angesichts der Unmöglichkeit, »die Wirklichkeit der Fabrik« abzubilden, auf ein »Mosaik« aus Bildern zu setzen, auf eine »Konstruktion«, welche auf einer »Erkenntnis ihres Gehaltes«, des Gehaltes der Einzelbilder, aufbaut. Musil hätte zugestimmt und konstatiert, »dass es keinen Tatsachenbericht gibt, der nicht ein geistiges System voraussetzt, mit dessen Hilfe der Bericht aus der Tatsache ›geschöpft‹ wird«.[727]»Die Wirklichkeit ist eine Konstruktion« – kein Satz Kracauers wird häufiger zitiert.[728] Das Bild, mein Bild auch, hätte Renger geantwortet, gerade das Einzelbild. Umso dankbarer war er wohl für die vorfabrizierten Konstruktionen aus Alt und Neu, Landschaft und Stadtschaft. Diese Heterogenität und Ungleichzeitigkeit war Anreiz für viele Aufnahmen des Fotografen. Für Hauser war es das Hauptanliegen überhaupt: das Ballungsgebiet als »Bruchzone« (Döblin) zu zeigen, als eine Landschaft reichhaltiger Schichtungen, um

mit Bloch zu sprechen. Zusammen mit Reger, Roth und Renger-Patzsch entdeckte er im Ruhrgebiet, diesem »Land von ungeheurer Gegensätzlichkeit«, jenes schwierige »deutsche Glück«, das Fülle und Vielfalt hieß. Dagegen stehen die für Renger-Patzsch spezifischen Bilder des Industriell-Erhabenen, die vielleicht dem »deutschen Verhängnis« folgen und dem »Rausch des Gigantischen« anheimgefallen sind – so jedenfalls Reger. Auf jeden Fall treten sie als kompositorische Präambeln vor jenes größte Regionalplanungsvorhaben aus dem Jahr 1929.

Der Industriestadt-Roman und der Industriestadt-Essay: Erik Reger

Hausers *Schwarzes Revier* und die Fotokampagnen von Renger-Patzsch sind ein Beitrag zur regionalistischen Bewegung der zwanziger Jahre. Reportagen über das Ruhrgebiet haben vor Hauser Egon Erwin Kisch, Alfons Paquet, Lisa Tetzner und Joseph Roth geschrieben. Den Schauplatz von Erzählungen bildete das Revier in Büchern von Friedrich Wolf (*Kampf um den Kohlenpott,* 1928) und Karl Grünberg (*Brennende Ruhr,* 1928).[729] Nicht vergessen sei die neue landeskundliche und regionalgeschichtliche Forschung. Vor allem nennenswert ist Hans Spethmann, der Begründer der »Dynamischen Länderkunde«, der als Angestellter des rechtsgerichteten »Bergbauvereins« in Essen Publikationen herausbrachte wie *Die Großwirtschaft an der Ruhr* (1925) und *Zwölf Jahre Ruhrbergbau. Aus seiner Geschichte von Kriegsanfang bis zum Franzosenabmarsch 1914–1925* (fünf Bände, 1928–1931).

1927 planten Bertolt Brecht, Kurt Weill und der Bühnenbildner Carl Koch eine »Industrieoper«, genauer eine Revue mit Einsatz von Lichtbildprojektion und Filmmaterial, die unter dem Arbeitstitel »Ruhrepos« lief. In Brechts Exposé, einem fast nichtssagenden Werbetext, heißt es: »Das RUHREPOS soll sein ein künstlerisches Dokument des rheinisch-westfälischen Industrielandes, seiner eminenten Entwicklung im Zeitalter der Technik, seiner riesenhaften Konzentration werktätiger Menschen und der eigenartigen Bildung moderner Kommunen.« Und dann erfolgt der für den Regionalismus typische Wechsel auf die überregionale, die zeitsymptomatische Ebene: »Da nun aber der ganze Aufbau des Ruhrgebiets für unsere Zeit charakteristisch ist, soll das RUHREPOS gleichzeitig ein Dokument menschlicher Leistung unserer Epoche überhaupt sein.«[730] Das Gemeinschaftswerk wollte Geographie, Geologie, Statistik, Mechanik, den »Start großer technischer Rekorde« mit einbeziehen; es sollte den »Einzug der Menschheit in die großen Städte« besingen. Wenn man die Materialien des gescheiterten Projekts durchsieht, hat man den Eindruck, Heinrich Hauser

hätte das Vorhaben und einen Teil der künstlerischen Konzeption übernommen. Die drei Berliner, die sich auch für kurze Zeit in Essen umgeschaut hatten, wollten »zum ersten Mal […] die Szenenbilder durch Lichtbildwurf« ersetzen. Einmal abgesehen davon, dass Carl Koch dazu Hausers Fotografien hätte gut gebrauchen können, wie Letzterer sein Buch aufbaute, multidimensional, aus Textblock, Bildstrecke und bilderläuterndem Text, das hätte auch dem multimedialen Ansatz des Brecht-Kreises gefallen.

Das wahre »Ruhrepos« aber verfasste der Journalist und Schriftsteller Erik Reger (1893–1954). Für *Union der festen Hand* erhielt er im Jahr des Erscheinens 1931 den Kleist-Preis; der Titel wurde sprichwörtlich.[731] Da der Essener mit den Leuten vom dortigen Theater eng verbunden war und zu deren Zeitschrift *Der Scheinwerfer* viele Essays und Kritiken beisteuerte, dürften ihm die Pläne des Berliner Trios wohl bekannt gewesen sein. Vermutlich hat er sich über deren Stippvisite in Essen lustig gemacht; er selbst hatte keine große Meinung von Kollegen, die auf einmal das Ruhrgebiet entdeckten: »Wie das Land überhaupt aussah und wie die Menschen darin lebten, wusste man nicht und wollte man nicht wissen. Man hatte die Vorstellung: Ruß und Asche und Kohlenstaub und graues Straßenelend, verdorrende Wälder und Sonne immer hinter Dunst, fürchterlich. Schweigen Sie, schweigen Sie, es läuft mir kalt über den Rücken.«[732] Reger dagegen konnte für sich in Anspruch nehmen, ein »außerordentlich kenntnisreicher Mann« zu sein, wie Alfons Goldschmidt in einer Besprechung schrieb, ein Mann, »der Techniker, Buchhalter, Planentwerfer, Verwalter, Bilanzkritiker, Kenner der Schliche und Verflechtungen in der Groß- und Kleinwirtschaft, also ein Fachmann ersten Ranges ist. So konnte er den besten deutschen Industrieroman schreiben […].«[733] Diese Beurteilung hat sich bis heute gehalten; Goldschmidt war zu diesem Urteil befugt: Er selbst stammte nicht nur aus Gelsenkirchen, sondern zählte zu den führenden kritischen Wirtschaftsjournalisten der Zeit. Welche Funktion oder Expertise Regers er merkwürdigerweise nicht erwähnte, war die wichtigste: Dieser fungierte als Pressereferent der Krupp A.G., bevor er sich als Kritiker und Autor selbstständig machte.

Der Roman spielt in der Zeit zwischen 1918 bis 1930, setzt also bei der Novemberrevolution an und geht über die Inflationsjahre, die »Franzosenzeit« und die Jahre der Stabilisierung bis zur Weltwirtschaftskrise und Massenarbeitslosigkeit. Das Buch nennt sich »Entwicklungsroman«, aber es hat keinen Helden wie dieser im klassischen Verstande: »Es interessiert der Einzelne nicht, seitdem man ihn millionenfach vermehrt in Feldgrau gesehen hat. […] Städte werden Helden.« So Arno Schirokauer 1928.[734] Der »Held« wäre danach Essen – ein Zeit-Raum. Wenn Regers Essener Gegenüber beim Bergbauverein, der Geograph Spethmann, den Begriff »Raumwissenschaft« geprägt hat, so ist Regers Kunst eine Raumdichtung gewesen. Erzählt wird die Entwicklung einer Stadt, einer Region und einer in ihr tief, schachttief gegründeten Gesellschaft. Die einschlägigen Daten zum gewaltigsten Industriegebiet Europas schreibt Reger gleich auf der ersten Seite seines Romans auf: Im Kohlerevier

wohne der zehnte Teil der Bevölkerung, obwohl es nur anderthalb Prozent des deutschen Bodens umfasse. »Auf so engem Raum wurden fünfundsiebzig Prozent der deutschen Steinkohleförderung vereinigt, achtzig der Roheisengewinnung, fünfundzwanzig des Eisenbahnverkehrs, fünfunddreißig der Binnenschifffahrt, dreiunddreißig der Stromerzeugung und fünfzehn der Spareinlagen.« Insofern ist auch Regers Buch mehr als ein Werk des Regionalismus; es führt den Leser in das ökonomische Herz der Industrienation Deutschland. Reger widmete seinen Roman selbstbewusst »Dem Deutschen Volke«. Das erlaubt die Aufnahme von *Union der festen Hand* unter die Deutschlandbücher, und diese Zuschreibung besteht insofern zu Recht, als der Autor ein kaum zu überbietendes Panorama der Klassen, Gruppen, Typen, Parteien, Tendenzen ausrollt, die man in diesem exemplarischen Stück Deutschland finden konnte. Der Gesellschaftsroman und in unserem Fall der Industrieroman nimmt die kollektivistischen Tendenzen der Kriegs- und Angestelltenromane auf und sieht wie diese »seine Hauptaufgabe in der Wiedergabe der Massenhaftigkeit aller sozialen, ökonomischen und politischen Erscheinungen«, wobei Reger den Typus dahingehend abwandelt, dass er sich »vorwiegend an das Organisatorische, Mechanische und Apparathafte hält«.[735] Nicht umsonst steht im Titel das Wort »Union« – speziell gemeint ist der »Langnam-Verein«, der exklusive Interessenverband der Großindustriellen des Reviers[736] –, aber er ist nur einer von vielen Vereinigungen, man denke nur an die Gewerkschaften. Diese Gruppen kämpfen nicht nur gegeneinander, die vielen Individuen stehen in steter Auseinandersetzung mit den Organisationen, zu denen sie gehören. Alf Lüdke hat in seiner Studie über den »Eigensinn« der Metallarbeiter gezeigt, wie verschiedene Affiliationen und oft widersprüchliche Solidaritäten in dieser Gruppe, in jeder einzelnen Familie und in vielen Individuen vorkommen konnten: Die Arbeiter waren nicht nur gewerkschaftlich organisiert und Mitglieder einer Partei (meist KPD oder SPD), sie gehörten auch Turn- und Kleingartenvereinen an, ganz abgesehen von ihren Rollen in der Familie als Väter und Ehemänner. Viele von ihnen hatten den Krieg erlebt.[737] Reger beschreibt auch diesen inneren Reichtum, formuliert ihn aber eher als Konfliktfeld, weil sein Grundverständnis der Situation antagonistisch auf den Kampf um Vormacht konzentriert ist. Er setzt auch lieber höher an und schreibt im Grund den Roman des deutschen Korporatismus, und er tut dies aus der Perspektive der späten zwanziger Jahre, als alle Hoffnungen in den engeren Korporatismus, die Zusammenarbeit von Unternehmern und Gewerkschaften, aufgegeben waren. Die Sache hatte einmal Verfassungsrang, sie wollte auf eine »Wirtschaftsverfassung« heraus; jetzt hatte eine extreme Politisierung alle Auseinandersetzungen ergriffen – ein Grund mehr für die Parteien zu versuchen, die öffentliche Meinung auf ihre Seite zu ziehen.

Aber zurück zum »Helden« Stadt. Auch Reger kommt nicht an dem neuen Typus von Stadt, an dieser Art Stadtlaboratorium vorbei. Während Hauser die Städte sich Stück für Stück im Raum fortbewegen sah, versetzt Reger Stadt und Land in

ein historisches Kontinuum ohne Ziel: »Das Ruhrgebiet ist ein Land von ungeheurer Gegensätzlichkeit und Weitmaschigkeit. Seit hundert Jahren ist alles ein Anfang. In hundert Jahren wird immer noch nichts abgeschlossen sein.«[738] Und: »Es gibt kein Gebiet in Deutschland, das mehr Anfang, mehr Gegenwart wäre als das Industriegebiet an der Ruhr.«[739] Essen heißt deswegen bei Reger »Etappenstadt«: »Solcher Art war das Skelett dieser Stadt, die sich nicht allein vom Dorf hinaufentwickelt, sondern, ohne es noch zu wissen, eine Etappe auf dem Wege von der geschlossenen Ortschaft zur aufgelösten Industrielandschaft zurückgelegt hatte.«[740]

Mutiger eigentlich noch als der Roman waren deshalb Regers Essays, die versuchten, in einer Region ohne festes Stadtbild ein literarisches Städtebild zu erstellen – so etwa in dem 1931 gesendeten Rundfunkbeitrag »Gelsenkirchen, die Kohlenstadt«:

> Eine Stadt, in der die Vergangenheit unmittelbar in die Gegenwart und die Gegenwart unmittelbar in die Zukunft hineinwächst. Auch wer nicht gewillt ist, die romantische Glorifizierung der Technik mitzumachen […], wird in dieser unausgereiften, stets in Bewegung und Umbildung begriffenen Stadt gepackt von den latenten Energien, die den Boden erschüttern, erregt von dem Bewusstsein, dass in ihr noch ebenso viele Möglichkeiten schlummern, wie bereits entfaltet worden sind.[741]

In seinem Essay über Gelsenkirchen erweist sich Reger als Kenner der Topographie, der Industrie und der Geschichte. Er schreibt relativ abgehoben, und scheint, anders als in seinem Roman, überhaupt nicht an den »Kampfstellungen« der Verbände interessiert. Die 1931 auf ihren Höhepunkt zusteuernde Wirtschaftskrise wird nur en passant erwähnt. Der angeblich ganz auf Gegenwart getrimmte Ort hat auf einmal Geschichte, wenn auch keine sehr lange. Reger würdigt die Pioniere der lokalen Industriegeschichte, nennt ihre Unternehmungen und Spezialitäten, meldet die oft merkwürdigen Namen der Gewerkschaften (»Consolidation«, »Nordstern«), wartet mit eindrucksvollen Zahlen auf: 40 000 Bergleute und jährlich 13 Millionen Tonnen Kohle, 30 Millionen Tonnen Güterumschlag in den Häfen der Stadt, 25 000 Menschen im zuliefernden Handel und Handwerk usw. Zwischen diesen Stücken aus dem Schulbuch kommt Reger immer wieder auf das der Sphäre des Sinnlichen entnommene, aber weiterhin unsinnliche Thema der Heterogenität, des »chaotischen Siedlungswirrwarrs« dieses Stadtgebildes zu sprechen: »Moderne Landhäuser neben Notbaracken. Große, breite, komfortable Verkehrswege neben engen, krummen Geschäftsstraßen. […] [D]azwischen ein unbestimmbares Gelände, nicht mehr Land und noch nicht Stadt, nicht mehr agrarisch und noch nicht industriell, peripherisches Niemandsland, aus dem ebenso alles wie nichts werden kann […].«[742] »Kurz, ein scheinbar planloses, achsenloses, zielloses Durcheinander, eine naive Ansammlung barbarischer Gegensätze, ein von hundert widerspruchsvollen Fluchtlinienfortset-

zungen ineinander geschachteltes Straßendickicht, ein von hundert widerspruchsvollen Ideologien heimgesuchtes Menschenmaterial.«[743]

So ist das Städtebild, das Reger zeichnet, quasi mehrlagig aufgebaut: Zwischen landeskundlichen Informationen über die enorme und letztlich die Vorstellungen sprengende Produktivität werden immer wieder Zwischenlagen mit der Beschreibung des »unbestimmbaren«, »planlosen Durcheinanders« eingefügt. Das Zusammenhalten der Schichten wird durch die »Interessenverschmelzung der Industrieanlagen« hergestellt, also durch den Umstand, dass in der Nähe der Zechen von ihnen abhängige Kuxen, Kraftwerke und Eisenschmelzen arbeiten. Verschmelzung ergibt sich für die Wahrnehmung so nicht: Nachbarschaft regiert, aber nicht ein durchgestalteter Masterplan. Es bleibt letztlich ein Wunder, wie aus dem Chaos Effizienz wird.

Am Ende der zwanziger Jahre zählte Gelsenkirchen nach den letzten Eingemeindungen 340 000 Einwohner. Christallers System der zentralen Orte hatte für derart kurzfristig entstandene und sich ständig weiter entwickelnde Stadtkonglomerate keine Bedeutung – »Raumanarchie« hätte er gesagt. Das neue Gelsenkirchen bildete einen Raum, dessen Heterogenität gewissermaßen homogen sich in alle Himmelsrichtungen ausbreitete: eine Gemengelage aus »Siedlungschaos«, Industriestandort und »Niemandsland« ohne übergreifende Strukturierung und mit wenigen Dominanten. Das junge Gelsenkirchen musste sich als künstlich geschaffener zentraler Ort in seinem »Ergänzungsgebiet«, bestehend aus annektierten Gemeinden, erst einmal definieren und konzentrieren. Ihren »Bedeutungsüberschuss« manifestierte die Stadt nicht in einem neuen Rathaus, da die eingemeindete Großstadt Buer bereits 1912 einen repräsentativen Komplex aufgeführt hatte, der für die neue Gesamtgemeinde nur erweitert werden musste. Es entstanden in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre ein Gymnasium, ein Finanzamt, ein Straßenbahndepot und Verwaltungssitz der Verkehrsbetriebe, ein Volkshaus, ein Geschäftshaus, mehrere Kirchen. Wir vermissen den Neubau der Ortskrankenkasse, die Tucholsky allerorten antraf – ein besonders schönes Beispiel findet man in Herne-Wanne. Für viele Neubauten Gelsenkirchens war der Architekt Josef Franke zuständig, ein Vertreter des Backsteinexpressionismus. Der wichtigste und die neue Situation kennzeichnende Komplex, ein echtes »Gemeinschaftsgebäude« (Christaller), aber war das Hans-Sachs-Haus des Architekten Alfred Fischer, einer der ersten Mehrzweckbauten der Architekturgeschichte und ein Hauptwerk des Neuen Bauens in der Rhein-Ruhr-Region (Abb. 56).

Das Gebäude verfügte über einen Versammlungssaal für 1 500 Personen mit der damals größten profanen Orgel; es beherbergte weiterhin ein Hotel, Geschäfts- und Büroräume, ein Restaurant und ein Café sowie die Stadtbücherei. Fischers Freund Renger-Patzsch bildete es in einer Serie von Aufnahmen ab, die, wie es der Stil des Baus und der Fotografie verlangte, sehr viel aus der Eckstellung des Turms machen.[744] Der Turm sollte das Wahrzeichen des neuen Gelsenkirchen werden, sicher



Abb. 56. Alfred Fischer, Hans-Sachs-Haus in Gelsenkirchen, 1927

auch eine Antwort auf den hohen Turm des Rathauses in Buer. Ebenso signifikant erscheint aber der Mehrzweckcharakter des Hans-Sachs-Hauses: dieser »Bau der Gemeinschaft« nimmt selbst eine Gemeinschaft von privaten und öffentlichen Zweckbestimmungen in sich auf; der zu erzielende »Bedeutungsüberschuss« äußert sich auch in einer Überschreitung der alten Gattungsgrenzen und nicht zuletzt in der Dynamik der Komposition.[745]

Reger konnte nicht die Perspektive des vorausgereisten Touristen einnehmen, denn außer Arbeitssuchenden und Vertretern reiste niemand nach Gelsenkirchen – obwohl damals durchaus der Versuch unternommen wurde, auch das Ruhrgebiet touristisch zu öffnen – allerdings für eine sehr besondere Art von Touristen, nämlich den »klassenbewussten Reisenden«. Das war der Anspruch des im sozialdemokratischen Dietz-Verlag Berlin 1932 erschienenen *Arbeiter-, Reise- und Wanderführer*, der im Untertitel sich als ein »Führer für billige Reise und Wanderung« empfahl.[746] Im Kapitel über das Revier fragt der anonyme Bearbeiter erwartungsgemäß, ob es nicht töricht sei, »Ferienzeit im Kohlenpott« zu verbringen, und gibt als Antwort, was alle sagten und immer noch sagen: dass das Gebiet erstaunlich »liebliche«, ja »idyllische« Partien aufweise. Der »proletarische Reisende« wird auf den »harmonischen Dreiklang von Natur, Technik und Architektur«, auf Bauten der Moderne, Sportstätten, Parks und das Folkwang-Museum in Essen hingewiesen. Reger konnte sich solche Bemühtheit nicht zu eigen machen. »Ist die Stadt schön? Ist sie hässlich? Auch das sind Fragen, die nicht beantwortet werden können, weil sie falsch gestellt sind. Sicher gibt es Schönheiten in ihr, landschaftliche Schönheiten und architektonische Schönheiten neueren Datums, aber es ist sinnlos, die Stadt aus einem ästhetischen Gesichtswinkel zu betrachten.« Die »richtige« Antwort: »Es ist keine historische Stadt; ihre ewige, nur äußerlich in Tempo und Gebärde wandelbare Historie ist die Industrie, die ihr das Leben gibt. […] Die wahre Schönheit einer Stadt wie Gelsenkirchen ist ihre Zweckmäßigkeit.«[747] So ignoriert der Autor auch die Anstrengungen, neue Landmarken zu setzen. Der Autor, der diesen Essay für den Westdeutschen Rundfunk verfasst hatte, einen dichten Text, dessen Vortrag über eine gute halbe Stunde gedauert haben dürfte, Reger hat sich hier im Grunde ins Aus geschrieben. Für einen Rundfunkbeitrag konnte er natürlich nicht Bilder zu Hilfe nehmen, um die Stadt zu illustrieren, aber das hätte er schon aus Überzeugung nicht getan: Seine vernichtende Kritik von Hausers *Schwarzes Revier* schließt mit dem Appell: »Zur Sache also – das heißt: zum Wort! Schluss mit den Bilderbüchern, Rückkehr zur Darstellung durch das Wort. Da kann nicht gemogelt werden, da muss Farbe bekannt werden. Leser, werde hart!«[748]

Farbe bekennen hieß wohl: Partei nehmen, so liest man es auch in dem Essay »Reporter im Kohlenpott«: »[W]er das Industriegebiet, das offene oder geheime Zentrum aller wirtschaftlichen und sozialen Auseinandersetzungen, darstellen will,

muss die Verantwortung einer Patrouille haben und darf den unscheinbarsten Punkt nicht verfehlen.« Also doch ein Bekenntnis zum »unscheinbarsten Punkt« im Sinne der Spurensuche, um des »ziellosen Durcheinanders« des »ungeheuer vieldeutigen Landstrichs« irgendwie Herr zu werden? Das liefe wieder auf Hausers Funde hinaus: die verschiedenen Spurbreiten, der Bauernhof, um den die neue Straße einen Bogen machen muss etc. Reger ist aber für solche, ästhetische Neigungen befriedigende Detailarbeit nicht zu haben. Patrouillen laufen nicht Pfadfinder: »Eine Patrouille mit irreführenden Meldungen hat bösartigere Folgen als die Unterlassung der Erkundung. Wenn sie über die Beschaffenheit der Kampfstellungen und über die Kräfteverhältnisse täuscht, so täuscht sie auch über die Kampfaussichten und verleitet zu einer falschen Taktik.«[749] »Glotzt nicht so romantisch«, könnte man mit Bert Brecht sagen, der, wenn auch nicht der Sachprosa, sondern dem Theater vorwarf, Illusionen zu schaffen, die den Menschen zur Trägheit verführen, anstatt ihn kritisch zu machen und wachzurütteln. Das Revier als Kampfzone, das ist in nuce das Konzept von Regers Roman, aber nicht die Sache des Essays bzw. Rundfunkbeitrags.

Die Gestaltlosigkeit der Stadt schließt Reger mit einer anderen Form der Unsichtbarkeit zusammen. »Es ist das Charakteristikum der heutigen Industriegebiete, dass das Bild ihres Reichtums fast ausschließlich durch das Vermögen der Körperschaften zustande kommt, während das Durchschnittseinkommen auf den Kopf der Bevölkerung gering ist.« Anders als in Essen kann man in Gelsenkirchen nicht zur Villa Krupp aufschauen, um sich ein »Bild« der Eigentumsverhältnisse zu machen. In Essen kam es zu einer Umorientierung von der alten zur neuen Stadt:

> Der altertümliche Kern mit seiner schönen romanischen Kirche war jetzt ganz für sich, verstaubt und vermufft von dem Leichenfleddergewerbe der Kriegswirtschaftsbüros; die Stadt, wie sie jetzt war, hatte ein neues Zentrum, die Risch-Zandersche Fabrik, und die Achsen, die von dort ausgingen, trugen nicht mehr den Stempel der historischen Folgerichtigkeit, sondern der sozialen Schichtung, die den Städtebauern über den Kopf gewachsen war.[750]

Was Gelsenkirchen anbelangt, so musste man die wichtigsten Daten den Börsennachrichten entnehmen und nachlesen, wie die dort tätigen Gesellschaften notierten. »Vor Ort« sind die Kapitalisten nicht anzutreffen, ihr Reichtum tauche, so Reger, in den Bilanzen der Region nicht auf. Die Vermögenssteuerstatistik verzeichne für Gelsenkirchen nur zwei Millionäre – Köln habe deren 75, München 79, Frankfurt 88, Berlin 525 aufzuweisen. »Trotzdem aber bringt es der Reichtum der Körperschaften fertig, das ganze Bild zugunsten des Ruhrgebiets zu verschieben. Es ergibt sich, dass infolgedessen die Stadt Gelsenkirchen im Ertrag der Vermögenssteuer, auf den Kopf der Bevölkerung gerechnet, um rund drei Mark über dem Reichsdurchschnitt

liegt.«[751] »Man ersieht daraus einmal, welche Macht des pseudonymen und anonymen Kapitals sich in dieser Stadt konzentriert […].«

Es bietet sich an, an dieser Stelle noch einmal zum Roman Regers zurückzukehren. Der Roman heißt *Union der festen Hand,* und wir verwiesen bereits auf die zentrale Rolle der Organisationen. Zweck der »Union« ist neben dem internen Interessenausgleich die ideologische Aufrüstung und deren »Propaganda«. Über ihre Selbstdarstellungen, ihre Werkzeitschriften, ihren Einfluss auf die Presse steuert sie nicht nur die öffentliche Meinung, sondern wirkt direkt auf die Arbeiter, auf deren ganzes mentales, familiäres und politisches Leben ein.[752] Das A und O der inneren Propaganda heißt »schicksalsverbundene Werksgemeinschaft«: Die Risch-Zanderianer (sprich: Kruppianer) sollen sich als Familie verstehen, als »menschliche« und nicht als ökonomische oder gar politische Union von Kapital und Arbeit. Die »Union der festen Hand« übt die »Herrschaft der Phrase« aus, veranstaltet die große Gehirnwäsche, die sich durch wissenschaftliche Beiräte und neue Institute und – nicht zu vergessen – den Arbeiterdichter unterstützen lässt. Reger erfindet so wunderbar zynische Einrichtungen wie das »Muvok«, das »Museum für volkswirtschaftliche Kenntnisse«, das »Alphi«, das »Arbeitsphysiologische Institut« und schließlich »Ida«, das »Institut für deutsche Arbeiterbeseelung«. »Das geistige Ziel der Ida sei, kurz zusammengefasst, das Bekenntnis zum höchsten deutschen Menschen, der das Eigentum als Leben und seine Arbeit als Gottesdienst empfinde. […] Der Weltgeist zweckhafter Arbeit sei mit dem Nationalgeist zweckentbundener Schöpfung zu durchdringen, gegen die technische Überwelt sei eine bluthafte Volkheit zu setzen.«[753] George Orwell wird diesen Roman nicht gekannt haben. Es blieb auch seinem deutschen Vorgänger vorbehalten, der totalen Manipulation dann doch noch einen nationalistischen und religiösen Dreh zu geben. Die »Herrschaft der Phrase« ist im Grunde das wesensverwandte Organon der von Reger im Gelsenkirchen-Essay beschriebenen Abstraktheit der Besitzverhältnisse. Mit der »Herrschaft der Phrase«, die im Auftrag der »Union« von Think Tanks erdacht wird, ist der Zustand jener Anonymität erreicht, der Reger als Zeitindex am meisten reizte. Der ehemalige Pressesprecher hatte die »gesellschaftliche Primärfunktion« (Niklas Luhmann) der Medien erkannt (und ausgeübt), ihre zentrale Aufgabe hieß: die »Beteiligung aller an einer gemeinsamen Realität« bzw. die »Erzeugung einer solchen Unterstellung, die dann als operative Fiktion sich aufzwingt und zur Realität wird«.[754] Die Aufgabe, die sich ihm dann als Autor und als »Durchleuchter« stellte, beschrieb er einmal so – kursiv, damit man sich den Satz ausschneiden kann: *»Er hat nicht bloß zu zeigen, wie die Dinge sind und warum sie so sind, sondern auch, auf welche Weise sie den Eindruck erwecken, dass sie anders wären, als sie sind.«*[755]

Ein Städtebild aus Stadt und Gegenstadt: Ernst Bloch

Etwas früher als Reger ging Ernst Bloch daran, eine andere, ähnlich monokulturelle Industriestadt zu porträtieren. Ludwigshafen, sein Geburtsort, war (und ist) Standort der BASF (1924 bis 1945 I. G. Farben), des größten Industriekomplexes im Reich, bis 1930 unter französischer Verwaltung. Als man Bloch zum Ehrenbürger seiner Vaterstadt machte, sagte er, Ludwigshafen habe ihm als »Archetyp« gedient, »was sich also mit der geographischen Stadt Ludwigshafen nicht ganz deckt«.[756] »Städte dieser Art sollte man darum besonders wiegen«, hatte er 1928 geschrieben, eben aufgrund ihres archetypischen Charakters.

»Ludwigshafen [...] blieb der Fabrikschmutz, den man gezwungen hatte, Stadt zu werden: zufällig und hilflos, vom Bahndamm im Kreis entzweigeschnitten. [...] Hier ist nur die Rampe für Fabriken und was damit zusammenhängt, ist Rohheit und Gestank, doch ohne Stickluft. I. G. Farben haben die Stadt von Anfang an begründet, geben ihr jetzt erst recht das reine, roh-kalte, phantastische Gesicht des Spätkapitalismus.«[757]

Wie das Gelsenkirchen Regers ist Ludwigshafen für Bloch die Stadt ein »guter Standort, um die jetzige Wirklichkeit zu sehen, um mehr noch die Tendenz zu fassen, die sie ist und die sie aufheben wird«. Das heißt, diese Stadt, das »Chaos, das kalt und gegenwärtig sich verschiebt«, ist ebenso wenig fertig wie die ständig weiterrückenden Orte an der Ruhr. Einmal sagt der Autor: »Da liegt, nein, da fährt nun die hässliche Stadt«, dann wiederum bringt er das Beweglich-Fließende auf die schöne Metapher: »Orte wie Ludwigshafen sind die ersten Seestädte auf dem Land, fluktuierend, aufgelockert, am Meer einer unstatischen Zukunft.« Schwärmerisch ist das nicht gemeint: Bloch sieht eine Zukunft voraus, die Ernst Jünger die »Werkstättenlandschaft« oder »technische Landschaft« genannt hätte. Bloch aber findet für die kalte Zukunftswelt der Stadt ein Wort, das die neue Unsinnlichkeit absolut sinnlich wiederzugeben versteht. Er sagt: »Die internationale Bahnhofhaftigkeit schmilzt alles ein.« »In 50 Jahren könnte auf dem kruden Boden eine Stadt stehen, die [...] direktester Wuchs ist aus Schiffbau, Silos, Elevatoren, Fabriksaal.«

Ein Ort am »Nullpunkt« macht es einem sicher nicht leicht, ihn konkret anzusprechen. Die I. G. Farben als Musterbeispiel für Monopolisierung in Deutschland scheint ihn nicht zu interessieren – für Reger wäre das ein Essay, vielleicht ein ganzer Roman wert gewesen. Bloch ist dann eher auf das signifikante Detail aus. Das ist der journalistische Standard, den Reger, der immer auf Grundsätzliches aus war, verschmäht hat. Bloch hält sich an die Denkmäler, mit denen die wilhelminische Zeit die Geschichtslosigkeit des Ortes zu korrigieren suchte. Denkmäler sind konkret Zusammenfassendes.

»Auf dem Marktplatz steht ein ›Monumentalbrunnen‹ (er heißt so); der ist grau, gelb, weiß, rot, weil er sämtliche Sorten des pfälzischen Sandsteins enthalten sollte. Männerköpfe, Wappensprüche, Säulen, Nischen, Urnen, Kränze, Schiffchen, Kronen, Bronze, Becken, Obelisk, alles in mickrigstem Ausmaß – das Ganze ist vielleicht das schönste Renaissance-Denkmal des XIX. Jahrhunderts.«



Abb. 57. Ludwigshafen, Jubiläumsbrunnen, nach 1909

Und dann kommt ein für Blochs sprunghaft-zupackendes Denken typischer Satz: »Tausend gute Stuben sehen von diesen Steinen auf uns herab; hier ist 1896 in nuce und in der Provinz.«[758] Wenn man hinzunimmt, dass er den Text von 1928 an zentraler Stelle in seine Sammlung *Erbschaft dieser Zeit* (1935) eingesetzt hat, weiß man zum einen, dass er ein solches Erbe ausschlägt, andererseits aber versucht ist, »›dem unbegrabenen Leichnam unserer Eltern‹ (wie Benjamin sagt), die Bedeutung einer noch namenlosen Zukunft«[759] zu geben – Bloch denkt hier an die Verfahren des Surrealismus, der Montage und Allegorese, denen die monströs anspruchsvollen und verfehlten Schöpfungen der Vorkriegszeit gesuchtes Material, Traummaterial, waren.

Die Denkmäler Ludwigshafens ließen sich in dieser Hinsicht sehr gut gebrauchen. Der »Jubiläumsbrunnen« zum Beispiel (Abb. 57), errichtet 1903 aus Anlass der fünfzigsten (!) Wiederkehr der Stadtgründung: »dort steht Gusseisen auf Tuffstein, die Bavaria verleiht der Ludwigshafenia die Stadtkrone, schräg unten lehnt Vater Rhein grottenhaft, gießt spärlich Wasser aus einem Füllhorn.« Ich steuere zur Anschauung eine Ansichtskarte bei, die rückseitig mit »Erinnerung 1928« beschrieben ist (vielleicht von Bloch?), die aber früher entstanden sein muss.[760] Bemerkenswert erscheint die formatsprengende Größe und Komplexität dieser Denkmallandschaft; die Natur, der Wildwuchs der Pflanzen und das reichlich, nicht »spärlich« fließende und spritzende Wasser überformen das Geschichtspersonal. Wie so oft überwächst Natur Geschichte, in diesem Fall sogar Zeitgeschichte, denn was da vor fünfzig Jahren gegründet wurde, war eine Stadt, deren Einwohnerzahl sich bis 1928 vertausendfacht

hatte. Was auch immer wir an diesem Erinnerungsmal grotesk finden, ihm war eine unlösbare Aufgabe gestellt. Das wilhelminische Auftrumpfen ist Postur und Überfordertsein zugleich. Obwohl mitten in der Stadt gelegen, aber von noch viel mehr Bäumen umstanden, als auf der Postkarte zu sehen, scheint diese Gartendekoration in die »Art Prärie« überzugehen, die der Karl-May-Leser Bloch vor der Stadt fand: »rings um Ludwigshafen die dunstige Ebene mit Sumpflöchern und Wassertümpeln«. Jedoch nicht in der Natur, sondern in der neuen Zeit ging das Denkmal unter, wurde das Erbe verworfen, aber nicht ohne zeittypische Ersatzvornahme. »Selbst der Stadtgöttin Ludwigshafenia wie auch dem Vater Rhein legte man jetzt einen Strick um den Hals, am Jubiläumsbrunnen, und zog sie nieder, was mindestens so symbolisch ist wie der Baumeister Solneß. Und eine Vergnügungsmaschine soll an die romantische Stelle, ein Theater dazu mit wechselnden Truppen, die gerade vorn liegen; kurz, all der mischende Lärm, den die Bourgeoisie jetzt zulässt und der immerhin konkreter ist als Schiller und Ibsen [...].« In der Tat: Der Jubiläumsbrunnen wurde Anfang 1928 abgerissen (darauf bezieht sich wohl die Beschriftung auf der Postkarte), jedoch nicht, um mit einem neuen Denkmal etwa des verheerendsten Betriebsunfalls der damaligen Ära zu gedenken, der Explosion 1921 im Stickstoffwerk der BASF, bei der 561 Menschen starben und 2 000 verletzt wurden. Stattdessen errichtete man an dieser Stelle in siebenmonatiger Bauzeit den sogenannten Pfalzbau, der als Kino-, Theater- und Veranstaltungsstätte und Café noch im Herbst 1928 eröffnet wurde (Abb. 58). Die Architekten hatten einen Bau der gemäßigten Moderne an die Stelle des Denkmals gesetzt, »Form ohne Ornament« war das Motto, was heißt, dass auf dem glatten Baukörper und an Stelle der Bavaria nur ein einziges Zeichen verblieb: das Logo der Firma Ufa. Bloch hätte es nicht unkommentiert gelassen (wäre sein Artikel nicht früher erschienen), dass zur Eröffnung des Theaters am 28. September das Mannheimer Nationaltheater den 2. Akt der *Meistersinger* aufführte – also nicht die ganze Oper, sondern das Gustostück, nach Art der Wunschkonzerte.

Danach wurde im gleichen Saal, der immerhin 1 374 Plätze aufwies, der neueste Ufa-Film *Heimkehr* gegeben. Die Gedenkstätte wurde also durch eine »Kultstätte des Vergnügens« (Kracauer) ersetzt.

Nichts konnte den »Spurensucher«, den Physiognomiker der Moderne mehr reizen als Eingedenken und Vergessen, als Zerstörung und Notbehelf – »Ersatz und neu« heißt eine Miniatur in *Erbschaft dieser Zeit*. Das Kaiserreich hatte seinem Nachfolger den Zustand einer »Zwischenregion« vererbt, einer Region »halb Gegenwart, halb Erinnerung«, einer »Gemengelage zwischen alten, traditionsreichen Staaten und Städten, deren Überlieferung zu ganz verschiedenen Perspektiven gehörte« – so Helmuth Plessner in einem Rückblick auf die zwanziger Jahre.[761] Bloch war, wie wir zitiert haben, der Ansicht, die I. G.Farben habe die Stadt gegründet, nicht der bayerische König Ludwig oder die Bavaria. Folglich ist die Beseitigung des falschen Bildes Beweis für das von ihm apostrophierte »ehrlichere Gesicht« Ludwigshafens: »seine





Abb. 58. Ludwigshafen, Pfalzbau, 1928
Abb. 59. George Rickey, »Conversation«, Ludwigshafen, 2000

Industrie zerstörte nicht erst natürliche, kulturelle Zusammenhänge, sondern steht ab ovo fremd zu ihnen«. Was aber seine Industrie forderte und förderte, war eine Entspannung der tagsüber stark angespannten arbeitenden Massen. »Der Staub des Tages sieht abends, als beleuchtet, recht bunt und lockend aus.« (Heute steht ziemlich genau an der Stelle des Jubiläumsdenkmals eine sieben Meter hohe kinetische Skulptur von George Rickey, deren im Wind rotierende L-Elemente mal ein L, mal ein U bilden, also LU, das Autokennzeichen von Ludwigshafen, an den Himmel schreiben (Abb. 59). Sowohl das Kinetische, als auch die Kargheit der Botschaft verlangen nach einem Kommentar Blochs. Auch die Tatsache, dass dieses Denkzeichen der Stadt von der BASF zur Jahrtausendwende gestiftet wurde, hätte ihm viel bedeutet.)

Dass das Städtebild anschaulich ist, hat der Text durch diese nahsichtige »Arbeit im Material« geleistet, um noch einmal Kracauer zu zitieren, mit dem Bloch brieflich so intensiv um die neue Darstellungsform rang.[762] Aber viel wichtiger ist, dass Bloch bei dieser Arbeit zu der zentralen »Denkbewegung« seines gesamten philosophischen Schaffens gefunden hat. 1928, in dem hier herangezogenen Text und in dem Aufsatz mit dem schönen Titel »Viele Kammern im Welthaus« kommt er dem Komplex ganz nahe, den er im Mai 1932 in »Ungleichzeitigkeit und Pflicht zu ihrer Dialektik« theoretisch ausgearbeitet hat. Diese grundlegende Abhandlung zum Thema »Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen« stellte er nicht programmatisch an den Anfang, sondern in die Mitte seiner in *Die Erbschaft dieser Zeit* gesammelten zeitdiagnostischen Betrachtungen und Miniaturen, als eine Art von Zwischenbilanz und Vademekum. Das 1935 herausgekommene Buch bildet selbst eine Schichtung von Zeiten: vor dem Faschismus (1928), unter unmittelbarer Bedrohung des Faschismus (1932) und nach dem Machtantritt des Faschismus (1935). Die neue politische Situation, welche »›chthonische‹ Bestände einer Vorzeit«[763] nach oben spülte, schärfte das Sensorium für die Ungleichzeitigkeiten. 1928 ließen sie sich noch relativ entspannt und

»im Material« an der Geburtsstadt nachvollziehen, in deren Mitte sich »das schönste Renaissance-Denkmal des XIX. Jahrhunderts« erhebt. Wir würden es heute eher neobarock nennen, und ganz gewiss neobarock war das Konzept des Jubiläumsbrunnens, der die interessantere Nachgeschichte hatte. Teleskopiert heißt das: Historismus der Wilhelminischen Zeit, formal auf Barock, inhaltlich auf die Stadterhebung vor 50 Jahre zurückgehend, drei Zeitschichten, fokussiert im Denkbild der Weimarer Zeit, in der das Ensemble erst zur »Lesbarkeit kommen« kann (Benjamin) – plus der kritische Punkt, der diese Lesbarkeit akut macht: Abbruch und Neuanfang als »Vergnügungsmaschine«.

Nun geht der Essay nicht allein über Ludwigshafen, sondern über Ludwigshafen und Mannheim. In seiner Sphäre hat Reger etwas sehr Ähnliches unternommen, als er für zwei Rundfunksendungen, die in kurzem Abstand voneinander ausgestrahlt wurden, Porträts von Gelsenkirchen und von Essen anfertigte. Essen unterscheidet sich für Reger phänotypisch von Gelsenkirchen dadurch, dass Essen »infolge der Gruppierung um eine einzige Fabrik [Krupp] weit weniger unkonzentriert blieb als andere Ruhrgebietsstädte«. Reger schrieb dies zu einer Zeit, da die Stadtmorphologie bereits auf das Phänomen der City-Bildung und der gesellschaftlichen Sektorierung der Stadt aufmerksam geworden war. Reger, der Essener, analysiert diese Phänomene sehr genau: »Deutlich wahrnehmbar ist die Aufteilung in Industrie-, Geschäfts- und Wohnstadt. [...] Es gibt kaum eine zweite Industriestadt, wo die sozialen Achsen so offen zutage liegen wie hier.«[764] Neu – und im Sinne von City-Bildung eher selten in Deutschland – ist das Entstehen eines Business-Bezirks im Süden, wo sich die Hauptquartiere der großen Industrieunternehmen, die Banken, die Häuser der Verbände reihen. »Essen, die Kruppstadt, hat sich in die Stadt der Konzerne verwandelt.« Wie immer ereignen sich für Reger solche Trendwenden oder Umgestaltungen selbstläufig, ungeplant, aber von geradezu naturgesetzlicher Konsequenz.

Während Reger also mit Gelsenkirchen und Essen, mit Kohle- und Konzernstadt, zwei unterschiedliche Modelle einer gleichzeitigen Entwicklung skizziert, die er interessanterweise Kolonisation nennt, nimmt sich Bloch die beiden gegenüberliegenden Orte Ludwigshafen und Mannheim als Stadt und Gegenstadt vor, als zwei Ensembles aus grundverschiedenen Phasen deutscher Geschichte. (Die Erstveröffentlichung des Textes in der *Weltbühne* hatte im Titel die Reihenfolge der Städte umgekehrt: »Mannheim – Ludwigshafen«![765]) »Selten hatte man die Wirklichkeiten und die Ideale des Industriezeitalters so nahe beisammen, den Schmutz und das residenzhaft eingebaute Geld.« »Drüben lag das Schachbrett der alten Residenz, heiter und freundlich gebaut wie zu Hermann und Dorotheas Zeiten; hatte statt der größten Fabrik das größte Schloss Deutschlands, vielleicht weniger Wahr-Zeichen, im XIX. Jahrhundert, doch eine schöne Dekoration, die der Bourgeoisie Haltung gab.« Bloch ist auf diesen Städtevergleich immer wieder zurückgekommen, denn es war ihm so, als habe er ihn pendelnd, vergleichend, denkend gelebt, als wäre er von die-

sem Kardinalfall einer Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen geimpft worden.[766] »In ihrer merkwürdigen Nachbarschaft mit Mannheim ist die Geburtsstadt Blochs in gewissem Sinn auch zur Geburtsstadt seiner Philosophie geworden.«[767] In Ludwigshafen, der Stadt der Arbeiter, des ersten Tarifvertrags der chemischen Industrie, war für Bloch die Symbolfigur Karl Marx zu Hause. Hier siedelte das »Futurum«. Das »Antiquarium« lag auf der anderen Seite des Rheins, in der kurfürstlichen Residenzstadt Mannheim mit der »philosophiehaltigen Oase« der Schlossbibliothek, wo der Gymnasiast Bloch zu Hegel fand. Es versteht sich, dass Bloch solche doppelte Zeitgenossenschaft hoch schätzte: »Das sind Zusammenstöße, die Musik ergeben, knirschend und zugleich eigentümlich tönend.«[768] Was bei Bloch Zusammenstoß heißt, nennt Benjamin »dialektisches Bild«: »Wo das Denken in einer von Spannungen gesättigten Konstellation zum Stillstand kommt, da erscheint das dialektische Bild. Es ist die Zäsur in der Denkbewegung. Ihre Stelle ist natürlich keine beliebige. Sie ist, mit einem Wort, da zu suchen, wo die Spannung zwischen den dialektischen Gegensätzen am größten ist.«[769] Konstellation ist das entscheidende Wort: »Zeit-Raum«, in dem zwei große Epochen deutscher Geschichte, zwei Lebensstile, Geschichte und Gegenwart koexistieren.

Deutschland von unten: Max Barthel und Alexander Graf Stenbock-Fermor

Die Unterschiede zwischen Groß- und Kleinstadt spielen bei Reger und Bloch keine Rolle. Modern ist der Ansatz, gewissermaßen »Funktionsstadt« zu sagen: Residenzstaat, Kohlestadt, Stadt der Heimarbeiter, Stadt der Konzerne, Stadt der Sektoren, der Zonen für »Industrie-, Geschäfts- und Wohnstadt«. Auch die Deutschlandberichterstatter der Linken machen keine Unterschiede mehr zwischen kleiner und großer Stadt, ja noch nicht einmal zwischen Dorf und Stadt. Arbeit ist überall, sie bedeutet allerorten Ausbeutung, und die Lebensbedingungen sind generell schlecht. Zwei Autoren haben wir hier ausgewählt: Max Barthel (1893–1975), der 1925/26 eine Fahrt durch ganz Deutschland unternahm und seinen Bericht unter dem Titel *Deutschland – Lichtbilder und Schattenrisse einer Reise* veröffentlichte, sowie Alexander Graf Stenbock-Fermor (1902–1972)[770], der einige Jahre später eine ähnlich lange Reise machte und mit seinem Bericht 1931 herauskam: *Deutschland von unten. Reisen durch die proletarische Provinz.* Beide Autoren hatten Deutschland »von unten« praktisch erfahren, bevor sie Schriftsteller wurden: Stenbock-Fermor ganz wörtlich in einem Kohlebergwerk an der Ruhr, Barthel in verschiedenen Industriebetrieben, in denen

er, der Sohn eines Maurers, seit dem 14. Lebensjahr tätig war. Beide waren parteipolitisch engagiert: Barthel als Mitglied erst der kommunistischen und dann der sozialdemokratischen Partei, Stenbock-Fermor als Mitglied der KPD.

Beide Autoren reisen außerhalb der touristischen Routen oder kreuzen diese manchmal nur mit Verwunderung. Stenbock-Fermor schreibt an einer Stelle, welches Kartenmaterial seiner Art des Reisens zugrunde lag:

> Ich wandere durch einige Gebiete des Erzgebirges, ausgerüstet mit einer seltsamen Landkarte. Neben den großen und kleinen roten Punkten der großen und kleinen Orte finden sich eigentümliche Symbole: abgeschnittene Damenbeine, Zigarren, Pferde, Herrenkragen, Blechkannen, Geigen, Saxophone, Kaffeetassen, Zuckerhüte, Bürsten, aufgeschlagene Bücher, Schuhe, Autos, Teppiche, Strohhüte [...]. Sie stehen ja für eine Industrie und staunend erkennt man die phantastische Fülle der sächsischen Industriezweige. Die Damenbeine bedeuten Strumpffabriken, die Bären Rauchwarenindustrie, die Herrenkrägen Wäschefabriken und so geht das weiter [...].«[771]

Im Grunde hat für diese Art von Tourismus alles mit Arbeitswelt zu tun, auch die »Attraktionen«. Wenn Barthel einmal in eine wirklich große Stadt kommt, die vielen Funktionen Raum gibt, nach Leipzig zum Beispiel, dann besucht er ohne touristische Umschweife gleich die »Bundesschule des Arbeiter-Turn- und Sportbundes«, das Monument der Arbeiterbewegung in der Weimarer Zeit, einen ziemlich hässlichen, palastartigen Komplex, der den Autor zu dem Ausruf verleitet: »Ja, die Arbeiterturnbewegung ist in Deutschland groß und stark geworden.«[772] Diese »Riesenorganisation« mit über 750 000 Mitgliedern bedeutet für Barthel: »Gegen die eiserne Maschine hat sich der lebendige Mensch aufgestellt, der geschundene Leib aus den Fabriken und aus dem Dunkel der Schächte wird auf den lichten Sportplätzen gesund gemacht, gestählt und gereinigt.« Barthel aber weiß, dass er nicht nur der Arbeiterklasse, sondern auch seinem Buch verpflichtet ist. Und so teilt er einiges über die Leipziger Bundesschule mit, macht dann aber den für Städtebilder typischen Schwenk von der Höhe eines Turmes aus:

> Vom Turm der neuen Bundesschule in Leipzig kann man auch das Völkerschlachtdenkmal sehen, jenen grausamen Quaderhaufen, um den auch jetzt noch der Blutgeruch großer Schlächterei schwebt. Wenn man den Blick wendet, sieht man den Turm des Leipziger Volkshauses aufragen, das vor einigen Jahren im Bürgerkrieg zerstört wurde und nun stolz und mächtig dasteht: ein Turm der neuen Zeit. Und dazwischen liegt die Schule der Arbeitersportler.[773]

Das Volkshaus war Sitz der SPD und der ihr nahen Gewerkschaften; es wurde in den zwanziger Jahren nach Zerstörung durch den Kapp-Putsch und die Reichswehr im gründerzeitlichen Stil wieder aufgebaut. Hier wurde 1924 die Büchergilde Gutenberg gegründet, die zwei Jahre später Barthels Buch in hoher Qualität und mit künstlerischem »Buchschmuck« herausbrachte. Der Mann auf dem Turm hält sich an die hohen Bauten: an den »Gegenbau« des Kriegsdenkmals, an die Türme der »neuen Zeit«, aber nicht an die Türme der Kirchen, des Rathauses oder der Firmenhochhäuser.

Die Deutschlandreisenden haben ein Problem. Sie erhalten keinen Zutritt zum eigentlichen Deutschland, zur Welt der Arbeit: »[D]as Land war ein vergittertes Land. […] Zwei Feinde hat der Wanderer, die sich in ein Bild verschmelzen: den Schutzmann und den Wachhund.« Barthel nennt sich auch den »Mann der Oberfläche«. Deswegen besuchen er und Stenbock-Fermor die Arbeiter zu Hause und begleiten sie auf Versammlungen, was dem Grafen die Möglichkeit gibt, den Arbeitern seitenlang Verlautbarungen der KPD in den Mund zu legen. Deswegen widmet er sich auch so intensiv den Heimarbeitern, weil bei ihnen Arbeit und Leben zusammenfallen. Und weil sie nicht »vor Ort« gelangen, müssen Barthel und Stenbock-Fermor referieren und erzählen: die Stimmung in der Arbeiterschaft, die Klassenkämpfe der Vergangenheit und was sie in kleinen Museen über die Geschichte der lokalen Industrien erfahren. Der Graf widmet ein ganzes Kapitel dem mitteldeutschen Arbeiteraufstand des Jahres 1921, dem bewaffneten Umsturzversuch der Kommunisten, der durch Schutzpolizei und Reichswehr brutal niedergeschlagen wurde.

Einmal aber gelingt es Barthel in das Innere eines Betriebs vorzudringen – man muss noch dazusagen, dass das Buch aus der Sicht eines fiktiven Berichterstatters namens Sommerschuh erzählt:

> Sommerschuh kam durch den Verband der Bergarbeiter einmal in den Obertagbetrieb einer Zeche und wurde durch alle Anlagen geführt. Er sah das große Maschinenhaus mit den ungeheuren Trommeln und Rädern, über deren Rundlauf die Förderseile rannten. Er stand im Förderturm und sah die Einfahrt in die Erde und auch die Ausfahrt. Die Etagenkörbe hingen wie gehorsame Eimer freischwebend im schwarzen Schachtloch. Unaufhörlich kamen die vollen Wagen mit schwarzer Kohle und taubem Gestein aus der Tiefe. Schwarze, schwitzende Menschen, deren Augen weiß aus dem Ruß der Gesichter leuchteten, schoben die Wagen auf blanke Gleise und kippten sie in den Sortierraum. Überall wehte die bittere Wolke fressenden Staubes. Der Reisende ging dem Sturz der Kohle nach und kam an ein breites, laufendes Band, das unermüdlich Kohle und Stein transportierte. An diesem laufenden Band standen Männer und rissen aus dem schwarzen Strom die groben Steine. Die Kohle wanderte weiter und stürzte in die Bunker oder in die Waggons. Oder sie stürzte nach den Wäschereien.

> In schwarzen Sturzbächen trennte sie sich durch ihr eigenes Gewicht von dem schweren Schutt, ging über Schüttelsiebe, tauchte noch einmal unter in schäumende Bäder, ordnete sich nach ihrer Größe und quoll dann als ewiger Strom aus den Trommeln. Sie quoll nach den Waggons, wurde verladen oder auf die Halden geschüttet.[774]

Barthel verfolgt gebannt das Prozesshafte des großindustriellen Apparates. Der Arbeiterdichter denkt schon fast gar nicht mehr an die Arbeiter. Aber es gelingt ihm, die unsichtbaren Vorgänge in der Tiefe ebenso eindringlich zu vergegenwärtigen und an das Geschehen über Tage anzuschließen:

> Sommerschuh sah im Geist den Querschnitt durch die tausend Meter Erdrinde! Die hohen kühlen Schächte steigen auf. Das Maschinenhaus arbeitet beinahe lautlos. Die Seile schwirren, Glockensignale und rote Pfeile zeigen die Fahrt der Förderkörbe an. Uhr und Standanzeiger kreisen. Die Kurven des Falles und Aufstiegs werden notiert. Aus den Kühltürmen steigt Rauch in weißen Wolken. Am Förderturm wird der schwarze Kohlenstaub aufgesaugt und nach der Kesselfeuerung geleitet. So beginnt schon am Anfang der Übertagearbeit beinahe vollkommene Ausnutzung. Am Schluss der vielfältigen Arbeit über Tag wird auch das schwarze Wasser, in dem sich die Kohlen scheiden, noch einmal gewaschen und setzt Schlamm, Sand und Kohlenstaub ab. Der Schlamm und Sand geht mit dem Wasser in die Erde, um im Spritzverfahren die abgebauten Strecken auszufüllen. Der Kohlenstaub wandert nach dem Kesselhaus oder nach der Brikettfabrik. Dort wird er mit Pech vermischt, läuft durch Maschinen und endet als Presskohle.[775]

Dann kommt der Passus, zu dem wir bei Renger-Patzsch kein Bild, bei Reger keine Parallele gefunden hätten:

> Der Junge, der den Kohlenstaub mit Pech mischt, heißt der Pechjunge. Das muss wörtlich genommen werden. Seine Arbeit ist Giftarbeit. Die aufsteigenden Dämpfe schminken sein Gesicht quittengelb. Der Junge schmiert, ehe die Arbeit beginnt, das Gesicht mit Fett ein, aber die Giftdämpfe fressen sich doch durch diese Maske. Der kleine zarte Mensch an der Feuerung sieht wie ein schweißtriefender Teufel aus. Fast alle Arbeiter über Tage sehen so aus. Der schwarze Staub hat sich in die Haut eingefressen und in der Lunge festgesetzt. Fast alle Kumpels haben eine schwarze Bergmannslunge. Der Gruß der Bergleute ist, auch wenn sie in die Grube fahren: ›Glückauf!‹[776]

Wie man aus diesem Abschnitt schon erahnt: Auch über das, was er nicht sieht, verfügt Barthel mit großer Sprachgewalt. Er braucht und will keine Informanten, Zuträger, Fachleute und Fremdtexte. Er entnimmt Statistiken Daten, aber er zitiert sie nicht. Nicht die Zahlen, Bilder sollen sprechen:

> In den letzten zwölf Jahren verunglückten im deutschen Bergbau rund fünfundzwanzigtausend Menschen tödlich. Stellt euch eine Stadt von hunderttausend Menschen vor, deren erwachsene Männer alle gestorben sind. Dann habt ihr in einem Bild das Bergarbeiterschicksal in den letzten zwölf Jahren. Stellt euch, wenn ihr wollt, die fünfundzwanzigtausend Särge vor! Zehn Stunden braucht ihr, an den toten Bergarbeitern vorbeizuwandern. Oder nehmt die Särge und stellt sie auf Leichenwagen, wenn ihr wollt, und ihr habt einen Zug toter Arbeiter von der Stadt Essen quer durch das ganze Westfalen bis nach Hannover hinüber ...[777]

Stenbock-Fermor verfährt da anders, moderner, vielleicht auch nur journalistischer. Wie Döblin, Reger und Bronnen baut er Fremdtexte ein: Zeitungsberichte, Anzeigen, Statistiken, Betriebsdaten.[778] Gerne verlässt er sich auf Beobachtungsprotokolle anderer Dokumentaristen. Das folgende, abschnittweise wiedergegebene Zitat hat Stenbock-Fermor dem Bericht eines Beauftragten des »Deutschen Vereins für Wohnungsreform« entnommen – er ist den Wohnverhältnisse im erzgebirgischen Rübenau gewidmet:

> Über die steile Stiege, wie man sie in all diesen kleinen Häusern trifft, erklimmen wir das Dachgeschoss. Wiederum links, über der Wohnküche gelegen, die Schlafkammer, rechts über dem Kuhstall der Heuboden. In der sehr niedrigen und engen Schlafkammer, unter dem unverschalten schrägen Schindeldache zwei Bettstellen und eine Kinderbettstelle für den Schwiegersohn und seine Familie. Das eine Bett steht quer, direkt unter dem kleinen Fenster, das zweite Bett steht längsseitig. Es stößt mit der Schmalseite unmittelbar an das erstere an. In dem von beiden gebildeten rechten Winkel steht längsseitig des zweiten Bettes, ebenfalls unmittelbar nebeneinander, das Kinderbett. So bilden diese drei Betten eine zusammenhängende Liegefläche. Das ist notwendig, nicht nur, weil die Kammer nicht mehr Stellraum bietet, sondern weil in dem längsseitig neben dem Kinderbett stehenden Bett die Mutter mit drei Kindern zusammenschlafen muss und diese vier Menschen genügend Liegefläche nur finden, indem sie sich quer in das Bett legen und die Füße über die Kinderbettstelle strecken. Die Mutter – 29 Jahre alt – ist hochschwanger und hat infolgedessen erhöhtes Bedürfnis, einmal gerade zu liegen. Diese Wohltat erweist sie ihrem Körper immer am Mor-

gen, indem sie dann eines der bei ihr liegenden drei Kinder zum Vater hinüberreicht, der in der Bettstelle unter dem Fenster mit seinem sechsjährigen Jungen zusammenschläft. Über dem Kinderbett neigt sich das schräge Dach im spitzen Winkel. Der Engraum jenseits des Kinderbettes ist ausgefüllt mit aufgestapeltem Brennholz. Leicht vorzustellen, welche Düfte das Haus bis in den kleinsten Winkel hinein durchschwängern: unter einem Dach 9 Menschen und 3 Kühe, Heu, Holz usw. Dabei ist das Haus triefend nass.[779]

Diese Prosa ist wie Barthels Schilderung des Außenbetriebs einer Grube äußerst genau und um Vollständigkeit bemüht. Im Duktus unterscheiden sich die beiden Texte diametral: Der Dichter kann in aktiver Sprachgestaltung mit der Dynamik und Macht der Prozesse mithalten. Der Inspektor setzt ein vertracktes und verdammtes Hauswesen Stück für Stück wie ein Puzzle zusammen. Anders als der Dichter tut er nicht so, als würde sich alles automatisch ergeben. Er will den Plan dieses Lebens begreifen und begreifbar machen. Das ist nicht weniger eindrucksvoll als Barthels schwungvolle Glanznummer; vor allem überzeugt, dass der Inspektor nicht pauschal die Hände über dem Kopf zusammenschlägt und seine Bewertung abgibt.

Stenbock-Fermor hat sich einige Jahre nach Barthel besonders intensiv der Sparte der Heimarbeiter gewidmet, bei der viele Deutsche wohl an 19. Jahrhundert und an Gerhart Hauptmann und Käthe Kollwitz gedacht haben mögen. Aus den amtlichen Statistiken des modernen Deutschland fällt diese Berufsgruppe schon heraus. Tatsächlich waren aber gerade in Zeiten wirtschaftlicher Not viele Menschen auf diese minimale Einnahmequelle angewiesen, die in der Regel, wenn sie überhaupt das Existenzminimum sichern sollte, den Einsatz der ganzen Familie forderte. Mit den spröden Worten des zeitgenössischen Brockhaus: »Die Heimarbeit vollzieht sich meist unter sehr ungünstigen Raum-, Licht- und Luftverhältnissen, so dass der gesundheitliche Gesundheitszustand der Heimarbeiter schlechter als der anderer Arbeitergruppen ist.« Es wurden in der Weimarer Republik zahlreiche einschlägige Gesetze und Verordnungen erlassen – gegen Kinderarbeit, für Mindestlöhne, Arbeitsschutz und Gesundheitskontrolle; schaut man sich die Bilder in Stenbock-Fermor an, so scheinen die Maßnahmen nicht recht gegriffen zu haben. Bildunterschriften berichten Zustände wie in dem zitierten Text, das Anwesen in Rübenau betreffend, wo im Nebenerwerb ein wenig Landwirtschaft betrieben wird, was für diese Gegend und Sozialstruktur typisch war. Aber auch den betrieblichen Arbeitern geht es nicht besser: »Rübenau, Holzarbeiter und Familie. Erblicher Kretinismus [fünf Kinder], Arbeitsstätte 15 km vom Haus. Der Mann geht diesen Weg jeden Tag zu Fuß hin und zurück. Wochenverdienst 25 Mk.«

Die dazugehörigen Fotografien sehen alle gleich aus, sie könnten auch dreißig Jahre früher entstanden sein und sind es zum Teil auch. Immer werden die Menschen in ihren Wohnunterkünften aufgenommen, nie bei der Arbeit und so gut wie nie im Freien, wie das August Sander tat. Die Fotografen bringen kein eigenes Licht mit und



Abb. 60. Wohnquartier von Heimwerkern im Erzgebirge, aus: Stenbock-Fermor, *Deutschland von unten,* 1931

können oder wollen nicht mit dem wenigen Licht umgehen, das in die Stuben fällt: Das Gegenlicht überblendet und der Rest wird schnell von Schwärze verschlungen (Abb. 60). Selbstverständlich war es nicht einfach, in engen Räumen mit großer Kamera und Stativ Bilder zu machen, aber man hat das Gefühl, dass die Milieu-Fotografie nicht anders wollte: »How the other half lives« an den Bedingungen, den Umständen auszurichten und nicht an Studien einzelner Menschen, signifikanter Akte, sprechender Objekte. Es ist der große Verdienst der etwas später einsetzenden Fotografen der »Farm Security Administration« in den USA, bei der Dokumentation des Lebens hilfsbedürftiger und abgekämpfter Menschen ganz andere Wege beschritten zu haben.

Barthels Buch spricht im Untertitel von Lichtbildern und Schattenrissen. Was wären die Lichtbilder? Die Gravitationszentren Deutschlands lagen in Mitteldeutschland, an der Ruhr, in Hamburg und Berlin. Es gab ein ausgeprägtes Nord-Süd-Gefälle – aus der Sicht des Kapitals und damit auch der Arbeiterschaft und unserer Autoren. Da die Produktionsverhältnisse für den Vertreter des Proletariats nur im Schattenriss wiederzugeben waren, mussten die Lichtbilder im Süden zu finden sein, einem Land ohne große Industrie, mit anderem Lebensrhythmus und vor allem mit viel Natur. Das produktive Deutschland ist unendlich reich – man denke noch einmal an die Karte des Erzgebirges –, aber das Reich ist auch darin reichhaltig, dass es zwei Zonen enthält. Süddeutschland ist für Barthel das deutsche Italien, das Land, das die

vorindustriellen Deutschen mit der Seele suchten. Brauchte der Autor im Norden und in der Mitte keine Unterschiede zwischen urbanen und ländlichen Regionen zu machen, weil sie als »Werkstättenlandschaft« ineinanderflossen, muss er sich jetzt um die Individualität der Orte, vor allem der kleinen Städte bemühen. Barthel hat sehr feine Miniaturen über Donaueschingen, Blaubeuren und Ulm geschrieben, und er vermag es, der kleinen Stadt eine ganz andere Geschichtstiefe zu geben, als es in den Gegenwartszone der Industriegebiete nötig und möglich war. Als er noch im Norden auf wanderlustige Jugendliche trifft, fühlt er sich quasi verpflichtet, zu denken oder zu sagen: »Das zärtlichste Tal, die schönste Quelle macht nicht satt. Um die allerschönste Stadt schwebt noch der Schatten des Kampfes um das bisschen Brot.« Aber dieser herbe Realismus verliert sich zunehmend, wird fast zur Pflichtübung. Am Ende verabschiedet sich der Arbeiterschriftsteller nach Art deutscher »Geistiger« als »einsamer Mensch« auf dem Gipfel eines Berges. In diesem Fall ist es der Brocken, aber an die sagenhafte Versammlung der Hexen aus ganz Deutschland sollen wir nicht denken. Es geht am Ort des Überblicks schon um den Geist, um die Hebung der Lebensform:

> Auch auf dem Brocken erfasste sein Herz noch einmal die Idee vom zweiten Dasein, das der Mensch schon hier auf Erden erleben kann. Die Arbeit war das erste Dasein. Sehr oft war es überhaupt gar kein Dasein, sondern nur Sterbeangst und ein wenig Wollust vor dem Tode. Aber teilhaftig werden aller Dinge, die über der Arbeit stehen, weil sie aus ihr quellen, teilhaftig werden der Vertausendfältigung und Vergeistigung des Blutes: Aufschwung im Sozialismus – das war das zweite Dasein. Ja, schon wuchsen dem grauen Volk der Tiefe die Flügel zum Aufstieg.[780]

Man liest das nicht ohne Beklemmung, wenn man weiß, dass Barthel zum hochdekorierten, vielgefragten Barden des Dritten Reiches wurde. Hätte Barthel in diesen Text nur ein »National« dem »Sozialismus« vorausschicken müssen, um die Männer des neuen »Aufstiegs« zufriedenzustellen? Die Antwort heißt: Nein. Das ganze Buch hätte er für das nationalsozialistische Deutschland nicht neu auflegen oder umschreiben können. Ab 1933 wurde Arbeit nur noch heroisiert oder mystifiziert oder auf ihre technischen Errungenschaften reduziert. Auch das »zweite Dasein« besetzten die Nazis jetzt anders: Arbeit als »Sterbeangst« wurde in Arbeit als Dienst an Volk und Staat umgewandelt und »Kraft durch Freude« diente der »Erhaltung des Arbeitsfriedens durch Befriedung der Arbeitenden«. »Kraft durch Freude« war eine Unterorganisation der »Deutschen Arbeitsfront«, ein Wort, das alles besagt. Nun tendieren Schlussworte zum Höhenflug, und der hier zitierte lädt alle, die den Berg besteigen, mit ein. Wenn man sich aber diese Sätze noch einmal genauer anschaut und die etwas unglückliche Konstruktion auflöst, erkennt man den für faschistische Zwecke unbrauchbaren und genuin materialistischen Gedankengang: Kultur ist Teilhabe,

und Kultur ist Arbeit. Das »zweite Dasein« steht über dem ersten, geht aber aus diesem hervor. An der »Vertausendfältigung und Vergeistigung des Blutes« der Schaffenden teilzuhaben ist »zweites Dasein«. Die Weimarer Denkfigur rastet hier wieder ein: Deutschland, deutsche Kultur gibt es nur als Pluraletantum.

> Immer noch wehte der Nebel. Immer noch wanderte der einsame Mensch über den Berg. War er einsam? Nein, er kam aus der Tiefe des Lebens, und da lebten seine Brüder. Stand er nun am Ende seiner Reise? Auch nein, er hatte in den letzten Monaten nur flüchtig einige Städte, Landschaften und Menschen streifen können. Das Bild, das er von Deutschland entworfen hatte, war ein unvollkommenes Bild mit vielen Schattenseiten. Aber vielleicht ist es ihm doch gelungen, dieses oder jenes Herz zu rühren oder aufzupeitschen. Wir alle leben ja nur auf einer Wanderschaft. Es ist ein langer Weg nach Deutschland. Aber dort liegt unser Herz.[781]

Stadtgestalt – Geschichtsgestalt: Ricarda Huch I

Professor Jodoci, der in Regers *Union der festen Hand* den Chef-Ideologen des Interessenverbandes der Ruhrindustrie spielt, erklärt seinen Auftraggebern auf dem »ersten öffentlichen Meeting der Union«:

> Aufklärung und Liberalismus hätten den Egoismus des menschlichen Ich übersteigert – weg damit! Kollektivismus sei die organisierte Begehrlichkeit der Masse – weg damit! Während der Mammut Berlin immer mehr anschwelle, verarme die Provinz mit ihrer Kultur und ihrem Kinderreichtum. Nur vierzigtausend Säuglinge gebe es in Berlin, aber zweihunderttausend Hunde, daran erkenne man den sittlichen Tiefstand. Deshalb sei der demokratische Staat durch ein ständisches Gesellschaftsleben zu ersetzen, das von einem neuen Adel geleitet werden müsse; darunter verstehe er eine Auswahl biologisch und ökonomisch führender Kräfte. Man werde ihm das Wort ›Mittelalter‹ entgegenschleudern; jawohl, er scheue es nicht, er spreche es aus, dass er ein neues Mittelalter wolle, in dem der Geist der Kraft über die Kraft des Geistes triumphiere.[782]

Vieles spricht dafür, dass Reger sich hier Max Scheler zum Vorbild nahm, den Kölner Philosophen, der nicht nur an Rhein und Ruhr großen Zuspruch fand – zu den inhaltlichen Gründen werde ich noch kommen. Aber das Schlagwort »neues Mittel-

alter« ist ausgegeben, und man kann ganz allgemein sagen, dass das Mittelalter für die Weimarer Zeit denselben Stellenwert hatte, den die Antike für die italienische Renaissance besaß: eine nützliche Vergangenheit, groß, national und sehr gegenwärtig.[783] Wir dürfen noch einmal darauf hinweisen, dass Deutschlands modernster Fotograf, Albert Renger-Patzsch, nicht allein zeitgenössische Industriebauten und -produkte ablichtete, sondern 1928 mit drei Bildbänden auf dem Markt kam, in denen das Mittelalter das Hauptthema war: *Lübeck, Das Essener Münster* und *Norddeutsche Backsteingotik*. Die zwanziger Jahre arbeiteten in Deutschland und nur dort stilistisch an einer Mittelalterrenaissance: Das ergab den sogenannten Zackenstil und Ziegelexpressionismus, den Catharina Berents als die deutsche Antwort auf das französische Art Déco vorgestellt hat.[784] In der Kunstgeschichte wurde Gotik wie ein »Über-Stil« gehandelt und ungeachtet ihres französischen Ursprungs als dem deutschen Wesen verwandte Formensprache hoch bewertet.[785] Aber wir wollen bei den deutschen Städten bleiben und kommen zu den zwei Autoren, zu Ricarda Huch und zu Konrad Weiss, welche in der mittelalterlichen Stadt den Spiegel deutscher Geschichte und Wesensart erblickten – *Deutschlands Morgenspiegel* wollte ja Konrad Weiss sein erst nach seinem Tod erschienenes Städtebuch nennen, den Spiegel meinend, in den Deutschland zuerst, am Morgen seiner Geschichte, geschaut hatte.

An ihre Freundin Marie Baum schrieb Ricarda Huch im Sommer 1926: »[…] ich möchte ein Buch schreiben, das ein Bild von Deutschland gäbe, die Schönheit seiner Städte, seiner Dörfer, seiner Landschaft, darin anknüpfend geschichtliche Erinnerungen, sagenhafte Anklänge usw. … Wie wäre es, wenn wir zusammen auf diese Wanderung durch Deutschland gingen?«[786] Die drei Bücher, die aus diesem Vorsatz wurden, die *Lebensbilder deutscher Städte,* porträtieren 70 deutsche Städte, ihre Gestalt und vor allem ihre Geschichte, diese aber beschränkt auf die Zeit des »alten Reichs«, also bis etwa 1800, und mit einem absoluten Schwerpunkt auf der Epoche des Mittelalters. Huch wusste natürlich um die Konkurrenz der schnell sich vermehrenden Bilderbücher. Sie hatte selbst eines mit einem Vorwort versehen: Martin Hürlimanns *Deutschland. Landschaft und Baukunst* (1931). Es war ihr klar, dass solche Bücher »direkt fotografiert sind«, um noch einmal Erik Reger zu zitieren, und der Regie oder der Ergänzung durch ihre Feder nicht bedurften. Huch zeigt aber, dass die Vergegenwärtigungskraft ihrer Sprache einer Stadtgestalt gewachsen ist. Im Fall von Marburg klingt das so: »Von allen Seiten hebt sie sich aus dem Tal herauf, rückt und klettert, schwingt und stemmt sich und bezeichnet die erkämpften Stellen mit Giebeln und Türmen, bis sie endlich mit der Krone, dem Schloss auf der Höhe, zusammenwächst.«[787] So baut Huch die Stadtsilhouette in einem Satz nach, um sich dann sogleich dem einzelnen Bauelement zuzuwenden und auch dieses wieder in den Gesamtzusammenhang einzubinden. »Auch die einzelnen Häuser sind vom Geist des Aufschießens ergriffen: sie sind besonders schlank und hoch und müssen es ja auch sein, damit eins über das andere hinwegsehen kann. Die Schlankheit der Häuser und

die Schwungkraft der Straßen, deren Stelle oft Treppen vertreten, geben der Stadt etwas Junges und Stürmisches.« Vor allem aber grenzt Huch sich von den Bildbänden ab, indem sie eine Essenz ihres Gegenstandes zu gewinnen sucht, der der Fotografie unzugänglich ist. Man könnte sie Geschichtsgestalt nennen.

Huch hat in den zwanziger und dreißiger Jahren vorwiegend historische Bücher und gesellschaftstheoretische Traktate verfasst. Der Zusammenbruch von 1918 führte sie auf diese hartnäckige Suche nach einem Erbe aus deutscher Geschichte, das nicht verloren gehen durfte und das den Neuanfang beflügeln sollte. Das politische Credo der Ricarda Huch umfasste eine Reihe von Prinzipien: »Selbstverwaltung und Dezentralisierung, organische Entwicklung und genossenschaftliche Gemeinschaft, Freiheit und gesellschaftliche Verantwortung; ›erworbene Rechte und gegenseitige Verpflichtungen‹ sind die bestimmenden Elemente ihrer Staatsidee«, so formulierte es Bernd Balzer in seinem Nachwort zu Ricarda Huchs *Lebensbilder deutscher Städte.*[788] Da mischen sich, unschwer zu erkennen, Maximen der Lebensreform um 1900, auch Neo-Romantik genannt, mit sozialistischem Ideengut – man könnte auch von »romantischem Sozialismus« sprechen und wäre damit schon bei einer Initialzündung dieses Deutschlandbuches angelangt. Und das geographische, historische und ideelle Auffangbecken all dieser Ideen war das »Reich«, diese bis 1933 unzerstörbare Idee, der Huch eine eigene Fassung gab.

Huchs Darstellung hat mit dem journalistischen Ansatz der Reiseschriftstellerei nichts gemein. Das »Nebenbei«, das überraschende »Objet trouvé«, ohne das Benjamin, Hessel, Bloch, Roth und Kracauer es nicht tun, die Reflexion der Reisebedingungen, das alles sucht man bei Huch vergebens. Dennoch hat sie auch kein Werk der Wissenschaft geschrieben. Dazu sind diese Bücher nicht nur zu erzählerisch angelegt, dazu bergen sie auch zu viel »Botschaft«. Es sind mehrere Leitgedanken, die Huch helfen, das höchst diverse Material zusammenzuhalten. Zur Themenwahl zuerst: Deutschland in seinen Städten abzubilden ist implizit eine Abkehr von Regionalismus und Nationalismus, ist ein Bekenntnis zum Land einer bedeutenden lokalbürgerlichen Tradition, wie sie sich auch im 19. Jahrhundert gegen die Macht der Gliedstaaten und des Reiches zu erhalten wusste – siehe noch einmal Thomas Manns Bekenntnis: »Ich bin Städter, Bürger, ein Kind und Urenkelkind deutsch-bürgerlicher Kultur.«[789] Indem Huch mit dem Ende des Reiches aufhört, vernachlässigt sie den »Lokalismus« des 19. Jahrhunderts. Was die 1864 geborene Huch in der Jugend und als junge Frau an städtischer Kultur erlebte, buchte sie wohl schon als Verfall von Eigenständigkeit und Vielfalt.

Was nun den hohen Rang der Gesellschaftsform der alten Stadt angeht, so schreibt die Verfasserin im Vorwort, gleich nach dem ersten Satz:

> Ich glaube, dass es eine Grenze des Umfangs gibt, jenseits welcher die Dinge und Verhältnisse nicht mehr schön, nicht mehr zweckdienlich, nicht

> organisch mehr sein können, und ich glaube, dass wir diese Grenze überschritten haben. Nur das halte ich dem Menschen angemessen, was er persönlich übersehen kann, nur das befriedigt seinen Schönheitssinn und seine Vernunft. Aus diesem Grund liebe ich unsere alten Städte, so wie sie etwa bis zum Beginn des neunzehnten Jahrhunderts waren.[790]

Hier wird die Frage nach der richtigen politischen Größenordnung gestellt, eine Frage, die schon die Aufklärung mit Blick auf Athen und Rom, aber auch auf Genf und Paris diskutierte. In der kulturkritischen Hauptschrift dieser Jahre, in dem Großessay »Entpersönlichung« (1921), hat Huch diesen Gedanken zunächst einmal theoretisch ausgearbeitet. »Mit der Umwandlung des Reichs der persönlichen Beziehungen in den unpersönlichen Staat, mit der Umwandlung der Naturalwirtschaft in Geldwirtschaft, mit der Begründung der Herrschaft der Wissenschaft begann die Entpersönlichung des Abendlandes.«[791] Der Begriff »Reich« wird hier und im Städtebuch bewusst ungenau verwendet: Er meint die Nahwelt der täglichen Lebensführung, er verweist auf die überschaubare politische Sphäre der selbstständigen Stadt, er impliziert aber auch größere Ordnungen wie den Bund und das Heilige Römische Reich Deutscher Nation, das Huch in den »Lebensbildern« wieder als das Reich der »persönlichen Beziehungen« anspricht. In diesen Konzeptionen von »Reich« stand nicht die geographische Qualität obenan und nichts läge ferner als eine geopolitische Besetzung des Begriffs – primär war die soziale Qualität, deren Pflege die Romantik, kaum war das Heilige Römische Reich zu Ende gegangen, als erste wieder einfordern sollte: die »menschlichen Gemeinschaftsbeziehungen«, wie es der Historiker Georg von Below ausdrückte, der im Grunde Huchs zwei Leidenschaften teilte: die Leidenschaft für die Romantik und für das »Das ältere deutsche Städtewesen und Bürgertum«, so der Titel einer seiner Hauptwerke. Im Buch von 1921 führt Huch weiter aus:

> Das Reich der persönlichen Beziehungen können wir auch definieren als das Reich, in welchem der Einzelwille und der Wille zum Ganzen nicht grundsätzlich voneinander getrennt sind, sondern in den einzelnen Personen zusammen und gegeneinander wirken, so dass jeder zugleich Privatperson und öffentliche Person ist, zugleich sich selbst und das Ganze vertritt.[792]

Zumal die Deutschen hätten im 19. Jahrhundert diese Einheit aus Individuum und politischer Person aufgegeben und sich als »Privatpersonen« und nicht gleichzeitig als »Gemeinperson« entwickelt. »Nur die Not der Zeit kann helfen, indem sie jeden Einzelnen auf sich selbst stellt und zwingt, sich persönlich für sich und andere einzusetzen.«[793]

Das Buch endet mit dem programmatisch überschriebenen Kapitel: »Selbsthilfe und Selbstverwaltung die wünschbare Staatsform der Zukunft«. Damit ist der An-

schluss an das mittelalterliche Städtewesen hergestellt und quasi eine Rampe für die Städtebilder geschaffen. Selbsthilfe und Selbstverwaltung bildeten die Basisstrukturen der Korporationen, vor allem der Zünfte, sie regulierten aber auch das mittelalterliche Gemeinwesen, und auf höherer Ebene wirkten sie in den deutschen Städtebünden weiter. Die Gilden und die Bünde repräsentierten für Huch die zugleich progressivste und menschlichste Sozialform. Das germanische Element, das sie voraussetzte, war das Verlangen nach Freiheit. »Innerhalb der Weltlichkeit waren es die Städte, durch die in die glanzvolle, schwerterklingende, erhabene Geschichte des deutschen Adels eine neue Kraft eindrang, die Freiheit.«[794] Städtebünde wie die Hanse erreichten »genossenschaftliches Zusammenwirken bei vollkommener Wahrung der individuellen Interessen und Besonderheiten«.[795] Dieses Modell von Vertrag herauszustreichen, nachzuspüren, wie sich Rechtsgleichheit mit Unabhängigkeitssinn paaren ließen, musste der Zeitgenossin Huch besonders am Herzen liegen, wurde doch ihre Gegenwart von der Antithese eines solchen Vertrags verdunkelt, vom Versailler Vertrag.

Ricarda Huch II: Die Welt des Mittelalters und wir

Huchs *Lebensbilder* schildern die mittelalterliche Geschichte und Gestalt der deutschen Städte und laufen mit einigen summarischen Angaben zu Neuzeit und Moderne aus. Was Eigenart und Botschaft der bevorzugten Epoche angeht, so teilt Huch nicht das Mittelalterbild, das der bekannteste und einflussreichste deutsche Philosoph der zwanziger Jahre, Max Scheler, gezeichnet hat – in der Stadt Köln, deren Geschichte ihn eigentlich etwas anderes hätte lehren können, wie wir noch aus Huchs entsprechendem Städtebild erfahren werden. Die zentrale Schrift Schelers heißt *Vom Umsturz der Werte*, sie erschien zuerst 1919. Der Scheler-Forscher Endre Kiss hat die Position des Mittelalters im geschichtsphilosophischen System Schelers folgendermaßen resümiert:

> Im Mittelalter herrschte eine hierarchische Ordnung der Werte, die jedem Wert bzw. Wertsubjekt ihren naturwüchsigen Ort zuwies. Sie verwirklichte eine weitgehende Harmonie: die Einzelnen fühlten sich mit Recht ins Ganze aufgenommen, jedermanns Existenz war affirmativ und jedermann affirmierte die Existenz des Anderen bzw. des Ganzen. Scheler nennt dies ›ewige Ordnung‹ des Menschenlebens und identifiziert sie mehr oder minder offen mit der katholischen Kirche.[796]

Solches Ordo-Denken hatte nach dem Krieg nicht nur in katholischen Kreisen Konjunktur: Man findet es bei Hugo von Hofmannsthal, Hermann Broch und Hermann

Hesse, aber der wichtigste Autor in diesem Kontext war ein Schüler Schelers, Paul Ludwig Landsberg, der 1922 mit 21 Jahren die schnell wiederaufgelegte Schrift *Die Welt des Mittelalters und wir. Ein geschichtsphilosophischer Versuch über den Sinn eines Zeitalters* publizierte.[797] Es spricht viel dafür, dass Huch dieses Buch gekannt hat – in Literatenkreisen stieß es auf viel Sympathie, wurde es doch als eine frische, authentische Stimme der Jugend wahrgenommen. Hermann Hesse verfasste in seiner Zeitschrift mit dem schönen Titel *Vivos Voco. Zeitschrift für neues Deutschtum* eine begeisterte Rezension: »[D]ieses Buch«, prophezeite er, »werde in Bälde als Fahne über einer großen Anhängerschar stehen.«[798] Hugo von Hofmannsthal folgte dem Appell und übernahm wohl von Landsberg das Schlagwort der »konservativen Revolution«. Und Hesse selbst ließ sich für das »Neue Mittelalter« seines Romans *Das Glasperlenspiel* von Landsberg anregen.

Geschichte ereignet sich, Landsberg zufolge, in folgendem simplen Rhythmus: »von der Ordnung zur Gewohnheit und von der Gewohnheit zur Anarchie, und dann von der Anarchie wieder zur Ordnung«[799]. In anarchischer Zeit lebend, entwirft der Autor die nächste Ordnung aus dem Geist des »Neuen Mittelalters«, wohl wissend, dass er von einem überhistorischen Ideal handelt: »Es ist dabei klar, dass das Wort weniger einen bestimmten Zeitraum bezeichnen soll, als eine menschliche Grund- und Wesensmöglichkeit […].«[800] Dieses ideale, übergeschichtliche Mittelalter ist für ihn die Zeit der Ordnung, es bildet ein »sinnvoll und zierlich geordnetes Ganzes«, zu dem sich Schöpfung und Menschenwelt vereinen. Das »neue Wir«, das Landsberg gegen den bürgerlichen Individualismus heraufbeschwört, sucht die Ordnung stiftende »Einheit von Form und Leben« wiederherzustellen; dem »Zeitalter als ganzem«, findet Landsberg, »tut Bindung und nicht Lösung not. Es torkelt, es braucht einen Halt.«[801] Hugo von Hofmannsthal wird das fünf Jahr später in seiner berühmten Rede »Das Schrifttum als geistiger Raum der Nation« wiederholen – zum Teil wörtlich. So kommt Landsberg zu dem Schluss: »Die konservative Revolution, die Revolution des Ewigen ist das Werdende und schon Seiende der gegenwärtigen Stunde. Die in ihr Stehenden sind die, mit denen mein Titel mich als ›Wir‹ zusammenfassen soll.«[802]

Das Mittelalter als »verwirklichbare Maßgestalt« wiederzugewinnen war mit Sicherheit eine Vorstellung, der Ricarda Huch viel abgewinnen konnte. Sie hätte auch Landsbergs Auffassung geteilt, dass der »Sinn« einer Epoche nicht in deren Nachahmung, sondern nur in deren Übersteigung erreicht wird: »Wir können nur da von einem anderen Zeitalter lernen, wo es mehr ist als es selbst, wo es in das Ewige ragt.«[803] Aber was nun die Füllung des Konzepts anbelangt, so entfernte sie sich von Landsberg, von der ganzen Scheler-Schule, an deren Mittelalter-Bild ihr das »Leben« fehlte, das nach Huch eben nicht »sich ruhig bewegt und nach ewigen Gesetzen und Ordnungen« abläuft, wie Landsberg das sieht, sondern »Gegenwirkungen« erfahren und ertragen muss.

Für Huch war deutsch und frei eine Wesensverwandtschaft, sie sah sie »romantisch sozialistisch« im Genossenschaftswesen begründet:

> Die deutsche Freiheit, die im Mittelalter einen staatlichen Körper ausbildete, bestand darin, dass aus dem Volke eine Fülle sich selbst verwaltender Glieder hervorging, die sich nach innewohnendem Gesetz und jeweiligen Bedürfnissen entfalteten und nebeneinander verbreiteten, nicht ohne sich gegenseitig zu stören und zu bekämpfen, aber doch ein bedeutendes, wirkungsfähiges Ganzes bildend.[804]

Das Stichwort ist hier »sich gegenseitig zu stören und zu bekämpfen«. Huch setzt auf Vielfalt als Pluralismus – »für unser durch die Staatsmonotonie abgestumpftes Auge wohl ein fremdartiger« Eindruck –, aber sie will das »Ganze« als Kampfzone. »Gott will selbst den Gegensatz«, erklärte Huch schon in der Schrift über die Entpersönlichung, »damit der stolze Mensch erfahre, dass er Teil eines Ganzen ist, muss er Gegenwirkung erleiden; nur dadurch wird er seiner Unvollkommenheit und seiner Schwäche inne, und der Notwendigkeit, sich durch andere zu ergänzen. Das was uns antastet und angreift, ist unser Heil; es bewahrt uns vor Erstarrung, zu der unsere Neigung, uns auf uns selbst zu beschränken, leicht uns führen kann.«[805]

Sie vergleicht die »Wechselbeziehung von Wirkung und Gegenwirkung« mit »dem gesunden Stoffwechsel«; die gegensatzlose »Erstarrung« ist neben »Entpersönlichung« das zweite Grundübel der Moderne. »Der erstarrte, eigentlich der tote Mensch, hat sich mit einer starren Natur umgeben, die nach Gesetzen abläuft, einem Mechanismus.«[806]»Nur solange wir uns als verwandlungsfähig erweisen, leben wir; unser Untergang besteht darin, dass wir in bequem gewordenen Zuständen erstarren.«[807] Die historischen Gründe für diesen Erstarrungszustand sucht Huch in dem »Reich der unpersönlichen Beziehungen«, also in der Neuzeit, wo Rationalismus, Militarismus, Beamtentum das Sagen haben.

Ihr persönlicher Aufbruch in Richtung einer Art von aktivistischer Mittelalter-Renaissance verdankte Huch dem Revolutionsjahr 1918/19. Huch war selbst einmal für kurze Zeit »zünftisch« organisiert. Das war, als sie in München lebte, während der Rätezeit. Sie trat im November 1918 dem »Rat geistiger Arbeiter« bei. Allerdings kündigte sie nach drei Wochen die Zusammenarbeit wieder auf, »weil man ganz unpolitisch sein will, nur den Zweck der Wahrung der Berufsinteressen hat«.[808] Wenn man bedenkt, dass Heinrich Mann und Kurt Eisner auch Mitglieder dieses Rates waren, will man das nicht so recht glauben. Und wenn man Thomas Manns Tagebuchnotiz vom 10. Dezember desselben Jahres liest, möchte man meinen, dass solche Versammlungen unter Schriftstellern jedem einzelnen von ihnen jede Menge Material lieferten. Er hat das später dann lebensnah in den *Doktor Faustus* übertragen.

Aber auch zu Hause bleibend empfing Huch jede Menge Anregungen. In Gustav Landauers Schrift *Aufruf zum Sozialismus* (1919) las sie von »Formen lebendiger Gemeinschaft aus dem Mittelalter, die man [...] durch all die Jahrhunderte gerettet hat« und die es wiederzubeleben gelte, weil »in ihnen die Keime und Lebenskristalle auch der kommenden sozialistischen Kultur stecken«.[809] Landauer, Münchner »Volksbeauftragter für Volksaufklärung«, spricht im Titel wohlgemerkt von Sozialismus, nicht von Kommunismus; es dürfte Huch auch zugesagt haben, dass er die sozialistische Revolution als ästhetisches Ereignis ansah, das die »in den Gestalten und Rhythmen der Kunst [...] verborgene Wirklichkeit« gesellschaftliche Realität werden ließ.

Aber bei der Rückwendung zum Mittelalter bleibend: In den von Thomas Mann und Ricarda Huch gerne gelesenen *Süddeutschen Monatsheften* schrieb Ernst Troeltsch im April 1919: »Die einen wollen auf dem Weg über das Rätesystem zu einer ständisch-mittelalterlichen Gesellschaftsordnung mit sehr starker Herabsetzung der Produktion und mit starker kirchlicher Leitung.«[810] Huch aber kam über noch einen anderen Autor dazu, die Rätedemokratie der jüngsten Vergangenheit in die ältere Geschichte, jetzt speziell Deutschlands, einzuordnen und diese unter einer ganz neuen, durchgängigen Perspektive wahrzunehmen. Das Buch des Wiener Journalisten Sigmund Rubinstein hat den Titel *Romantischer Sozialismus. Ein Versuch über die Idee der deutschen Revolution*; es erschien 1921 im Münchner Dreimasken-Verlag, einem damals wie heute führenden Theaterverlag, der aber zur selben Zeit ein anspruchsvolles gesellschaftspolitisches Programm auflegte – im selben Jahr erschienen dort die gesammelten Schriften Max Webers. Der 1869 geborene, heute vergessene Rubinstein gehörte dem Redaktionsstab der *Wiener Freien Presse* an.[811] Um es kurz zu sagen: Die »Idee der deutschen Revolution« ist für Rubinstein identisch mit dem mittelalterlichen Gildenwesen. »Die Ahnentafel der Ideen, die im revolutionären Deutschland um Erfüllung ringen, ist kein Familiengeheimnis. Gegner und Anhänger haben frühzeitig Schlagworte ausgestreut, die die Spuren weisen: Gebundene Wirtschaft, also Rückfall ins Mittelalter, Räte und Wirtschaftskammern, also Wiederkehr der ständischen Gliederung der Nation, Wirtschaftskorporationen, also Neuauflage der Zünfte.«[812]

Rubinstein hat in seinem Werk das hohe Lied der mittelalterlichen Stadt und ihrer zünftischenen Verfassung gesungen. Er hat auch gleich eine Gesamtperiodisierung deutscher Geschichte vorgenommen, die Huchs Überzeugungen und Erfahrungen, die Zeit des Zweiten Reiches betreffend, voll entsprach. Bei der Gegenwart anfangend schreibt er:

> Die deutschen Menschen suchen zurzeit den Übergang aus einer von oben her schematisierten, nach oben zulaufenden sozialen Ordnung zu einer von unten her orientierten, auf der breiten Arbeitskraft des Volkes ruhenden Gesellschaft. Die deutschen Städtebürger hatten diese Leistung vollzogen. Sie befreiten sich von der Feudalordnung der ersten mittelalterlichen Jahr-

> hunderte. […] Die Ursprünge des Städtegeistes fallen in das üppige Gildenwesen. Die Gilde, die Vereinigung gleicher Genossen, sog den ganzen Menschen in sich. Sie fasste das religiöse, das politische und berufliche Dasein ihrer Angehörigen in eins. Es gab keinen dem Volk fremden Staatsapparat, der die Ordnung schirmte. […] Aus solchen Gilden wuchsen die deutschen Stadtgemeinden. Der Gildengeist: der Geist freier Genossenschaftlichkeit und die Gildenverfassung: Selbstbestimmung im Kreise von Gleichen durch Vertrauensmänner, die durchaus Vollmacht von der Gesamtheit tragen, geht auf die die städtische Gemeinschaft über.[813]

Die Epoche »höchsten deutschen Volkslebens« (Phase 2), die sich aus den »Feudalbanden« (Phase 1) gelöst hatte, das Mittelalter mithin, endete mit dem 16. Jahrhundert, das die Refeudalisierung, die Fürstenherrschaft brachte (Phase 3). Rubinstein wertet also gegen die Epoche der mittelalterlichen »Gemeinfreiheit« die Neuzeit ab, die er mit für ihn negativen Begriffen wie Machtstaat, Absolutismus, Verwaltung, Rationalität, französischer Einfluss besetzt. Der Phase 4 schrieb er und nicht nur er damals höchste, auch aktuelle Relevanz zu, der deutschen Romantik, die der Autor als eine spezifisch nationale, geistige und in Ansätzen politische Gegenbewegung darstellte. Die Romantik habe nach Rubinstein das Prinzip »Privatheit« überwinden wollen und das »Eingebettetsein der Persönlichkeit im Volksganzen«, die »Bereicherung des Einzelnen durch seine Verwurzelung mit der Gesamtheit« postuliert. Die Restauration, die antiromantische Reaktion aber mündete in die schlimmste Entartung des Gemeinwesens, in die »Militärmonarchie« der Zweiten Kaiserzeit (Phase 5). Mit deren Fall könne die aktuelle Sozialform der »politisch-wirtschaftlichen Demokratie« (Phase 6) »die deutsche Nation zu der dem ursprünglichen Geiste deutscher Mannesfreiheit anliegenden Lebensform zurückkehren, wie sie einmal bereits in der städtischen Verfassung geblüht hat«.[814]

Rubinstein gehört zu der nicht kleinen und nicht unbedeutenden Schar derer, für die »die Zähmung der Moderne durch die Herstellung neuer Gemeinschaft einen primären Rang einnimmt«.[815] Dieses »kollektivistische Credo« tritt an gegen ungefesselten Kapitalismus und pluralistische Demokratie, ist aber nicht per se antidemokratisch. Realpolitisch konnte Rubinstein nur auf den Paragraphen 165 der Verfassung von 1919 verweisen – er tut es mit Genugtuung: »Ein Erbe der mittelalterlichen Städtedemokratie und der Romantik fiel endlich heim«, frohlockt der Autor. Tatsächlich war der Paragraph 165 ein winziger Ersatz für die Forderung der Räte vom Frühjahr 1919, neben dem Reichstag ein paralleles Wirtschaftsparlament, eine zweite Kammer, einzurichten, welche für alle Fragen der Volkswirtschaft zuständig sein sollte.[816] Richtig ist, dass Deutschland mit dem Betriebsrätegesetz, das am 4. Februar 1920 in Kraft trat, »zu einem Pionierland in Sachen Wirtschaftsdemokratie« wurde.[817] Troeltsch sah zu dieser Zeit die Entwicklung zum »Gildensozialismus« »be-

reits in vollem Zuge auf diesen Zustand hin«, warnte jedoch vor einer »poetischen Verherrlichung« und den übertriebenen Erwartungen, die »spezifisch deutsche, dem falschen, schematischen und rationalistischen Westlertum entgegengesetzte [...] Lebensordnung« gefunden zu haben.[818] Im Gegensatz zu Rubinstein und Huch hielt er den »Gildensozialismus« für antidemokratisch. Reger hat in *Die Union der festen Hand* beschrieben, mit welchem Zynismus und mit welchen Tricks die Wirtschaftsbosse den neuen Betriebsräten begegneten.

Rubinstein hatte im Detail das Geschichtskonzept vorbereitet, das die großen historischen Studien Ricarda Huchs tragen sollte. Sie beschrieb die Begegnung mit seinem Buch als eine Offenbarung:

> Was ich schon als Kind ganz dunkel wünschte und ahnte und später, erst tastend, dann immer klarer verfolgte, das sehe ich nun auf einmal wirklich werden, sehe seine Quellen, seine Verbreitung, Verfälschung usw. [...] Ich kam mir gestern vor wie ein Moses, der mit einem Blick in das gelobte Land stirbt. Ich sah das Heilige Römische Reich, das ich für mich immer das Reich der persönlichen Beziehungen nannte, wieder aufsteigen, mit einer verjüngten Kirche, die sich einst mit der katholischen wieder zu einer vereinigen wird.[819]

Was sie sonst so gut wie nie tat: Huch schrieb eine Rezension, denn: »das Buch hat einen so tiefen Eindruck auf mich gemacht«, sie verfasste eine engagierte Würdigung, welche die *Vossische Zeitung* kurz nach Erscheinen des Buches publizierte, und widmete den Text ganz der »organischen Idee«, welche die »Wiedererweckung des germanischen-mittelalterlichen Geistes« für die deutsche Situation bedeuten könnte. Huch trug in dieser Rezension das Modell vor, das für ihre Sicht auf die deutsche Geschichte und auf das Deutsche Reich prägend werden sollte:

> Zwei Strömungen werden verfolgt, die sich in Deutschland stets bekämpften: die rationalistische oder individualistische und die romantische oder genossenschaftliche; jene betrachtet den Menschen als Einzelwesen, der von außen durch Herrschaft zur Einheit zusammengefasst werden muss, diese als ein Kollektivwesen, das sich freiwillig zu Organen gliedert, die sich wiederum freiwillig zu einem beweglichen Ganzen zusammenschließen; jene führt zu Zentralisation und Beamtenherrschaft, diese zu Selbstverwaltung und Führung durch Vertrauensmänner innerhalb von Genossenschaften. Das germanische Gemeinschaftsideal [...] gründete sich auf genossenschaftliche Gliederung, auf persönliche Beziehungen; allmählich, im Maße wie die Kraft, welche die mittelalterliche Gemeinschaft begründet

hatte, erlahmte, schlich sich in das mannigfach blühende organische Leben, das unpersönliche System des modernen Staates ein.[820]

Huch und Rubinstein widersprechen sich aber in dem für uns entscheidenden Punkt, wo es um den Ordo-Gedanken geht. »Im Stadtregiment übernahmen die Zünfte politische Aufgaben. Sie versahen sie musterhaft.«[821] So Rubinsteins idealistische Sicht. Huch dagegen sieht Ordnung aus ständiger Auseinandersetzung entstehen. Ordo non sine conflictatione.

Die deutsche Stadt als Kampfzone: Ricarda Huch III

In deutlichem Gegensatz vor allem zur Scheler-Schule nimmt Huch das »gelobte Land« des organisch-genossenschaftlichen Zusammenschlusses als Schauplatz der Klassenkämpfe wahr und kann sich im Grunde von den innerstädtischen Auseinandersetzungen gar nicht lösen. Das Städtebild Freiburg im Breisgau beginnt sie mit einem Mord: »Im 13. Jahrhundert lag die Stadt Freiburg in erbittertem Kampf mit ihrem Landesherrn, dem Grafen von Freiburg. Dabei zeichnete sich ein Metzger namens Hauri besonders aus, indem es ihm glückte, den Bischof von Straßburg zu töten, der dem Grafen, seinem Schwager, zur Hilfe geeilt war.«[822] Die Bürger von Freiburg hätten nicht nur der Tat ein Denkmal gesetzt, sondern auch der Zunft der Metzger fortan den Vortritt bei der Fronleichnamsprozession eingeräumt. Wie anders hätte ein Autor des 19. Jahrhunderts ein Städteporträt angesetzt. Er wäre von den Höhen des Schwarzwaldes herabgestiegen, hätte in der Ferne den Rhein blitzen gesehen und hätte den spitzen Münsterturm seine Kompassnadel genannt – dann wäre ihm schon von weitem die regelmäßige Anlage der Stadt aufgefallen … Bei Huch klingen Introduktionen so: »Im Jahre 1524 nahmen Rat und Volk von Zerbst gewaltsam das Barfüßerkloster ein, um es evangelisch einzurichten.«[823] Huch kann selbstverständlich auch ganz andere Zugänge entwickeln, z. B. so: »Unterhalb des Domberges, wo unter überhängendem Gebüsch die silberne Pader fließt, träumt die Vergangenheit.« Knapper geht es kaum, wenn in einem Satz Lage, Hauptsehenswürdigkeit und Stimmung des Ortes angetönt werden sollen. Paderborn ist der Ort, und Huch bleibt nicht lange bei der Beschaulichkeit: »Eines von diesen kleinen Häusern mit den schützenden Dächern konnte das Wohnhaus des unglücklichen Bürgermeisters Liborius Wichart gewesen sein, unter dem eine Paderquelle hervorfloss, die eines unheilvollen Tages so seltsam rot gefärbt war, dass alle sich entsetzten.«[824] Es reicht also ein zweiter Satz

aus, damit der Ort ein Tatort wird. Ergeben die »Lebensbilder« also eine Sammlung berühmter und interessanter Todesfälle, einen Pitaval auf politischer Grundlage? Noch einmal: Es gibt viele sehr konventionelle Einstiege, aber damit hätten wir ja nur registriert, was zuerst kommt, und es bliebe das Danach, die ungezählten Zwistigkeiten, welche erzählt werden, wenn Lage und Gründungsgeschichte abgehakt sind. Huch unterzieht die These ihres Buches über Entpersönlichung, dass »der Mensch nur lebt, insofern er sich äußert, und sich nur äußert, wenn er Gegenwirkungen erfährt, und das sind Leiden im weitesten Sinne«[825], einer großangelegten Beweisführung auf der Basis stadtgeschichtlichen Materials. Die Einsicht, zu der Carl Schmitt in ihrer klassischen Formulierung erst 1933 und Karl Mannheim erst 1936 vorstießen, aus sehr verschiedenen Perspektiven freilich: »Die spezifische politische Unterscheidung [...] ist die Unterscheidung von *Freund* und *Feind*« – »Politics is conflict and tends increasingly to become a life-and-death struggle«[826], diese agonale Einstellung also hätte in Huchs politischer Grundschrift Bestätigung und in den Städtebüchern unendlich viel Material gefunden.

Die Idee einer geschlossenen Struktur der mittelalterlichen Gesellschaft resultierte aus dem Wunschdenken der zwanziger Jahre, nicht aus einem historischen Wissen – dieses hatte längst zu Einsichten aufgeschlossen, die auch heute noch gelten. In der mittelalterlichen Kommune trafen drei Gruppen und Mächte aufeinander: der jeweilige Landesherr, die patrizischen Geschlechter und die Zünfte. Diese Mächte gingen wechselnde Koalitionen ein und kämpften auf blutigste Weise gegeneinander. Huch, die aus ihren alten Chroniken ja nicht sehr viel mehr an Material ziehen konnte als die Unglücksfälle und Konfrontationen, glättet die Wogen nicht; vieles liest sich wie eine Schilderung aus den Unruhejahren 1918/19, als die drei Mächte Räte, Freikorps und staatliche Ordnungskräfte aufeinanderprallten. Das »Lebensbild« Kölns ist ein gutes Beispiel – Köln, der Ort, an dem Scheler lehrte und Landsberg promovierte. Huch berichtet vom Aufstieg der Geschlechter, die ihren Reichtum in Handel und Zoll verdienten und die hohen Ämter untereinander verteilten. »Härte und Habgier, die nie genug hat, charakterisierte viele dieser mächtigen Familien und erregte Hass sowohl in ihrem eigenen Kreise wie bei den Ausgeschlossenen. Ihre Duldsamkeit gegen Fremde und Emporkömmlinge hatte eine Grenze bei der verzunfteten Bürgerschaft der eigenen Stadt; diese hatte keinen Zugang, weder zur Richterzeche noch zu den Schöffen noch zum Rat und zu den Ämtern.«[827] Im Konflikt mit den Zünften gaben die Patrizier nicht nach, und diesen Zwist nutzte der Erzbischof, um seinerseits die Macht der Geschlechter zu brechen. In offener Schlacht wurde er von diesen geschlagen, worauf er sich mit den Zünften verbündete und die Geschlechter besiegte, sie zum Teil aus der Stadt vertrieb und den Zünften das städtische Regiment übertrug. Unter dem nächsten Erzbischof begehrten nun die Zünfte gegen ihn auf und riefen die Patrizier zurück, »um mit ihrer Hilfe die bischöfliche Besatzung zu vertreiben«.

> Wieder stand Mathias Overstolz an der Spitze der Kämpfenden und trug den Sieg davon. Nicht klüger geworden und nicht dankbar, benutzten die Patrizier die wiedererlangte Macht sofort, um die Zünfte aus dem Regiment zu verdrängen, woraus sich neue Kämpfe ergaben. Einen Streit zwischen den Overstolzen und den Weisen schürend, gelang es dem Erzbischof, die Geschlechter gegeneinander zu bewaffnen. In den Straßen Kölns kam es zur Schlacht [...].[828]

In diesem Stil ging es in Köln und geht es bei Ricarda Huch weiter: 1288 wurde Köln nach einem Sieg über den Erzbischof Freie Reichsstadt und einen Teil des Druckes los, den der Stadtherr ausübte, aber im Jahrhundert darauf tobte auch ohne äußere Einwirkungen der Kampf zwischen Zünften und Patriziern weiter. Huch ist das erkennbar zu viel Aufstand und Ständekampf und so wendet sie sich mit einer geschickten Volte lieber den Bauten aus dieser Zeit und dem Stadtbild zu. Um dann aber wieder mit zwei Gewaltakten den historischen Bericht zu enden: der Sage vom Bürgermeister Gryn, den zwei Domherren in einen Löwenkäfig stecken, und dem im Löwenhof aufgestellten Kopf des Nikolaus Jülich, der nach einem Aufstand gegen den Rat von diesem hingerichtet wurde. Die weitere Geschichte Kölns wird im Grunde mit dem Satz erledigt: »so erstarrte und zerbröckelte es mit den Zünften und der Kirche, die keine andere Aufgabe kannten, als sich selbst zu erhalten.« Wenn der letzte Satz des Stadtporträts von »denkwürdiger Vergangenheit« Kölns spricht, dann fragt man sich, was die Autorin nach diesen Ausführungen darunter verstand, welche besondere Qualität sie am Regime der Zünfte entdecken konnte, was eigentlich das »Leben« in diesem »Lebensbild« ausmacht?

Es lag nahe, die Enttäuschung über das Zweite Reich durch eine Verklärung des Ersten zu kompensieren. Die Epoche des mittelalterlichen Städtewesens als gloriosen Höhepunkt deutscher Geschichte zu feiern und immer wieder, geradezu zwanghaft und ganz unvermittelt als Zeit blutiger Klassenkämpfe darzustellen, dieser Dualismus ist sicher auch eine Verarbeitung der Erfahrungen in den Jahren 1918/19, als das Ideal des kollektiven Handelns in Konflikt geriet mit den Realitäten einer Machtergreifung von unten. Bemerkenswert ist, dass Thomas Mann vor dem Kriegsende, in den *Aufzeichnungen eines Unpolitischen,* bei einem ähnlichen Längsschnitt durch die deutsche Geschichte zu einem ebenfalls positiven Urteil über das deutsche Städtewesen gelangte, es aber konfliktfrei darstellte: Es sei ein »reines Kulturzeitalter, kein politisches« gewesen. »Der Bürger habe das politische Erbe des Ritters nicht angetreten, sondern sich im politikfreien Raum der Kultur bewegt.«[829] Huch hat immer beklagt, dass die bürgerlichen Schichten beim Umsturz nicht mitmischten, sondern sich ängstlich zu Hause versteckten, aber sie selbst hielt es bei dem einen Rat, dem sie angehörte, auch nicht lange aus. Schließlich ging sie auf die sechzig zu, und es ist ihr hoch anzurechnen, dass sie in diesem Alter und angesichts der deutschen Wir-

ren das politische Leben als ständige Auseinandersetzung würdigte und sich nicht unter das Dach der heilenden Überbegriffe begab. »Irren würde man«, schreibt sie in dem Buch über das Erste Reich, »wenn man die Zunftkämpfe als ein Zeichen innerer Zersetzung auffasste. So wie in der ersten Blütezeit der Städte die Kämpfe gegen die Stadtherren, waren die Aufstände der Zünfte vielmehr ein Zeichen überschäumenden Lebens.«[830] Darauf folgt ein merkwürdiger Satz, der nur den Schluss zulässt, dass auf Brutalität basierende politische Vitalität erfolgreich ist: »Während das gellende Geschrei des Aufruhrs die Nacht zerriss, während das Blut Erschlagener und Gerichteter auf die Steine tropfte, während die Städte sich zerfleischten, warfen sie ihr Wort und Schwert oft ausschlaggebend in die Waage der Geschichte des Reiches.« »Gott will selbst den Gegensatz« – das hätte auch Carl Schmitt schreiben können, bei dem Gott sein eigener Feind ist und für den »Feindschaft gegen die Feindschaft Gotteslästerung bedeutet«, wie es Thomas Assheuer so treffend formuliert hat. Schmitt hätte die mittelalterliche Stadt und ihre inneren Zwiste als den permanenten Ausnahmezustand begriffen und ihn mit Huch als Antidot gegen die »Erstarrung«, gegen die Hinnahme der Normalität gepriesen. Da geht auf erstaunliche Weise manches zusammen – mit zwei markanten Unterschieden: Zum einen hat für Huch der Kampf der Gilden einen Inhalt, der mehr ist als Machtergreifung, nämlich soziale Gerechtigkeit – damit konnte Schmitt nichts anfangen –, und zum anderen sind für Letztere[n] die Konflikte nur dazu da, um dem Machthaber die einsame »Entscheidung« abzuverlangen, während Huch an so etwas wie den »Bund« glaubte, den vertraglichen Zusammenschluss der Parteien. Auf jeden Fall hatte Huch gegen die im Vorwort des Städtebuchs niedergelegte Absicht, »einen stimmungsvollen Himmel über meinen geschilderten Städten« auszubreiten, auf positive Weise verstoßen.

Die »Zunftkämpfe« bedeuteten Bürgerkrieg. Huch hatte ihn in Ansätzen erlebt. Rosa Luxemburg erklärte am 18. November 1918 in der *Roten Fahne*, dem Organ des »Spartakusbundes«: »Der ›Bürgerkrieg‹, den man aus der Revolution mit ängstlicher Sorge zu verbannen sucht, lässt sich nicht verbannen. Denn Bürgerkrieg ist nur ein anderer Name für Klassenkampf, und der Gedanke, den Sozialismus ohne Klassenkampf, durch parlamentarischen Mehrheitsbeschluss einführen zu können, ist eine lächerliche kleinbürgerliche Illusion.«[831] Huch, Ausschau haltend nach einer »usable past«, fand sie in den Städten des deutschen Mittelalters und musste feststellen, dass die Gründungsepoche Deutschlands keine ewige Ordnung, sondern sehr zeitliche Kämpfe hervorbrachte – wie die eigene Gegenwart.

Die Stadt als Kosmos der Relationen: Konrad Weiss

Der Zeugniswert speziell der deutschen Kunstdenkmäler nimmt in der Weimarer Zeit enorm zu, was nicht zuletzt mediengeschichtliche Ursachen hat: Verbesserungen in der fotografischen Aufnahme- und Drucktechnik, der Aufbau des bis heute bestehenden Bildarchivs Foto Marburg durch den Mittelalter-Forscher Richard Hamann, die Pflege der Gattung Bildband und – nicht zu vergessen – die einschlägigen Sammelalben tragen zu einer bis dato unbekannten Medienpräsenz deutscher Kunstgeschichte bei. Konrad Weiss (1880–1940) gehörte zu der ersten Generation von Kunstreisenden, welche die deutsche Kunstgeschichte in ihren diversen landschaftlichen Ausprägungen zur Gänze überblicken konnten. Als methodologische Herausforderung stellte sie sich den Forschern eigentlich erst nach 1918, als die Eigenarten deutscher Kunst und nicht nur ihr Anderssein im Vergleich mit dem tonangebenden Italien herausgearbeitet wurden. Und die Materialbasis wurde durch die im internationalen Vergleich einzigartigen Denkmaltopographien gelegt – ein Unternehmen, das vor dem Krieg angefangen und nach dem Krieg fortgesetzt wurde. Zu der Zeit, da Weiss auf Reisen ging, konnte er im Grunde jedes Objekt, das ihn interessierte, auf zwei Ebenen eruieren: kurzgefasst in Georg Dehios *Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler* und ausführlich in dem jeweils zuständigen Band der Denkmaltopographie, die nach Ländern und Kreisen aufgegliedert ist. Dehios *Geschichte der deutschen Kunst* (1919–1924) in drei Bänden ist ein Hauptbeleg für die neue Deutschlandorientierung der deutschen Kunstgeschichte. Deren treibende Kraft aber war Wilhelm Pinder, den ich hier erwähne, weil er 1927, ein Jahr bevor Weiss von München aus mit seinen Reisen begann, das Ordinariat an der Münchner Universität antrat. Weiss und Pinder haben dieselben prominenten Werkkomplexe – getrennt – aufgesucht und sehr verschieden gedeutet. Pinder hat dann im Dritten Reich und für dieses sein Hauptwerk »Vom Wesen und Werden deutscher Formen« verfasst, eine Kunstgeschichte von der Kaiserzeit bis zu Goethe in vier Bänden. Als Band 3 über die Kunst der Dürerzeit fertiggestellt war, im Oktober 1939, nach Ende des Polenfeldzugs, schrieb Pinder im Vorwort: »Der Blick auf eine der mächtigsten Zeiten unseres Volkes möge unser so stark wieder erwachtes Geschichtsbewusstsein ein wenig noch klären helfen: gegen welches Volk der Hass unserer Feinde angeht.«[832]

Huch und Weiss, Konservative beide, wenn auch mit weit auseinanderliegenden Zielstellungen, keine Nazis, weder vor noch nach 1933, hätten ihrer Konzentration auf deutsche Kunst- und Stadtgeschichte sicher auch einen nationalen Sinn unterlegt: Alle ihre Stationen, auch die kleinsten, zeugen für sie von der überwältigenden Vielfalt und Dichte der deutschen Kulturlandschaft. Weiss schrieb an das Ende sei-

nes Essays über Bamberg, zu dem ich noch ausführlicher komme, den ebenso stolzen wie harmlosen Gegensatz zu Pinders Schlusswort: »Welchen Besitz hat ein Land mit solchen Städten.«

Was Weiss so wichtig macht, ist aber nicht seine dezidierte Hinwendung zur deutschen Kunstgeschichte, bedeutend ist er als ein bis heute ungewürdigter Überwinder der isolierten Einzelwerkbetrachtung. Reichtum gründet sich für Weiss auf Kontextualität, auf intrikates Zusammenwirken, auf einen fortgesetzten Dialog der Bauwerke und der Bildwerke untereinander und durch die Zeiten hindurch. Neben Bloch war Weiss der aufmerksamste Beobachter der Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen, einer Komplexität, welche durch die Konkurrenz der Geschichte entsteht. Sein Beitrag zum Thema deutsche Vielfalt dürfte wörtlich verstanden der reichhaltigste sein.

Der Ausgangspunkt seiner Annäherungen ist für ihn aber das Zusammenspiel von Natur und Kultur, von Topographie und Städtebau: »Der Inhalt ist die Erfahrung der geschichtlichen deutschen Landschaft oder näherhin die Absicht, einen besonderen altkunstgeschichtlichen Sinn deutscher Landschaft sehend zu erwecken und auf diesem Grund von unserem Mittelalter aus dem ganzen deutschen Wesen nachzufühlen.«[833] Das ist so erst in den dreißiger Jahren formuliert worden, ist als Leitgedanke aber schon in dem 1929 datierten Text »Bamberger Bilder« präsent, den ich hier exemplarisch vorstellen werde. »Erfahrung« und »sehend zu erwecken« sind wichtige Stichwörter. Ganz anders als Huch geht Weiss immer vom sichtbaren Tatbestand aus: »schöpferisches Sehen« oder »gestaltetes Sehen«, Schlüsselbegriffe dieser Zeit, werden dem Kunstreisenden abverlangt bzw. vorpraktiziert. Für Weiss ist Sehen Suchen, Sinnsuchen nach einem Programm, das sich jeden Tag zu erneuern scheint und anders darstellt:

> Denn es ist ja so, dass jeder neue und schöne Morgen den Sinn des vergangenen Tages, wenn nicht verleugnet, so doch gerne vergisst, um seinem eigenen Sinn offen zu werden. Mit jedem neuen Blick trennen die Tage wieder auseinander, was die Gedanken verknüpft haben, und jeder Tag hilft so jenem fruchtbarsten Gesetze, das sich nie abschließen will. Immer leben wir ja mitten in der Geschichte.[834]

Weiss muss das schreiben, weil der Auftrag, »das bleibende deutsche Wesen« aus dem »Formgeschehen« zu erkennen, und der Modus der Reise in einem schwierigen, um nicht zu sagen, widersprüchlichen Verhältnis stehen. Die Erfahrung des Reisenden hat wörtlich mit Fahren, mit Bewegung zu tun, und es ist ein großes, kühnes Wort, wenn Weiss sagt: »der Sinn lebt von den Zufällen des Weges.« Was dieser Reiseschriftsteller insoweit selbst beherzigt, als er nicht schematisch jeden Ort, jedes Werk den großen Fragen unterwirft: »Wie wird aus den alten Sichtbarkeiten ein währendes Gefühl in uns noch immer gespeist?« »Sind wir noch die Deutschen, die

wir damals waren, oder in welcher Weise gehen bestimmbare deutsche Wandlungen vor sich, indessen doch die Wesenheiten bleiben?«[835]

Damals, das ist wiederum wie bei Huch das Mittelalter. Aber anders als Huch kann Weiss seinen Blick auf die Ganzheit einer Stadt, eines Ortes, einer Landschaft nicht historisch einschränken, weil er Kontext immer als Prozess begreift, als fortlaufende Aneignung und Umgestaltung eines Erbes, aber was ihn an seine Kunststätten führt, sind zunächst einmal die herausragenden mittelalterlichen Bauten und Kunstwerke. Dass in dieser Epoche »unser eigentlichster Geist« (Ernst Troeltsch) zu finden sei, davon war Weiss wie viele andere überzeugt. Deswegen heißt das Buch, dessen Erscheinen er nicht erlebte, auch *Deutschlands Morgenspiegel*, denn der »Morgen« des Mittelalters brachte nun einmal die kulturelle Einheit hervor, die wir Deutschland nennen.

Weiss sieht sich selbst durchaus in einer Linie mit dem zeitgenössischen Kunstwollen: »Auch die künstlerische Schilderung begnügt sich nicht mehr mit einem gefälligen malerischen Abhub, sondern sie möchte in die wesenhafte Struktur eindringen, welche ein ebenso durchsichtiger wie verborgener Geist der Geschichte aufgebaut hat.«[836] Momentanes, flüchtige Eindrücke werden also unterdrückt, die Kategorie des Pittoresken geradezu tabuisiert. Erfahrung ja, Erlebnis nein. Weiss ringt schon um authentische, autoptische Erfassung, ist auch bereit, eine Lokalität in der sukzessiven Annäherung zu erschließen, sie zu verschiedenen Tages- und Jahreszeiten zu erfassen, aber was er auf der Seite seiner Objekte voraussetzt, das sind Grundbefindlichkeiten, das ist sozusagen geschichtlicher Ernst, nicht Spiel und Phantasie. Für ihn ist »alles menschliche Kunst- und Kulturwerk aus zwangvollen Bestimmungen hervorgegangen, in denen Volksgrenzen, Geistesgrenzen, Weltanschauungen sich an ihrem Gegenteil zu den sichtbaren Werken der Geschichte aufrichten«.[837]

Dieses Zitat stammt aus dem Essay »Bamberger Bilder«, der 1929 erschien – wie der ganze Text ist es grundlegend für die Überzeugungen dieses Autors. »Zwangvolle Bestimmungen«, lateinisch »necessitas«, wird nicht aus den funktionalen Anforderungen an Kunst, nicht aus »bloß praktischem Dasein« abgeleitet, wie es die zeitgenössische Architekturlehre paradigmatisch forderte, sie ist »tiefere Wirklichkeit«, die »zwangvoll« einem Feld abgerungen wird, in das Weiss Volk, Geist, Weltanschauung als Wirkkräfte einsetzt. Wenn wir hier den damals modernen Feld-Begriff einbringen, dann ist auch der Gedanke erklärt, der Weiss von Volkstums- und Rassetheoretikern absetzt: Alles Schaffen kommt nicht aus numinosen Tiefen, sondern ist ein Schaffen in Abgrenzung von, in Opposition zu.

Zu Bamberg. Nach den sehr gehaltvollen Eingangsworten, aus denen ich zitierte, erfolgt eine im Grunde klassische Annäherung – wir dürfen nicht vergessen, dass wir einen Feuilletonbeitrag lesen: »eben noch fährt man durch die abgeernteten Fruchtfelder« und nähert sich der Altstadt, die sich aus einem »wolkendunstigen Himmel« erhebt, um zur ersten substanziellen Feststellung des Städtebildes zu

gelangen: »Die Landschaft entlässt uns in die Stadt; aber sie geht mit hinein [...].« Die »schöne Lage« der Stadt, »von Hügeln zur weiten Niederung über Flussarme greifend«, bleibt als Fundament und Herausforderung im ganzen Text präsent – das geht so weit, dass Weiss in der »Witterung der Geschichte«, in der »schwärzlichen Witterung der Steine« »die ganze Verwandtschaft und gegensätzliche Spannung zur Ackererde« empfindet. Diese »Rustika der Farben«, »diese herbe geistige Farbempfindung, die uns in ganz Bamberg nicht mehr verlässt«[838], bildet den naturnahen Grundton oder Generalbass, wird aber in der »geistigen Aufgehobenheit der Formen« sublimiert. Nicht unerwartet heißt es: »Aber dann spricht alle weitere Schönheit aus dem künstlerischen Siedlungswerk, aus dem Artefakt der Zeiten selber.«[839] Anschaubar ist die Stadt »mit der Klarheit von Himmelsrichtungen«, was darin seinen anderen, seinen geistigen oder geistlichen Grund hat, dass »die Kirchen ihren Ostsinn unvergesslich im Stadtbild aufstellen«.[840] »Verwandtschaft und gegensätzliche Spannung« bauen sich aber nicht nur zwischen Topos und Opus, dem Werk der Geschichte auf, Letzteres ist in sich geteilt in das mittelalterliche und barocke Bamberg. Dazu ein typischer Weiss-Satz: »Hier ist zwischen Mittelalter und Barock der Zusammenstoß, in natürlicher Lage wie architektonischer Aufrichtung die ähnliche Ende und Weite, Krümmung und Fortsetzung, eins im anderen begriffen und aufgeführt.«[841] Damit hat Weiss schon früh im Essay das »geschichtliche Grundverhältnis« benannt, das er jedem Ort, jedem Objekt abzugewinnen versucht. Im Tal ist die Stadt »ins bürgerliche Dasein« »kernhaft« gelegt; bestimmend ist das enge Beisammensein und Ineinander von Natur und Kultur, von Mittelalter und Neuzeit, von Körper und Freiraum. Aber dieses Ganze wird auf den »jenseitigen Höhen« der Kirchbezirke über der Altstadt »ins Geistliche und ins repräsentativ Monumentale« gesteigert – wobei gesteigert bei Weiss keine leicht dahingesagte Floskel ist. Wenn er sich auf diese Höhen begibt, hat er nicht vergessen, dass da oben ein »Gesetz«, ein »Grundverhältnis« nicht aufgehoben, sondern weiter ausformuliert wird.

Noch aber denkt er über das Gefüge der Stadt unten am Fluss nach: »Aber man wird sich bewusst, dass dies nicht im üblichen Sinne malerisch ist. Es ist ein strengeres Daseinsgesetz in schweren Proportionen, [...].« Man komme hier, konstatiert Weiss, einem »geistigen Gesetze näher, das Selbständigkeit gegen Selbständigkeit setzt und das man nun auf die geschichtliche Eigenart des fränkischen Charakters ausdeuten könnte«. Der letzte Halbsatz spielt auf die Pflichtübung der deutschen Kunstgeschichte dieser Zeit an, Kunstlandschaften nach Stammesmerkmalen abzusuchen. Weiss sagt aber nur »ausdeuten könnte« und tut es nicht. Es lassen sich diesem so populären Gedanken offensichtlich keine Gesetzmäßigkeiten abgewinnen und auf diese kommt es unserem Autor an. In diesem Fall geht es um die »Begegnung zwischen dem weltlichen und geistlichen Leben«, eine weitere Auslegung des Formprinzips von »Verwandtschaft und gegensätzlicher Spannung« im »Zusammenstoß«.

An dieser Stelle gönnt der Autor sich und seinen Lesern ein kurzes Intermezzo: »Als ich von einem langen Gespräche mit dem Bamberger Weihbischof Adam Senger [...] aus Balthasar Neumanns Kapitelhaus herunterkam, war schon das Abenddunkel herangekommen.«[842] Damit ist en passant gesagt, dass hier in einer erzkatholischen Stadt ein Katholik schreibt und denkt und zwar ein Mann des »Renouveau catholique«, eines »verschärften Katholizismus«, wie es Weiss und sein Freund Carl Schmitt auszudrücken liebten. Weiss hat Schmitt einmal ein eigenes Gedicht zukommen lassen, das er mit dem Motto »Gegen die Entscheidung« versah, um so gegen den Zentralgedanken Schmitts zu verstoßen. Er selbst glaubte an Gottes Vor-Entscheidung. Schwer zu sagen, wie er das mit seinem Interesse für das Prozesshafte vereinen konnte, sah er doch das »Sinnreich der Erde« überall aus Satz und Gegensatz, aus Antworten auf Anregungen und Zwängen entstehen. So etwas wie eine »complexio oppositorum«, eine »Sinnkomplexität des Übergesetzlichen« müsste man also annehmen, um je einen Begriff von Carl Schmitt und Max Imdahl anzuwenden.[843] Aber im Grunde ist der Kontextualist Weiss mit einem genuin liberalen Projekt befasst, wenn man mit solchen Schlagworten der zwanziger Jahre überhaupt etwas ausrichten kann. Was er ohne Unterlass verfolgt, hätte Freund Schmitt verächtlich die »ewige Diskussion« genannt, das »Aushandeln« von Positionen im Raum, die sich auf einen Preis einigen müssen, der durchaus alle Seiten befriedigen kann, aber immer nur in etwas Vorläufigem resultiert. In nationalrevolutionären Kreisen hätte man dagegen vom Zwingen in eine »Schicksalslinie« gesprochen, Bloch hätte »complexio oppositorum« dialektisch aufgebrochen, Weiss aber sucht die Gesetze, nach denen die Epochen geduldig miteinander verhandeln.

Es ist also dunkel geworden in Bamberg, und Dunkelheit bedeutet für Weiss die Probe auf das Exempel seiner städtebaulichen Methode. Jetzt ist auch der letzte Rest an malerischen Assoziationen verschwunden. Der Autor steht vor und neben dem Dom, auf dem Residenzplatz, mit den Massiven der alten Hofhaltung und des bischöflichen Schlosses zur Linken bzw. vor sich und an der Straße, die nach rechts zur Stadt steil abfällt und nach links sich zwischen den Baukörpern durchzwängt. Hier ist das »Ineinander der Wirklichkeit« gegeben, um mit Kracauer zu sprechen, ein einzigartiger Ort der »Begegnung« oder des »Zusammenstoßes« von Romanik (Dom), Renaissance (Hofhaltung) und Barock (Residenz), zusammengehalten und der Stadt vermittelt durch eine barocke Platzanlage und Straßenführung. Da es dunkel ist, sprechen die Bauten ihre verschiedenen Architektursprachen nicht mehr; »diese Steine«, so nennt Weiss jetzt die Baukörper, »rücken in die nächtliche Stummheit«:

> Es war, als wollten die steingefügten Grenzen des Platzes, die der hohe Pavillon des Residenzplatzes jählings wie eine ungeheure Steinzinne gen Himmel reißt, noch weiter tönen, und die Schluchten der Gassen nach oben und nach abwärts waren wie Gruftgänge und wie ein nachhallendes Echo.

> Der weite, schräg im mächtigen Winkel herumgreifende Platz war einsam und der Eindruck war so, dass, je mehr sich das Gewicht des Steines und der Formen in der nachtenden Schattung verlor, desto mehr sich dieses Gewicht ins Gemüt senken wollte. […] Nur die großen Proportionen der Massen wurden deutlich, jene Proportionen der Räume und Körper, die durch die offenen Lücken dazwischen zustande kommen und welche, gerade für diesen Platz charakteristisch, gerade dieses Gefühl einer gewaltigen Waage erregen. Der einsam über den Platz Gehende verliert sich aus dem Zwielicht ins Dunkel und die Erde ist wie im Verschwinden gegen diese gedrungene Raumweite.[844]

Damit ist ein weiteres »Grundverhältnis« eingeführt: die Waage. »Das Barock ruht dabei auf der Waage des Mittelalters.« »Bamberg […] ist wie eine Waage zwischen den zwei Zeiten der deutschen Geschichte, zwischen dem Gesetzten und dem Lebendigen.« (Und darauf folgt der bereits zitierte Schlusssatz: »Welchen Besitz hat ein Land mit solchen Städten.«) Die Waage wirkt aber »in diesem Komplex von Aufbruch und Geschlossenheit« als »das Ähnliche der Lücken«, sie tariert aus, sie ponderiert die »selbständigen« Massen, so wie der Freiraum sie auseinanderhält und in Beziehung setzt. Das ist die ausgleichende Funktion der Waage, über der man jedoch nicht vergessen darf, dass die Existenz widerstrebender Kräfte ihr vorausgeht. Wenn auch Balance das Ergebnis ist, so hat die Strukturforschung dieser Stadtbetrachtungen doch das dynamische Grundverständnis beibehalten, das sich als expressionistisches Relikt in eine stilistisch ganz anders geartete Denkweise einfügt. Der hohe Wert des Begriffs »Ausdruck« gehört in diesen Kontext, ein Wert, den zum Beispiel auch der ebenfalls nachexpressionistische Walter Benjamin teilt. Der »Bausinn geschichtlicher Ideen«, der sich, Weiss zufolge, in Bamberg unverfälscht erhalten hat, äußert sich in Spruch und Widerspruch, er tendiert wie alle Expression zu Aktion und Übermaß: Die Pfarrkirche ist »der Ansprung eines Baues aus der Geraden«, die Residenz »reißt« die Grenzen des Platzes vor ihr »jählings wie eine ungeheure Steinzinne gen Himmel«.

Denken wir an den Feldbegriff Kurt Lewins zurück, den er aus seiner Erfahrung der Kriegslandschaft ableitete, oder an Walter Christallers *System der zentralen Orte*, dann erkennt man das Gemeinsame und das Trennende. Auch diese Kunstgeschichte der Relationen setzt das Feld, das System voraus, auch hier ›bestehen‹ die Elemente niemals außerhalb der Form ihrer Verknüpfung, um noch einmal Ernst Cassirer anzuzitieren, der auch sagt: »›Real‹ im Sinne der Erfahrung und des psychologischen Erlebnisses ist stets nur das Gesamtergebnis selbst […].«[845] Was Weiss aber nicht mitmacht, ist die Substanzialisierung des »Gesamtergebnisses« und der Gesetze, die zu ihm führen. Für ihn bleibt bei diesem die Individualität, die Lokalität bewahrt und, wenn man will, auch die Temporalität, denn Kontext setzt einen betei-

ligten, beweglichen Betrachter voraus. Im Bamberg-Text wird es, wie gesagt, Nacht. Heute, nach zwanzig Jahren Kontextforschung, fällt es vielleicht schwer nachzuvollziehen, wie ungewöhnlich diese Herangehensweise war. Der Autor präpariert sich für viele ähnliche Fälle, indem er sich einer komplexen Situation stellt, die nicht den Ordnungsgrößen von Achse, Raster, Perspektive, Point de vue, Zentrum unterworfen ist, sondern sich aus Prozessen der »longue durée«, des Wachstums, der polyvalenten Nutzung, des Weiter- und Umbauens verdankte. Städte von dieser Art gibt es überall in Europa, aber Weiss fand an Bamberg hervorzuheben, was er, was man damals für typisch deutsch hielt: das Fehlen rationaler Planung, das konstante Wachstum, die Setzung großer »selbständiger« Akzente und die daraus resultierende Dialektik von Autonomie und Relativität, die »fast bis zum Gegensätzlichen breite Spanne« der Bauideen, der bewusste Umgang mit dem Naturraum. Spätestens seit Colin Rowe, der in den sechziger, siebziger Jahren Kontextualismus zur neuen Planungsmethode in Architektur und Städtebau machte[846], denkt man nicht mehr dabei an etwas Deutsches und ganz bestimmt nicht an Konrad Weiss, aber in einer Hinsicht war dessen Vorgehen viel kühner, denn als Rowe begann, war die Masterplan-Methode der Moderne in die Jahre gekommen, in den zwanziger Jahren jedoch, als Weiss durch Deutschland wanderte, war sie der letzte Schrei.

Weiss stand mit diesen Gedanken nicht allein, aber nur er konnte so viele Gewichte jonglieren. Einen ganz ähnlichen Ansatz, expressionistisch eine große Stadt als Kräftefeld auffassend, wählte der Kunsthistoriker Oskar Schürer, als er seine Monographie über Prag schrieb, die 1930 erschien. Hierbei handelt es sich um das bedeutendste, durch nichts ersetzte Städteporträt aus morphologischer Sicht, ein ganz und gar unbekanntes Hauptwerk der Urbanistik, das der Autor freilich nach 1933 wertlos machte, indem er es im nationalsozialistischem Sinne umschrieb und monokausale Strukturen dort einzog, wo er vorher Vielfalt und Widerspruch am Werk gesehen hatte. Nun liegt Prag nicht in Deutschland, aber Schürer hat seine Methode auch auf die Stadt Augsburg angewandt und dies in einer kleinen Monographie getan, die 1934 herauskam, aber dem Nationalsozialismus noch keinen Tribut zollte. Augsburg ist für Schürer vor allem aus einem Grund von Interesse, der es mit Bamberg vergleichbar macht: polyzentrisch sind beide, aber aus ganz verschiedenen Gründen. Die Hauptgewichte des Bamberger Stadtplans waren das Werk vieler Jahrhunderte und verschiedener gesellschaftlicher Kräfte. In Augsburg wurde Polyzentrik gewissermaßen nachträglich eingebaut, als nämlich 1602 der bedeutendste Architekt der Stadt, Elias Holl, auf den Plan trat. Augsburg war im Grunde fertig; die etwa hundert Gebäude, die auf Holl zurückgehen, musste er in den Stadtgrundriss implantieren und an der Stelle älterer Strukturen errichten. Diese Eingriffe, die er selbst als »Flickwerk« bezeichnete, sind aber nicht, wie Schürer nachweist, »als Einzelkörper komponiert, sondern stets aus der Gesamtgestalt der Stadt heraus erdacht«. »Holls Leistung wird erst ganz begriffen, wo diese Wechselwirkung zwischen Einzelbau

und Gesamtstadt, diese Prägung der Gesamtstadt durch den Einzelbau und umgekehrt diese Konzeption des Einzelbaus aus den Erfordernissen einer zunächst nur ideell vorgestellten Gesamtstadt verstanden wird.«[847] Wie Holl diese wechselseitige Erhellung angestellt bzw. wie Schürer sie herausgearbeitet hat, kann hier im Einzelnen nicht nachvollzogen werden. Aber der morphologische Ansatz, den auch Weiss verfolgte, war ein wichtiger Garant des Weimarer Anliegens, Teil und Ganzes zusammenzuhalten und dialektisch aufeinander zu beziehen.

Es bleibt überhaupt festzuhalten, dass die für Kontextualität sensible Stadtanalyse eine besondere Leistung der Weimarer Zeit war – mit entsprechenden Parallelarbeiten auf dem Gebiet der damals entstehenden Kulturgeographie. Fritz Schumacher, der Hamburger und Kölner Stadtbaumeister, basierte sein planerisches Handeln auf sehr genaue Untersuchungen der ihm übertragenen Städtebilder: *Wie das Kunstwerk Hamburg nach dem Großen Brand entstand* (1920) und *Köln. Entwicklungsfragen einer Großstadt* (1923) heißen seine entsprechenden Veröffentlichungen. Paul Zucker und sein Buch *Die Entwicklung des Stadtbildes* (1929) gehören ebenfalls in diese Gesellschaft. Aber das wichtigste kunsthistorische Überblickswerk zur Morphologie der deutschen Stadt stammt von dem Wölfflin-Schüler und Breslauer Ordinarius August Grisebach. Alle bisher behandelten Autoren hatte die Stadt als Individuum herausgefordert, hier kam nun einer, der Gesetzmäßigkeiten und Kausalitäten zu ergründen versprach. Der Titel *Die alte deutsche Stadt in ihrer Stammeseigenart* verweist auf eine völkische Orientierung des Verfassers, was auch gut zu der reaktionären Grundgesinnung der Universität Breslau passen würde. Selten aber hat ein Autor die Tragfähigkeit des im Titel versprochenen Leitbegriffs sogleich entwertet: »Wenn der regionale Ausdruck als Stammeseigenart bezeichnet wird«, heißt es im Vorwort, »so ist sich der Verfasser der Unbestimmtheit dieses Begriffs wohl bewusst. Es war auch nicht seine Absicht, eine mehr oder weniger vage Stammespsychologie auf die Bauweise zu übertragen.«[848] Man kann es kurz machen und sagen, dass diese Rücknahme für die gesamte Untersuchung Bestand hat: »Stamm« fungiert als Ordnungsprinzip und nicht als generative Größe. Faktorenanalysen (Lage, Baustoff, Funktion der Stadt, Grundriss der Stadt) und die durch den Formalismus entwickelte vergleichende Sehweise eruieren die Eigenarten deutscher Stadtgestalten in ihren jeweiligen Regionen. Die Nationalsozialisten haben wohl gemerkt, dass sie aus diesem Buch keinen ideologischen Gewinn schlagen konnten. Grisebach wurde nach 1933 verfolgt und 1937 aus dem Hochschuldienst entlassen.

Döblins Berlin: Vielfalt im System der Stadt

In der Einleitung zu einem 1928 erschienenen Fotobildband über Berlin schreibt Alfred Döblin (1878–1957):

> Um die volle Wahrheit der wachsenden, unsichtbaren Siedlung Berlins zu zeichnen, müsste ich Seite um Seite des statistischen Jahrbuchs abschreiben, ihre Geburten und Todesfälle hinsetzen, von den Gründungen, Liquidationen und Konkursen berichten, von den Krankenkassen und der Erwerbslosenfürsorge, den Rettungsstellen, den Irrenanstalten, Siechenhäusern, Asylen, von der Jugendwohlfahrt, den Kinderhorten, den Kindertagesheimen.[849]

In dem zwei Jahre später erschienenen Roman *Berlin Alexanderplatz* folgte Döblin dieser Vorgabe: Er schrieb ab, baute Fremdtexte ein, montierte die Stadt aus Belegmaterial zusammen. Im Manuskript hatte er tatsächlich Bruchstücke aus Zeitungen, Anzeigen, Jahrbüchern, Fahrplänen usw. in den handschriftlichen Urtext eingefügt.[850] Es ist fast so, als hätte er die Bemerkung des Rezensenten Efraim Frisch vorausgesehen und entsprechend gehandelt: »Die Geschichte hat im Bilde der Stadt nicht wie eine zweite Natur gewirkt, Schichten sichtbarer Jahresringe angesetzt. Es gilt für das Wesen dieser Stadt erst eine lesbare Legende zu schaffen, eine gemeinverständliche, heutige, als Hintergrund für die Berichte über ihr Leben, ihrer Menschen.«[851] Das Stichwort »Die Stadt als Text« ist damit ausgegeben.[852] Die Leser der Stadt Berlin schlugen aber ganz verschiedene Texte auf: die Flaneure, die neuen Heimatkundler, lasen Berlin auf andere Weise als die Modernisten mit ihrem Sensorium für das Fragmentarische, Chaotische und Fließende. Was ist Döblins »Legende«, die er aus so vielen Textbruchstücken zusammensetzt?[853]

Der Anfang des zweiten Buches stehe für viele andere Montagen. Es beginnt mit der Ankündigung »Franz Biberkopf betritt Berlin«. Wie stellt sich ihm und dem Leser Berlin dar? In einer Abbildung der graphischen Kürzel vieler, nicht aller Dezernate der Stadt Berlin: von »Handel und Gewerbe« bis »Finanz- und Steuerwesen« (Abb. 61). Das heißt, Berlin tritt uns entgegen nicht als die Stadt der Kieze, der Sehenswürdigkeiten, der charakteristischen Stadtgestalt, nicht als Hauptstadt der Moderne – Berlin ist eine durchgliederte Verwaltungseinheit. Und während viele Autoren und Künstler als »Dromologen«, als Geschwindigkeitsfanatiker, die Hardware Stadt im wörtlichen Sinne auf Teufel komm raus beleben und beschleunigen wollen, kümmert sich Döblin um eine neue Software, das Programm, das Regelsystem, das diese Stadt zusammenhält, antreibt und kommuniziert. Man denkt an Alfred Webers Wort von der »Gesamtverapparatung« der Welt, wird aber auf den ersten Seiten des Kapitels belehrt, wie vielgestaltig und mitteilungsfreudig dieser Apparat sein kann.

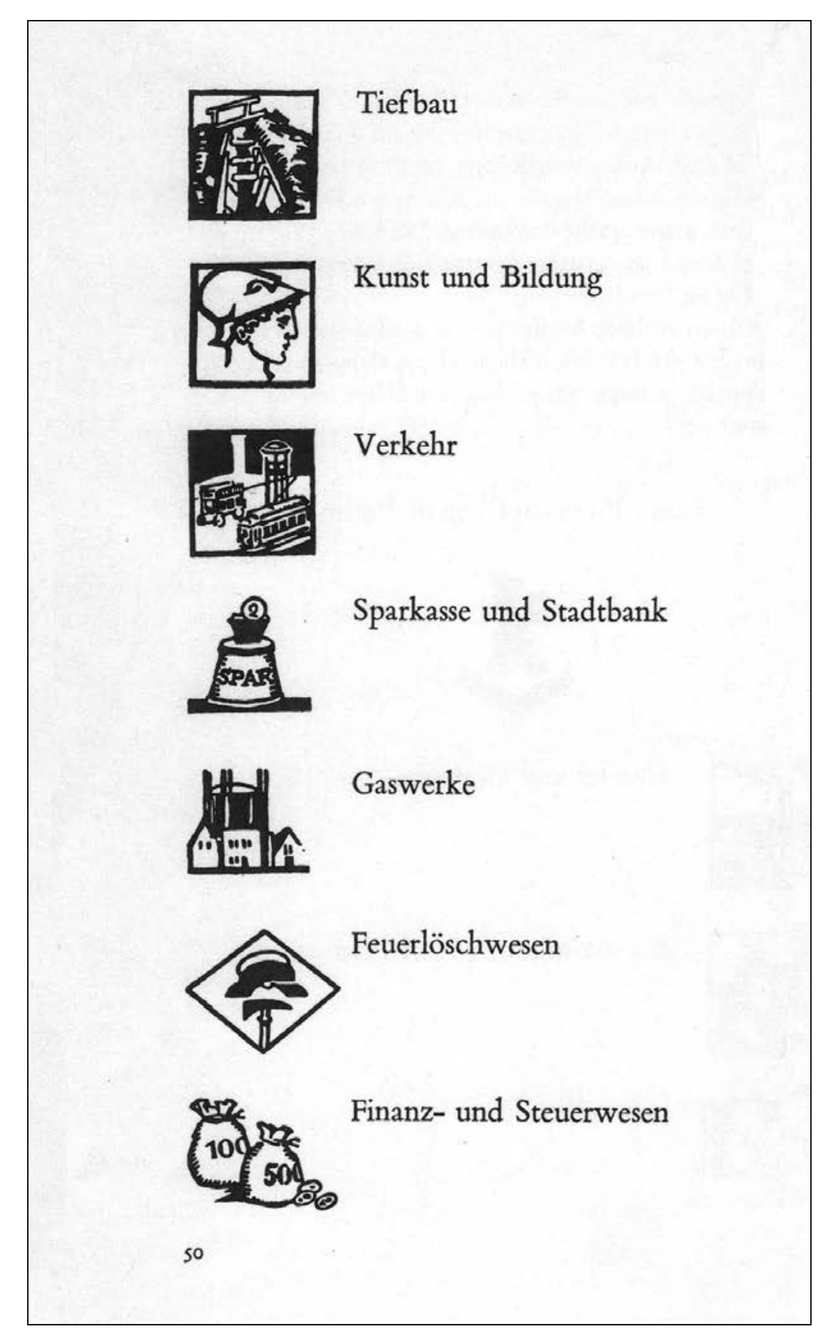


Abb. 61. Embleme der Berliner Behörden, aus: Alfred Döblin, *Berlin Alexanderplatz,* 1930

Die Behördenperspektive, die erste Einstellung, setzt sich zunächst fort in drei amtlichen Verlautbarungen, die vermutlich die Ämter in der Tagespresse mitgeteilt haben; sie betreffen Bebauungspläne, Jagdrecht und die Abdankung eines »Wohlfahrts-Kommissionsvorstehers«. Die Behauptung, dass diese Szene »Beliebiges mit Beliebigem« (Volker Klotz) verbinde, geht an ihrer entscheidenden Qualität vorbei: Es handelt sich um behördliche Bekanntgaben, die Embleme werden also in Sprachakte, in Sprechblasen übersetzt. Verwiesen sei auf die Mitteilung, die das Ausscheiden des Vorstehers der Wohlfahrt ankündigt. Fürsorge war herkömmlich eine Aufgabe von Ehrenämtern. Nicht ohne Konflikte schreitet in der Weimarer Zeit die Professionalisierung dieses Sektors sehr schnell voran[854] – wie die Ämter in das Leben der Fürsorgeempfänger eingreifen, wird der Text drei Seiten weiter ansprechen. Zunächst wechseln aber die Stimmen der städtischen Verwaltung in deren faktischen Anwendungsbereich, die städtische Realität, und teilen in weiterhin amtlichem Ton die momentane Wetterlage mit und kreisen anschließend die Lokalität näher ein, den Rosenthaler Platz – im Grunde die klassische Eröffnungsfigur realistischen Erzählens. Aber wir sind noch lange nicht beim Erzählen, Döblin beschreibt den Rosenthaler Platz gar nicht näher, sondern definiert ihn als einen kleinen Punkt in einem großstädtischen Verkehrsnetz:

> Die Elektrische Nr. 68 fährt über den Rosenthaler Platz, Wittenau, Nordbahnhof, Heilanstalt, Weddingplatz, Stettiner Bahnhof, Rosenthaler Platz, Alexanderplatz, Straußberger Platz, Bahnhof Frankfurter Allee, Lichtenberg, Irrenanstalt Herzberge. Die drei Berliner Verkehrsunternehmen, Straßenbahn, Hoch- und Untergrundbahn, Omnibus, bilden eine Tarifgemeinschaft. Der Fahrschein für Erwachsene kostet 20 Pfennig, der Schülerfahrschein 10 Pfennig. Fahrpreisermäßigung erhalten Kinder bis zum vollendeten 14. Lebensjahr, Lehrlinge und Schüler, unbemittelte Studenten, Kriegsbeschädigte, im Gehen schwer behinderte Personen auf Ausweis der Bezirkswohlfahrtsämter. Unterrichte dich über das Liniennetz. Während der Wintermonate darf die Vordertür nicht zum Ein- und Aussteigen geöffnet werden, 39 Sitzplätze, 5918, wer aussteigen will, melde sich rechtzeitig, die Unterhaltung mit den Fahrgästen ist dem Wagenführer verboten, Auf- und Absteigen während der Fahrt ist mit Lebensgefahr verbunden.[855]

So wie die Sprache sich verallgemeinert und die Mitteilungen an eine undifferenzierte Öffentlichkeit gerichtet sind, so geht der reale Platz nun fast in diesem System aus Verkehrslinien und Regelungen unter und muss deswegen fast schockartig in die Gegenwart zurückgerufen und durch ein Geschehen aktualisiert werden:

> Mitten auf dem Rosenthaler Platz springt ein Mann mit zwei gelben Paketen von der 41 ab, eine leere Autodroschke rutscht noch grade an ihm vorbei, der Schupo sieht ihm nach, ein Straßenbahnkontrolleur taucht auf, Schupo und Kontrolleur geben sich die Hand: Der hat aber mal Schwein gehabt mit seine Pakete.[856]

Man sieht, wie schwer es die Handlung hat, gegen die Stadt, gegen ihren Strukturzusammenhang anzukommen: Der Akteur bleibt anonym, man erwarte auch nicht, dass der Mann mit den gelben Paketen in diesem Kapitel noch einmal eine Rolle spielen wird. Die spontane Aktion ist in ein System, in das System der »Systemzeit« eingebettet: sofort wird sie von Ordnungskräften wahrgenommen und kommentiert. Das Montageverfahren kann man, wie Ernst Bloch dies gleichzeitig tat, in einer »Totalität« enden sehen, »die ihr All in Fetzen, Gesprächsfetzen, Querschlägen ungerichteter Erlebniswirklichkeit hat«[857] – das ist die gängige Auffassung, die aber für *Berlin Alexanderplatz* nur äußerlich betrachtet Geltung hat. Die Totalität ist auf der Seite der dokumentierten Stadt nicht mit schierer Kontingenz, mit unbezwingbarem Chaos gleichgesetzt. Die Kontingenz auf der Seite der Handlung ereignet sich im und gegen den städtischen Kontext der Ordnungsmaßnahmen. In einem Selbstkommentar hat Döblin einmal »die philosophische, ja metaphysische Linie«, der sein Roman folgt, nachgezeichnet: »Diese Welt ist eine Welt zweier Götter. Es ist eine Welt des Aufbaus und des Zerfalls zugleich. [...] Es ist Ordnung und Auflösung da. Aber es ist nicht wahr, dass die Ordnung, ja auch nur die Form und die Existenz auch nur real wäre ohne die Auflösungsneigung und die faktische Zerstörung.«[858]

Der Stadtdokumentarist benutzt den Abspringenden und seine Beobachter als Indikatoren des Zusammenstoßens von Ordnung und Auflösung. So wird dann auch der kleine Vorfall sofort vom nächsten Zitat, wieder einer Anzeige, gerahmt, und als ob Döblin die Vorstellung, von einem Platz allein zu handeln, zu dinghaft beschränkt vorkommt – obwohl das Buch ja nach einem Platz benannt ist –, beschreibt er im Folgenden nicht den Rosenthalerplatz, sondern die von ihm abgehenden Straßen und erschließt so die Umgebung, ja man kann sagen: die Größe und Weite der Metropole, des Funktionsverbands Berlin. Der Stettiner Bahnhof wird einbezogen und mit Sprachfetzen aufgerufen, eine Filiale von Aschinger und andere Lokalitäten geraten nicht so sehr in den Blick als ins Gehör: »Fische sind nahrhaft [...].« An einer Baustelle »rumort« es, aber dann wird das sich in Wirrwarr auflösende Berlin wieder »fahrplanmäßig« einjustiert.

An der Haltestelle Lothringer Straße sind vier Leute eingestiegen: »Die beiden Frauen gehören zusammen, es ist Frau Plück und Frau Hoppe. Sie wollen für Frau Hoppe, die ältere, eine Leibbinde besorgen, weil sie eine Anlage zum Nabelbruch hat. Sie waren zum Bandagisten in der Brunnenstraße [...].« Wir dürfen annehmen, dass Frau Hoppe dergleichen »verschrieben« wurde – die Stadt als Text äußert sich auch

so! Einer der vier zusteigenden Fahrgäste, ein Junge mit Mütze und Ohrenklappe, wird vom Erzähler gar mit einer Kurzbeschreibung seines zukünftigen Lebens ausgestattet, einer Vita, die in einer Todesanzeige endet, welche, wenn man die Sache nachrechnet, etwa im Jahr 1970 in einer Berliner Tageszeitung gestanden haben muss. Ein Leben durch eine solche Urkunde bestätigen und summieren zu lassen, ist für die dokumentierte Stadt und die nur punktuell und dann amtlich aufgehobene Anonymität ihrer Bewohner ebenso typisch wie der Grund, der den Jungen zu seiner Fahrt bewogen hat: als Stotterer sucht er die »Beratungsstelle für Sprachkranke, Schwerhörige, Sehschwache, Schwachbegabte, Schwererziehbare« regelmäßig auf – die Fürsorge des Sozialstaates äußert sich in einer Sprachform, die fast so emblematisch und korrekt ausfällt wie die »Wappen« der Behörden, die Döblin diesem Kapitel voranstellt. Verglichen mit der vorausgehenden Szene des abspringenden Passagiers bedeutet die Vorstellung der drei Fahrgäste eine Steigerung im Sinne der planhaften Zusammenhänge: Was den Mann »mit seine Pakete« bewogen hat, abzuspringen, werden wir nie erfahren, aber das System reflektiert sein Handeln in Gestalt von Schupo und Schaffner. Den drei anderen Fahrgästen jedoch diktiert das System selbst das Motiv und das Ziel ihrer Bewegung durch die Stadt und attestiert im Fall des Jungen gewissermaßen sein Leben.

Elf Seiten, ein rundes Hundert »Lokalnotizen« und ein Dutzend Stadtbewohner, solange dauert es, bis es wirklich heißt: »Franz Biberkopf betritt Berlin«. »Konsequente Dichtung«, hätte der Monteur Kurt Schwitters gesagt, konsequent und realistisch, weil *Berlin Alexanderplatz* die Infrastruktur einer Metropole ins Städtebild aufgenommen hat und sie auf einem modernen Niveau zum Gegenstand macht – modern im Vergleich zu Romanen wie *Die Geheimnisse von Paris* (nachgeahmt in: *Die Geheimnisse von Berlin*), welche den »Untergrund« zu einem Chronotopos dunkler Abenteuer ausbauen. Infrastruktur ist bei Döblin mindestens dreierlei: das sichtbare Netz der Straßen und Verkehrsmittel, das sekundäre Netz des »größtenteils unsichtbaren« Berlin, also das Netz der Leitungen, Fahrpläne, Schaltungen, sowie drittens das soziale Netz aus Verordnungen, Verschreibungen, Hilfsmaßnahmen, Gesetzen und »Bezirkswohlfahrtsämtern«. Genauso »konsequent« entfaltet sich aber auch das zweite, das erzählerische Register des Buches. Konsequent als Folge von Ursache und Wirkung, Motiv und Tat, und konsequent als Reaktion auf das erste Register der Ordnungen. Der Erzähler kann mit noch so vielen Machtworten, Merksprüchen und Leitsätzen versuchen, das kontingente Geschehen auf die Seite der Ordnung zu ziehen, es will und wird ihm nicht gelingen. Stil, Tonfall, Autorenrolle der erzählenden Partien sind grundverschieden von den dokumentarischen: So kalt und ungerührt sich der »Stadtschreiber« hinter Fremdtexte und »Lokalberichte« zurückzieht und die Subjektivierungsstrategien der Flaneure meidet, so stark drängt sich der Erzähler in den anderen Passagen in den Vordergrund, redet dazwischen, macht den Leser an, weiß alles voraus und grundsätzlich besser und – so würde Franz Bi-

berkopf sagen – wirft den Riemen auf die Orgel, wenn das »Schicksal« zuschlägt, wenn die großen Gefühle, die rüden Mannestaten, die fatalen Verstrickungen geschildert werden. Diese Bipolarität des Großstadtromans näher zu würdigen kann nicht unsere Aufgabe sein, aber wir halten noch einmal fest, dass Vielgestalt aus zwei Registern besteht und in jedem von ihnen Vielfältigkeit generiert wird: auf Seiten der Erzählung im Versuch, die Unterwelt samt angrenzenden Bezirken als Welt auszugestalten, ebenso facettenreich wie brutal, »mit einer ungeheuerlichen äußersten Rohheit«; auf Seiten des Städtebildes dagegen als Nachvollzug eines filigranen Netzes, als Fülle mit System. Auf der Ebene der Erzählung geraten Gesetz und Gesetzesbrecher in Konflikt, wie in Tausenden von anderen Werken auch. Was aber Döblins Roman so besonders macht, so deutsch und modern wirken lässt, ist die Anerkennung von Gesetzen jenseits der in Paragraphen gegossenen, von Gesetzmäßigkeiten der städtischen Lebenswelt, welche die Weimarer Zeit mit größtem Eifer ausgebaut hatte.

Döblin war Arzt und Dichter. Als Amtsarzt und Betreiber einer »Ein-Mann-Sozialstation« (Wilfried F. Schoeller) agierte er als Teil und aktiver Unterstützer eines Gesundheitssystems, das im Ausland sehr bewundert wurde. »Um die Menschen dieser Massensiedlung zu pflegen«, zählt er selbst auf, »für ihre körperliche Wohlfahrt zu sorgen, sind über 30 000 Menschen abgezweigt, hinzu kommen über 3 000 Ärzte.«[859] In rund 2 000 Patientenbesuchen pro Jahr erfuhr Dr. Döblin tagtäglich von der »Psychopathologie des Gemeinschaftslebens«, die die »Ordnung« der Stadt in »Auflösung« versetzte. Daraus als Dichter vielfältiges Material ziehend, sah er sich aber in seiner Doppelrolle beiden »Göttern« gleichermaßen verpflichtet. Döblin wusste aber nicht nur von den Gefährdungen, die der Ordnung von den Mächten der Unordnung zuwuchsen, sondern auch von den Gefahren der Ordnung an sich: »Wenn über diese Einzelnen die Einrichtungen kommen, verdorren zugleich die Einzelnen und die Zusammenhänge unter den Menschen. In den straffsten Staaten sind die einsamsten Menschen.«[860]

Döblin schreibt über die Großsiedlung Britz, jenes Musterbeispiel des Neuen Bauens, das man die Hufeisensiedlung nennt: »[M]an sieht mit Augen die Gewalt der Uniformität, die Uniformität wird bekenntnishaft geäußert.« Das klingt abwertend, ist aber offenbar nicht so gemeint, denn im Folgenden ist die Rede von »großartigen« Bauwerken. Döblin weiß von zwei Bauweisen der Uniformität:

> In den Häusern der gewöhnlichen Straßen waren die Massen zusammengedrängt, gedrückt, gewissermaßen verschmutzt, ohne Gefühl von sich. Hier ist Ruhe und Selbstgefühl. Die Menschen wohnen zwar auch hier einzeln für sich, aber die großartigen Bauwerke, wissender als sie selbst, sprechen aus, was hier geschieht. Es wirkt langsam, erzieherisch wie eine stumme, tägliche Predigt.[861]

Die »Gewalt der Uniformität« soll Erziehung zur Gemeinschaft sein. Wie verträgt sich das mit »Selbstgefühl«? Die Frage erinnert an einen anderen Kontrast, der in *Berlin Alexanderplatz* unvermittelt einander gegenübersteht. Welche »Summe Mensch« Biberkopf auch immer in sich verkörpert, er bleibt der einzelne, das Individuum, dessen Handeln und Behandeltwerden einen ganzen Roman wert ist. Am Schluss aber singt sein Dichter das hohe Lied der Gemeinschaft und denkt, wie Heidegger zuvor gedacht hatte, Gemeinschaft und »Geschick« zusammen: »Was ist denn das Schicksal? Eins ist stärker als ich. Wenn wir zwei sind, ist es schon schwerer, stärker zu sein als ich. Wenn wir zehn sind, noch schwerer. Und wenn wir tausend sind und eine Million, dann ist es ganz schwer.«[862] Aber darauf folgt geradezu reflexhaft die Absicherung, die auch implizite Warnung ist: *die* Gemeinschaft, die Gemeinschaft an sich existiert natürlich nicht – außer im Ringen nach ihr, von dem sie damals alle gesprochen haben: »das Ringen des deutschen Menschen um die neue Gemeinschaft« sind die letzten Worte von Herbert Marcuses Dissertation von 1922.[863] Döblin beeilt sich, den einsamen Biberkopf auf den Schutz des Kollektivs hinzuweisen *und* ihn gleichzeitig mit einer Distanz gegenüber Massenbewegungen zu impfen: »Sie marschieren oft mit Fahnen und Musik und Gesang an seinem Fenster vorbei, Biberkopf sieht kühl zu seiner Türe raus und bleibt noch lange ruhig zu Haus.«

Berlin, gesehen von einem Reisenden: Hans Heinrich Ehrler

Zum Verhältnis Deutschland – Berlin schrieb Helmuth Plessner, kein Berliner:

> Deutschland sah früher in Berlin vor allem eine Verstärkung, fast eine Verzerrung seiner eigenen Eigenschaften: Tüchtigkeit und Selbstgefühl. Verdient wurde nie genug und der eigene Wert nie dick genug aufgetragen. Da das ganze Deutschland früher beides übertrieb, sah es sich in Berlin entlarvt und liebte es nicht, trotz Bewunderung. Jetzt liegt alles anders. Ernst und Selbstprüfung haben angefangen. Der Zweifel kam, erworben ward das Bewusstsein der dauernden Gefahr; das Zeitweilige, die mühselige Übereinkunft unseres Daseins und Bestands ward begriffen. Aber das Zeitweilige und die Übereinkunft des Lebens begriffen zu haben, ist erst wahre Zivilisation. Auf solchem Grunde erst gedeiht das gereinigte Wesen der großen Stadt, ihre eigene Schönheit.[864]

Dieses Begreifen wurde ein Dauerprozess. Nur wenige Städte haben sich so kontinuierlich »selbst geprüft« und beschrieben wie das Berlin der zwanziger Jahre.[865] Im Folgenden aber möchte ich einen »Fremdling« – so nannte er sich selbst – auf seinem Gang durch die Stadt begleiten und durch seine Sicht auch wieder auf das Thema Stadt-Land, Metropole-Provinz kommen. Der Fremdling dreht die Perspektive um, die zu Beginn dieses Teils und über weite Strecken hin die Berliner, vertreten durch Autoren wie Kerr, Tucholsky, Huch, Barthel und viele andere, auf die kleinen Städte und die Landschaften Deutschlands richteten. »Weltstadt und Provinz – mit diesen Grundbegriffen jeder Zivilisation tritt ein ganz neues Formproblem der Geschichte hervor, das wir Heutigen gerade durchleben, ohne es in seiner ganzen Tragweite auch nur entfernt begriffen zu haben.«[866] Das ist wie so vieles, was Spengler schrieb, übertrieben, aber man kann im Anschluss an seine Begrifflichkeit fragen, wie sich das historische »Formproblem« Weltstadt, Hauptstadt Berlin in den zwanziger Jahren darstellte. Ein »Hunderttausendstel« zählte an Köpfen die »ländliche Siedlung daheim«, aus der Hans Heinrich Ehrler (1872–1951) kam, wie er gleich im ersten Satz des Buches *Meine Fahrt nach Berlin* mitteilt. Diese Siedlung gehörte zur Stadt Waldenbuch zwischen Stuttgart und Tübingen. Ehrler besuchte die Reichshauptstadt 1928 und publizierte seinen Reisebericht noch im gleichen Jahr in der *Vossischen* und in der *Süddeutschen Zeitung* – als Buch erschien er wohl 1929. Damit ist das Zipf'sche Modell, das ich im ersten Teil vorgestellt habe, in seinen Extremen präsent: an der Spitze der einmalige Koloss (Berlin) und schließlich auf dem unendlich »langen Schwanz« der Minimalgrößen die »ländliche Siedlung«. Ein deutsches »Formproblem«, darin hatte Spengler ganz recht. Wie geht der Schriftsteller es an? Vorweg ist ein Wort zu Ehrler angebracht, der heute vergessen ist und doch vor und nach dem Ersten Weltkrieg ein vielgelesener Erzähler, Lyriker und Essayist war. Der Germanist Stefan Keppler-Tasaki, der derzeit Ehrler wiederentdeckt, hat einen Aufsatz überschrieben mit: »Hans Heinrich Ehrler als Staatsdichter 1912–1951«.[867] Nicht dass Ehrler ein politischer Dichter war, aber er hat, wenn es ihm gefiel oder finanziell Not tat, alle Regime im angegebenen Zeitraum bedichtet und ihre Ziele vertreten. Das Kaiserreich, vor allem das Reich im Krieg, die Weimarer Zeit, der Nationalsozialismus und die Bundesrepublik, sie haben in Ehrler eine Stimme gehabt – und manchmal sogar eine offiziöse, etwa wenn er die Rede zum Weimarer Verfassungstag hielt oder zu Hitler im führenden Literaturorgan Nazi-Deutschlands einen Essay (»Die Stimme«) veröffentlichte. Man darf sich auch nicht wundern, wenn man erfährt, dass Ehrler ein christlicher Dichter war und dem Inneren Widerstand angehörte: Er war in der Beziehung ein durch und durch deutscher Dichter, dass er, weil er sich so gerne bewegen ließ, an allen »Bewegungen« teilnahm. Man spürt das hohe emotionale Engagement aus dem Reisebericht sofort heraus.

Ehrler will die Stadt fühlen, nicht durch sie führen. Das Letzte, was er sich und seinem Leser abverlangt, wäre eine Begegnung mit ihren »Sehenswürdigkeiten«. Er

zieht damit gleichauf mit einer eigenen Sparte von Berlinführern, die »Verführer« sein wollen, wie einer der Autoren witzelt, die also die »wirkliche, lebendige, alltägliche Stadt« erschließen helfen, wie es die Reihe *Was nicht im Baedeker steht* des Piper-Verlags versprach.[868] Über Berlin zu schreiben heißt fast automatisch, sich selbst mit ins Bild zu nehmen und von den Erwartungen abzuweichen. Was die einschlägige Forschung an Beschreibungen des »inoffiziellen« Berlin auflistet, fällt in die Zeit von Ehrlers Erlebnisbericht.[869] Der Berlin-Band der Reihe *Was nicht im Baedeker steht* erschien 1927, und der mittlerweile in der Kulturgeschichte der Weimarer Zeit, vor allem der feministischen, zu gewisser Berühmtheit gelangte *Führer durch das ›lasterhafte‹ Berlin* von Curt Moreck (d. i. Konrad Haemmerling) kam 1931 heraus. Auch Ehrler interessiert nur, was nicht im Baedeker steht. Der Untertitel seines Buches heißt: *Erlebnis eines Provinzmannes.* Nun ist er, auf dem Lande lebend, kein Landmann, sondern ein Schriftsteller, der aus Überzeugung auf dem Lande lebt. Wenn er als »Provinzmann« auf die große Stadt schaut, wählt er eine sehr schwierige Perspektive, vorausgesetzt, er wollte nicht als ewiger Kannitverstan und Nörgler gelten – und nur in der Provinz gelesen werden. Ehrler nimmt bisweilen diese Position als Rolle an, aber nur punktuell, und keineswegs in humoristischer Manier, so wie die Witzblätter des 19. Jahrhunderts mit Vorliebe Bauern in die großen Städte schickten. Die Macht der Größe und das Ausmaß des Abstands zwischen Weltstadt und Provinz spürt Ehrler sehr stark. Sie affiziert sein Sensorium und gleichzeitig eicht sie es, macht es für den Vergleich wachsam. Nachdem er im Verhältnis zu Berlin die Größe seiner Siedlung (ein Hunderttausendstel), der nahen Großstadt Stuttgart (ein Zwölftel) und des Landes Württemberg (die Hälfte) vorgerechnet hat, schreibt er auf der ersten Seite:

> Seit ich hier bin, ist der Gedanke des Vergleichs in mir, nicht als Ziffernfigur, sondern als der dauernde Gefühlsgrund meines veränderten Zustandes. Etwas hat mich gleichsam aus dem Weiten und Raumhaften geholt und eingegossen in die umwandete Bedrängnis dieser Menschenhäufung. Ich spüre das Ereignis so stark, dass ich daran schwach werde. Die über vier Millionen haben wie eine Insektenwolke mich Einziges aufgenommen, sie wollen etwas von mir, von meinem Wesen.

Dieses Zitat charakterisiert den in totale Vergessenheit geratenen Autor recht gut: Er versetzt sich in eine existentiell herausfordernde Situation, in der er aber auch seine Schwäche überwindet, um in die Pflicht zu nehmen: sich, die Berliner, die Leser. Im »feuilletonistischen Zeitalter«, wie wir mit Hesse die Weimarer Epoche nennen, versucht Ehrler etwas im Grunde Unmögliches – und dies obendrein noch am durch und durch feuilletonförmigen Sujet Berlin: Er will Sozialität und Solidarität zusammenhalten. In seiner Siedlung würde er ja auch dem in Not geratenen Nachbarn helfen.

Im Grunde lebt das Buch von dem Ethos, das sich vornimmt, Ricarda Huchs »Reich der persönlichen Beziehungen« auch in der Dimension Großstadt nicht aufgeben zu wollen. So hat Ehrler einen schwierigeren Aufstieg aus der Siedlung in die Metropole als die großen Feuilletonisten der Epoche, die aus München oder Wien kamen oder gebürtige Berliner waren. Für Franz Hessel ist die einzige relevante Bezugsgröße der Baedeker: »Diesmal wollte ich mich an den Baedeker halten. Da steht unter ›Zeiteinteilung‹ ›Vierter Tag vormittags Nationalgalerie und Dom, nachmittags Dampferfahrt nach Grünau.‹ Aber nun habe ich alles verkehrt gemacht. Als ich auf dem Weg zum Lustgarten an die Schlossbrücke kam [...].«[870] Franz Hessel schafft es in seinem Artikel »Spazieren in Berlin« von 1928 nicht, das Programm des Baedekers zu erfüllen, und auch eine Fahrt mit dem Sightseeing-Bus bricht er vorzeitig ab, aber das Touristische als Programm und Modus der Erfahrung ist eingeführt und kann zum Ausgangspunkt und zur Vergleichsfolie genommen werden. Ehrler weiß natürlich auch vom touristischen Programm, das auf den Besucher wartet, aber er traut sich keinem Tour-Bus an, sondern besteigt einen Linienbus und erfährt die Stadt von dessen oberem Stock, einen Querschnitt durch das höchst diverse soziale Profil Berlins legend. Der Fremde will es machen wie der Einheimische, nur endet er an einem Ende, an dem der Einheimische normalerweise nicht ankommt: am Ende einer zur Gänze durchfahrenen Buslinie. Der Fremde weiß auf diese und viele anderen Arten mehr als der Einheimische und hat trotzdem nicht dessen Stadt verstanden. Der »Provinzmann« stellt sich aber auch gleichzeitig vor, was ein Berlin-Besucher in seiner Position täte, vorausgesetzt natürlich, es handelt sich um einen »Provinzler des Durchschnitts, den kein Geschäft treibt«. Für Ehrler ist klar: »[E]r geht zeitweilig nach Berlin, um etwas zu ›erleben‹. Ja, auch des Geschäftsmachers Reise wird beglänzt von der Aussicht, nicht ohne Erlebnis heimzukehren.«[871] Welches Erlebnis hat die große Stadt dem »kleinen hereingekommenen Herrn« zu bieten? »Er wird nicht von der Windhose ihres Betriebs gewirbelt. Nicht von den Schauern ihrer leiblichen und geistigen Nöte geschüttelt. [...] Ein gelockerter Seidenstrumpf bringt ihm die Entdeckung der deutschen – Metropole.« Windhose oder Seidenstrumpf, Figur oder Detail, Wirrsal oder Fetisch: Ehrler hat hier in aller Kürze eine Alternative angedeutet, an der sich viele Berlin-Beobachter orientieren. Joseph Roth hat es immer wieder verstanden, diese Optionen ineinander übergehen zu lassen. Ausgerechnet die Litfaßsäule, diese sehr berlinische Erfindung, ist für ihn ein solcher Auslöser, ein »Negativsymbol der Stadt«, der Stadt als Windhose, besser noch als Mahlstrom[872]: »Sieh eine Litfaßsäule an: Magier neben Flohdompteuren. Über das Jenseits, Gott, Philosophie, Unendlichkeit redet täglich eine Unzahl Unberufener.«[873] Chaos, Tohuwabohu, Stimmengewirr, das ist die Stadt für Roth und für viele andere »Stadtschreiber« dieser Zeit:

> Der Dollar tanzt Jazzbands auf Himmelsleitern, Hände fuchteln durch die Luft und behindern den Straßenverkehr. Bettler krümmen sich an den Stra-

ßenecken, und die Gebresten, die sie dir fordernd zeigen, sind eigentlich Betriebskapital. Propheten durchziehen die Stadt und predigen einer verzweifelten Rotte Krieg oder Frieden. Menschen schlägt man ans Hakenkreuz, und die Glocken läuten: Judas ist auferstanden! Gymnasiasten fahren im Auto direkt von der Einsegnungsfeier zur Börse. Die Antike wird als klassisches Altmetall verhandelt. Der Kutscher auf dem Bock liest den Kurszettel; in der Filmbranche schlägt man ägyptische Schlachten. An den Straßenecken, in der Nähe, tuscheln geheimnisvolle Männer dir ins Ohr von Nackttänzen – bis morgen früh. Die Welt ist irrsinnig.[874]

Auch auf Ehrler wartet diese irrsinnige Welt, das weiß er, und das führt er selbst herbei. Er kommt an, wird von guten Freunden abgeholt, ins Hotel gebracht und gleich weiter mit nach Hause genommen, wo er erst einmal »zu sich kommen« soll. »Lieb bürgerlich umwandet, herzlich eingeengt spürt man doch schon ringsum das Draußen, die Stadt.« Als die Freunde ihn am Abend wieder an seinem Hotel abliefern, geht er weiter und taucht ins Nachtleben ein. Man ist nicht überrascht, dass auch Karl Arnold, den der *Simplicissimus* 1921 nach Berlin geschickt hatte, die Serie seiner »Berliner Bilder« mit dem nächtlichen Treiben und zwar mit der Karikatur »Nepp« eröffnet: Im Nachtlokal wird die Rechnung präsentiert, eine geradezu mit bürgerlicher Urangst besetzte Schlüsselszene. Die folgenden Bilder arbeiten die Gefährdungen und Attraktionen des Nachtlebens durch – bis hin zur »Polizeistunde«, in der ein braver Bürge die Nähe der Dirnen sucht und von deren Zuhältern ausgeraubt wird. 1923 wurde in Berlin auch der erste Streifen des sogenannten Genres Straßenfilm gedreht: *Die Straße* hieß er lapidar, die Regie führte Karl Grune. Ein Kleinbürger verlässt des Abends seine Frau und sein Heim, um in der Großstadt etwas zu »erleben«. Am nächsten Morgen kehrt er zurück, knapp dem Selbstmord und der Festnahme wegen Mordes entronnen. Im Resümee der Zeit stellt der Film »den Spuk einer Nacht dar, das Schicksal eines für kurze Stunden aus der geruhigen Bahn satter Bürgerlichkeit Gerissenen (Eugen Klöpfer), der in der Spanne einer einzigen Nacht durch die Höhen und Tiefen des Lebens gezerrt wird und schließlich zu seinem sicheren Ausgangspunkt wieder zurückkehrt«.[875] Das Standbild (Abb. 62) ist aus der Sequenz gegriffen, in welcher der Verlorene Kleinbürger der Dirne durch die Nacht folgt. Noch ist alles offen und alles rätselhaft: Im Film leuchtet das Augenpaar, das Ladenschild des Optikers, auf und erlöscht wieder, als der Mann darunter durchgeht.

Wenn auch der Provinzmann Ehrler der Attraktion des »gelockerten Seidenstrumpfes« nachsteigt, würde er uns das nicht mitteilen. Wir müssen annehmen, dass er als Berichterstatter nun im Dienst ist. Er hat ein großes Pensum vor sich, Berlins Nachtleben ist sehr vielgestaltig. Im gehobensten aller Etablissements, das er frequentiert, gesellen sich »seidenflorgewandete Huldinnen« zu ihm und gemeinsam schauen sie einer Nackttänzerin zu, die außer Schleier und Perlenbrosche nichts



Abb. 62. Szene aus Karl Grunes Film *Die Straße,* 1923

anzuhaben scheint. »Die Lippen der Zuschauer pressen sich zu.« Ehrler fährt fort: »Allein die Tänzerin hat wohl einen neuen Trick auch für diese kundigen Augen. Was man anfangs für den Schleier hielt, wird gen Ende ein Kleid. Das in solcher Luft gewöhnte Verfahren umgekehrt.« Dagegen haben die Damen im Publikum sich weitgehend ausgezogen: »Ich sehe weiter: diese Leiber wissen um sich, sind Sinn und Recht ihres Daseins, jene Pflege ist ihre kulturelle Leistung, der Reiz ihr ethischer Zweck. Darum ist das Kleid geschwunden bis auf eine Spur des Stofflichen, in einem Gänseei unterzubringen, nichts mehr als ein Schmelz, ein Schleierspiel, ein Lockgewebe.«[876] Doch auch trotz solcher Anstrengungen auf der Bühne und davor hat Ehrler das Gefühl, dass diese von tosender Musik und vom »Glanzstrudel« der Lichtquellen überschüttete Gesellschaft nur eine »Raumgemeinschaft« bildet, wie es Joseph Roth nach Teilnahme an der Berliner »Saison« 1925 ausdrückte: »Wir sind einander fremd. Aber eben aus diesem Zweck haben wir uns in diesen Raum begeben, um einander trotz allem und auch nicht länger, als man kann, nahe zu sein. Wir haben eine Gemeinschaft: die *Raumgemeinschaft*. Wir sind nicht Schicksals-, sondern Raumgenossen.«[877] Ehrler deutet in dieselbe Richtung, wenn er vom »erotischen Snob« spricht und damit auf die gespielte oder bereits habituelle Kühle verweist, die »man«, ausgesetzt so vielen Reizen, an den Tag – oder besser: an die Nacht

legt. Ehrler ist der Meinung: »Nur in der Nacht müssen die Menschen sich einander darstellen und anbieten […].«

Ehrler lässt formal diese »Raumgemeinschaften« zerfallen, indem er lauter Einzelbeobachtungen registriert und kleine Miniaturen von Menschen anfertigt, die aus welchen Gründen auch immer gekommen sind, um jetzt allein in dem Trubel an einem Tisch zu hocken – die »Fremdartigen« ist Ehrlers Wort für diese Spezies. »Die ›Gesellschaft‹ und die anderen wissen nicht, was da zwischen ihnen sitzt.« Zu den »Anderen« gehören auf jeden Fall »jüngere, nicht eingewöhnte Provinzler«. Alleine sitzend wie der Beobachter erwarten sie »aus dem Zauberraum die von der kleinstädtischen Fama verheißenen Erlebnisse«. So richtig auf ihre Kosten scheinen nur die »Genussbürger aus dem Reich« zu kommen, eine Wortprägung, die Ehrler gehören dürfte, zu der aber George Grosz viele Bilder und Arnold viele Karikaturen geliefert haben: »ihr Leibgewölbe füllt die grauen Tuchsessel so aus, als wäre diesen vorne selber ein Polsterbauch gewachsen. Essend lutschen, trinkend schlürfen sie und blühen rötlich im Wohlbehagen gutmütiger Kennerschaft«.[878]

Nach dem Besuch im vornehmsten Etablissement kehrt zu später Stunde, wie das so üblich war und ist, der Berlinfahrer in einer »Schenke« ein, »einem schmalen, tiefen Schlauch, wo Bier und Schnaps vertrunken wird. Alles hat die Hüte und Kappen auf und zeigt in der Haltung die besondere Berliner Nonchalance, als seien die Gelenke der Körper ein wenig eingeknickt. Es wird debattiert.« Aber auch nach seinem Kaschemmenbesuch ist für Ehrler die Nacht noch lange nicht zu Ende, obwohl es schon halb drei ist. Nach dem Besuch »eines großen glitzernden Säulensaals« und der Einnahme eines Kaffees hängt sich eine junge Frau an ihn dran, die er aus einer vorgespielten finanziellen Verlegenheit befreit, deren sexuelle Gegenleistung er aber ausschlägt. Er begleitet sie stattdessen nach Hause, auf einem endlosen Weg nach »NO«. Diese gemeinsame Wanderung durch die nächtliche Einsamkeit der Vorstädte und Fabrikgegenden stellt das genaue Gegenteil zum Akt des modischen Flanierens dar, das Hessel, Benjamin und Kracauer betrieben. Die Stadt ziellos zu durchstreifen, gesteht Kracauer ein, werde zum zwanghaften Verhalten, sodass ein Theaterbesuch, ein Verbleiben im Hotelzimmer zur Schlafenszeit als »Pflichtvergessenheit« erscheine. Das gelte auch für »die gelegentlichen Zusammenkünfte mit Frauen«. Es sind die Straßen, die ihn »ungleich stärker beanspruchten als irgendein einzelnes Mädchen«.[879] Eine solche Wanderung durch die nächtliche Großstadt findet ihr nicht gesuchtes Ziel fast schockhaft in einem »Lebendem Bild« (Helmut Stadler), das im ebenerdigen, offenstehenden Fenster eines Hotels aufscheint: ein junger Mann allein in seiner ärmlichen Behausung sitzend, den Kopf »in die Hände gestützt«, nicht nur ein Personifikation der Melancholie, sondern zusammen mit dem Ort auch »Erscheinungen, die sich aus meinem eigenen Zustand erklärten.« Während Kracauer seiner »Besessenheit« frönt, um sich letztlich selbst zu begegnen, wird Ehrler durch das »Mädchen« »ungleich stärker beansprucht« als durch die Straße, bzw. diese ist nur

der Ort, um den Ernst einer nächtlichen Existenzform, die so gar nichts vom Flaneur hat, am eigenen Leib zu erfahren. Ehrler nimmt nicht nur teil, er nimmt auch Anteil – etwas, das Kracauer an den Reportagen seiner Zeit vermisste. »Ich soll mit hinein«, heißt es zum Schluss des Gewaltmarsches. »In diese Mauer, in ein Hinterhaus, durch eine Familie, zu der Schlafstelle?« Ehrler hört lieber seiner Begleiterin zu und lässt sich die Einzelheiten eines Lebens aus provinzieller Herkunft, Schlafstelle, Zuhälter, Freundin, Kneipenbesuch und einer unbestimmten Anstellung schildern. »Ich entdecke, wie ganz ihr Denkgewebe verwirkt ist in eine unentrinnbar gebundene Kaste.« Ehrler will es wissen. Mit ein paar flotten Strichen einen Typus zu umreißen, genügt ihm nicht. Die junge Frau ist schließlich auch die verlorene »Provinzfrau«. Und so eingebettet sie in ihre Kaste und die Großstadt ist, jedes Mal, wenn ihre nächtliche Bekanntschaft von sich erzählt, z. B. von seinem »Gartenhäuslein« und dem »tagweit großen Wald, ›Schönbuch‹, geheißen«, bricht sie in Tränen aus. Ehrler schreibt: »Ihre Augen fangen dabei wieder zu weinen an.« Nicht sie, die Augen fangen zu weinen an: ein untergründig automatischer Reflex. An ihre »erstarrte Fassungsgabe« reichen Verbesserungsvorschläge des Helfers nicht heran. Das Proletariat, dem das »arme Mädchen« schon nicht mehr angehört, weiß sein »Pferchgefühl der Schicksalsgenossenschaft« punktuell zu mildern, indem es, dem »inneren Rückdrang nach seinen Herkünften« folgend, im »Grünen« seine kleinen Gärten bestellt. Daran und an die Rettung durch die »alten Blutmächte« denkt der Mann aus dem Schönbuch natürlich zuerst und benennt als ihre Opposition die »Illusionsmächte der Stadt«: »Ja, darum müssen jene Mächte das Spiel ihrer ›Attraktion‹ immer mehr aufblähen, um die Vorstellung zu zeugen, dass das Geschick der Hereingeratenen nicht in Verbannung, sondern auf die Insel der Beglückung geführt hat.«[880]

Der »Provinzmann« ist bemüht, so viel Nähe wie möglich herzustellen und durchzuhalten, und weiß doch, dass er auch dem großen Ganzen Tribut zollen muss – sonst ist die Maßstabsfrage, die er sich gestellt hat, hinfällig geworden:

> Im sausenden Maschinensaal einer Metallfabrik sagte mir einmal ein Werkmeister, in diesem Raum der Geräusche höre er besser als in der Stille. Daran muss ich hier denken. Den Berlinern scheint es ähnlich mit den Geräuschen ihrer Stadt zu gehen. Diese haben offenbar einen Kontrapunkt für sie und werden etwas wie Heimatlaut. Darum hält der Städter sein Tempo (anspruchslos irrend) für seine Kultur.[881]

Darauf macht der »Provinzmann« einen Absatz und denkt wieder an den Schönbuch: »Dennoch, wenn man einen Borsigschmied in eine Schönbuchwiese legt und eine singende Hummel sich über ihm in das Schweigen hängt …« Aber Ehrler lässt sich nicht auf Bukolik ein; der Mann aus dem Schönbuch weiß, was er seinen Großstadtlesern schuldet, einen modernen Zugriff auf das Ganze:

> Manchmal denke ich mir auch: ein großer Parlograph dürfte (nur einen Tag und eine Nacht lang) über dieser Stadt aufgehängt werden, ein Apparat, der alle Reden und Worte deutlich unterscheidbar aufhöbe, um sie den Enkeln vorzuführen. Wie würde der Sprach- und Denkschatz solch eines Berliner Vierundzwanzigstundentags vom Jahre 1928 sich diesen anno 2028 darbieten? Würden die künftigen Hörer staunen, lachen, erschrecken?[882]

Aber Berlin ist den Deutschen nicht nur zum Hören und Sehen, sondern auch zum Nachdenken und Handeln aufgegeben – sollte man meinen. Martin Kessel, der zur gleichen Zeit über die Reichshauptstadt schreibt, lässt die Bemühten dagegen wissen: »Berlin aber, nüchtern und in Zwielicht getaucht, spiegelt sich unbekümmert in den ratlosen Augen derer, die müßig genug sind, es zu beurteilen.«[883] Ehrler jedoch ist alles andere als müßig. Er ist nach Berlin gekommen, die großen, die richtigen Fragen zu stellen und wenn möglich vor Ort zu beantworten. Hilfe ist spärlich zu haben. In den Zirkeln, die er aufsucht, begegnet ihm das »geistige Berlin« in den Rollen der Snobs, der Zyniker, Skeptiker und Melancholiker. Oder er gerät an die Neusachlichen, die das »geistige Wesen der Zeit« »unpathetisch, unmythisch, unsentimental, empirisch, sachlich« sehen – vielleicht ist er Kessel begegnet. Unter den vielen adjektivischen Annäherungen an große Hauptwörter und Selbstbeschreibungen findet sich auch »der ernst Nehmende«. Der »ernst Nehmende« und die großen Fragen Stellende will wissen: »Die Frage wäre, wann gibt es für die Natur genug Berliner?« Moralische Fragen entstehen aus Betroffenheit: »In den muffigen Vierteln gehend, stecke ich plötzlich in der Frage: Darfst Du da wieder heraus? Musst Du nicht dableiben? Von Deinem Gewissen gehalten? Kannst Du je fort, ohne dass Dir der Jammer dieser Häuser an Leib und Seele hängen bleibt [sic].«[884] Nur in Berlin sind gewisse Fragen sinnvoll zu stellen: »Wie möchte man das untergehende und wie das aufgehende Zeitalter bezeichnen?« »Und suche die neue Zeit. Tag und Nacht suche ich, ein sechsundfünfzigjähriger Mann, sie am Ort ihrer Herabkunft; mit allen meinen Sinnen und Bereitwilligkeiten gehen meine Wege ihr nach.« »Ich frage: ›Hat dieses Wesen wohl schon von der Zeit Besitz ergriffen?‹ Meine Neugier wird massiv beschämt: ›Sie sind seit drei Wochen in Berlin?‹«

Das Buch hat Kapitel, die sind überschrieben: »Zehn Einblicke und ein Anblick«, »Die Reise nach der neuen Zeit«, »1828 – 1928 – 2028«. Im letztgenannten Text versucht Ehrler, sich in die Position des Vetters zu versetzen, der in E.T.A. Hoffmanns Erzählung »Des Vetters Eckfenster« den Gendarmenmarkt, »das ganze Panorama des grandiosen Platzes übersah«. Auch Ehrler ist ein Rollenspieler und gibt den »Fremdling«, der die Großstadt testet: Dem »armen Mädchen« der ersten Nacht hinterlässt er seine Heimatanschrift, und siehe da, sie schreibt ihm, wie er von zu Hause erfährt; wenn ihm danach ist, grüßt er die Leute auf der Straße oder zieht den Hut vor den Alten und beobachtet die Reaktionen auf sein unstädtisches Verhalten; in der Oper

muss er »auf einmal« von jeder der neben ihm sitzenden Frauen, »ohne sie zu fragen oder zu kennen […] eine Hand herüberholen und beide Hände auf meinem Knie zusammenlegen«. (»Es gab keine Szene.«) Dann gelingt ihm, »am Potsdamer Platz eine Frau von einem Auto wegzureißen« und besteht die Probe als »kundiger Verkehrsartist« unbeschadet – er darf also »das dünnumhäutete Gefäß meines Blutes […] in des Tumultes Klopfwerk tragen«. Ehrlers Vorgehen hat etwas Proto-Situationistisches an sich, er geht also jenen Stadtwanderern der sechziger Jahre voraus, die ihre Bewegung durch die Metropolen als eine »Psychogeographie« inszenierten. Ehrler ließe sich aber auch als eine unwahrscheinliche Symbiose von Ein-Mann-Heilsarmee und surrealistischem Stadtgängertum beschreiben. Deswegen ist man versucht, an Aragons *Le Paysan de Paris* von 1926 zu denken, aber der »Mann« Ehrlers kommt *aus* der Provinz in die große Stadt, während Aragons »Bauer« das Paradox des Landmannes *der* Stadt Paris verkörpert. Dieser »Bauer« »registriert mit neuem Blick tausenderlei zufällige Schauspiele in Schaufenstern und Anschlagzetteln«.[885] Derartige Objektfixierung ist Ehrlers Sache nicht. Er weiß sehr wohl von der Stadt als Zufallsgenerator: »Nirgends spielte noch der beziehungsreiche Zufall so oft in meine Wege als auf dem Asphalt der scheinbar einander nichts angehenden Millionen.«[886] Aber es gibt ihm dann nicht ein Ladenschild, eine Reklame überraschend ein Stichwort, es sind Menschen, denen er unversehens wiederbegegnet.

Was im Gefolge Aragons Walter Benjamin und Franz Hessel in Berlin suchten, die »Monaden«, »die kleinen materiellen Partikel«, das »Wunder im Alltäglichen«, befriedigt Ehrler in seinem Habitus nicht. Er litt in und mit der Stadt, er wurde ein Opfer der sogenannten »inneren Urbanisierung«: »Das Tempo ist nicht äußerlich, sondern innerlich«,[887] so Berlins populärster Stadtchronist Fred Hildenbrandt, damals Feuilletonchef des *Berliner Tageblatts*. Döblin hat auf eine Umfrage der *Vossischen Zeitung* zum Thema »Hemmt oder beeinträchtigt Berlin wirklich das künstlerische Schaffen?« in ganz ähnlichem Sinne geantwortet: »Das Ganze«, sprich Berlin, habe »mächtig inspirierende Kraft […] diese Erregung der Straßen, Läden, Wagen, das ist die Hitze, die ich in mich schlagen muss, wenn ich arbeite, das heißt: eigentlich immer«.[888] Ehrler, das sensible Organ aus dem Schönbuch, schwingt mit; sympathetisch überträgt sich so etwas wie eine Stadtseele, die freilich anderes bewegt als Tempo und dichterische Inspiration: »Geschenk und Not für den in die Masse geratenen Empfindsamen ist: jedes Erlebnis, das beglückende wie das erschütternde, geschieht auf einem weit zitternden Membran, tönt imaginär in alle um mich geschichteten Wesen; meine Lust wird ihre Lust, meine Trauer ihre Trauer, meine Angst ihre Angst; hinwiederum werde ich unbewusst von ihnen her bewegt und bedrängt.«[889] Der »mysteriösen Verwirkung« – Ehrler meint so etwas wie Verschmelzung – kann er sich nicht entziehen: »mein Körper macht sie durch wie meine Seele«. »Dann aber erfahre ich den noch geheimnisvolleren Rückschlag, wie ungeheuer allein man plötzlich wieder in seiner Haut steht.«

Der Hintergrund vieler Fragen und praktischer Versuche dieses Stadtpathetikers ist wie schon angedeutet der Maßstabssprung, den einer in Berlin erlebt, der sich ausrechnet, dass ein Quadratmeter im Zentrum so viel kosten würde wie mehrere Häuser und Gärten in der heimischen Siedlung zusammen, und der nicht weiß, wohin mit seinem vielen Mitleid angesichts des massenhaften Elends – und dem »armen Mädchen« nur eine letzte Banknote zustecken kann. Berlin ist für Ehrler das »Gedunsene«, »Unmäßige«, »Monströse«, aber er weiß auch: »Doch diese Stadt ist da, jetzt haben wir sie, so wie sie ist, ob wir Freude finden an dem Kräftewunder, ob wir erschrecken vor dem Ungetüm.«[890] Diese Einstellung bewahrt ihn vor wohlfeiler Klage und Kulturkritik. Freilich: Er kann sich nicht enthalten, den zeittypischen rassistischen Vorwurf gegen die Stadt zu richten. War da schon immer ein »Gemisch« zu Hause (aus germanischem und slawischem Erbgut), so ist jetzt überhaupt keine Stammesbindung mehr auszumachen: »neutralisiert« entsteht »der neuartige Typ des Großstädters«, immerhin das Ergebnis »eines höchst lebendigen, beweglichen, positiven« Gemischs der »Blutsäfte«. Martin Kessel kommt auf anderem Weg zu dem gleichen Ergebnis:

> Das Paradox liegt darin, dass hier die Labilität und Relativität ein feststehender Wert ist, das täglich zu Erneuernde, das tägliche Einerlei, dass alles Vorwärts in recht verfänglichem Sinn einem Hin und Her gleicht, dass jede Bewegung in sich selbst verläuft, ein Pendelverkehr, und dass das Touristen-Berlin, wie es der Fremde genießt, nicht das eigentliche Berlin ist und der Mann aus Berlin nicht der eigentliche Berliner.[891]

Der »Provinzmann« rekurriert auf das Ethnographische; der »Mann aus Berlin«, aus Sachsen stammend und längst Kostgänger des großstädtischen Feuilletons, stellt ein elegantes, schon physikalisch anmutendes Modell auf, was ihn dann aber zu dem fatalen Ergebnis führt, dass auch das ewige Hin und Her des politischen Machtwechsels als Bewegung eines Perpetuum mobile anzusehen ist. 1928 aber war das »Gemisch« Berlin, um Ehrlers Bild aufzugreifen, schon höchst explosiv. Als Gast im gehobenen Nachtklub rechnet Ehrler vor, dass zwei Drittel der Berliner Wahlbevölkerung das politische System sofort stürzen würden, das dem Club die Besucher zuführt. Was hält dann Berlin, was hält die Republik zusammen? Nur der prekäre Zustand der »mühseligen Übereinkunft« (Plessner) oder das Regime der negativen Vielfalt, in dem rivalisierende Parteien und Klassen sich gegenseitig die »Machtergreifung« streitig machen und »jede Bewegung in sich selbst verläuft«? Für Ehrler ist das zu wenig. Er fragt nach dem Wert der riesig hohen Zahl, »der riesenhaften Namenlosigkeit« (Kessel), dem höheren Sinn des ganzen Aufwands genannt Metropolis. Was würde entstehen, wenn die große Zerrissenheit auf einmal in die große Gemeinsamkeit umschlüge? »[D]iese Stadt ist geladen mit Versuchsstoff der vergleichenden Phantasie«, denkt Ehrler und gibt sich dieser Denkaufgabe hin: »Wenn viereinhalb

Millionen sich alle auf einmal einer großen, reinen Begeisterung gemeinsam klar bewusst würden?« Hat man 1933 im Sinn, löst eine solche Frage nur Warnsignale aus. Aber Ehrler endet hier nicht und stimmt eben nicht in den Ruf nach der »Volksgemeinschaft« ein. Er fragt auf eine Weise weiter, die offenbart, dass er Einheit nicht als Heilmittel und Rausch, sondern als Aufgabe verstanden wissen will:

> Wenn viereinhalb Millionen sich alle auf einmal einer großen, reinen Begeisterung gemeinsam klar bewusst würden? Oder einer harten, kältenden Enttäuschung? (Beginn und Zusammenbruch des letzten Krieges als Vorspiel.) Oder einer Heimsuchung? Wenn so etwas wie der mittelalterliche schwarze Tod unter sie träte? Wenn ihnen ihre geschöpfliche Notdurft, der die ganze Stadt durchkriechende Wurm ihrer Leiden, die Sorgenschlange ihrer Ängste in einem Gesicht anschaulich würden? Und dann dagegen, darunter hervor, die Quellen ihrer Liebeskräfte, ihrer Wesensgüte, ihrer Herzenswärme, ihres Zartgefühls plötzlich in das Licht der Blicke emporsprängen? Sie erkennten sich darin als Muttergeborene, die vier Millionen einer Stadt alle auf einmal?[892]

Dass Ehrler die »civitas terrena«, das zutiefst weltliche Berlin, gerne als »civitas humana«, als menschliches Gemeinwesen, sähe, ist ein verständlicher, ein frommer Wunsch, er artikuliert ihn aber nicht, indem er ein Gebet spricht oder ein Gebot erlässt. Man hat überhaupt die ganze Zeit den Eindruck, dass der Autor sich als Christ sehr zurückhält, vermutlich weil er als solcher die Thematik Großstadt und Gesellschaftsordnung der Moderne nicht ansprechen kann. Maßstabsfragen kommen in der Bergpredigt oder bei Augustinus nicht vor. Zumindest hält Ehrler sich zurück, weil er auch von einer säkularen Öffentlichkeit gehört werden möchte. An der zuletzt zitierten Stelle jedenfalls, einer Kernstelle dieser oft verzweifelten Suchbewegung durch die große Stadt, ruft er nichts Erhabenes an; es muss reichen: die Mitmenschlichkeit der viereinhalb Millionen, die aus Geburt und Leiden sich ergebende Summe, diese Totalität ohne Erwartung auf neuen oder alten Totalitarismus. Ehrler, fasziniert und bedrückt von der großen Zahl, hält an dieser fest, weiß von ihrem Zerfall in »Kasten« und der aus ihnen sich ergebenden beziehungslosen Raumgemeinschaft, er hat dies alles präsent – und möchte doch die Chance oder das Wunder der großen Umkehrung nicht denken: wie »die vier Millionen einer Stadt alle auf einmal« eines Sinnes werden. Simultanität, der höchste surrealistische Weltzustand, könnte auch einmal gesellschaftliche Wirklichkeit werden. Es ist in diesen Jahren so unendlich viel Schlechtes den Massen nachgesagt worden; hier hofft einer auf das Potenzial der kritischen Masse.

Preußische Städtewappen: Gertrud Kolmar

Es ist etwas Seltsames um das letzte deutsche Städtebuch, das ich hier aufschlage. Es fällt in vieler Hinsicht aus der Reihe und zugleich gilt es als das künstlerisch bedeutendste: die Gedichtsammlung, die Gertrud Kolmar 1927–28 auf preußische Städtewappen schrieb. Ein Kritiker unserer Tage sprach vom »Höhepunkt deutscher Lyrik überhaupt«. Kolmar (1894–1943) ist gleichzeitig mit Huch und ihren *Lebensbildern deutscher Städte*, vielleicht sogar von deren Erfolg herausgefordert. Nach Einzelveröffentlichungen in Zeitschriften, unter anderem angeregt durch den Cousin Walter Benjamin, kamen 1934 18 Gedichte unter dem Titel *Das Preußische Wappenbuch* in Buchform heraus – »Heimatlyrik«, wie die Dichterin selbst-ironisch sagte. Wir können diesen Zyklus hier heranziehen, denn Preußen war nicht nur das Land mit »deutscher Mission« und der Inbegriff des deutschen Staatsgedankens. Immerhin waren 60 Prozent der Reichsfläche preußischer Boden, und so konnten außer den altpreußischen Städten wie Köpenick und Zechlin auch Orte wie Eckernförde oder Gelnhausen mit ihren Wappen aufgenommen werden.

Um eine kurzen Vorstellung zu geben, zitiere ich die erste Strophe des Gedichts »Wappen von Hameln«.

> Wappen von Hameln
> *In Rot ein weißer Mühlenstein mit blauem Mühleisen.*
>
> O, über unseren Köpfen liegt ein Stein.
> O schwerer Mühlstein ob dem kleinen Haupt!
> Der uns die Sonne nimmt,
> Der uns die Winde raubt:
> Wir sehn ihn nicht und wissen doch, er muss sein.[893]

Kolmar nahm sich 53 Sammelkarten der Firma Kaffee HAG vor, welche seit 1927 den Kaffeepaketen beigefügt wurden (Abb. 63).

»Selten hat ein Gedicht-Zyklus einen trivialeren Ursprung«[894] – könnte man meinen. Man sollte aber die Vorlagen ästhetisch nicht unterschätzen. Es handelte sich um graphisch besonders überzeugende Wappenbilder, perforiert wie Briefmarken und mit 4 x 5,66 cm auch nicht viel größer als diese, allesamt Werke des Heraldikers Otto Hupp (1849–1949), die dieser mit Unterstützung von Ludwig Roselius, dem Gründer der Firma Kaffee HAG, geschaffen hatte. Die Sammelbilder mit den Ortswappen Preußens kamen in zweiter Serie von 1927 bis 1936 heraus; sie waren sehr erfolgreich: 250 000 Alben für 80 Millionen einzeln gesammelter Bilder wurden verkauft. Die Sammler konnten sich entweder zehn Alben mit Einteilung nach Pro-



Abb. 63. Otto Hupp, Wappen preußischer Städte, nach 1918

vinzen und mit Vorgabe der Orte zulegen oder vier große Alben kaufen, die sie nach eigenem Ermessen bestückten.

Die Bremer Firma Kaffee HAG, die zu den Schrittmachern dessen gehörte, was heute Corporate Identity heißt, besaß schon vor 1918 ein besonders einprägsames Logo. Aber auch die Wappen, die Roselius für seine Sammelmappen von Deutschlands führendem Heraldiker übernahm, zeichnen sich durch ihre elementare Zeichensprache aus. Sie haben sich vom historistischen Wappen-Design mit seinen Schnörkeln und Arabesken sowie einer heraldisch inkorrekten Farbigkeit freigemacht. Ein Härtetest war die Reproduktion im Format 4 x 5,66 cm. Firmenzeichen allerdings mussten oft mit noch weniger auskommen. Hupp hat viele Signets und Etiketten für die Industrie entworfen – bis heute ist sein Logo für die Münchner Spaten-Brauerei in Gebrauch. Die schriftlichen Informationen, die Kolmar den Alben oder der Rückseite der Marken entnehmen konnte, sind nicht weniger lapidar. Hupp gibt kürzeste Angaben zum Ort: »Markt, 766 Einwohner (1925)«, zum Wappen: »In Rot der schwarze Rumpf eines Ebers mit goldenen Hauern«, und zur Wappengeschichte, wann und wer das Wappen verliehen hat.

Kolmar schickt ihren Gedichten in weiter verkürzter Form die heraldische Beschreibung voraus und hält sich einzig und allein an das Wappenbild. In ihrer abstrakten Form stehen diese Stadtgedichte in Opposition zu den meisten der hier betrachteten Texte aus journalistischer oder dichterischer Feder. Nicht zu allen. Ich verweise noch einmal auf Döblin, der im Fall Berlin einerseits die Waffen streckte (»Berlin ist größtenteils unsichtbar«), andererseits die Hauptstadt als Text, als Zeichenwelt in lesbarer Form überlieferte. Zu diesem Verfahren gehörte die Wiedergabe der Bild-, man könnte auch sagen: Markenzeichen der Berliner Behörden, denn natürlich hatte die Stadtverwaltung sich bei der Vergabe solcher Bildkürzel von den Firmenzeichen inspirieren lassen, von einer Emblematik, die wie die Filme, die Bildbände, die Illustrierten zur entwickelten visuellen Kultur Weimars gehört. Städte kommunizierten also auf neue, ebenso abstrakte wie einprägsame Weise: in Stadtwappen, in Behördensignets, in Briefköpfen und in der exuberanten Bildproduktion ihrer Notgeldscheine, wovon weiter oben die Rede war. Die besten Entwürfe versuchen im Grunde etwas sehr Ähnliches wie Kolmar: Sie verlebendigen – in diesem Fall – die Gedanken, die ihnen die großen Themen Not und Geld eingeben. »Not kennt kein Gebot« schreibt Wenzel Hablik auf einen Schein der Stadt Itzehoe, und dieses Motto gilt auch für die grenzenlose Freiheit, die sich die Graphiker nehmen, nachdem das staatliche Monopol der Reichsbank gebrochen war. Hablik hat das Motto unter die Darstellung eines Mannes geschrieben, der die Zahl 1 scheißt, die zu 1 Mark gehört (Abb. 64).

Tiere spielen eine große Rolle in der Bildwelt des Notgeldes – nicht anders in der Heraldik, nicht anders in den Gedichten der Gertrud Kolmar.

Wir haben schon den 25-Pfennig-Schein kennengelernt, mit den Händen, die nach oben und nach einem rettenden, sprich nährenden Getreidehalm greifen, wäh-



Abb. 64. Wenzel Hablik, 1 Mark-Notgeldschein der Stadt Itzehoe, 1921



Abb. 65. Wenzel Hablik, 25-Pfennig-Notgeldschein der Stadt Itzehoe, 1921

rend über dem Versinkenden die Fluten zusammenschlagen – die Fluten der Stör, die damals noch durch die Stadt floss, und die Fluten der ruhe- und grundlosen Zeit, in der sich nur noch die Fische in ihrem Element tummeln können (Abb. 65). Die Wellen hat Hablik dem Wappenbild der Stadt entnommen, das von Hupp entworfen wurde, aber während dort über dem fließenden Grund eine feste Mauer und zwei Türme aufragen, ist bei Hablik Untergang der Bildgedanke. Durch die Lakonik seines Ausdrucks ergibt sich eine Art alternative Heraldik. Wellen, Fische, Hände, Halm und Ähre, das sind Figuren eines Wappens, das nicht einem Geschlecht oder einem Ort, sondern einer Zeit zugeordnet ist. Konzentrieren wir uns auf den Versinkenden in seiner »Grenzsituation«, können wir statt Zeit auch Situation sagen und einen Begriff ansprechen, der in den zwanziger Jahren große Karriere macht.

Die Städte und ihre Ikonographie tragen somit zu jenen »Heuschreckenschwärmen von Schrift« und Zeichen bei, welche vor allem in der Form der Reklame den urbanen Raum zu einem »dichten Gestöber von wandelbaren, farbigen, streitenden Lettern« werden lassen.[895] Der hier zitierte Walter Benjamin hat in »Einbahnstraße« gleich auf der ersten Seite erläutert, dass es die »unscheinbaren Formen« der Mitteilung seien, die »in Flugblättern, Broschüren, Zeitschriftenartikeln und Plakaten« als eine »prompte Sprache« ihren »Einfluss in tätigen Gemeinschaften« am wirksamsten ausübten.[896] »Prompte Sprache« trifft auf Hupps Wappenkunst zu, und was den Inhalt Stadt angeht: Es gibt wohl nur im Deutschen den Begriff des Städtewesens. Er umfasst die rechtlichen und organisatorischen Strukturen, die Ämter und das Brauchtum, zu ihm gehört aber auch die Symbolwelt der Stadt. Kolmar entwickelte ihre Gedichte aus eben dieser nicht dinggebundenen Sphäre.

An Hupps Elementarismus, der alles Beiwerk, alles Ornamentale und bloß Informative überflüssig machte, knüpfte die Dichterin an. Hupp gibt in seinen Begleittexten noch nicht einmal eine Begründung für die Wahl des Wappenbildes, verweist also nicht auf reichen Fischfang oder ein hohes Mühlenaufkommen als Motivation für die Wahl von Fisch oder Mühlstein. Kolmar ihrerseits motiviert gewissermaßen von innen. Wie im anzitierten Wappen von Hameln adressieren viele Gedichte die zentrale Wappenfigur: »Ein halbgetrunkener Becher […]« (Köpenick), »Komm, guter Fisch […]« (Nauen), »Die Türme reifen rot wie Beeren […] (Magdeburg); viele lassen die Wappenfigur »Ich« sagen, oft gleich zu Anfang: »Ich halte die Hände« (Frauenburg), »Mit den Rodern will ich fechten« (Neidenburg), »Ich habe es empfunden« (Wormditt) usw. »Ich« sagen Tiere, Blumen, Lindwürmer, wilde Männer – wir haben es also sehr häufig mit Rollengedichten zu tun, welche vom Ursprung der Figur aus das Gedicht entwickeln und so ein Analogon zum Zentralmotiv des Bildes schaffen.

Ebenso werkbestimmend aber war für die Gedichte das Dispositiv der Sammlung, aus der sie erwuchsen. »Es ist beim Sammeln das Entscheidende«, schrieb der Cousin, »dass der Gegenstand aus allen ursprünglichen Funktionen gelöst wird, um in die denkbar engste Beziehung zu seinesgleichen zu treten.«[897] Der Sammler hat ein

Verhältnis zu den Objekten, »das in ihnen nicht den Funktionswert, also ihren Nutzen, ihre Brauchbarkeit in den Vordergrund rückt, sondern sie als den Schauplatz, das Theater ihres Schicksals studiert und liebt«.[898] »Sammler sind Physiognomiker der Dingwelt«, formuliert Benjamin und Dorothee Kimmich schließt an: »Sie schauen sich die Oberfläche, die Außenseite, die Gesichter der Dinge genau an. Sie sind die Spezialisten für die Stofflichkeit, für Form, Farbe, Geruch und Textur der Dinge, für deren Materialität, nicht für ihre Brauchbarkeit, ihre Funktion.«[899] Kontextverlust wird durch »Objektivität« ersetzt, im Fall der Dichtungen durch die bereits angesprochene Engführung am Motiv. Andererseits verlangt der Kontextverlust nach Rekontextualisierung, nach Wiederbelebung und Einbettung. Den Wappenfiguren werden große Freiheiten eingeräumt, ihr Schicksal zu erzählen, Beziehungen zu weiteren Bildmotiven im Wappen zu knüpfen und sich mit der Menschenwelt in Beziehung zu setzen. Birgit Erdle hat dieses Verfahren treffend beschrieben: »Die Lektüren, die in den Wappen-Gedichten entfaltet werden, lösen die erstarrte Codierung der heraldischen Zeichen auf, setzen ihre stillgestellten bildlichen und semantischen Bezüge in Bewegung und transformieren sie in eine aktualisierende Narration – eine Transformation, die die Syntax der Bildbezüge verschiebt und dabei eine andere Regelhaftigkeit entdeckt.«[900]

Man könnte sich erst einmal damit zufriedengeben und sagen, dass Kolmar die Wappen deutscher Städte in »Lebensbilder« deutscher Stadtwappen verwandelt hat, um noch einmal Huchs Terminus zu gebrauchen. Belebung heißt etwa im Fall des Wappens von Lassan in Pommern (Abb. 66), dass Kolmar in der von Hupp übernommenen, aber leicht veränderten Beschreibung: »Auf blauem, sternübersähtem Grund ein steigender silberner Fisch« beim heraldischen Fachbegriff »steigend« ansetzt, das hier nicht mehr als ›aufgerichtet, vertikal‹ bedeutet, und ihn in Bewegungsmotive überträgt.[901] Sie nimmt aber auch den blauen Grund und die Sterne als das neue Habitat des Fisches an:

> Denn Fische schweben durch die blauen Gebreite.
> Wo flattern Fische auf mit Nachtkauz und Triel?
> Ihre Flossen klingen silbern an, da sie steigen.
> Manchmal rasten sie droben auf Ahornzweigen;
> Sie jagten den flirrenden Stern im Zenit, bis er niederfiel.[902]

Wenn die Dichterin die Fische ausreichend bewegt (»schweben«, »aufflattern«, »steigen«) und ihnen den Himmelsraum zugewiesen, ja sie zu Jägern der Sterne erhoben hat, geht sie einen Schritt weiter und malt sich den Ruheort der Tiere aus – »auf Ahornzweigen«. Damit sind sie gewissermaßen komplett, als silberne, schwebende, jagende, sich ausruhende Himmelswesen, da kann die Metamorphose noch einen Schritt weiter gehen und sich der angeblichen Stummheit der Fische annehmen. Das darf und muss die Dichtung wohl, weil sie anders als das Bild Stimme hat:



Abb. 66. Otto Hupp, Wappen von Lassan, nach 1918

> Die silbernen Fische singen über Ländern und Meeren.
> Wann finget ihr Fische je, und sie waren nicht stumm?
> Orf und Schmerle schweigen. Sie aber, ohne Namen,
> Streuen überallhin ihrer Töne Rieselsamen,
> Der die Weltkugel füllt wie blitzendes Bienengesumm.[903]

Das Gedicht, das von einem Fisch angeregt wurde, aber von den Fischen im Plural spricht, meinte gar nicht alle, sondern nur diese silbernen Sonderwesen der Heraldik, die Fische ohne Namen, die weltweit ihre Töne ausstreuen. Hupp hatte in seiner Kurzbeschreibung des Wappens von Lassan übrigens nicht vom Fisch, sondern konkret vom Karpfen gesprochen. Kolmar muss das korrigieren: Karpfen, Orf und Schmerle, zwei karpfenähnliche Fischarten, sind sinnlich, ihr aber geht es um den Sinn einer gewissermaßen globalen Dissemination. So sehr Kolmar ihre Wappenbilder auch belebt, sie achtet stets darauf, die generische Geltung einer heraldischen Formulierung beizubehalten. Werden wir aber der singenden Fische gewahr, oder bleiben sie auf das Reich der Poesie und Wappenkunde beschränkt? Gerne, wenn auch nicht immer endet Kolmar mit einer Konklusion, einer Wendung an den Leser. Das Lehrgedicht muss das im Grunde, selbst wenn es sich so hoch in die Wunder eines mythischen Weltzustandes verstiegen hat wie hier:

> Wer hat nicht umsonst schon die bleibende Stunde erhofft?
> Und nun kommt sie und teilt die schlichte Kost eurer Tische.
> Und sie lehrt euch vielleicht das Lied der singenden Fische.
> Ja, sie kommt: einmal. Nicht oft.[904]

Im Reich gab es ca. 60 000 Gemeinden, die ein Wappen besaßen oder es hätten haben können, hätten sie Otto Hupp beauftragt. Für sein Sammelwerk *Wappen und Siegel der deutschen Städte, Flecken und Dörfer*, das seit 1896 erschien, und für die Alben der Firma Kaffee HAG hatte Hupp über 6 000 Ortswappen entworfen – davon wurden auf Sammelmarken allein 3 460 Stück verbreitet. Kolmar hatte nichts Triviales, sie hatte einen Schatz aufgetan. »Beim Durchblättern der Hupp'schen Wappensammlung fällt neben der Buntheit der Wappen die Vielfalt der Wappenbilder auf. Lässt man die Konstrukte des Heraldikers beiseite, so eröffnet sich eine oft geradezu märchenhafte Welt von Tieren, Fabelwesen, Menschen oder menschlichen Körperteilen, von Architekturbildern oder Gegenständen des Handwerks, Waffen, Schiffen oder dergleichen.«[905] Im Grunde konnte sich die Dichterin keine reicher bestückte Motivsammlung wünschen, und wenn sie daraus schöpfte und diese Bilder bedachte und belebte, die Fische fliegen und singen machte, konnte sie immer noch mit der beruhigenden Vorstellung eines festen, aber fernen Gegenwertes rechnen: einer deutschen Stadt mit ihrer Geschichte und ihrer Gestalt, mit Menschen und Tieren. In diesem Werk treffen die großen, einander widerstrebenden Tendenzen der Weimarer Epoche aufeinander: die Anerkennung und Aneignung einer unendlichen Vielfalt deutscher Kultur und der epochale Trend zur Abstraktion und zum zeichenhaften Kürzel. Kolmars Lyrik ist ein einzigartiger Versuch, den Zeichen wieder ein Habitat zurückzugeben, eben »Lebensbilder« deutscher Städtewappen zu schaffen.

Das Wappen der Stadt Auschwitz (Oświęcim) hat auf blauem Grund einen weißroten Turm, von dem gegenständig die beiden Teile eines goldenen Doppeladlers abstehen (Abb. 67). In seiner heraldischen Formgebung folgt das Wappen konsequent Hupps lapidarem Stil. Hupp hat es aber wohl nicht entworfen, Kolmar hat es nicht besungen. Der Ort lag 1927/28, als Kolmar sich die Städtewappen vornahm, außerhalb des Reiches, fünfzehn Jahre später lag er außerhalb der Reichweite jeglicher Vorstellung. Kolmar wurde in Auschwitz Anfang März 1943 ermordet.



Abb. 67. Wappen der Stadt Auschwitz / Oświęcim

Danksagung

Der Autor hat mit sechs Jahren angefangen, auf Schiefertafeln das Schreiben zu lernen, Entwicklungsstand also, kurz gesagt, Altes Ägypten. Jetzt, mit 70, ist er nach häufigem Wechsel der Schreibwerkzeuge in der Gegenwart der schriftlichen Kommunikation angelangt: beim eBook. Diesen Weg bahnten dankbarerweise Maria Effinger von der Universitätsbibliothek Heidelberg und deren Direktor Veit Probst, der das Manuskript in das Programm des neu gegründeten Verlags Heidelberg University Publishing aufnahm. Mein ganz besonderer Dank aber gilt Anja Konopka, der Lektorin des Verlags, die dem Manuskript eines zukünftigen elektronischen Buchs eine Sorgfalt angedeihen ließ, die ein analoges Buch nur noch ganz selten erfährt.

Anmerkungen

Landgewinn: ein Vorwort

i Siegfried Kracauer, Brief an G. T. Gubler 28. 1. 1931, zit. nach Ders., *Berliner Nebeneinander*, hrsg. von Andreas Volk, Berlin 2001, S. 10.

ii Ders., Philosophische Brocken (1931), in: Ebda., S. 205.

iii Karl Jaspers, *Die geistige Situation der Zeit,* Berlin, Leipzig 1931, S. 91.

iv Ebda., S. 22.

v Alfons Paquet, Der Rhein und das Wort (1926), in: *Beiträge zur Rheinkunde* 2, 1926, S. 4.

vi Alfons Paquet, Der Dichter und die Gestaltung des Rheinstromes, in: *Frankfurter Zeitung* 27. 7. 1927.

vii Jaspers (wie Anm. iii), S. 91.

viii Karl Jaspers, *Philosophie.* Bd. 1: Philosophische Weltorientierung, Berlin 1956, S. 62.

ix Fritz Strich, Ricarda Huch, in: *Das Inselschiff* 12, 1931, S. 209ff.

x Die Kleingartenordnung steht auf S. 1371 des *Reichsgesetzblattes* 1919, die Verfassung folgt auf S. 1383.

xi Ich verdanke wichtige Informationen zu diesem Bild Alexandra Uhlisch vom Deutschen Kleingärtnermuseum in Leipzig und Dieter Vassmers, Dresden.

xii Nur drei Titel: Bernd Weidemeyer-Kolwe, »*Der neue Mensch*«*: Körperkultur im Kaiserreich und in der Weimarer Republik,* Würzburg 2004; *Der neue Mensch: Utopien, Leitbilder und Reformkonzepte zwischen den Weltkriegen,* hrsg. von Alexandra Gerstner u. a., Frankfurt am Main 2006; Rüdiger Graf, *Die Zukunft der Weimarer Republik: Krisen und Zukunftsaneignung in Deutschland, 1918–1933*, München 2008, S. 170ff.

Erster Teil: Deutsche Vielfalt, ihre Freunde und ihre Feinde

1 Josef Hofmiller, Deutsche Reiseziele nach dem Krieg (zuerst 1915), in: Ders., *Wanderbilder und Pilgerfahrten*, München 1938, S. 90.

2 Ebda., S. 92.

3 Ebda., S. 91.

4 Ebda.

5 E. K., Bayrisches Hochland, in: *Frankfurter Zeitung* 15. 7. 1923, S. 1, s. Andrea Wetterauer, *Lust an der Distanz. Die Kunst der Autoreise in der ›Frankfurter Zeitung‹, Tübin*gen 2007, S. 212.

6 Gerhart Hauptmann, Der Glaube an Deutschland (1922), in: Ders., *Sämtliche Werke*, hrsg. von Hans-Egon Hass, Berlin 1963, Bd. 6, S. 761.

7 Gerhart Hauptmann, Deutsche Wiedergeburt (1921), in: Ebda., S. 734.

8 Gerhart Hauptmann, Sursum corda! (1931), in: Ebda., S. 820.

9 Gerhart Hauptmann (wie Anm. 7), S. 734

10 Gerhart Hauptmann (wie Anm. 8), S. 824.

11 Thomas Mann, Von deutscher Republik (1922), in: Ders., *Essays*. Bd. 2: *Für das neue Deutschland 1919–1925*, hrsg. von Hermann Kurzke und Stephan Stachorski, Frankfurt am Main 1993, S.128.

12 Thomas Mann, *Betrachtungen eines Unpolitischen* (1919), in: Ders., *Gesammelte Werke in zwölf Bänden*, Berlin u. a. 1960, Bd. 12, S. 70f.

13 Robert Musil, Rede zur Rilke-Feier am 16. Januar 1927 in Berlin, in: Ders., *Gesammelte Werke*, hrsg. von Adolf Frisé, Hamburg 1981, Bd. 8, S. 1241.

14 Eugen Diesel, *Die deutsche Wandlung: das Bild eines Volkes*, Stuttgart 1929, S. 21.

15 Der Begriff stammt von Ernst Bloch, s. *Bloch-Wörterbuch: Leitbegriffe der Philosophie Ernst Blochs*, hrsg. von Beat Dietschy u. a., Berlin und Boston 2012, S. 310ff.

16 Johann Peter Eckermann, *Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens*, München 1984, S. 605f.

17 Wilhelm Heinrich Riehl, *Land und Leute*, Stuttgart 1854, S. 37.

18 Wilhelm Heinrich Riehl, *Land und Leute*, Stuttgart 1856^3, S. 359.

19 Zur Feier: Franziska Wein, *Deutschlands Strom – Frankreichs Grenze: Geschichte und Propaganda am Rhein* 1919–1930, Koblenz 1992, S. 123ff.; *Jahrtausendfeiern und Befreiungsfeiern im Rheinland: zur politischen Festkultur 1925 und 1930*, hrsg. von Gertrude Cepl-Kaufmann, Essen 2009; dies. und Antje Johanning, *Mythos Rhein: zur Kulturgeschichte eines Stromes*, Darmstadt 2003, S. 288ff.; dies., *Der Bund rheinischer Dichter: 1926–1933*, Paderborn 2003.

20 Arnolt Bronnen, *Rheinische Rebellen*, Berlin 1925, S. 26.

21 *Tausend Jahre deutsche Geschichte und deutsche Kultur am Rhein*, hrsg. von Aloys Schulte, Düsseldorf 1925, S. 526f.

22 Diesel (wie Anm. 14), S. 367.

23 Kurt Tucholsky, *Rheinsberg* (1912), in: Ders., *Gesammelte Werke in zehn Bänden*, hrsg. von Mary Gerold Tucholsky, Reinbek 1975, Bd. 1, S. 68.

24 Ebda., S. 71.

25 Ebda., S. 55.

26 Ludwig Rubiner, Der Dichter greift in die Politik (1912), in: Ders., *Der Dichter greift in die Politik*, Leipzig 1978, S. 255.

27 Gerhart Hauptmann, Geleitwort, in: Kurt Hielscher, *Deutschland: Baukunst und Landschaft*, Leipzig 1931, S. VII.

28 Diesel (wie Anm. 14), S. 367.

29 Der Begriff findet sich zuerst bei Wilhelm Pinder in: *Das Problem der Generation in der Kunstgeschichte Europas*, München 1926, S. 33.

30 Zum Problem der Generationen in der Weimarer Republik und zu Pinder und Bloch s. Beat Dietschy, *Gebrochene Gegenwart: Ernst Bloch, Ungleichzeitigkeit und das Geschichtsbild der Moderne*, Frankfurt am Main 1988, S. 130ff.
31 Pinder (wie Anm. 29), S. 41 (Hervorhebung im Original).
32 Ernst Bloch, *Erbschaft dieser Zeit* (1935), in: Ders., *Gesamtausgabe,* Frankfurt am Main 1977, Bd. 4, S. 104.
33 Pinder (wie Anm. 29), S. 154.
34 Bloch (wie Anm. 32), S. 69.
35 Ernst Bloch, *Tübinger Einleitung in die Philosophie,* in: Ders., *Gesamtausgabe,* Frankfurt am Main 1977, Bd. 13, S. 146.
36 Konrad Weiss, *Deutschlands Morgenspiegel: ein Reisebuch in zwei Teilen*, München 1950, Bd. 1, S. 9.
37 Michael Makropoulos, Krise und Kontingenz, in: *Die »Krise« der Weimarer Republik: zur Kritik eines Deutungsmusters*, hrsg. von Moritz Föllmer und Rüdiger Graf, Frankfurt am Main 2005, S. 52.
38 Peter Gay, *Die Republik der Außenseiter*, Frankfurt am Main 1970, S. 55.
39 Ulrich Linse, *Barfüßige Propheten: Erlöser der zwanziger Jahre*, Berlin 1983.
40 Fritz K. Ringer*, Die Gelehrten: der Niedergang der deutschen Mandarine, 1890–1933*, München 1987. Zu Ganzheit und ihrem modernen Pendant s. auch Martin Lindner, *Leben in der Krise: Zeitromane der neuen Sachlichkeit und die intellektuelle Mentalität der klassischen Moderne*, Stuttgart 1994, S. 103ff.
41 Wilhelm Lehmann, *Weingott* (1922), in: Ders., *Romane I*, hrsg. von Jochen Meyer (Gesammelte Werke 2), Stuttgart o. J., S. 249.
42 Ernst Troeltsch, Die geistige Revolution. Berliner Brief (6. Dezember 1920), in: *Kunstwart und Kulturwart* 34, 1920–21, S. 231.
43 Ernst Troeltsch, Deutsche Bildung (1921), in: Ders., *Deutscher Geist und Westeuropa*, hrsg. von Hans Baron, Tübingen 1925, S. 185.
44 Peter Sloterdijk, Weltanschauungsessayistik und Zeitdiagnostik, in: *Literatur der Weimarer Republik 1918–1933,* hrsg. von Bernhard Weyergraf, München 1995, S. 322.
45 Stefan Zweig, *Die Monotonisierung der Welt: Aufsätze und Vorträge*, Frankfurt am Main 1976, S. 8 (zuerst 1925).
46 René Schickele, Erlebnis der Grenze (1928), in: Ders., *Werke in drei Bänden*, hrsg. von Herrmann Kesten, Köln 1959, Bd. 3, S. 1005.
47 Frank Thiess, *Das Gesicht des Jahrhunderts: Briefe an Zeitgenossen*, Stuttgart 1924, S. 133.
48 Ebda., S. 158. Zu Thiess s. Sloterdijk (wie Anm. 44), S. 313ff.
49 Søren Kierkegaard, Kritik der Gegenwart (1846), in: Ders., *Gesammelte Werke*, Jena 1909–22, Bd. 4, S. 834.
50 Jacob T. Harskamp, The Anatomy of Despondency: European Socio-Cultural Criticism 1789–1939, Leiden 2011. Theobald Tiger, d. i. Kurt Tucholsky, Die Ortskrankenkasse (1930), in: Ders., (wie Anm. 23), Bd. 8, S. 151f.
51 Carl-Ludwig Holtfrerich, Vernachlässigte Perspektiven der wirtschaftlichen Probleme der Weimarer Republik, in: *Die deutsche Staatskrise 1930–1933: Handlungsspielräume und Alternativen*, hrsg. von Heinrich August Winkler, München 1992, S. 136.

52 Theobald Tiger, d. i. Kurt Tucholsky, Die Ortskrankenkasse (1930), in: Ders., (wie Anm. 23), Bd. 8, S. 153.

53 Knut Borchardt, Zwangslagen und Handlungsspielräume in der Weltwirtschaftskrise der frühen dreißiger Jahre: Zur Revision des überlieferten Geschichtsbildes, in: *Jahrbuch der Bayerischen Akademie der Wissenschaften* 1979, S. 87ff. Danach: Harold James, *Deutschland in der Weltwirtschaftskrise 1924–1936*, Stuttgart 1988. Zu Kritik und Ergänzung Holtfrerich (wie Anm. 51), S. 133ff.

54 Tucholsky (wie Anm. 52), S. 153.

55 Ebda, S. 152.

56 Karl Jaspers, *Die geistige Situation der Zeit*, Berlin 1931, S. 47.

57 Ebda., S. 72.

58 Eugen Diesel, Unser technisches Schicksal, in: *Münchner Neueste Nachrichten* Nr. 30, 31, 1933. Zur Diskussion über diesen Artikel s. *Titan Technik: Ernst und Friedrich Georg Jünger über das technische Zeitalter*, hrsg. von Friedrich Strack, Würzburg 2000, S. 278ff.

59 Siegfried Kracauer, *Die Angestellten: aus dem neuesten Deutschland*, Frankfurt am Main 1971, S. 12 (zuerst 1930).

60 Das einschlägige Zahlenmaterial, Berlin und das Reich betreffend, bei Berthold Grzywatz, *Arbeit und Bevölkerung im Berlin der Weimarer Zeit*, Berlin 1988.

61 Hilde Walter, Die Misere des neuen Mittelstandes (1929), in: *Deutsche Geschichte in Dokumenten und Bildern*, Bd. 6. *Die Weimarer Republik 1918/19–1933*: http://germanhistorydocs.ghi-dc.org/pdf/deu/ES_WALTER_DEU.pdf.

62 Günter Roth, *Die Institution der kommunalen Sozialverwaltung. Die Entwicklung von Aufgaben, Organisation, Leitgedanken und Mythen von der Weimarer Republik bis Mitte der neunziger Jahre*, Berlin 1999, S. 406.

63 Detlev Peukert, *Die Weimarer Republik: Krisenjahre der Klassischen Moderne*, Frankfurt am Main 1987, S. 136.

64 Ebda.

65 Zur »Vielzahl von heterogenen ›Bildern‹, von Wort- und Bildmetaphern« s. Alf Lüdtke u. a., Einleitung, in: *Amerikanisierung: Traum und Alptraum im Deutschland des 20. Jahrhunderts*, hrsg. von dems. und Inge Marßolek, Stuttgart 1996, S. 7ff.

66 Hermann Fackler, Amerika und der Amerikanismus, in: *Die Tat* 20, 1928/29, S. 58f. Zit. nach Egbert Klautke, *Unbegrenzte Möglichkeiten: »Amerikanisierung« in Deutschland und Frankreich (1900–1933),* Stuttgart 2003, S. 270.

67 Zur deutschen Rezeption s. ebda., S. 186ff. und Charles S. Maier, Between Taylorism and Technocracy: European Ideologies and the Vision of Industrial Productivity in the 1920s, in: *Journal of Contemporary History* 5, 1970, H. 2, S. 27ff.

68 Frederick W. Taylor, *Die Grundsätze wissenschaftlicher Betriebsführung*. Düsseldorf 2004 (Nachdruck der Ausgabe München 1913), S. 4.

69 Bernhard Kellermann, *Der Tunnel*, Frankfurt am Main 1986, S. 148f.

70 Walther Rathenau, Zur Kritik der Zeit (1912), in: Ders., *Gesamtausgabe*, hrsg. von Hans Dieter Hellige, München 1977, Bd. 2, S. 59.

71 Paul Wengraf, *Amerika, Europa, Russland,* Wien, Leipzig 1927, S. 5, zit. nach Egbert Klautke, *Unbegrenzte Möglichkeiten: „Amerikanisierung“ in Deutschland und Frankreich (1900–1933),* Wiesbaden 2003, S. 272.

72 Rudolf Kayser, Amerikanismus (1925), in: *Deutsche Geschichte in Dokumenten und Bildern*, Bd. 6. *Die Weimarer Republik 1918/19–1933*: http://germanhistorydocs.ghi-dc.org/docpage.cfm?docpage_id=4719.

73 Robert Müller, Macht. Psychologische Grundlagen des gegenwärtigen Atlantischen Krieges (1915), in: Ders., *Werkausgabe in Einzelbänden*, hrsg. von G. Helmes, Bd. 8: Essays, Paderborn 1995, S. 90.

74 *Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte*, hrsg. von Christa Berg und Dieter Langewiesche, München 1989, Bd. 5, S. 276ff.

75 Linke Poot, d. i. Alfred Döblin, Die nördliche Friedrichstraße (1924), in: Ders., *Kleine Schriften*, hrsg. von Anthony W. Riley, Olten 1990, Bd. 2, S. 373.

76 Max Weber, *Wirtschaft und Gesellschaft: Grundriß der verstehenden Soziologie*, Tübingen 1980[5], S. 826f.

77 Zu Begriff und Verwendung: Victor Klemperer, *Lingua tertii imperii*, Leipzig 1978, S. 105.

78 Ernst von Salomon, *Die Stadt*, Berlin 1932, S. 106.

79 Ebda., S. 313.

80 Markus Josef Klein, *Ernst von Salomon: eine politische Biographie*, Limburg a. d. Lahn 1994.

81 So der Titel der von Herbert Plaas unter Beteiligung von Ernst von Salomon herausgegebenen Anthologie: *Wir klagen an! Nationalisten in den Kerkern der Bourgeoisie*, Berlin 1928.

82 Jaspers (wie Anm. 56), S. 68.

83 Hans Friedrich Blunck, Vorwort zu Erich Retzlaff, *Die von der Scholle. Sechsundfünfzig photographische Bildnisse bodenständiger Menschen*, Göttingen 1931, S. IIIf.

84 Alfred Döblin, Von Gesichtern, Bildern und ihrer Wahrheit, in: August Sander, *Antlitz der Zeit*, Berlin 1929, S.15.

85 Alfred Döblin, Ein Tag in München (1932), in: Ders. (wie Anm. 75), Bd. 3, S. 305.

86 Ebda., S. 308.

87 Zu Zerrissenheit und Sehnsucht nach Ganzheit s. Dietmar Schirmer, Politisch-kulturelle Deutungsmuster: Vorstellungen von der Welt der Politik in der Weimarer Republik, in: *Politische Identität und nationale Gedenktage*, hrsg. von Detlef Lehnert und Klaus Metzgerle, Opladen 1989, S. 56ff.; Gay (wie Anm. 38); Ringer (wie Anm. 40).

88 Hugo von Hofmannsthal, Das Schrifttum als geistiger Raum der Nation (1927), in: Ders., *Gesammelte Werke in zehn Einzelbänden. Reden und Aufsätze*, Bd. 3, Frankfurt am Main 1979, S. 37.

89 Ebda., S. 32.

90 Rüdiger von der Goltz, Geleitwort, in: *Deutschlands Köpfe der Gegenwart über Deutschlands Zukunft*, hrsg. von Friedrich Koslowsky, Berlin-Zürich 1928, zit. nach Rüdiger Graf, *Die Zukunft der Weimarer Republik: Krisen und Zukunftsaneignung in Deutschland 1918–1933*, München 2008, S. 69.

91 Victor Klemperer, *Curriculum Vitae: Jugend um 1900*, Berlin 1989, Bd. 2, S. 365.

92 Hugo Preuß, *Artikel 18 der Reichsverfassung: seine Entstehung und Bedeutung*, Berlin 1922, S. 3.

93 Zu dieser Vereinigung und zu von der Goltz s. James M. Diehl, Von der Vaterlandspartei zur nationalen Revolution: die Vereinigten Vaterländischen Verbände Deutschlands 1922–1933, in: *Vierteljahrhefte für Zeitgeschichte* 33, 1985, S. 617ff.

94 Carl Schmitt, *Römischer Katholizismus und politische Form*, München 1925, S.13f. Zu Schmitt unter dem Aspekt Zerrissenheit s. Friedrich Balke, Weimarer Intellektuelle und die neue Ordnung des ›Zivilverstandes‹. Das Beispiel Carl Schmitt, in: *Intellektuelle in der Weimarer Republik*, hrsg. von Wolfgang Bialas und Georg G. Iggers, Frankfurt am Main 1997, Bd. 1, S. 71ff.

95 Ebda., S. 84.

96 Ignaz Wrobel (d. i. Kurt Tucholsky), Suomi-Finnland (1925), in: Ders., *Werke* (wie Anm. 23), Bd. 4, S. 160f.

97 Carl Schmitt, *Die geistesgeschichtliche Lage des heutigen Parlamentarismus*, München 1926[2], S. 14.

98 Peter Panter, d. i. Kurt Tucholsky, Ein besserer Herr (1929), in: Ders., *Werke* (wie Anm. 23), Bd. 7, S. 108f.

99 Ernst Jünger, *Kampf als inneres Erlebnis*, Berlin 1933, S. 116.

100 Michael Dorrmann, »Aber nicht nach Potsdam sind wir ausgewandert, sondern nach Weimar«: die Nationalversammlung in Weimar 1919, in: *Wege nach Weimar: Auf der Suche nach der Einheit von Kunst und Politik*, hrsg. von Hans Wilderotter und Michael Dorrmann, Berlin 1999, S. 22.

101 Zit. ebda., S. 37.

102 Jürgen John, »Weimar« als regionales, intellektuelles Reform- und Experimentierfeld, in: *Die Weimarer Republik zwischen Metropole und Provinz*, hrsg. von Wolfgang Bialas und Burkhard Stenzel, Weimar 1996, S. 19. Zu Weimar in der Zwischenkriegszeit siehe Ders., »Land im Aufbruch«: Thüringer Demokratie- und Gestaltungspotenziale nach 1918, in: *Weimar 1919: Chancen einer Republik*, Köln 2009, S. 13ff. und die Beiträge in: *Wege nach Weimar* (wie Anm. 100), vor allem: Karsten Rudolph, *Ein Menetekel für die Weimarer Republik,* S. 243ff.

103 Wikipedia-Artikel: Kapp-Putsch in Thüringen. https://de.wikipedia.org/wiki/Kapp-Putsch

104 Klaus-Jürgen Winkler und Herrman van Bergeijk, *Das Märzgefallenen-Denkmal in Weimar*, Weimar 2004, S. 9ff.

105 *Mechterstädt – 25.3.1920: Skandal und Krise in der Frühphase der Weimarer Republik*, hrsg. von Peter Krüger und Anne C. Nagel, Münster 1997.

106 Theobald Tiger, d. i. Kurt Tucholsky, Marburger Studentenlied (1920), in: Ders., *Werke* (wie Anm. 23), Bd. 2, S. 372.

107 Vgl. Felix Reuße, *Das Denkmal an den Grenzen seiner Sprachfähigkeit*, Stuttgart 1999.

108 Winkler und Bergeijk (wie Anm. 105), dort die ältere Literatur. Zuletzt: Maria Ocón Fernández, Politik und Abstraktion: das Märzgefallenendenkmal von Walter Gropius, in: *Modell Bauhaus*, Ostfildern 2009, S. 77ff.

109 Alma Mahler-Werfel, *Mein Leben*, Frankfurt am Main 1960, S. 144f.

110 Zit. nach Winkler und Bergeijk (wie Anm. 104), S. 40.

111 Jaspers (wie Anm. 56), S. 7.

112 G.W.F. Hegel, *Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie*, Leipzig 1971, Bd. 1, S. 79; Eckart Goebel, *Konstellation und Existenz: Kritik der Geschichte um 1930. Studien zu Heidegger, Benjamin, Jahnn und Musil*, Tübingen 1996, S. 249.

113 Zur Thüringer Geschichte vor allem in ihrer progressiven Anfangsphase s. John, Land (wie Anm. 102), S. 28ff.

114 Zu Bartels und Dinter im Kontext der völkischen Bewegungen und des frühen Nationalsozialismus s. Holm Kirsten, *»Weimar im Banne des Führers«: die Besuche Adolf Hitlers 1925–1940*, Köln 2001, S. 96ff.

115 Leonhard Schrickel, *Weimar. Eine Wallfahrt in die Heimat aller Deutschen*, Weimar o. J. (ca. 1927), vor S. 1.

116 Zu Potsdam und Weimar s. Dorrmann (wie Anm. 100), S. 22f., 36ff.

117 Zu dieser Veranstaltung s. Justus H. Ulbricht, »Wege nach Weimar« und »deutsche Wiedergeburt«: Visionen kultureller Hegemonie im völkischen Netzwerk Thüringens zwischen Jahrhundertwende und »Drittem Reich«, in: *Die Weimarer Republik* (wie Anm. 102), S. 23ff.

118 Harry Graf Kessler, *Das Tagebuch*, hrsg. von Angela Reinthal u. a., Stuttgart 2009, Bd. 8, S. 398f.

119 Ulbricht (wie Anm. 117), S. 27f.

120 Zit. nach Manfred Overesch, *Buchenwald und die DDR: oder Die Suche nach Selbstlegitimation*, Göttingen 1995, S. 12.

121 Kirsten (wie Anm. 114).

122 Carl Schmitt, Der Begriff des Politischen, in: *Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik* 58, 1927, S. 27.

123 Ebda, S. 33.

124 Henrik Hilbig, *Das Reichsehrenmal bei Bad Berka*, Aachen 2006.

125 Elias Canetti, *Masse und Macht*, Frankfurt am Main 1980, S. 197.

126 Christian Fuhrmeister, Im Einsatz für das Reich bei Tag und Nacht: Edwin Redslobs Bemühungen um das »Reichsehrenmal«, in: *Der Reichskunstwart. Kulturpolitik und Staatsinszenierung in der Weimarer Republik 1918–1933*, hrsg. von Christian Welzbacher, Weimar 2010, S. 217. Dort auch das umfangreiche Schrifttum zu diesem Projekt.

127 Ursula Büttner, *Weimar: die überforderte Republik.* 1919–33, Stuttgart 2008, S. 503.

128 Moritz Föllmer, Rüdiger Graf, Per Leo, Einleitung: Die Kultur der Krise in der Weimarer Republik, in: *Die »Krise« der Weimarer Republik* (wie Anm. 37), S. 29.

129 Einen guten Überblick über die Endphase des Projekts und zahlreiche Abbildungen geben die Beiträge von Franz Hallbaum und Karl Kempkes in: *Die Gartenkunst* 45, 1932, S. 81ff.

130 Edwin Redslob in einer Umfrage der *Vossischen Zeitung,* 12. April 1925, zit. nach: *Der Reichskunstwart* (wie Anm. 126), S. 77.

131 Fritz Schumacher, *Selbstgespräche. Erinnerungen und Betrachtungen,* Hamburg 1947, S. 176.

132 Hermann Hesse, *Nürnberger Reise* (1927), in: Ders., *Sämtliche Werke in zwanzig Bänden*, hrsg. von Volker Michels, Frankfurt am Main 2003, Bd. 11, S. 177.

133 Ebda., S. 170.

134 *Simplicissimus* 30, 1925, S. 139.

135 Ebda., S. 474.

136 Ebda., S. 538.

137 Johann Wolfgang von Goethe, Bedeutende Fördernis durch ein einziges geistreiches Wort, in: Ders., *Berliner Ausgabe. Poetische Werke. Kunsttheoretische Schriften und Übersetzungen*, Berlin 1960, Bd. 16, S. 385.

138 Roland Girtler, *Rotwelsch. Die alte Sprache der Gauner, Dirnen und Vagabunden*, Wien u. a. 2010, S. 232ff.

139 Kunrat Döhling, *Mit leichtem Gepäck durch Süddeutschland: Erlebnisse, Beobachtungen, Gedanken eines Zweiundsiebzigjährigen*, Göttingen 1933, S. 64.

140 Zur erstaunlichen Karriere, welche die Gattung Märchen in der Weimarer Zeit machte, s. die Einleitung in: *Fairy Tales and Fables in Weimar Days*, hrsg. von Jack Zipes, Madison 1989.

141 Walter Benjamin, Der Erzähler (1936–37), in: Ders., *Gesammelte Schriften*, hrsg. von Rolf Tiedemann u. a., Frankfurt am Main 1972, Bd. 2, 2, S. 438.

142 Ebda., S. 441.

143 Lisa Tetzner, *Im blauen Wagen durch Deutschland*, Berlin 1926, S. 45.

144 Ebda., S. 109.

145 Ebda., S. 46f.

146 Ebda., S. 35.

147 Linse (wie Anm. 39).

148 Abbildung im Wikipedia-Artikel Friedrich Muck-Lamberty, https://de.wikipedia.org/wiki/Friedrich_Muck-Lamberty.

149 Lisa Tetzner, *Im Land der Industrie zwischen Rhein und Ruhr. Ein buntes Buch von Zeit und Menschen*, Jena 1923, S. 21.

150 Ernst Glaeser, Fazit. Querschnitt durch die deutsche Publizistik (1929), in: Sabina Becker, *Neue Sachlichkeit*. Bd. 1: *Die Ästhetik der neusachlichen Literatur (1920–1933)*, Köln 2000, S. 182.

151 Nur Helmut Lethen hat sich der zeitdiagnostischen Schrift *Der Weg durch das Wirrsal* gewidmet, s. ders., *Neue Sachlichkeit 1924–1932*, Stuttgart 1975², S. 94ff. Ein kurzes Referat auch bei Jeffrey Herf, *Reactionary Modernism*, Cambridge u. a. 1984.

152 Eugen Diesel, *Der Weg durch das Wirrsal: das Erlebnis unserer Zeit*, Stuttgart 1927², S. 120.

153 Ebda., S. 123.

154 Ebda., S. 114.

155 Ebda., S. 127.

156 Ebda., S. 182.

157 Ebda., S. 106.

158 Ebda., S. 284.

159 Ebda., S. 119f.

160 Ebda., S. 152.

161 Ebda., S. 212.

162 Diesel (wie Anm. 14), S. 11.

163 Ernst Bertram, *Nietzsche: Versuch einer Mythologie*, Berlin 1921, S. 67.

164 Diesel (wie Anm. 14), S. 14.

165 Ebda., 292.

166 Riehl (wie Anm. 18), S. 350.

167 Diesel (wie Anm. 14)., S. 294.

168 Ebda, S. VII.
169 *Westdeutscher Beobachter* 18.8.1929, zit. nach *Zeiten und Menschen*, hrsg. von R.H. Tenbrock u. a., Ausgabe G, Bd. 2, Paderborn 1970, S. 332.
170 Kurt Hiller, Rede vor roten Studenten, in: *Die Weltbühne* XXV, 1.1.1929, S. 1.
171 Diesel (wie Anm. 58).
172 Diesel (wie Anm.14), S. 355.
173 Ebda., S. 354.
174 Ebda., S. VII.
175 Ebda., S. 239.
176 Ebda., S. 240.
177 Ebda., S. 241.
178 Ebda., S. 352.
179 Ebda., S. 357.
180 Ein Begriff von John Horne, siehe seinen Aufsatz: Kulturelle Demobilmachung 1919–1939, in: *Politische Kulturgeschichte der Zwischenkriegszeit 1918–1939*, hrsg. von Wolfgang Hardtwig, Göttingen 2005, S. 129ff.
181 Eugen Diesel, *Das Land der Deutschen*, Leipzig 1933 (zuerst 1931), S. 5.
182 Alf Lüdtke, Ikonen des Fortschritts, in: *Amerikanisierung* (wie Anm. 65), S. 200.
183 Eugen Diesel, Vorbemerkung, in: *Das Werk. Technische Lichtbildstudien*, Königsstein und Leipzig 1931, S. 8.
184 Zur Aviatik in der Weimarer Zeit s. Peter Fritzsche, *A Nation of Fliers: German Aviation and the Popular Imagination*, Cambridge 1992, Kap. 4.
185 Ernst Jünger, *Das abenteuerliche Herz. Erste Fassung, Aufzeichnungen bei Tag und Nacht,* in: Ders., *Sämtliche Werke*, Stuttgart 1979, Bd. 9, S. 154.
186 Zu den einschlägigen Bildbänden der Weimarer Zeit s. Thomas Wiegand, *Deutschland im Fotobuch*, Göttingen 2011, S. 20ff. Diesel fehlt.
187 Max Jungnickel, *Volk und Vaterland*, Berlin 1932, S. 115.
188 Diesel (wie Anm. 181), S. 220.
189 Ebda., S. 222.
190 Ebda., S. 227.
191 Siegfried Kracauer, *Ginster* (1928), in: Ders., *Schriften*, hrsg. von Karsten Witte, Frankfurt am Main 1973., Bd. 7, S. 106f.
192 Dirk van Laak, Zwischen ›organisch‹ und ›organisatorisch‹. Planung als politische Leitkategorie zwischen Weimar und Bonn, in: *Griff nach dem Westen: die* »*Westforschung*« *der völkisch-nationalen Wissenschaften zum nordwesteuropäischen Raum (1919–1960),* hrsg. von Burkhard Dietz u. a., Münster 2003, S. 68. Zur Weimarer Planungseuphorie s. ebda. und Maier (wie Anm. 67), S. 45.
193 Jünger (wie Anm. 185), 78f.
194 Diesel (wie Anm. 181), S. 229.
195 Broder Christiansen, *Das Gesicht unserer Zeit*, Buchenbach 1929, S. 93.
196 Diesel (wie Anm. 181), S. 243.
197 Konrad Weiss, 1933 (Eingangsgedicht zu: Der Christliche Epimetheus, 1933), zit. nach: AA. VV., Indagini su Epimeteo tra Ivan Illich, Konrad Weiss e Carl Schmitt, in: Il *Covile*,

www.ilcovile.it/raccolte/Sei_pollici_01_Indagini_su_Epimeteo.pdf, mit ausführlichem Kommentar zu diesem Gedicht und zur Beziehung Weiss – Carl Schmitt.

198 Direkt nach 1933 versuchte Diesel noch, in Hitler den »Verständigungspolitiker« zu sehen (*Vom Verhängnis der Völker,* 1934); damals stand er dem Kreis um Robert Bosch nahe, s. Joachim Scholtyseck, *Robert Bosch und der liberale Widerstand gegen Hitler 1933 bis 1945*, München 1999, S. 176. In *Deutschland arbeitet. Ein Bildbuch zum Kampf um die Arbeit* rühmt er aber schon 1934: »Einheitlicher Wille beseelt die Nation.« Und bereits 1933 nahm er an der bombastisch inszenierten 1. Mai-Feier in Berlin teil, s. Peter Fritzsche, *Germans Into Nazis*, Cambridge (Mass.) 1998, S. 224.

199 Georg Steinhausen, *Geschichte der deutschen Kultur*, neu bearbeitet und erweitert von Eugen Diesel, Leipzig 1936[4], S. 553.

200 Ebda., S. 554.

201 Ebda., S. 557.

Zweiter Teil: Das Land der Deutschen

202 Emil Meynen, Zu den verschiedenen Begriffsauffassungen von Deutschland, in: *Der Auslandsdeutsche* 11, 1928, S. 574.

203 *Reichsgesetzblatt* 1919, Nr. 140, S. 755.

204 Guntram Henrik Herb, *Under the Map of Germany: Nationalism and Propaganda 1918–1945*, London 1997, S. 17 [Übersetzung durch den Autor].

205 Die Praxis der Grenzziehung wird in der letzten Gesamtbetrachtung des Versailler Vertrags ausgeklammert: *The Treaty of Versailles: a Reassessment after 75 Years*, hrsg. von Manfred F. Boemeke u. a., New York 1998. Zur neuen Fachrichtung »border studies« s. Alexander C. Diener und Joshua Hagen, *Borders: A Very Short Introduction*, Oxford 2012. Grenzstudien waren bereits ein Hauptbetätigungsfeld der Kulturwissenschaften in den zwanziger Jahren, siehe Vanessa Conze, »Unverheilte Brandwunden in der Außenhaut des Volkskörpers«. Der deutsche Grenz-Diskurs der Zwischenkriegszeit (1919–1939), in: *Ordnungen in der Krise: zur politischen Kulturgeschichte Deutschlands. 1900–1933*, hrsg. von Wolfgang Hardtwig, München 2007, S. 21ff.

206 Anke John, *Der Weimarer Bundesstaat: Perspektiven einer föderalen Ordnung* (1918–1933), Köln u. a. 2012, S. 189. Nach John waren es 14 Freistaaten.

207 Albrecht Philipp (DNVP) am 22. Juli 1919 in der Nationalversammlung, in: *Die deutsche Nationalversammlung im Jahre 1919*, hrsg. von Eduard Heilfron, Berlin o. J., Bd. 7, S. 14.

208 John (wie Anm. 206), S. 367.

209 Matthias Erzberger, *Erlebnisse im Weltkrieg*, Stuttgart, Berlin 1920, S. 198, zit. nach Hagen Schulze, *Weimar: Deutschland 1918–1933*, Berlin 1989, S. 199.

210 Zit. nach Klaus Neumann, *Politischer Regionalismus und staatliche Neugliederung in den Anfangsjahren der Weimarer Republik in Nordwestdeutschland*, Münster 1990, S. 121. Zu Brauns widersprüchlicher Haltung in Fragen Reichsreform s. Hagen Schulze, *Otto Braun oder Preußens demokratische Sendung*, Frankfurt am Main 1977, S. 253ff., 509ff. Siehe auch

Stefan Oeter, *Integration und Subsidiarität im deutschen Bundesstaatenrecht,* Tübingen 1998, S. 69ff.

211 Guy de Traversay, L'echéc de separatisme rhénan 1918–1923, in: *Revue des deux mondes 1925*, zit. nach einer deutschen Übersetzung im Auftrag der Besatzungsmächte bei Martin Schlemmer, *»Los von Berlin«: Die Rheinstaatbestrebungen nach dem Ersten Weltkrieg*, Köln 2007, S. 678.

212 Zu den Reformplänen s. Ludwig Biewer, *Reichsreformbestrebungen in der Weimarer Republik*, Frankfurt am Main 1980; Gerhard Schulz, *Zwischen Demokratie und Diktatur: Verfassungspolitik und Reichsreform in der Weimarer Republik*, Berlin u. a. 1963, 3 Bde.; Neumann (wie Anm. 210) und jetzt ausführlich John (wie Anm. 207). Dort auf S. 24 der bemerkenswerte Satz: »Die für die Ereignisgeschichte bedeutsame Ergebnislosigkeit einer nicht endenden Reichsreform [...] ist dabei von geringem Gewicht.« »Dabei« heißt: für ein Buch über Reichsreform. Zur Reichsreform aus der Sicht der Städte John Bingham, *Weimar Cities: the Challenge of Urban Modernity in Germany,* 1919–1933, New York 2008, S. 89ff.

213 Schulz (wie Anm. 212), Bd. 1, S. 8.

214 Immanuel Kant, *Kritik der reinen Vernunft* (1781), in: Ders., *Akademieausgabe*, Berlin 1902ff., Abt. A, Bd. 3, S. 539.

215 Jürgen John, Die Thüringer Kleinstaaten – Entwicklungs- oder Beharrungsfaktoren?, in: *Blätter für deutsche Landesgeschichte* 132, 1996, S. 91.

216 Wilhelm Martin Becker, Partikularismus und Preußentum, in: *Die Grenzboten,* Jg. 79, Bd. 4, 1920, S. 4.

217 Hans-Joachim Behr, »Eine überlebte, unsinnige und unzweckmäßige Zeitwidrigkeit«? Um die staatliche Selbständigkeit Lippes und Schaumburg-Lippes, in: *Blätter für deutsche Landesgeschichte* 132, 1996, S. 33ff.

218 Wilhelm Heinrich Riehl, *Land und Leute*, Stuttgart 1861[5], S. 359f.

219 Hugo Preuß, *Deutschlands republikanische Reichsverfassung*, Berlin 1923, S. 48f.

220 Schulz (wie Anm. 212), Bd. 1, S. 2f.

221 Neumann (wie Anm. 210), S. 138. Zu Oldenburg weiterhin John (wie Anm. 207), S. 248ff.

222 Biewer (wie Anm. 212), S. 184ff.

223 Ebda., S. 28. Zum Fall Braunschweig s. John (wie Anm. 206), S. 240ff.

224 Otto von Bismarck, *Gedanken und Erinnerungen*, Hamburg 2012, Bd. 1, S. 270.

225 Wikipedia-Artikel Exklave, https://de.wikipedia.org/wiki/Exklave.

226 John (wie Anm. 206), S. 271ff.

227 Behr (wie Anm. 217), S. 56ff.

228 Jutta Ciolek-Kümper, *Wahlkampf in Lippe: die Wahlkampfpropaganda der NSDAP am 15. Januar 1933*, München 1976; Uta Halle, *»Die Externsteine sind bis auf weiteres germanisch«: prähistorische Archäologie im Dritten Reich,* Bielefeld 2002, S. 126ff.

229 Joseph Goebbels, *Die Tagebücher,* hrsg. von Elke Fröhlich, Teil 1 Bd. 2/I, München 2005, S. 332.

230 Theodor Helmert-Corvey, *Nationalsozialismus – Wahl in Lippe*, Internet-Portal »Westfälische Geschichte«, Landschaftsverband Westfalen-Lippe http://www.westfaelische-geschichte.de/lit330.

231 Zit. nach Willi Oberkrome, *»Deutsche Heimat«: nationale Konzeption und regionale Praxis von Naturschutz, Landschaftsgestaltung und Kulturpolitik in Westfalen-Lippe und Thüringen (1900–1960)*, Paderborn 2004, S. 77f.

232 *Der Heilige Hain im Teutoburger Wald. Ein Beitrag zur Frage des Reichsehrenmales*, Detmold 1926.

233 Halle (wie Anm. 228), S. 115.

234 Dirk Mellies, »Wir kämpfen unter Hermanns Zeichen bis alle unsere Feinde bleichen.« Die politische Rezeption des Hermannsdenkmals 1914–1933, in: *Krieg – Revolution – Republik: Detmold 1914–1933* hrsg. von Hermann Niebuhr und Andreas Ruppert, Bielefeld 2006, S. 335ff.

235 *Lippischer Kurier* 4. Januar 1933, zit. nach Ciolek-Kümper (wie Anm. 228), S. 229.

236 Riehl (wie Anm. 218), S. 276.

237 Carl Schmitt, *Verfassungslehre,* Berlin 1929, S. 376, 390.

238 Wann genau der Begriff auftaucht, konnte nicht ermittelt werden. Die erste grundlegende Abhandlung: Alfred Brenning, *Innere Kolonisation*, Leipzig 1909.

239 Otto Swart, Innere Kolonisation, in: *Grundriß der Sozialökonomik*, Tübingen 1927, Bd. 9, 2, S. 34.

240 Reichssiedlungsgesetz vom 11. August 1919, RGBl 1429.

241 *Zurück, o Mensch, zur Mutter Erde: Landkommunen in Deutschland 1890–1933*, hrsg. von Ulrich Linse, München 1983, S. 316.

242 Ricarda Huch. *Briefe an die Freunde*, hrsg. von Marie Baum, Tübingen 1955, S. 57.

243 Thomas Mann, *Tagebücher 1918–1921*, hrsg. von Peter de Mendelsohn, Frankfurt am Main 1979, S. 110.

244 Cepl-Kaufmann, *Der Bund rheinischer Dichter* (wie Anm. 19), S. 51ff.

245 Norbert Jegelka, *Paul Natorp: Philosophie, Politik, Pädagogik,* Würzburg 1992, S. 174.

246 Alfons Paquet, *Die jüdischen Kolonien in Palästina*, Weimar 1915.

247 Ich folge hier dem Referat von Linse (wie Anm. 241), S. 317. Zu Oppenheimer und dem Siedlungsgedanken s. Dieter Haselbach, *Franz Oppenheimer: Philosophie, Soziologie und Politik des »liberalen Sozialismus«*, Opladen 1989, S. 115ff.

248 Swart (wie Anm. 239), S. 77f.

249 Hans Kuhn*, Es ist an der Zeit. Vom Aufbruch unseres Jahrhunderts*, Nürnberg 1965, zit. nach Linse (wie Anm. 241), S. 289.

250 Ebda., S. 319.

251 Norbert Mecklenburg, *Erzählte Provinz. Regionalismus und Moderne im Roman*, Königstein 1982, S. 94ff.

252 Karl Alexander von Müller, Die Geltung der Bauern in der Volksgemeinschaft (1932), zit. nach Bernd Faulenbach, *Ideologie des deutschen Weges: die deutsche Geschichte in der Historiographie zwischen Kaiserreich und Nationalsozialismus*, München 1980, S. 97.

253 Christiansen (wie Anm. 195), S. 45.

254 Zur Übersetzung des Artikels in Gesetze s. Robert Sachs, Öffentliche Bodenpolitik gegen private Bodenspekulation, in: *Die Arbeit* 7, 1930, S. 306ff.

255 Peter-Christian Witt, Inflation, Wohnungszwangswirtschaft und Hauszinssteuer, in: *Wohnen im Wandel. Beiträge zur Geschichte des Alltags in der bürgerlichen Gesellschaft*, hrsg. von Lutz Niehammer, Wuppertal 1979, S. 400.

256 Otto Albrecht, Deutsche Kleingartenpolitik, in: *Die Arbeit* 3, 1925, S. 176.

257 Allgemein: Sabine Verk, *Landleben*, Münster 1994; Hartwig Stein, *Inseln im Häusermeer: eine Kulturgeschichte des deutschen Kleingartenwesens bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs. Reichsweite Tendenzen und Groß-Hamburger Entwicklung*, Frankfurt am Main 2000; *Kleingärten und Kleingärtner im 19. und 20. Jahrhundert,* hrsg. von Günther Katsch und Johann Walz, Leipzig 1996. Regional orientiert, aber mit instruktiver Literaturübersicht: *Der Landesverband Sachsen der Schreber- und Gartenvereine während der Weimarer Republik (1922–1933)*, http://www.lsk-kleingarten.de/uploads/media/LSK_Kapitel_2.pdf.

258 Stein (wie Anm. 257), S. 415ff.; Rainer Stürmer, *Freiflächenpolitik in Berlin in der Weimarer Republik*, Berlin 1991, S. 66ff.

259 Zu den Beziehungen zwischen Kleingärten, Innerer und Äußerer Kolonisation s. Stein (wie Anm. 257), S. 255ff.

260 Ebda., S. 421.

261 Beschluss einer Tagung der sächsischen Gartenvereine in Bautzen 1924, zit. nach *Der Landesverband* (wie Anm. 257), S. 110.

262 Die Zahlen (auch im Folgenden) nach: Mark Hobbs, ›Farmers on Notice‹: the Threat Faced by Weimar's Berlin Garden Colonies in the Face of the City's Neues Bauen Housing Programme, in: *Urban History* 39, 2012, S. 263ff.

263 *Der Landesverband* (wie Anm. 257), S. 111. Dazu auch Stein (wie Anm. 257), S. 531ff.

264 Zu den »wilden« Kolonien und ihrer Bekämpfung s. ebda., S. 271ff.

265 Andere Zahlen in Walter Koeppen, *Die Freiflächen der Stadtgemeinde Berlin*, Berlin 1929, S. 17.

266 Ebda., S. 19. Siehe generell Stürmer (wie Anm. 258).

267 Tilman Buddensieg, *Von der Akademie zur Avantgarde*, in: Berlin 1900–1930, hrsg. von dems., Berlin 1987, S. 139.

268 Ebda., S. 134.

269 Bruno Taut, Via London – Paris – New York – Neu-Berlin, in: *Das neue Berlin* 1929, H. 2, S. 28ff.

270 Walter Benjamin, Einbahnstraße (1928), in: Ders., *Gesammelte Schriften* (wie Anm. 141), Bd. 4, 1, S. 100.

271 Siehe Stein (wie Anm. 257), S. 511ff.; Hobbs (wie Anm. 262), S. 263ff.

272 Stein (wie Anm. 257), S. 579ff.

273 Alexander Stenbock-Fermor, *Deutschland von unten. Reisen durch die proletarische Provinz*, Stuttgart 1931, S. 150.

274 So Stein (wie Anm. 257), S. 569.

275 Stenbock-Fermor (wie Anm. 273), S. 150.

276 Zu den Germanisierungstendenzen vor allem in Masuren s. Andreas Kossert, »Grenzlandpolitik« und Ostforschung an der Peripherie des Reiches. Das ostpreußische Masuren 1919–1945, in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* 2003, S. 117ff.

277 Franz Oppenheimer, Grundprobleme der deutschen Landwirtschaft, in: *Krisis. Ein politisches Manifest*, Weimar 1932, S. 171.

278 Hubert Orlowski, Landschaft und Natur als sinnstiftende Faktoren einer Regionalliteratur: über Ostpreußens deutsche Literatur, in: *Spiegelungen. Entwürfe zu Identität und*

Alterität, hrsg. von Sandra Kersten und Manfred Frank Schenke, Berlin 2005, S. 293ff., bes. S. 303.

279 Karl Hampe: *Der Zug nach dem Osten: die kolonisatorische Großtat des deutschen Volkes im Mittelalter,* Leipzig 1921. Siehe dazu auch Martin A. Ruehl, »Imperium transcendat hominem«: Reich and Rulership in Ernst Kantorowicz's Kaiser Friedrich der Zweite, in: *A Poet's Reich: Politics and Culture in the George Circle*, hrsg. von Melissa N. Lane und Martin A. Ruehl, Rochester (N.Y.) 2011, S. 211ff.

280 Jakob Schaffner, *Die Predigt der Marienburg*, Berlin 1931, S. 131.

281 Oppenheimer (wie Anm. 277), S. 166.

282 Schaffner (wie Anm. 280), S. 137.

283 Bruno Buchta, *Die Junker und die Weimarer Republik: Charakter und Bedeutung der Osthilfe in den Jahren 1928–1933*, Berlin 1959; Gerhard Schulz, *Von Brüning zu Hitler. Der Wandel des politischen Systems in Deutschland 1930–1933*, Berlin 1992, S. 533ff., 591ff.; Wolfgang Zollitsch, Adel und adlige Machteliten in der Endphase der Weimarer Republik, in: *Die deutsche Staatskrise 1930–1933: Handlungsspielräume und Alternativen*, hrsg. von Heinrich August Winkler, München 1992, S. 239ff.; Angelika Roidl, *Die »Osthilfe« unter der Regierung der Reichskanzler Müller und Brüning*, Weiden 1994; Rainer Gömmel, Die Osthilfe für die Landwirtschaft unter der Regierung der Reichskanzler Müller und Brüning, in: *Von der Landwirtschaft zur Industrie: Wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Wandel im 19. und 20. Jahrhundert. Festschrift für Friedrich-Wilhelm Henning zum 65. Geburtstag*, hrsg. von Günther Schulz, Paderborn und München 1996, 253ff.; Paul Erker, »NS-Wirtschaftsaufschwung« in Bayern? Das Siebert-Programm und die nationalsozialistische Wirtschaftspolitik (1933–1939), in: *Staat und Gaue in der NS-Zeit. Bayern 1933–1945*, hrsg. von Hermann Rumschöttel und Walter Ziegler, München 2004, S. 245ff. Quellen: Hans Heinrich und Werner Otto, *Die gesamte Osthilfegesetzgebung – Entwicklung und Inhalt der Osthilfegesetzgebung nebst vollständiger Zusammenstellung der Gesetze, Verordnungen, Richtlinien und wichtigsten amtlichen Erlasse*, Berlin 1933.

284 Edwin Hoernle, Der »Osthilfe«-Skandal (1933), in: Ders., *Edwin Hoernle – Ein Leben für die Bauernbefreiung*, Berlin 1965, S. 439. Zahlen bestätigt durch Gömmel (wie Anm. 283), S. 260.

285 Erich Kästner, *Fabian*, in: Ders., *Gesammelte Schriften*, Frankfurt am Main 1958, Bd. 2, S. 30.

286 Schulze (wie Anm. 210), S. 370.

287 Als Beispiel für die Schwierigkeiten des Osthilfe-Kommissars s. Udo Wengst, Schlange-Schöningen, Ostsiedlung und die Demission der Regierung Brüning, in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 30, 1979, S. 538ff. und Schulz (wie Anm. 283), S. 804ff.

288 Online-Ausgabe der Akten des Reichskanzleramts: Das Kabinett von Schleicher, Dokument 51. http://www.bundesarchiv.de/aktenreichskanzlei/1919-1933/001/vsc/vsc1p/kap1_2/kap2_51/para3_1.html

289 Zit. nach Heinrich August Winkler, *Weimar 1918–1933*, München 1993, S. 580.

290 Hoernle (wie Anm. 284), S. 439f.

291 Zur Affäre Neudeck und »Osthilfeskandal« s. Wolfgang Weßling, Hindenburg, Neudeck und die deutsche Wirtschaft, in: *Vierteljahrshefte für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte*

64, 1977, S. 41ff.; *Akten des Reichskanzleramts online: Das Kabinett von Schleicher*, Kapitel: Agrarpolitik vs. Handelspolitik, Das Ende der Regierung Schleicher mit zahlreichen Dokumenten.

292 Hoernle (wie Anm. 284), S. 437; Gömmel (wie Anm. 283), S. 272. Als der Skandal ausbrach, waren erst zwei Drittel der Summe geflossen, der Rest dürfte im Lauf des Jahres 1933 an Janischau gegangen sein.

293 Goebbels (wie Anm. 229), S. 352.

294 Zu den letzten Tagen der Republik s. u. a. *Deutschlands Weg in die Diktatur*, hrsg. von Martin Broszat u. a., Berlin 1983; Martin Broszat, *Hitler and the Collapse of Weimar Germany*, Leamington Spa 1987; Ian Kershaw, Der 30. Januar 1933: Staatskrise und Staatsverfall, in: *Die deutsche Staatskrise 1930–1933: Handlungsspielräume und Alternativen*, hrsg. von Heinrich August Winkler, München 1992, S. 279ff.

295 Kessler (wie Anm. 118), Bd. 9, S. 535.

296 Akten des Reichskanzleramts online: Das Kabinett von Schleicher, Kapitel: Agrarpolitik versus Handelspolitik, http://www.bundesarchiv.de/aktenreichskanzlei/1919-1933/011/vsc/vsc1p/kap1_1/para2_8.html

297 Oppenheimer (wie Anm. 277), S. 166.

298 Büttner (wie Anm. 127), S. 820.

299 Schulz (wie Anm. 212), S. 58. Dort auch ausführlicher zum Reichslandbund.

300 Andere Ansätze drückten die Summe auf 1 000 bis null Reichsmark, s. Schulz (wie Anm. 212), S. 807ff.

301 Ein positiveres Bild von Ostpreußen zeichnen Jürgen Manthey, *Königsberg: Geschichte einer Weltbürgerrepublik*, München 2005 und zuletzt Max Egremont, *Forgotten Land: Journeys Among the Ghosts of East Prussia*, New York 2011.

302 Manthey (wie Anm. 301), S. 564.

303 Siegfried Kracauer, *Über Arbeitsnachweise*, in: Ders. (wie Anm. 191), Bd. 5,2, S. 186.

304 Oswald Spengler, *Der Untergang des Abendlandes*, München 1972, Bd. 1, S. 226.

305 Carl Schmitt, *Land und Meer, eine weltgeschichtliche Betrachtung*, Köln 1981, S. 55.

306 Zur Karriere des Begriffs Werner Köster, *Die Rede über den »Raum«: zur semantischen Karriere eines deutschen Konzepts*, Heidelberg 2002, danach aktualisiert: Ders., Deutschland, 1900–2000: Der »Raum« als Kategorie der Resubstantialisierung. Analysen zur deutschen Semantik und Wissenschaftsgeschichte, in: *TopoGraphien der Moderne. Medien zur Repräsentation und Konstruktion von Räumen*, hrsg. von Robert Stockhammer, München 2005, S. 25ff.

307 Zu der spezifischen Wendung, die Kracauer diesen Begriffen gibt, s. Helmut Stalder, Das anschmiegende Denken. Kracauers Erotik der Wirklichkeit, in: *Denken durch die Dinge: Siegfried Kracauer im Kontext*, hrsg. von Frank Grunert und Dorothea Kimmich, München 2009, S. 47ff.,

308 Leberecht Migge, 1881–1935. *Gartenkultur des 20. Jahrhunderts*, [Alteneichen] 1981; David N. Haney, *When Modern Was Green. Life and Work of Landscape Architect Leberecht Migge*, London 2010.

309 Ernst Bloch, Berlin aus der Landschaft gesehen (1932), in: Ders., (wie Anm. 32), Bd. 9, S. 408ff.

310 *Der Rhein-Mainische Städtekranz mit seiner Zentrale Frankfurt am Main im südwestdeutschen Wirtschaftsgebiet*, Frankfurt am Main 1924; *Rhein-Mainischer Atlas für Wirtschaft, Verwaltung und Unterricht*, hrsg. von Walter Behrmann und Otto Maull, Frankfurt am Main 1929.

311 Erwin Scheu, *Deutschlands wirtschaftsgeographische Harmonie*, Breslau 1924; Ders., *Deutschlands Wirtschaftsprovinzen und Wirtschaftsbezirke*, Berlin 1928. Siehe Karl Ditt, Strategien regionaler Raumkonstruktionen, in: *Konstruktionsprozesse der Region in europäischer Perspektive: kulturelle Raumprägungen der Moderne*, hrsg. von Gertrude Cepl-Kaufmann und Georg Mölich, Essen 2010, S. 14f.

312 John (wie Anm. 206), S. 160ff.

313 http://de.wikipedia.org/wiki/System_der_zentralen_Orte

314 Walter Christaller, *Die zentralen Orte in Süddeutschland,* Darmstadt 1980 (zuerst 1933), S. 2.

315 Ernst Cassirer, *Substanzbegriff und Funktionsbegriff,* in: Ders., *Gesammelte Werke,* Bd. 6, Hamburg 2000, S. 363. Zu Ding-Form und Feld-Form s. jetzt *Formfelder*, hrsg. von Dirk Rustemeyer, Würzburg 2006, vor allem den Beitrag von Christian Bermes, Philosophische »Feldforschung«. Der Feldbegriff bei Cassirer, Husserl und Merleau-Ponty, S. 9ff.

316 Aleida Assmann, Der Kampf um die Stadt als Identitätsverankerung und Geschichtsspeicher, in: *Heimat: at the Intersection of Memory and Space*, hrsg. von Friederike Eigler und Jens Kugeler, Berlin [u.a.] 2012, S. 71ff.

317 Michael Fahlbusch, Mechtild Rössler, Dominik Siegrist, Conservativism, Ideology and Geography in Germany 1920–1950, in: *Political Geography Quarterly*, 8, 1989, S. 360.

318 Mechtild Rössler, *Wissenschaft und Lebensraum. Geographische Ostforschung im Nationalsozialismus*, Berlin 1990, S. 171ff.; Susanne Heim und Götz Aly, *Vordenker der Vernichtung. Auschwitz und die deutschen Pläne für eine neue europäische Ordnung*, Frankfurt am Main 1991, S. 161ff., 186; Karl R. Kegler, *Deutsche Raumplanung: das Modell der »Zentralen Orte« zwischen NS-Staat und Bundesrepublik*, Paderborn 2015.

319 Laszlo Moholy-Nagy, *Von Material zu Architektur*, München 1929, S. 203.

320 Oskar Schlemmer, Mensch und Kunstfigur (1925), in: Ders., *Idealist der Form*, hrsg. von Andreas Hüneke, Leipzig 1989, S. 146ff. Zu »Raum als Ausstrahlung des Menschen« s. Wolfgang Kemp, *Architektur analysieren: Eine Einführung in acht Kapiteln*, München 2009, S. 142ff.

321 Walter Gropius, Idee und Aufbau des Staatlichen Bauhauses (1923), in: Ders., *Ausgewählte Schriften*, Berlin 1988, Bd. 3, S. 84.

322 Siehe Kapitel: Der architektonische Raum, in: Kemp (wie Anm. 320), S. 115ff.

323 Kurt Lewin, Kriegslandschaft, in: *Zeitschrift für Angewandte Psychologie* 12, 1917, S. 441f. Wieder abgedruckt in: Ders., *Werkausgabe*. Bd. 4: *Feldtheorie*, hrsg. von Karl-Friedrich Graumann, Bern, Stuttgart 1982, S. 315ff.

324 Adolf Hitler, *Mein Kampf*, München 1933 (zuerst 1925), S. 1.

325 Hermann Albrecht, Nach Ostland wollen wir fahren!, in: *Die Neue Front*, hrsg. von Arthur Moeller van den Bruck u. a., Berlin 1922, S. 293.

326 Zu den Positionierungen Deutschlands nach 1918 s. *Deutsche Ostforschung und polnische Westforschung im Spannungsfeld von Wissenschaft und Politik*, hrsg. von Jan M. Piskorski,

Osnabrück 2002; *Historische West- und Ostforschung in Zentraleuropa zwischen dem Ersten und dem Zweiten Weltkrieg – Verflechtung und Vergleich*, hrsg. von Matthias Middell und Ulrike Sommer, Leipzig 2004; *Griff nach dem Westen* (wie Anm. 192); Hans-Jürgen Lutzhöft, *Der Nordische Gedanke in Deutschland* 1929–1940, Stuttgart 1971.

327 Zu Geopolitik heute: Köster, *Deutschland, 1900–2000* (wie Anm. 306), S. 60. Wolfgang Natter, Umstrittene Konzepte: Raum und Volk bei Karl Haushofer und in der Zeitschrift für Geopolitik, in*: Historische West- und Ostforschung* (wie Anm. 327), S. 1ff. gibt einen Überblick über die Literatur nach der bahnbrechenden Arbeit von Hans-Adolf Jacobsen, *Karl Haushofer: Leben und Werk*, Boppard 1979. Hervorzuheben: Rainer Sprengel, *Kritik der Geopolitik: ein deutscher Diskurs 1914–1944*, Berlin 1996; David T. Murphy, *The Heroic Earth: Geopolitical Thought in Weimar Germany, 1918–1933*, Kent (Ohio) 1997; *Geopolitik. Grenzgänge im Zeitgeist*, hrsg. von Irene Diekmann u.a., Potsdam 2000, hier Bd. 1: 1890–1945. Zum »spatial turn« in der Geschichtswissenschaft s. zuletzt Robert D. Kaplan, *The Revenge of Geography*, New York 2012; *The New Violent Cartography*, hrsg. von Michael J. Shapiro und Sam Okuth Opondo, New York 2012 und die zahlreichen Veröffentlichungen von Harm J. de Blij, zuletzt: *Why Geography Matters: More Than Ever*, Oxford 2012.

328 Arthur Dix, Geographie und Geoökonomie, in: *Wissenschaftliche Abhandlungen des 21. Deutschen Geographentags*, Berlin 1926, S. 223.

329 Karl Haushofer, Die geopolitische Lage Deutschlands, in: *Deutscher Geist: Kulturdenkmale der Gegenwart*, hrsg. von Carl Lange und Ernst Adolf Dreyer, Leipzig 1933, S. 79.

330 Ebda.

331 Ebda., S. 83.

332 Albert Schweitzer, *Von der Ehrfurcht vor dem Leben*, in: Ebda., S. 21.

333 Zur Klammer von Leben und Werk bei Borchardt siehe Friedmar Apel, *Deutscher Geist und deutsche Landschaft. Eine Topographie*, Berlin 2000, S. 159ff.

334 Rudolf Borchardt, *Der Deutsche in der Landschaft*, Bremen 1927, S. 462. Zu Borchardts Anthologien: Stefan Knödler, *Borchardts Anthologien*, Berlin, New York 2010.

335 Walter Benjamin, Rezension von Borchardt, Der Deutsche in der Landschaft (1928), in: Ders. (wie Anm. 141), Bd. 3, S. 93.

336 Oberkrome (wie Anm. 231), S. 99.

337 Hermann Aubin, Theodor Frings und Josef Müller, *Kulturströmungen und Kulturprovinzen in den Rheinlanden: Geschichte, Sprache, Volkskunde*, Bonn 1926, S. 17.

338 Siehe die in Anm.192 zit. Literatur. Speziell zu Aubin, dem West- und dem Ostforscher, s. jetzt Eduard Mühle, *Für Volk und deutschen Osten. Der Historiker Hermann Aubin und die deutsche Ostforschung*, Düsseldorf 2005.

339 Siehe Ebda. Primärliteratur ausgewertet und in ihrer Anwendung auf Ostpreußen und Masuren untersucht bei Kossert (wie Anm. 276).

340 Zu den diversen landeskundlichen Aktivitäten nach 1918 s. Oberkrome (wie Anm. 231), S. 32ff. Zum ersten Institut in Bonn s. *Geschichtliche Landeskunde der Rheinlande: regionale Befunde und raumübergreifende Perspektiven*, hrsg. von Marlene Nikolai-Panther u.a., Köln 1994; Thomas M. Lekan, *Imagining the Nation in Nature: Landscape Preservation and German Identity, 1890–1948*, Dissertation University of Wisconsin-Madison 1999, S. 115ff.

341 Werner Buchholz, Einleitung, in: Landesgeschichte in Deutschland, Bestandsaufnahme, Analyse, Perspektiven, hrsg. von dems., Paderborn 1998, S. 19.

342 Wein (wie Anm. 19), S. 111ff. Siehe auch Oberkrome (wie Anm. 231), S. 32ff.

343 Wein (wie Anm. 19), S. 117.

344 Zit. nach Oberkrome (wie Anm. 231), S. 82.

345 Oskar Schwindrazheim, Wandern und Schauen. In: *Heimatbuch des Kreises Steinburg*, Glückstadt 1925², Bd. 1, S. 475.

346 Ebda.

347 Ebda., S. 475ff.

348 Max Hildebert Boehm, *Das eigenständige Volk: Volkstheoretische Grundlagen der Ethnopolitik und Geisteswissenschaften*, Göttingen 1932, S. 100. Zum Status von Heimat zwischen Kaiserreich und Drittem Reich s. Willi Oberkrome, *Volksgeschichte*, Göttingen 1993; Lekan (wie Anm. 340), Kap. 2; Thomas Rohkrämer, Bewahrung, Neugestaltung, Restauration? Konservative Raum- und Heimatvorstellungen in Deutschland 1900 bis 1933, in: *Ordnungen in der Krise* (wie Anm. 205), S. 49ff.; Christian Sieg, Heimat Berlin. Siegfried Kracauer und Alfred Döblin als urbane Ethnographen, in: *Heimat* (wie Anm. 316), S. 93ff

349 Wolfgang Hardtwig, Nation – Region – Stadt. Strukturmerkmale des deutschen Nationalismus und lokaler Denkmalskulturen, in: *Das Kyffhäuser-Denkmal 1896–1996*, hrsg. von Gunther Mai, Köln 1997, S. 57.

350 Reimer Möller, *Eine Küstenregion im politisch-sozialen Umbruch (1860–1933): die Folgen der Industrialisierung im Landkreis Steinburg (Elbe)*, Hamburg 2007.

351 Wikipedia-Artikel Landvolkbewegung, https://de.wikipedia.org/wiki/Landvolkbewegung_%28Schleswig-Holstein%29. Zu den Ereignissen von 1928/29 s. Möller (wie Anm. 350), S. 439ff. Dort die ältere Literatur. Siehe auch im Folgenden das Unterkapitel zu Fallada, Uhde und von Salomon.

352 Möller (wie Anm. 350), S. 297ff.

353 Franz Steinbach, *Studien zur westdeutschen Stammes- und Volksgeschichte*, 1925, S. 12.

354 Hermann Aubin, Die geschichtliche Entwicklung, in: *Der Raum Westfalen*, hrsg. von demselben u. a., Berlin 1931, Bd. 1, S. 7.

355 Ernst Robert Curtius, Elsass!, in: *Der elsässische Garten*, hrsg. von Friedrich Lienhard u.a., Straßburg 1912, S. 4.

356 Zu Provinz als Modell und Mikrokosmos s. Mecklenburg (wie Anm. 251), S. 35ff.

357 Mühle (wie Anm. 338).

358 Ebda., S. 13.

359 Oberkrome (wie Anm. 231), S. 79ff.

360 Ebda., S. 82. Dass das im Dritten Reich und nach dem Krieg fortgesetzte Reihenwerk ganz anderen Maximen folgte, entwertet nicht die Ausgangskonzeption.

361 Diesel (wie Anm. 14), S. 354.

362 Heinrich Mann, Europa, Reich über den Reichen, in: *Die Neue Rundschau* 1923, zit. nach Anne Kraume, *Das Europa der Literatur. Schriftsteller blicken auf den Kontinent (1818–1945)*, Berlin 2010, S. 277.

363 Klaus Mann, Die Jugend und Paneuropa, in: Ders., *Die neuen Eltern. Aufsätze, Kritiken, Reden 1924–1933*, Reinbek 1992, S. 262.

364 Dagmar Popping, *Abendland. Christliche Akademiker und die Utopie der Antimoderne 1900 bis 1945*, Berlin 2002.

365 Gerhard Anschütz, *Die Verfassung des Deutschen Reiches vom 11. August 1919*, Berlin 1926, S. 34.

366 Weber (wie Anm. 76), S. 815ff.

367 Fritz Büchner, in: *Was ist das Reich?,* hrsg. von Fritz Büchner, Oldenburg 1932, S. 7.

368 Ewald Banse, *Landschaft und Seele. Neue Wege der Untersuchung und Gestaltung*, München, Berlin 1928, S. VII. Zur Entwicklung der Geographie in der Weimarer Zeit: Fahlbusch (wie Anm. 317), S. 355ff.; Köster, *Deutschland, 1900–2000* (wie Anm. 306), S. 37ff.

369 Banse (wie Anm. 368), S. 44f.

370 Ebda., S. 243.

371 Michael Fahlbusch, *Wo der deutsche … ist, ist Deutschland. Die Stiftung für deutsche Volks- und Kulturbodenforschung in Leipzig 1920 bis 1933*, Bochum 1994.

372 Herb (wie Anm. 204), passim.

373 Zur Dynamisierung des Kartenbildes, Stichwort »suggestive Kartographie«, s. Andy Hanemann, *Texturen des Globalen: Geopolitik und populäre Literatur in der Zwischenkriegszeit*, Heidelberg 2010, S. 21ff., 183ff., 280ff.

374 Zur Stiftung siehe Oberkrome (wie Anm. 348), S. 28ff., zu Volksboden-Kulturboden in der Ostforschung s. Rudolf Kötzschke, Die deutsche Wiederbesiedlung der ostelbischen Lande, in: *Der ostdeutsche Volksboden*, hrsg. von Wilhelm Volz, Leipzig 1926, S. 152ff.

375 Albrecht Penck, Deutscher Volks- und Kulturboden, in: *Volk unter Völkern*, hrsg. von Karl Christian von Loesch, Breslau 1925, S. 72.

376 Wilhelm Stapel, Der Geistige und sein Volk, in: *Deutsches Volkstum* 1930, H. 1, S. 5.

377 Albrecht Penck, Deutschland als geographische Gestalt, in: *Leopoldina-Bericht der kaiserlich deutschen Akademie der Naturforscher zu Halle,* Leipzig 1926, S. 73ff. Wiederabgedruckt in: *Deutschland. Die natürlichen Grundlagen seiner Kultur,* Leipzig 1928, S. 1ff.

378 Penck (wie Anm. 375), S. 72.

379 Boehm (wie Anm. 348), S. 105.

380 Ebda.

381 Heinrich Fischer, Was darf die Nation nach dem Weltkrieg im Rahmen der Gesamterziehung vom erdkundlichen Unterricht erwarten?, in: *Geographischer Anzeiger*, 22, 1921, S. 167.

382 Zu Pencks und anderen Karten der Weimarer Zeit s. Herb (wie Anm. 204) und Georg Stöber, Schulbuch, Karten und Konflikte. In: *Die Macht der Karten oder: was man mit Karten machen kann*, in: *Eckert Dossiers* 2, 2009: http://www.edumeres.net/publikationen/dossiers/2009/2/Stoeber_Schulbuch_Karten_Konflikte.pdf

383 Pieter Judson, Beyond Nations. Rethinking the History of Habsburg Central Europe, in: *The Berlin Journal* 21, 2011, S. 32.

384 Wilhelm Volz, Vorwort, in: *Der ostdeutsche Volksboden. Aufsätze zu den Fragen des Ostens*, hrsg. von dems., Breslau 1926, S. 6. Zur Nation als »Willenshaltung« s. Kossert (wie Anm. 276), S. 144ff.

385 Martin Heidegger, Über Wesen und Begriff von Natur, Geschichte und Staat, in: *Heidegger-Jahrbuch* 4, 2009, S. 82.

386 Karl Christian von Loesch, Einführung, in: *Volk unter Völkern* (wie Anm. 375), S. 5.
387 Karl Giannoni, Schutzarbeit und Kulturarbeit, in: Ebda., S. 51.
388 Ludwig Woltmann, *Die Germanen in Frankreich*, Jena 1907, S. 10.
389 Fahlbusch (wie Anm. 371), S. 44.
390 Mark Bassin, Race contra Space: the Conflict between German Geopolitik and National Socialism, in: *Political Geography Quarterly* 6, 1987, S. 115ff.
391 Arthur Moeller van den Bruck, in: *Das Gewissen* 6, Nr. 17, zit. nach Hans-Joachim Schwierkott, Arthur Moeller van den Bruck, Göttingen 1962, S. 103.
392 *Adolf Hitler in Franken. Reden aus der Kampfzeit*, hrsg. von J. Streicher, Nürnberg 1939, S. 98.
393 Karl Christian von Loesch, Ziele, in: *Volk unter Völkern* (wie Anm. 375), S. 10.
394 Zur Abstimmung s. den äußerst detaillierten, die neuere polnische Literatur einbeziehenden Wikipedia-Artikel East Prussian Plebiscite (nur auf Englisch): https://en.wikipedia.org/wiki/East_Prussian_plebiscite_1920.
395 Moeller van den Bruck (wie Anm. 406), S. 339.
396 Martin Heidegger, Bauen Wohnen Denken (1951), in: Ders., *Vorträge und Aufsätze*, Teil II, Tübingen 1967, S. 31. Zur Ideologie der Grenze s. Conze (wie Anm. 205).
397 Loesch (wie Anm. 393), S. 15.
398 Elizabeth Harvey, Pilgrimages to the »Bleeding Border«. Gender and the Rituals of National Protest in Germany 1919–1939, in: *Women's History Review* 9, 2000, S. 213.
399 Peter Fritzsche, Historical Time and Future Experience in Postwar Germany, in: *Ordnungen in der Krise* (wie Anm. 205), S. 157.
400 Harvey (wie Anm. 398), S. 214 [Übersetzung durch den Autor].
401 Loesch (wie Anm. 393), S. 18.
402 Sabine Bamberger-Stemmann, *Der Europäische Nationalitätenkongress 1925–1938,* Marburg 2004.
403 Margarete Dörr, Paul Schiemanns Theorie vom »anationalen Staat«, in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 8, 1957, S. 413.
404 Zu Region und Regionalismus s. die Literatur bis 1995 bei Detlef Briesen, Regionalbewußtsein – einige Fragen an einen schwierigen Begriff, in: *Sachsen und Mitteldeutschland,* hrsg. von Werner Branke und Ulrich Heß, Weimar, Köln 1995, S. 31ff. Danach siehe die Website *Westfälische Geschichte / Der Raum Westfalen* http://www.lwl.org/westfaelische-geschichte/portal/Internet/haupt.php mit einer umfangreichen Bibliographie, sowie den Sammelband *Konstruktionsprozesse* (wie Anm. 311).
405 Alfons Paquet, Der Rhein und das Wort (1926), zit. nach Cepl-Kaufmann (wie Anm. 19), S. 389.
406 Arthur Moeller van den Bruck, *Der preußische Stil,* München 1922, S. 111.
407 Peter Kirchem, *Landvolk und rheinische Republik,* Köln 1919, S. 18, zit. nach Schlemmer (wie Anm. 211), S. 485.
408 Zit. ebda. Zum Antislawismus und Antisemitismus der Rheinlandbewegung s. ebda., S. 484ff.
409 Benedikt Schmittmann, *Preußen-Deutschland oder Deutsches Deutschland?*, Bonn 1920, S. 75.

410 Martin Eimer, Das deutscheste Ziel, in: *Die Grenzboten* 79, 1920, S. 38.

411 Anon., *Rheinländer, wachet auf!,* Köln 1919, S. 5f., zit. nach Schlemmer (wie Anm. 211), S. 565.

412 Schlemmer (wie Anm. 211), S. 568ff.

413 Ebda., S. 567f.

414 Dieter Langewiesche, Föderativer Nationalismus als Erbe der deutschen Reichsnation, in: *Föderative Nation. Deutschlandkonzepte von der Reformation bis zum Ersten Weltkrieg,* hrsg. von dems. und Georg Schmidt, Oldenburg 2000, S. 223.

415 Manfred Eimer, Das deutscheste Ziel, in: *Die Grenzboten* 79, 1920, S. 36.

416 Klaus Krämer, Die rheinische Bewegung, ihre Entstehung und Begründung, ihre Freunde und Gegner, deren Einwendungen und Bedenken, Wiesbaden 1919, S. 102.

417 Franz Xaver Hoermann, Prinzipielles und Praktisches über Föderalismus, in: *Historisch-politische Blätter für das katholische Deutschland* 166, 1920, S. 659f.

418 Hermann Lübbe, Politischer Historismus – zur Philosophie des Regionalismus, in: *Politische Vierteljahrsschrift* 20, 1979, S. 11.

419 Langewiesche (wie Anm. 414), S. 241.

420 Theo Rody, *Preußen und Österreich im Ringen um die deutsche Seele,* München 1946, S. 222f.

421 Klaus Reimer, *Rheinlandfrage und Rheinlandbewegung (1918–1933): ein Beitrag zur Geschichte der regionalistischen Bestrebungen in Deutschland,* Frankfurt am Main 1978.

422 Bronnen (wie Anm. 20), S. 40.

423 Ebda., S. 36.

424 Ignaz Wrobel (d. i. Kurt Tucholsky), Für Joseph Matthes (1929), in: Ders., (wie Anm. 23), Bd. 7, S. 160.

425 Zum »literarischen Rhein« s. Gertrude Cepl-Kaufmann und Antje Johanning (wie Anm. 19); *»Ganges Europas, heiliger Strom!« Der literarische Rhein 1900–1933,* hrsg. von Sabine Brenner, Düsseldorf 2001.

426 Alfons Paquet, Der Dichter und die Gestaltung des Rheinstromes, in: *Frankfurter Zeitung* 17.7.1927.

427 Josef Winckler, Klage am Rhein, in: *Rheinischer Beobachter* 1921, Nr. 12, zit. nach Cepl-Kaufmann (wie Anm. 19), S. 281.

428 Josef Winckler, *Der Ruf des Rheins,* Köln 1923, S. 30.

429 Thomas Nicklas, Rheinpoesie und Rheinpolitik. Maurice Barrès, Frankreich und der Rhein 1919–1923, in: *Historisches Jahrbuch der Görresgesellschaft* 122, 2002, S. 268.

430 Alfons Paquet, *Antwort des Rheines: eine Ideologie,* Augsburg 1928, S. 271.

431 Ebda., S. 11f.

432 Ebda., S. 259.

433 Ebda., S. 190.

434 Ebda., S. 301.

435 Ebda., S. 219.

436 Ebda.

437 Ebda., S. 269.

438 Vgl. *Symbolische Regionalpolitik,* hrsg. von Wolfgang Fach und Wolfgang Luutz, Leipzig 2001.

439 Paquet (wie Anm. 430), S. 218.

440 *Ich liebe nichts so sehr wie die Städte … Alfons Paquet als Schriftsteller, Europäer, Weltreisender,* hrsg. von Sabine Brenner u. a., Frankfurt am Main 2001, S. 12.

441 Josef Winckler, Brief an Martin Rockenbach, Stadtarchiv Köln zit. nach Cepl-Kaufmann (wie Anm. 20), S. 307.

442 Paquet (wie Anm. 430), S. 275.

443 Ebda., S. 263.

444 Alfons Paquet, *Gesammelte Werke,* Stuttgart 1970, Bd. 1, S. 338.

445 Zu diesem Projekt, das meist als »Wanderbuch«, aber auch als »Hessenbuch« firmiert, s. Reiner Niehoff, »aber berührt verdunstet alles im nu«. Das Phänomen Hans Jürgen von der Wense, in: *Text + Kritik* 185, I/2010, S. 12ff. und Michael Lissek: *»Lass uns immer aufbrechen und nie ankommen.« Zu Werk und Leben Hans Jürgen von der Wenses (1894–1966),* Hannover 2003. Ausgewählte Texte in: Hans Jürgen von der Wense, *Von Aas bis Zylinder. Werke. (Briefsammlung),* hrsg. von Reiner Niehoff und Valeska Bertoncini, Frankfurt am Main 2005 und Ders., *Wanderjahre,* hrsg. von Dieter Heim, Berlin 2006. Grundlegend für alles Folgende: Reiner Niehoff, Bewegliche Ziele. Hans Jürgen von der Wense wandert und schreibt, in: *Text + Kritik* 185, I/2010, S. 41ff.

446 Eine Liste der Mappen bei Lissek (wie Anm. 445), S. 298ff.

447 Hans Jürgen von der Wense, Tagebuch 22.5.1932, zit. nach Lissek (wie Anm. 445), S. 122.

448 Ders., Tagebuch 28.10.1946, zit. nach *Wanderjahre* (wie Anm. 445), S. 157. Es wurde diese späte Stelle ausgewählt, um dem anderen Schicksalsberg Wenses, dem Hohen Meißner, Tribut zu zollen. Er hat ihn immer wieder bestiegen, so auch an diesem Tage, einer »der intensivsten Tage meines Lebens«. Wie man im Stile Wenses den Meißner besteigt, hat Klaus Gasseleder nachvollzogen und beschrieben in: *Auf Dichters Rappen. Fußwanderungen auf den Spuren der Dichter und ihrer Figuren,* Erlangen 2011, S.135ff.

449 Hans Jürgen von der Wense, Dinge-Mappe 6, zit. nach Lissek (wie Anm. 445), S. 142.

450 Ders., Eiliger Blick auf die Stadt Karlshafen in Hessen (undatiert), in: Ders., *Wanderjahre* (wie Anm. 445), S. 23.

451 Ders., Tagebuch, undatiert, kurz nach dem 17.4.1935, zit. nach Lissek (wie Anm. 445), S. 128.

452 Ders., Brief vom August 1932, zit. nach *Von Aas bis Zylinder* (wie Anm. 445), Bd. 2, S. 707.

453 Ders. in einem Brief 1935, zit. nach Niehoff, Bewegliche Ziele (wie Anm. 445), S. 54.

454 Ders., Geschichte einer Jugend, München 1999, S. 410.

455 Ders., Chattengau (undatiert), in: Ders., *Wanderjahre* (wie Anm. 445), S. 34.

456 Ders., Göttingen (undatiert), in: Ebda., S. 85.

457 Ders., Tagebuch, 9.5.1932, zit. nach Lissek (wie Anm. 445), S. 115.

458 Michel de Certeau, *Die Kunst des Handelns,* Berlin 1989, S. 23.

459 Hans Jürgen von der Wense, Meine erste Wanderung in Hessen (undatiert), in: Ders., *Wanderjahre* (wie Anm. 445), S. 25.

460 De Certeau (wie Anm. 458).

461 Ottmar Ette, *Literatur in Bewegung,* Weilerswist 2001, S. 62ff.

462 Für den Zeitraum vom 1.11.1932 bis 5.7.1933 hat Wense 4571 km berechnet – das ergibt eine durchschnittliche Monatsleistung von 570 km.

463 Wense, Tagebuch 19.5.1941, in: Ders., *Wanderjahre* (wie Anm. 445), S. 84f.
464 Ders., Tagebuch 3.8.1940, in: Ders., *Wanderjahre* (wie Anm. 445), S. 80.
465 Ebda.
466 Ders., Geschichte (undatiert), in: Ders., *Wanderjahre* (wie Anm. 445), S. 98.
467 Wilhelm Stapel, Die Situation der deutschen Dichtung der Gegenwart, in: *Die Neue Literatur* 1931, H. 9, S. 408. Zu Stapel s. *Berlin Provinz: Literarische Kontroversen um* 1930, bearbeitet von Jochen Meyer, Marbach 1985; M. H. Würzner, Die Großstadt und das »total platte Land«, in: *Ideologie und Literatur(wissenschaft),* hrsg. von Kos Hoogeveen und Hans Würzner, Amsterdam 1986, S. 79ff.; Armin Leidinger, *Hure Babylon. Großstadtsymphonie oder Angriff auf die Landschaft?,* Würzburg 2010, S. 197ff. Siehe auch die in *The Weimar Sourcebook*, hrsg. von Anton Kaes u. a., Berkeley 1994, S. 412ff. gesammelten Texte zu »Berlin and the Countryside«.
468 Wilhelm Stapel, Der Geistige und sein Volk. Eine Parole, in: *Deutsches Volkstum* 1930, H. 1, S. 8.
469 Martin Heidegger, Schöpferische Landschaft. Warum bleiben wir in der Provinz? (1933), in: Ders., *Gesamtausgabe* Bd. 1, 13, Frankfurt 1983, S. 10.
470 Josef Winckler, *Pumpernickel,* Köln 1992, S. 10 (zuerst 1925).
471 Ebda., S. 11.
472 Zum Bauernroman in der Weimarer Zeit s. Walter Delabar, *Was tun? Romane am Ende der Weimarer Republik,* Berlin 2004, S. 157ff. und Ders., *Klassische Moderne: deutschsprachige Literatur 1918–33,* Berlin 2010, S. 179ff. (dort die ältere Literatur).
473 Josef Winckler, *Der tolle Bomberg: ein Westfälischer Schelmenroman,* Emsdetten 1986, S. 23 (zuerst 1923).
474 Ebda., S. 9.
475 Winckler (wie Anm. 470), S. 13. Winckler spielt hier auf ein silbernes Kruzifix an, das im 18. Jahrhundert aus dem Soester Dom gestohlen wurde – dass es in Grimmelshausens *Simplizissimus* erwähnt wird, einem seiner großen Vorbilder, machte es umso wertvoller für Winckler.
476 Wilhelm Stapel, *Literatenwäsche,* Berlin 1930, S. 83.
477 Zu Wiechert und Ostpreußen s. Manthey (wie Anm. 301), S. 568ff.
478 Ein Überblick über die Produktion nach 1918: Paul Burg, Bauer und Land im deutschen Roman, in: *Die Grenzboten* 80, 1921, S. 181ff.
479 Ernst Wiechert, *Der Totenwolf,* Regensburg und Leipzig 1924, S. 194.
480 Delabar (wie Anm. 472), S. 172.
481 Ebda., S. 154.
482 René Schickele, *Himmlische Landschaft,* Berlin 1933, S. 1.
483 Ebda., S. 4. Zum Regionalismus Schickeles s. Eric Robertson, *Writing Between the Lines: René Schickele »citoyen français, deutscher Dichter« 1883–1940,* Amsterdam 1995.
484 René Schickele an Stefan Zweig (1934), in: Ders., *Werke in drei Bänden,* Berlin, Köln 1955, Bd. 3, S. 1215.
485 René Schickele, Blick vom Hartmannsweilerkopf (1922), in: Ebda., S. 520.
486 Hermann Hesse, Gedanken über Dostojewskis Idiot (1919), in: Ders., *Gesammelte Werke in zwölf Bänden,* hrsg. von Volker Michels, Frankfurt am Main 1970, Bd. 12, S. 315.

487 Schickele (wie Anm. 485), S. 531.

488 Ebda., S. 543.

489 René Schickele, in: Ders., *Die Grenze* (1932), in: Ebda., S. 633f.

490 Ders., *Blick auf die Vogesen* (1927), in: Ebda., Bd. 1, S. 339.

491 Karl Haushofer, *Grenzen in ihrer geographischen und politischen Bedeutung,* Berlin 1927, S. 21. Vgl. Conze (wie Anm. 205), S. 33f.

492 Boehm (wie Anm. 348), S. 86.

493 René Schickele, Erlebnis der Grenze (1928), in: Ders., *Werke* (wie Anm. 484), Bd. 3, S. 1005.

494 Ebda.

495 Thomas Mann, Zur französischen Ausgabe von René Schickeles »Witwe Bosca«, in: Ders. / René Schickele, *Jahre des Unmuts. Briefwechsel 1920–1930,* hrsg. von Hans Wysling und Cornelia Bernini, Frankfurt am Main 1992, S. 194.

496 René Schickele, *Der Wolf in der Hürde*, Frankfurt am Main 1982, S. 145.

497 Ders. (wie Anm. 485), S. 532.

498 Zu Nadler zuletzt mit der älteren Literatur: Irene Ranzmaier, *Stamm und Landschaft. Josef Nadlers Konzeption der deutschen Literaturgeschichte,* Berlin 2008. Ein inspirierter Appell, Nadler neu zu lesen: Klaus Garber, Stämme, Regionen und die Dichter, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 17. Oktober 2012, N3.

499 Zur sekundären Rolle der Landschaft bei Nadler s. Ranzmaier (wie Anm. 498), S. 116ff.

500 Josef Nadler, Literaturgeschichte, Volksstaat, Weltvolk, in: *Deutsche Allgemeine Zeitung,* Sonntagsbeilage Welt und Werk vom 5. Juni 1927.

501 Rudolf Borchardt, Politische Notiz (1912), in: Ders., *Gesammelte Werke, Prosa,* Bd. 5, Stuttgart 1979, S. 552.

502 Steinbach (wie Anm. 353), S. 15.

503 Ebda., S. 123.

504 Otto Maull, *Politische Geographie,* Berlin 1925, S. 368.

505 Ebda., S. 370.

506 Josef Nadler, *Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften,* Regensburg 1929–31[3], Bd. 1, S. 6.

507 Ebda.

508 Nadler (wie Anm. 506), Bd. 3, S. 2f.

509 Ebda., S. 4.

510 Christian König, *Hofmannsthal: ein moderner Dichter unter den Philologen,* Göttingen 2001, S. 257.

511 Ranzmaier (wie Anm. 498), S. 146.

512 Hugo von Hofmannsthal, *Gesammelte Werke, Reden und Aufsätze,* Bd. 3, Frankfurt am Main 1979, S. 148.

513 Rudolf Borchardt, Josef Nadler – Zur Verleihung des Martin Bodmer-Preises der Gottfried Keller-Gesellschaft (1929), in: Ders., *Gesammelte Werke, Prosa,* Bd. 1, Stuttgart 1957, S. 409.

514 Ulrich Wyss, Rudolf Borchardt und Josef Nadler, in: *Rudolf Borchardt und seine Zeitgenossen,* hrsg. von Ernst Osterkamp, Berlin, New York 1997, S. 119.

515 Rudolf Borchardt, Josef Nadler (1929): in: Ders., *Gesammelte Werke, Prosa,* Bd. 4, Stuttgart 1973, S. 260.

516 Rudolf Borchardt, Nadler – Literaturgeschichte der deutschen Schweiz (1932), in: Ebda., S. 415.

517 Ebda.

518 Nadler (wie Anm. 506), 2. Auflage, Bd. 2, S. 133.

519 Ludwig Ferdinand Clauß, *Rasse und Seele. Eine Einführung in den Sinn der leiblichen Gestalt,* München 1926, S. 75.

520 Alfred Döblin, Rasse und Seele (1926), in: Ders., *Kleine Schriften,* hrsg. von Anthony W. Riley, Bd. 3, Olten 1999, S. 37ff.

521 Borchardt (wie Anm. 513), S. 405. Zu Nadler und Borchardt s. Wyss (wie Anm. 514), S. 113ff.; Kai Kauffmann, *Rudolf Borchardt und der ›Untergang der deutschen Nation‹,* Tübingen 2003, S. 361ff.

522 Borchardt (wie Anm. 513), S. 406.

523 Ebda., S. 366.

524 Borchardt, Rheinsberg (1921), in: Ders., (wie Anm. 513), S. 31f.

525 Ebda., S. 33.

526 Moeller van den Bruck (wie Anm. 406), S. 103.

527 Ebda., S. 81.

528 Borchardt (wie Anm. 524), S. 30f.

529 Ebda., S. 36.

530 Kauffmann (wie Anm. 521), S. 385.

531 Hans Grimm, *Volk ohne Raum,* München 1932 (zuerst 1926), S. 9.

532 Martin H. Geyer, »Die Gleichzeitigkeit der Ungleichzeitigkeit«. Zeitsemantik und die Suche nach Gegenwart in der Weimarer Republik, in: *Ordnungen in der Krise* (wie Anm. 205), S. 182.

533 Ebda., S. 180.

534 H. A. Scheller-Noetzel (d. i. Arnolt Bronnen), *Kampf im Äther oder Die Unsichtbaren,* Berlin 1935, S. 245.

535 Zit. nach Website der Konrad Adenauer-Stiftung, Dokumente, Reden Konrad Adenauers, http://www.konrad-adenauer.de/dokumente/reden/rede1

536 Niels Werber, *Die Geopolitik der Literatur: eine Vermessung der medialen Weltraumordnung*, München 2007, S. 183ff.

537 Grimm (wie Anm. 531), S. 10f.

538 Ebda., S. 11.

539 Ebda., S. 10.

540 Ebda., S. 1305f.

541 Uwe-K. Ketelsen, *Literatur und Drittes Reich*, Schernfeld 1992, S. 210.

542 Manfred Hausmann, *Lampioon: Abenteuer eines Wanderers,* Bremen 1928, S. 104. Die mir vorliegende Ausgabe trägt diesen Titel, im Katalog der Deutschen Bibliothek ist dagegen für das Jahr der Erstausgabe 1928 und für alle folgenden Editionen nur verzeichnet: »Lampioon küsst Mädchen und kleine Birken«.

543 Ebda., S. 51f.

544 Friedemann Spicker, *Deutsche Wanderer-, Vagabunden- und Vagantenlyrik in den Jahren 1910 bis 1933*, Berlin, New York 1976, S. 162. Beispiele für Kunden-Lyrik und Texte brachte die Zeitschrift *Die Literatur* 32, 1929/30, S. 501. Dort auch der Text »Vagabundische Literatur« von Georg Schwarz.

545 *Der Kunde* H. 7, Jg. 2, 1928, S. 5f.; H. 7, Jg. 1, 1927, S. 7, zit. nach Spicker (wie Anm. 544), S. 185.

546 Hausmann (wie Anm. 542), S. 90.

547 Spicker (wie Anm. 544), S. 176.

548 Hausmann (wie Anm. 542), S. 20.

549 Diese Motive sammelt mit Nachweisen Spicker (wie Anm. 544), S. 180.

550 Ebda.

551 Ebda., S. 9.

552 Spicker (wie Anm. 544), S. 10.

553 Hausmann (wie Anm. 542), S. 51.

554 Ebda., S. 108.

555 Ebda, S. 130.

556 Ebda., S. 131.

557 Ebda., S. 140.

558 Zu Burgdörfer und zur Bevölkerungswissenschaft s. Murphy (wie Anm. 327); Florence Vienne, *Une science de la peur: la démographie avant et après 1933*, Frankfurt am Main 2006; Thomas Bryant, *Friedrich Burgdörfer 1890–1967: eine diskursbiographische Studie zur Geschichte der deutschen Demographie im 20. Jahrhundert*, Stuttgart 2010.

559 André Schlüter, *Moeller van den Bruck. Leben und Werk,* Köln 2010, S. 359f.

560 Richard Russel, *Germany After the First World War,* Oxford 1993, S. 177.

561 Arthur Dix, Geographie und Geopolitik, in: *Wissenschaftliche Abhandlungen des 21. Deutschen Geographentags,* Berlin 1926, S. 225.

562 Hitler (wie Anm. 324), S. 1.

563 Ebda., S. 152

564 Friedrich Burgdörfer, *Volk ohne Jugend*, Berlin 1932, S. 143.

565 Gunter Berghaus, Girlkultur – Feminism, Americanism, and Popular Entertainment in Weimar Germany, in: *Journal of Design History*, 1, 1988, S. 194.

566 Ebda.

567 Hausmann (wie Anm. 542), S. 272.

568 Peukert (wie Anm. 63), S. 99.

569 Ebda., S. 139.

570 Rudolf Geist, Der Kunde als revolutionärer Agitator (gekürzte Fassung), in: *Der unruhige Geist: Rudolf Geist – eine Collage,* hrsg. von Karl Markus Gauß und Till Geist, Salzburg 2000, S. 60.

571 Zit. nach *Landstrasse, Kunden, Vagabunden: Gregor Gogs Liga der Heimatlosen,* hrsg. von Klaus Trappmann, Berlin 1980, S. 26.

572 Zu Gog und zur »Bruderschaft der Vagabunden« s. Spicker (wie Anm. 544), S. 160ff.; Georg Bollenbeck, *Armer Lump und Kunde Kraftmeier: der Vagabund in der Literatur der zwanziger Jahre,* Heidelberg 1978, S. 52ff; *Landstrasse* (wie Anm. 572); *Die Epoche der Vagabunden: Texte und Bilder 1900–1945,* hrsg. von Walter Fähnders und Henning Zimpel, Essen 2009.

573 Gustav Brügel in: *Der Kunde* H. 1, Jg. 1, 1927, S. 1.

574 Hausmann (wie Anm. 542), S. 48.

575 Gregor Gog, Vagabundisches Pfingsten, in: *Der Kunde* H. 1–2, Jg. 3, 1929, zit. nach Trappmann (wie Anm. 571), S. 72.

576 Zur Legitimationskrise s. Ian Kershaw (wie Anm. 294), S. 279ff.

577 Ein neuer Sammelband zum Thema behandelt Hausmann nicht: *Unterwegs zur Poetik des Vagabundentums im 20. Jahrhundert,* hrsg. von Hans Richard Brittnacher und Magnus Klaue, Köln u.a. 2008.

578 Zit. nach Spicker (wie Anm. 544), S. 268.

579 Ernst Bloch, *Erbschaft dieser Zeit* (wie Anm. 32), S. 56 (der Text »Rauhnacht in Stadt und Land« erschien zuerst 1929).

580 Shelley Baranowski, *The Sanctuary of Rural Life: Nobility, Protestantism and Nazism in Weimar Prussia,* New York 1995; Jonathan Osmond, *Rural Protest in the Weimar Republic: The Free Peasantry in the Rhineland and Bavaria,* New York 1993.

581 Alexander Otto-Morris, »Bauer, wahre dein Recht!« Landvolkbewegung und Nationalsozialismus 1928/30, in: *»Siegeszug in der Nordmark«: Schleswig-Holstein und der Nationalsozialismus 1925–1950,* Kiel 2009[2]; Antje Dietz, *Historische, biografische und soziologische Voraussetzungen zum Verständnis von Hans Falladas Roman »Bauern, Bonzen und Bomben«,* o. O. 2007; Bernd Weisbrod, Die Krise der Mitte, oder: »Der Bauer stund auf im Lande«, in: *Bürgerliche Gesellschaft in Deutschland: historische Einblicke, Fragen, Perspektiven,* hrsg. von Lutz Niethammer, Frankfurt am Main 1990, S. 396ff.

582 Siehe die in Anm. 582 zitierte Literatur, außerdem Michelle Le Bars, *Le mouvement paysan dans le Schleswig-Holstein, 1926–1932,* Bern 1986; Günter Caspar, *Fallada-Studien*, Berlin 1988.

583 Bodo Uhse, *Söldner und Soldat,* Moskau 1935, S. 76.

584 Ebda., S. 109.

585 Lindner (wie Anm. 40), S. 243.

586 Josef Mooser, Das Verschwinden der Bauern. Überlegungen zur »Entagrarisierung« und Modernisierung der Landwirtschaft im 20. Jahrhundert, in: *Der lange Abschied vom Agrarland: Agrarpolitik, Landwirtschaft und ländliche Gesellschaft zwischen Weimar und Bonn*, hrsg. von Daniela Münkel, Göttingen 2000, S. 23ff.

587 Von Salomon (wie Anm. 78), S. 48.

588 Ebda., S. 57.

589 Ebda., S. 75.

590 Zit. nach Weisbrod (wie Anm. 581), S. 403.

591 Von Salomon (wie Anm. 78), S. 174.

592 Ebda., S. 172f.

593 Ebda., S. 379.

594 Ebda., S. 382.

595 Hans Fallada, *Bauern, Bonzen und Bomben*, Reinbek 1989 (zuerst 1931), S. 171.

596 Hans Fallada an seine Schwester, zit. nach Jenny Williams, *Mehr Leben als eins: Hans Fallada. Biographie*, Berlin 2004, S. 148, 150.

597 Kurt Tucholsky, Bauern, Bonzen und Bomben, in: Ders., *Gesammelte Werke in 10 Bänden*, hrsg. von Mary Gerold Tucholsky, Reinbek 1975, Bd. 9, S. 174.

598 Siegfried Kracauer, Die Reise und der Tanz (1925), in: Ders. (wie Anm. 191), Bd. 5.1, S. 289.

599 T. Hunt Tooley, *National Identity and Weimar Germany: Upper Silesia and the Eastern Border, 1918–1922,* Lincoln, London 1997.

600 Zur Gattung: Wolfgang Reif, Kalter Zweifrontenkrieg. Der Grenzlandroman konservativer und (prä)faschistischer Autoren der Zwischenkriegszeit, in: *Literatur der Grenze – Theorie der Grenze*, hrsg. von Richard Faber und Barbara Naumann, Würzburg 1995, S. 115ff., zu Bronnen S. 121ff. Die ausführlichste Behandlung von *O. S.*, auch zum Thema Grenze auch bei Friedbert Aspetsberger, *Arnolt Bronnen. Biographie,* Wien u. a. 1995, S. 452ff.

601 Helmut Lethen, *Verhaltenslehren der Kälte: Lebensversuche zwischen den Kriegen*, Frankfurt am Main 1994, S. 263.

602 Zu Bronnen als Grenzgänger s. Gudrun Schneider-Nehls, *Grenzgänger in Deutschland: Untersuchung einer intellektuellen Verhaltensmöglichkeit in unserem Jahrhundert. Eine biographische Studie dreier Generationsgestalten der Jahrgänge 1895–1926: Arnolt Bronnen – Eberhard Koebel – Erich Loest*, Potsdam 1997.

603 Arnolt Bronnen, *O. S.*, Klagenfurt 1995 (zuerst 1929), S. 302.

604 Ebda., S. 302f.

605 Ebda., S. 48.

606 Albert Mirgeler, Das Reich und seine Verneiner, in: *Was ist das Reich?* (wie Anm. 367), S. 43.

607 Moeller van den Bruck (wie Anm. 406), S. 320.

608 Lindner (wie Anm. 40), S. 366.

609 Bronnen (wie Anm. 603), S. 114.

610 Delabar (wie Anm. 472), S. 257.

611 Arnolt Bronnen, Mein »O/S«. Notizen über einige Etappen, in: *Der Oberschlesier* 11, 1929, S. 482f., zit. nach Aspetsberger (wie Anm. 600), S. 233. Zu dieser für die Identitätssuche des Regionalismus so wichtigen Zeitschrift s. Antje Johanning, Zur Konstruktion einer »oberschlesischen« Identität in Literatur- und Kulturzeitschriften zwischen 1925 und 1945, in: *Konstruktionsprozesse* (wie Anm. 312), S. 197ff.

612 Wojciech Kunicki, O. S. von Arnolt Bronnen: zwischen Dokument und Abenteuerliteratur, in: Bronnen, *O. S.*, (wie Anm. 603), S. 10.

613 L. W., Dichter ohne Raum, in: *Die Literatur* 31, 1928/29, S. 558.

614 Carl Schmitt, *Der Nomos der Erde im Völkerrecht des Jus Publicum Europaeum,* Berlin 1950, S. 13.

615 Bronnen (wie Anm. 603), S. 108.

616 Ebda., S. 291.

617 Aspetsberger (wie Anm. 600), S. 511ff.

618 Hausmann (wie Anm. 542), S. 222.

619 Ebda., S. 233.

620 Kracauer (wie Anm. 303), S. 186.

Dritter Teil: Deutschland, das Land der Städte

621 Thomas Mann, Lübeck als geistige Lebensform (1926), in: *Gesammelte Werke in Einzelbänden,* Frankfurt am Main 1983, Bd. 14, S. 38.

622 Zur Stadt im Signum der Moderne s. zuletzt Chris Dähne, *Der urbane Raum in den Stadtsinfonien der 1920er Jahre. Vorgefundene und imaginierte Welten in Film, Literatur und Fotografie,* Dissertation Technische Universität Delft 2010, dort eine Übersicht über die jüngere Literatur.

623 Erik Reger, Gelsenkirchen, die Kohlenstadt (1931), in: Ders., *Kleine Schriften*, hrsg. von Erhard Schütz, Berlin 1993, Bd. 1, S. 165.

624 Alfred Kerr, *Verweile doch! Die Welt im Licht*, Berlin 1920, S. 224.

625 Ricarda Huch, *Im alten Reich: Lebensbilder deutscher Städte* (1927), in: Dies., *Gesammelte Werke,* hrsg. von Wilhelm Emrich, Köln 1966, Bd. 8, S. 538.

626 Kerr (wie Anm. 624), S. 197.

627 Ebda., S. 57.

628 Ebda., S. 198.

629 Ebda., S. 514.

630 Ebda., S. 198.

631 Christian Jäger und Erhard Schütz, *Städtebilder zwischen Literatur und Journalismus,* Berlin 1999, S. 14.

632 Kurt Tucholsky, Reise in die kleine Stadt (1923), in: Ders., (wie Anm. 23), Bd. 3, S. 311.

633 Kerr (wie Anm. 624), S. 77.

634 Konrad Weiss, *Deutschlands Morgenspiegel,* München 1950, Bd. 1, S. 205.

635 Ebda., S. 207.

636 Tucholsky (wie Anm. 632), S. 312.

637 Rudolf G. Binding, *Moselfahrt aus Liebeskummer. Novelle in einer Landschaft,* Gütersloh o. J., S. 5f. (zuerst 1932).

638 Konrad Weiss, *Süddeutsche Reisebilder.* Mit einer Einführung von Friedhelm Kemp, München 1989, S. 15.

639 Ebda., S. 16.

640 Tucholsky (wie Anm. 632), S. 312.

641 Andrea Wetterauer, *Lust an der Distanz: die Kunst der Autoreise in der »Frankfurter Zeitung«,* Tübingen 2007, S. 59.

642 Alfred Döblin, In die Alpen (1924), in: Ders., *Kleine Schriften,* Olten und Freiburg 1990, Bd. 2, S. 417.

643 Klaus Mann, Fragment von der Jugend (1926), in: Ders., *Die neuen Eltern. Aufsätze, Kritiken, Reden 1924–1933,* Reinbek 1992, S. 70.

644 Burckhard Stenzel, »… eine Verzauberung ins Helle und Heitere«: Harry Graf Kesslers Ideen zur Kulturerneuerung in Deutschland, in*: Die Weimarer Republik zwischen Metropole und Provinz, hrsg. von Wolfgang Bialas und Burkhard Stenzel,* Weimar 1996, S. 40.

645 Kurt Tucholsky, Das Zeitdorf (1926), in: Ders. (wie Anm. 23), Bd. 10, S. 182.

646 Ebda., S. 184.

647 Hans Jürgen von der Wense, Brief an Wilhelm Niemeyer 1952, zit. nach Ders., *Wanderjahre* (wie Anm. 445), S. 18. Das Tagebuch hält zu diesem Tag die Epiphanie ebenfalls fest.
648 Werner Bergengruen, Offener Brief an Kreiensen, in: *Jugend* 29, 1924, H. 2, S. 45.
649 Hermann Hesse, *Das Glasperlenspiel,* Frankfurt am Main 1972, S. 14.
650 Detlef Briesen, Berlin – die überschätzte Metropole, in: *Metropolis Berlin, Berlin als deutsche Hauptstadt im Vergleich europäischer Hauptstädte* hrsg. von Gerhard Brunn und Jürgen Reulecke, Bonn, Berlin 1992, S. 51.
651 Hein Hoebink, *Mehr Raum – mehr Macht: Preußische Kommunalpolitik und Raumplanung im rheinisch-westfälischen Industriegebiet,* Essen 1989.
652 Bingham (wie Anm. 212), S. 82ff.
653 Beispiele nach Bingham (wie Anm. 212), S. 86.
654 Erik Reger, Die Städte (1932), in: Ders. (wie Anm. 623), S. 265.
655 Erik Reger, Ruhrprovinz (1928), in: Ders. (wie Anm. 623), S. 54.
656 Hoebink (wie Anm. 651), S. 93ff.
657 Max Barthel*, Deutschland: Lichtbilder und Schattenrisse einer Reise,* Berlin 1926, S. 172.
658 Kölnische Volkszeitung 14.10.1930, zit. nach Thomas M. Lekan, *Imagining the Nation in Nature: Landscape Preservation and German Identity, 1890–1948,* Dissertation University of Wisconsin-Madison 1999, S.134.
659 Am Beispiel Bochums dargestellt von Hoebink (wie Anm. 651), S. 95ff.
660 Bingham (wie Anm. 212), S. 81. Zu Erfolg oder Misserfolg, zu den politischen Konsequenzen der Reform s. Ebda., S. 87f.
661 Barthel (wie Anm. 657), S. 79.
662 Marco Rudzinski, *Bochum. Eine Großstadt entsteht,* http://www.ruhr-uni-bochum.de/junior rubin/pdf/beitrag2.pdf
663 Reger (wie Anm. 655), S. 55.
664 Egon Erwin Kisch, Das Nest der Kanonenkönige: Essen, in: Ders., *Der rasende Reporter,* Berlin 1998, S. 110 (zuerst 1925).
665 Alfred Kantorowicz, Gerechtigkeit für Berlin, in: *Das Tagebuch* 12, 1931, S. 1565, zit. nach *Berlin Provinz* (wie Anm. 467), S. 38.
666 Richard Korherr, Berlin. Die neue Weltstadt, in: *Süddeutsche Monatshefte* 27, 1929–30, S. 402, zit. nach Ebda., S. 32.
667 Ignaz Wrobel d. i. Kurt Tucholsky, In der Provinz (1920), in: Ders. (wie Anm. 23), Bd. 2, 329f.
668 Wolfgang Kemp, *Foreign Affairs: die Abenteuer einiger Engländer in Deutschland 1900–1947,* München 2010.
669 Zur Reiseliteratur generell s. *Der Reisebericht: die Entwicklung einer Gattung in der deutschen Literatur,* hrsg. von Peter J. Brenner, Frankfurt am Main 1989, darin: Anke Gleber, Die Erfahrung der Moderne in der Stadt. Reiseliteratur der Weimarer Republik, S. 463ff.
670 Kerr (wie Anm. 624), S. 75.
671 Kurt Hauser, d. i. Kurt Tucholsky, Tourist (1928), in: *Werke* (wie Anm. 23), Bd. 6, S. 21.
672 Ernst Bloch, Alpen ohne Photographie (1930), in: Ders. (wie Anm. 32), Bd. 9, S. 489.
673 Ebda., S. 493.

674 Das deutsche Notgeld ist in vielbändigen Katalogen erfasst worden von Hans-Ludwig Grabowski und Arnold Keller. Eine exemplarische Untersuchung eines Einzelfalls ist Detlev Hölscher, Das Notgeld der Stadt Enger. Ein Beispiel der Herstellung ungenehmigter Ersatz-Zahlungsmittel während der Hochinflation in Deutschland: http://detlev-hoelscher.de/geschichte/2_das_%20notgeld_der_stadt_enger.htm, eine überarbeitete Fassung des Aufsatzes in: *Historisches Jahrbuch für den Kreis Herford 2006*, S. 209–243. Eine über 5 000 verschiedene Scheine abbildende Sammlung findet man im Netz unter http://www.flickr.com/photos/migueloks/sets/72157612715226525.

675 Paul Weber, Vom Notgeld und seiner tieferen Bedeutung, in: *Jenaische Zeitung* 6. April 1921, wiederabgedruckt in: Gustav Prange, *Das deutsche Kriegsnotgeld: eine kulturgeschichtliche Beschreibung,* Görlitz 1921, S. 101.

676 Ingrid Bubeck, *Geldnot und Notgeld in Thüringen,* Erfurt 2007, S. 52.

677 Ebda., S. 239.

678 Rudy Koshar, German Travel Cultures, New York 2000, S. 75.

679 Ebda., S. 71ff.

680 Rudolf Binding, *Moselfahrt aus Liebeskummer* (zuerst 1932), in: Ders., *Gesammelte Werke,* Hamburg 1954, Bd. 1, S. 240.

681 Herbert Eulenberg, *Das Buch vom Rheinland,* München 1931, S. 11.

682 Matthias Uecker, *Wirklichkeit und Literatur. Strategien dokumentarischen Schreibens in der Weimarer Republik,* Bern 2007, S. 405ff.

683 Heinrich Hauser, *Schwarzes Revier,* Berlin 1930, S. 10. Zu Hauser s. ebda. das Nachwort von Andreas Rossmann; Erhard Schütz, Autobiographien und Reiseliteratur, in: *Literatur der Weimarer Republik* (wie Anm. 44), S. 596f.; Gleber (wie Anm. 669), S. 470f.

684 Joseph Roth, Trübsal einer Straßenbahn im Ruhrgebiet (1926), in: Ders., *Das journalistische Werk 1924–1928,* hrsg. von Klaus Westermann, Köln 1990, Bd. 2, S. 545.

685 Kracauer (wie Anm. 598), S. 291.

686 Hauser (wie Anm. 683), S. [32].

687 Ernst Bloch, *Tübinger Einleitung in die Philosophie*, in: Ders. (wie Anm. 32), Bd. 13, S. 301. Ein später Beleg mithin, der aber nur kodifiziert, was für Bloch seit den »Spuren« und der »Erbschaft dieser Zeit« galt. Zu Blochs Verfahren, das Verhältnis von Totalität und Detail betreffend, s. das gleichnamige Kapitel von Dietschy (wie Anm. 30), S. 106ff.

688 Thomas Janzen, Das Revier im Sucher. Ruhrgebietsfotografien von Albert Renger-Patzsch, in: *Albert Renger-Patzsch zum 111. Geburtstag,* Bönen 2008, S. 43.

689 Roth (wie Anm. 684), S. 547.

690 Hauser (wie Anm. 683), S. 26.

691 Ebda., S. 93.

692 Roth (wie Anm. 684), S. 546.

693 Zur Gattung Fotobuch: Kathrin Tobias, Mediale Wechselwirkungen von Wort und Bild: die Fotobücher der 20er Jahre, in: *Spanien im Fotobuch von Kurt Hielscher bis Mireia Sentis,* hrsg. von Michael Scholz-Hänsel, Leipzig 2007, S. 59ff.; Martin Parr, Gerry Badger, *The Photobook: a History,* Volume I, London u. a. 2004; Wiegand (wie Anm. 186). Zur Fotoreportage, die hier ausgeklammert wird, siehe Ute Eskildsen, *Fotografieren hieß teilnehmen:*

Fotografinnen der Weimarer Republik, Düsseldorf 1994; Brigitte Werneburg, *Foto-Journalismus in der Weimarer Republik:* http://werneburg.nikha.org/?id=846&sn=1;

694 Zu Ernst Jünger s. Reinhart Meyer-Kalkus, Der gefährliche Augenblick. Ernst Jüngers Fotobücher, in: *Bildwelten des Wissens: Bildtechniken des Ausnahmezustandes,* Berlin 2004, S. 54ff.; Brigitte Werneburg, *Der Arbeiter und sein Bilderbuch: der Wechsel des Mediums in Ernst Jüngers Fotobuch »Der Arbeiter«: Ein visueller Kommentar zur Veränderung der Welt:* http://werneburg.nikha.org/?id=499&sn=1#t4.

695 Kurt Tucholsky, Mehr Fotografien! (1912), in: Ders. (wie Anm. 23), Bd. 1, S. 118.

696 Ignaz Wrobel (d. i. Kurt Tucholsky), Die Tendenzfotografie (1925), in: Ders. (wie Anm. 23), Bd. 4, S. 105.

697 Kurt Tucholsky, Auf dem Nachttisch (1930), in: Ders. (wie Anm. 23), Bd. 8, S. 140.

698 *Die veränderte Welt. Eine Bilderfibel unserer Zeit,* hrsg. von Edmund Schultz mit einer Einleitung von Ernst Jünger, Breslau 1933, S. 5f. (Jünger dürfte auch für die Bildauswahl, Kombination und Kommentare zuständig sein.)

699 Sandra Conradt, »*Die Blauen Bücher*« *und* »*Der Eiserne Hammer*«*: die Fotobildbandreihen des Karl-Robert-Langewiesche-Verlages von 1902 bis 1931,* Diss. Göttingen 1999; Gabriele Klempert, *Die Welt des Schönen: eine hundertjährige Verlagsgeschichte in Deutschland. Die Blauen Bücher 1902–2002,* Königstein 2002; Britta Fritze, *Die Blauen Bücher: eine nationale Architekturbiographie?,* Berlin 2014.

700 Aus dem Klappentext der Reihe.

701 Carl Christian Bry, *Verkappte Religionen,* Gotha 1924, S. 4.

702 Fritz Schulte ten Hoevel (d. i. Erik Reger), Das dritte Auge des Reporters (1930), in: *Kleine Schriften* (wie Anm. 623), S. 137.

703 Ebda., S. 132.

704 Erik Reger, Reporter im Kohlenpott (1930), in: Ebda., S. 151f.

705 Albert Renger-Patzsch, *Lübeck: Achtzig photographische Aufnahmen,* mit einer Einleitung von Carl Georg Heise, im Auftrag der nordischen Gesellschaft herausgegeben von Ernst Timm, Berlin 1928, S. 14.

706 Mann (wie Anm. 621), S. 42.

707 Hugo Sieker, Mit 1/25 Sekunde. Zu neuen lichtbildnerischen Büchern und Begebenheiten, in: *Der Kreis* 5, 1929, S. 353.

708 Reger (wie Anm. 704), S. 151f.

709 Zum Ruhrgebiet als Thema der Fotografie s. Janzen (wie Anm. 688) und zuletzt: Sigrid Schneider, Rückblicke. Das fotografierte Ruhrgebiet, in: *Ruhrblicke,* hrsg. von Thomas Weski und Heike Kramer, Köln 2010, S. 12ff.

710 Albert Renger-Patzsch, Ziele (1927), in: *Theorie der Fotografie II,* hrsg. von Wolfgang Kemp, München 1979, S. 74.

711 Janzen (wie Anm. 688), S. 45f.

712 Ebda., S. 46

713 Otto Galley, Der Industrie-Westen, in: *Das Kunstblatt* 1929, S. 290.

714 Reger (wie Anm. 655), S. 56.

715 Hermann Kesten, Vorwort zu: *24 neue deutsche Erzähler,* Berlin 1929, zit. nach Sabina Becker, *Neue Sachlichkeit.* Bd. 1: *Die Ästhetik der neusachlichen Literatur* (1920–1933), Köln 2009, S. 215.

716 Bernhard von Brentano, Berlin, ein Film (1927), in: Ders., Wo in Europa ist Berlin? Bilder aus den zwanziger Jahren, Frankfurt am Main 1987, S. 145.

717 *Münchner Illustrierte Presse* 8. Jg., 1931, Heft 45, 8. Nov., S. 1413/14/15.

718 Peukert (wie Anm. 63), S. 120. Zu Rationalisierung allgemein: Bernd Weisbrod, *Schwerindustrie in der Weimarer Republik. Interessenpolitik zwischen Stabilisierung und Krise,* Wuppertal 1978, S. 52ff.; Heike Knortz, *Wirtschaftsgeschichte der Weimarer Republik,* Göttingen 2010, S. 126ff.

719 Christoph Kleinschmidt, *Rationalisierung als Unternehmensstrategie: die Eisen- und Stahlindustrie des Ruhrgebiets zwischen Jahrhundertwende und Weltwirtschaftskrise,* Essen 1993.

720 Erik Reger, Die Schuldfrage der Rationalisierung (1932), in: Ders., (wie Anm. 623), S. 259.

721 Wilhelm Busch und Thorsten Scheer, *Symmetrie und Symbol: die Industriearchitektur von Fritz Schupp und Martin Kremmer,* Köln 2002.

722 Maurice Merleau-Ponty, *Das Auge und der Geist: philosophische Essays,* Hamburg 2003, S. 187.

723 Erik Reger, *Union der festen Hand,* Berlin 1931, S. 437.

724 Ebda., S. 559.

725 Robert Musil, *Der Mann ohne Eigenschaften,* in: Ders., *Gesammelte Werke,* hrsg. von Alfred Frisé, Hamburg 1981, Bd. 1, S. 20. Zum emblematischen Charakter der Szene s. Friedbert Aspetsberger, Musil und der Historismus. Am Beispiel des Romans »Der Mann ohne Eigenschaften«, in: Ders., *Der Historismus und die Folgen: Studien zur Literatur in unserem Jahrhundert,* Frankfurt am Main 1987, S. 127ff.; Ulrich Schulz-Buschhaus, *Multiplizität der Kultur und Einheit des Lebens,* http://gams.uni-graz.at/o:usb-06B-313; Über ein Fin-de-siècle-Motiv in Musils »Mann ohne Eigenschaften«, in: *Fin de siècle. Akten des X. Romanistischen Kolloquiums,* hrsg. von Reiner Warning, München 2002, S. 321ff.

726 Max Horkheimer, *Dämmerung: Notizen in Deutschland* (1934), in: Ders., *Gesammelte Schriften,* Frankfurt am Main 1987, Bd. 2, S. 424.

727 Robert Musil, Literat und Literatur (1931), in: Ders., (wie Anm. 13), Bd. 8, S. 1210. Zu Musil und Neue Sachlichkeit s. Norbert Christian Wolf, Musil und die Berliner literarischen Strömungen, in: *Robert Musils Drang nach Berlin,* hrsg. von Annette Daigger und Peter Henninger, Bern 2008, S. 185ff.

728 Siegfried Kracauer, *Die Angestellten* (1930), in: Ders. (wie Anm. 191), Bd. 1, S. 216. Zu einer kritischen Würdigung dieses Satzes s. Helmut Stalder, *Siegfried Kracauer: das journalistische Werk in der »Frankfurter Zeitung« 1921–1933,* Würzburg 2003, S. 200ff.

729 Zum literarischen Ruhrgebiet s. einführend Dirk van Laak, *Land der Städte, Städtestadt. Literatur über das Phänomen Ruhrgebiet 1911–1961,* in: www.geschichtskultur-ruhr.de/links/Land_der_Staedte.pdf.

730 Eckhard Köhn, Das Ruhrepos. Dokumentation eines gescheiterten Projekts, in: *Brecht-Jahrbuch* 1977, S. 59.

731 Literatur zu Regers Roman zuletzt aufgelistet in Jörn Steigerwald, Das imaginäre Kapital der Industrie. Erik Regers »Union der festen Hand«, in: *Die Macht und das Imaginäre,* hrsg. von Rudolf Behrens und Jörn Steigerwald, Würzburg 2005, S. 261. Siehe auch Erhard Schütz, »… der Wille zur Empfänglichkeit …«. Erik Reger. Werk und Leben, in: Erik Reger, *Kleine Schriften* (wie Anm. 623), Bd. 2, S. 317ff. Die Reaktionen der Feuilletons ausgewertet bei Lethen (wie Anm. 151), S. 85ff.

732 Reger (wie Anm. 723), S. 12.

733 Alfons Goldschmidt, Union der festen Hand, in: *Die Weltbühne* 1931, S. 20.

734 Arno Schirokauer, Garde-Ulanen, abgebaut! (1928), in: Becker (wie Anm. 150), Bd. 2, S. 235.

735 Jost Hermand, *Unbequeme Literatur: eine Beispielreihe,* Heidelberg 1971, S. 154, 156.

736 Weisbrod (wie Anm. 718), S. 169ff.

737 Alf Lüdtke, *Eigen-Sinn: Fabrikalltag, Arbeitererfahrungen und Politik vom Kaiserreich bis in den Faschismus,* Hamburg 1993.

738 Reger (wie Anm. 623), S. 164.

739 Erik Reger, Industrierevier und Zeittheater (1929), in: Ders., *Kleine Schriften* (wie Anm. 623), Bd. 1, S. 89; vgl. Steigerwald (wie Anm. 731), S. 251ff.

740 Reger (wie Anm. 723), S. 12.

741 Reger (wie Anm. 723), S. 165.

742 Ebda., S. 165, 169.

743 Ebda., S. 165.

744 Sammlung Ann und Jürgen Wilde, München, Pinakothek der Moderne, abgebildet auf der Website http://www.buergerforum-hsh.de.

745 Vor wenigen Jahren beschloss der Gemeinderat Gelsenkirchens den Abriss und erhielt dazu tatsächlich die Erlaubnis des obersten Denkmalpflegers. Bürgerinitiativen konnten die Entscheidung aufhalten und einen Architekturwettbewerb durchsetzen, dessen Ergebnis die Fassade und das Wahrzeichen des Turms und den Mehrzweckcharakter bewahrt. Nach dem Entwurf des Büros GMP, Hamburg, wurde das Haus im September 2013 neu eröffnet. Zu zahlreichen »Bauten der Gemeinschaft« an der Ruhr aus dieser Zeit s. http://www.architektur-ruhr.de und http://www.ruhr-bauten.de.

746 Bruno Frommann, *Reisen im Dienste politischer Zielsetzungen. Arbeiterreisen und »Kraft durch Freude«-Fahrten*, Stuttgart 1992; Christine Keitz, *Organisierte Arbeiterreisen und Tourismus in der Weimarer Republik,* Berlin 1992; Koshar (wie Anm. 678), S. 101ff.

747 Reger (wie Anm. 723).

748 Erik Reger, Das dritte Auge des Reporters (1930), in: Ders. (wie Anm. 623), S. 137.

749 Reger (wie Anm. 704), S. 151.

750 Reger, Union (wie Anm. 723), S. 13.

751 Reger (wie Anm. 623), S. 168.

752 Siehe zu diesem Aspekt besonders die Magistra-Arbeit Marion Wendt, *Meinungsmanipulation in Erik Regers neusachlichen Zeitromanen* »*Union der festen Hand*« *(1931) und* »*Das wachsame Hähnchen*« *(1932),* Wien 2010.

753 Reger (wie Anm. 723), S. 454f.

754 Niklas Luhmann, Veränderungen im System gesellschaftlicher Kommunikation und die Massenmedien, in: *Die elektronische Revolution: Wie gefährlich sind die Massenmedien?,* hrsg. von Oskar Schatz, Graz 1975, S. 29.

755 Erik Reger, Drama und Zeitstoff (1931), in: Ders. (wie Anm. 623), S. 222.

756 Interview mit Ernst Bloch, in: *Bloch-Almanach* 1, 1981, S. 22.

757 Bloch (wie Anm. 323), S. 209f.

758 Ebda., S. 206.

759 Ebda., S. 241.

760 Zu den Denkmälern in Ludwigshafen s. den Band von Martin Furtwängler, *Erinnerung aus Erz und Stein. Denkmäler in Ludwigshafen am Rhein bis 1945,* Ludwigshafen 2006.

761 Helmuth Plessner, Die Legende von den zwanziger Jahren, in: Ders., *Diesseits der Utopie,* Frankfurt am Main 1974, S. 90.

762 Zur Textgattung, die Bloch und Kracauer pflegten (Bloch: »Hätte man nur einen Namen für die neue Form […]«), s. Stalder (wie Anm. 728), S. 203ff. Stalder entscheidet sich für Benjamins Begriff »Denkbild«.

763 Bloch (wie Anm. 32), S. 60.

764 Erik Reger, Essen, die Stadt der Konzerne (1931), in: Ders. (wie Anm. 623), S. 184, 187.

765 Ernst Bloch, Mannheim – Ludwigshafen, in: *Die Weltbühne* 24, 1, 1928, S. 682ff. Die im Verhältnis zum Abdruck in Erbschaft dieser Zeit (1935) leicht veränderte Version wurde zuerst abgedruckt in: Atlas, zusammengestellt von deutschen Autoren, hrsg. von Klaus Wagenbach, Berlin 1965, S. 184ff. Freundlicher Hinweis Franz Degler, Mannheim. Zu den Plänen, Mannheim und Ludwigshafen zusammenzulegen s. John (wie Anm. 206), S. 165ff.

766 Zur biographischen Dimension von Blochs zentraler Theorie s. Dietschy (wie Anm. 30), S. 124f.

767 Ebda., S. 123.

768 *Gespräche mit Ernst Bloch,* hrsg. von Rainer Traub und Harald Wieser, Frankfurt am Main 1980, S. 28.

769 Walter Benjamin, *Das Passagenwerk*, in: Ders. (wie Anm. 141), Bd. 5, 1, S. 595.

770 Detlef Kühn, Alexander Graf Stenbock-Fermor und Bernt von Kügelgen: zwei deutschbaltische »Linke«, in: *Deutschbalten, Weimarer Republik und Drittes Reich,* hrsg. von Michael Garleff, Köln u. a. 2008, Bd. 2, S. 227ff.

771 Alexander Stenbock-Fermor, *Deutschland von unten: Reisen durch die proletarische Provinz,* Stuttgart 1931, S. 64.

772 Barthel (wie Anm. 657), S. 93.

773 Ebda., S. 92f.

774 Ebda., S. 69.

775 Ebda., S. 70.

776 Ebda., S. 71.

777 Ebda., S. 183.

778 Zu Stenbock-Fermor als Dokumentarist s. Uecker (wie Anm. 682), S. 417ff., bes. 422f.

779 Stenbock-Fermor (wie Anm. 771), S. 77.

780 Barthel (wie Anm. 657), S. 248.

781 Ebda.

782 Reger (wie Anm. 723), S. 216.

783 Zur Mittelalter-Rezeption der Zwischenkriegszeit s. Otto Gerhard Oexle, Das Mittelalter und das Unbehagen an der Moderne. Mittelalterbeschwörungen in der Weimarer Republik und danach, in: Ders., *Geschichtswissenschaft im Zeichen des Historismus: Studien zur Problemgeschichte der Moderne,* Göttingen 1996, S. 137ff.; Valentin Groebner, *Das Mittelalter hört nicht auf: über historisches Erzählen,* München 2008, S. 97ff.

784 Catharina Berents, *Art Déco in Deutschland: das moderne Ornament,* Frankfurt am Main 1998.

785 Wolfgang Kemp, Der Über-Stil. Zu Worringers Gotik, in: *Wilhelm Worringers Kunstgeschichte,* hrsg. von Hannes Böhringer und Beate Söntgen, München 2002, S. 9ff.

786 Jutta Bendt, *Ricarda Huch: 1864–1947, Katalog,* Marbach 1994, S. 232.

787 Huch (wie Anm. 625), S. 445.

788 Bernd Balzer, Nachwort zu: Ricarda Huch, *Im alten Reich. Lebensbilder deutscher Städte,* Berlin 1980, S. 266.

789 Hardtwig (wie Anm. 349), S. 58.

790 Huch (wie Anm. 625), S. 7.

791 Ricarda Huch, Entpersönlichung, in: Dies., (wie Anm. 625), Bd. 7, S. 633 (zuerst 1922).

792 Ebda.

793 Ebda., S. 803.

794 Huch (wie Anm. 625), S. 11.

795 Ebda., S. 417.

796 Endre Kiss, Die Auseinandersetzung mit Max Scheler, in: *Brochs theoretisches Werk,* hrsg. von Paul Michael Lützeler und Michael Kessler, Frankfurt am Main 1988, S. 115.

797 Zu Landsberg und seinem Einfluss auf von Hofmannsthal siehe Ute Nicolaus, *Souverän und Märtyrer: Hugo von Hofmannsthals späte Trauerspieldichtung vor dem Hintergrund seiner politischen und ästhetischen Reflexionen,* Würzburg 2004, S. 76. Generell zu Landsberg: Oexle (wie Anm. 783), S. 139ff.; Groebner (wie Anm. 783), S. 97f.

798 Zit. nach Oexle (wie Anm. 783), S. 152.

799 Paul Ludwig Landsberg, *Die Welt des Mittelalters und wir: ein geschichtsphilosophischer Versuch über den Sinn eines Zeitalters,* Bonn 1922, S. 114.

800 Ebda., S. 7.

801 Ebda., S. 76

802 Ebda., S. 112.

803 Ebda., S. 12.

804 Ricarda Huch, Römisches Reich Deutscher Nation, in: Dies., (wie Anm. 625), Bd. 10, S. 127.

805 Huch (wie Anm. 791), S. 641.

806 Ebda., S. 632.

807 Ebda., S. 800.

808 Cordula Koepcke, *Ricarda Huch,* Frankfurt am Main 1996, S. 225.

809 Gustav Landauer, Aufruf zum Sozialismus, Berlin 1919, S. 46f., zit. nach Hans Wisskirchen, *Zeitgeschichte im Roman: zu Thomas Manns Zauberberg und Doktor Faustus,* Bern 1986, S. 54.

810 Zitiert nach ebda.

811 Die Bibliothekskataloge führen drei von ihm verfasste Bücher auf; ihr Schwerpunkt liegt auf den Gebieten Allgemeine Staatslehre und Volkswirtschaft. 1933 und 1934, im Jahr seines Todes, ging sein Name noch einmal durch die Presse – die Auslandspresse der deutschen Emigration. Er wurde benutzt, um Hitler einen »jüdischen Vater« anzuhängen, einen geistigen Vater, der seinem »Sohn« die nationalsozialistische Soziallehre vordiktiert habe – in eben diesem Buch mit dem Titel »Romantischer Sozialismus«, s. *Neuer Vorwärts,* Beilage zu Nr. 27, 17.12.1933, S. 1; *Pariser Tageblatt* 2, 1934, Ausgabe 33.

812 Sigmund Rubinstein, *Romantischer Sozialismus: ein Versuch über die Idee der deutschen Revolution,* München 1921, S. 88.
813 Ebda., S. 330.
814 Ebda., S. 335.
815 Hartmut Ruddies, Flottierende Versatzstücke und ideologische Austauscheffekte, in: *Intellektuellendiskurse in der Weimarer Republik: zur politischen Kultur einer Gemengelage,* hrsg. von Manfred Gangl und Gérard Raulet, Frankfurt am Main 1994, S. 20.
816 Zum Vorläufigen Reichswirtschaftsrat, dem Ergebnis des Paragraphen 165 und seiner traurigen Bilanz s. Harry Hauschild, *Der vorläufige Reichswirtschaftsrat,* Berlin 1926 (Bd. 1), 1933 (Bd. 2). Aus neuerer Sicht s. Maier (wie Anm. 67), S. 51f.; Gerhard A. Ritter, Die Entstehung des Räteartikels 165 in der Weimarer Reichsverfassung, in: *Historische Zeitschrift* 258, 1994, S. 73ff.; Paul Nolte, *Die Ordnung der deutschen Gesellschaft: Selbstentwurf und Selbstbeschreibung im 20. Jahrhundert,* München 2000, S. 172ff.
817 Heinrich August Winkler, *Der lange Weg nach Westen,* München 2001, Bd. 1, S. 396.
818 Ernst Troeltsch, Spectator-Briefe, Tübingen 1924, S. 47.
819 Zit. nach Balzer (wie Anm. 788), S. 266.
820 Ricarda Huch, Romantischer Sozialismus (1921), in: Dies., (wie Anm. 625), Bd. 5, S. 849.
821 Rubinstein (wie Anm. 812), S. 144.
822 Huch (wie Anm. 625), Bd. 8, S. 678.
823 Ebda., S. 507.
824 Ebda., S. 261.
825 Huch (wie Anm. 791), S. 741.
826 Schmitt (wie Anm. 122), S. 26; Karl Mannheim, Vorwort zur englischen Ausgabe von *Ideologie und Utopie*, London 1936, S. 3.
827 Huch (wie Anm. 625), Bd. 8, S. 317.
828 Ebda., S. 318.
829 Wisskirchen (wie Anm. 809), S. 31, s. auch S. 205.
830 Huch, *Römisches Reich Deutscher Nation,* in: Dies., (wie Anm. 625), S. 386.
831 Zit. nach Winkler (wie Anm. 289), S. 385.
832 Wilhelm Pinder, *Vom Wesen und Werden deutscher Formen,* Bd. 3: *Die deutsche Kunst der Dürerzeit,* Leipzig 1940, Vorwort.
833 Konrad Weiss, *Deutschlands Morgenspiegel: ein Reisebuch in zwei Teilen,* hrsg. von Friedhelm Kemp, München 1950, Bd. 1, S. 9.
834 Ebda., S. 11.
835 Ebda., S. 9.
836 Konrad Weiss, *Süddeutsche Reisebilder,* hrsg. von Friedhelm Kemp, München 1989, S. 15.
837 Ebda.
838 Ebda., S. 17.
839 Ebda., S. 16.
840 Ebda., S. 17.
841 Ebda.
842 Ebda., S. 19.

843 Zum schwierigen Verhältnis Weiss – Schmitt s. AA.VV., Indagini su Epimeteo tra Ivan Illich, Konrad Weiss e Carl Schmitt, in: Il *Covile*, *www.ilcovile.it/raccolte/Sei_pollici_01_Indagini_su_Epimeteo.pdf*

844 Weiss (wie Anm. 836), S. 20.

845 Cassirer (wie Anm. 315), S. 363.

846 Kemp (wie Anm. 320), S. 404ff.

847 Oskar Schürer, *Augsburg,* Burg 1934, S. 31.

848 August Grisebach, *Die alte deutsche Stadt in ihrer Stammeseigenart,* Berlin 1930, S. VII.

849 Alfred Döblin, Einleitung zu Mario von Bucovich, *Berlin,* Berlin-Augsburg 1928, in: Ders. (wie Anm. 75), Bd. 3, S. 153.

850 Gabriele Sander, *»Tatsachenphantasie«: Alfred Döblins Roman »Berlin Alexanderplatz«,* Marbach 2007.

851 Efraim Frisch in der Frankfurter Zeitung 29.12.1929, zit. nach M. H. Würzner (wie Anm. 467), S. 86.

852 Die Großstadt als »Text«, hrsg. von Manfred Smuda, München 1992.

853 Aus dem reichen Literaturangebot: Eckhard Köhn, *Straßenrausch: Flanerie und kleine Form,* Berlin 1989; *Genieße froh, was du nicht hast: der Flaneur Franz Hessel,* hrsg. von Jörg Plath und Michael Opitz, Würzburg 1997; Harald Neumeyer, *Der Flaneur: Konzeptionen der Moderne,* Würzburg 1999; Uta Beikühner, Heimatkunde eines Spaziergängers – Franz Hessels Berlinbilder, in: *Unterwegs* (wie Anm. 577), S. 27ff.

854 Roth (wie Anm. 62), S. 85ff., 121ff.

855 Alfred Döblin, *Berlin Alexanderplatz. Die Geschichte von Franz Biberkopf,* Olten und Freiburg 1961, S. 52.

856 Ebda.

857 Bloch (wie Anm. 32), S. 225.

858 Alfred Döblin, Mein Buch »Berlin Alexanderplatz« (1932), in: Ders., (wie Anm. 855), S. 506.

859 Döblin (wie Anm. 849), S. 158.

860 Alfred Döblin, Was mir in dieser Zeit als Wichtigstes am Herzen liegt, (1932), in: Ders., (wie Anm. 75), Bd. 3, S. 294.

861 Döblin (wie Anm. 849), S. 156f. (Bildband)

862 Döblin (wie Anm. 855), S. 500.

863 Herbert Marcuse, *Der deutsche Künstlerroman* (1922), in: Ders., *Schriften,* Frankfurt am Main, Bd. 1, S. 346. Vgl. dazu Gérard Raulet, Die ›Gemeinschaft‹ beim jungen Marcuse, in: *Intellektuellendiskurse* (wie Anm. 815), S. 97ff. Allgemein zum Thema s. Nolte (wie Anm. 816), S. 167ff.

864 Plessner (wie Anm. 761), S. 98.

865 *Metropolis Berlin. Berlin als deutsche Hauptstadt im Vergleich europäischer Hauptstädte*, hrsg. von Gerhard Brunn und Jürgen Reulecke, Bonn, Berlin 1992; Michael Bienert, *Die eingebildete Metropole: Berlin im Feuilleton der Weimarer Republik,* Berlin 1992; *Metropolis Berlin: 1880 to 1940*, hrsg. von Iain Boyd Whyte und David Frisby, Berkeley 2012. Weiterhin die Schriften von Jäger (wie Anm. 631) und Bingham (wie Anm. 212) und die in Anm. 467 zit. Literatur, vor allem Leidinger, *Hure Babylon.*

866 Spengler (wie Anm. 304), Bd. 1, S. 44f.

867 Stefan Keppler-Tasaki, Panegyrik zwischen Tradition und Faschismus. Hans Heinrich Ehrler als Staatsdichter 1912–1951, in: *Das literarische Lob: Formen und Funktionen, Typen und Traditionen panegyrischer Texte,* hrsg. von Norbert Franz, Berlin 2014, S. 359–384.

868 Zu den verschiedenen Genres der Reiseliteratur s. Koshar (wie Anm. 678), S. 78ff.

869 Zu den Führern und allen Aspekten des Nachtlebens s. Mel Gordon, *Voluptuous Panic: the Erotic World of Weimar* Berlin, Los Angeles 2000.

870 Franz Hessel, Spazieren in Berlin (1925), in: Ders., *Sämtliche Werke in fünf Bänden*, hrsg. von Hartmut Vollmer, Oldenburg 1992, Bd. 5, S. 42.

871 Hans Heinrich Ehrler, *Meine Fahrt nach Berlin. Erlebnis eines Provinzmannes,* Stuttgart o.J., S. 102.

872 Karl Prümm, Die Stadt der Reporter und Kinogänger, in: *Die Unwirklichkeit der Städte*, hrsg. von Klaus R. Scherpe, Reinbek 1988, S. 85.

873 Joseph Roth, Abende (1921), in: Ders., *Werke,* hrsg. von Hermann Kesten, Amsterdam, Köln 1976, Bd. 4, S. 792.

874 Joseph Roth, Das Haus der 100 Vernünftigen (1923), in: Ebda., S.14f.

875 Oskar Kalbus, *Vom Werden deutscher Filmkunst.* Teil 2: *Der Tonfilm,* Berlin 1935, S. 75. Zum Genre s. Norbert Grob, Phantasma Stadt / Phantasma Straße, in: *Diesseits der »Dämonischen Leinwand«,* hrsg. von Thomas Koebner, München 2003, S. 57ff.; Dähne (wie Anm. 622), S. 70ff.

876 Ehrler (wie Anm. 871), S. 28.

877 Joseph Roth, Der Winter unseres Mißvergnügens (1925), in: Ders., (wie Anm. 873), S. 41.

878 Ehrler (wie Anm. 871), S. 30.

879 Siegfried Kracauer, Erinnerung an eine Pariser Straße (1930), in: Ders. (wie Anm. 191), Bd. 5.2, S. 243. Siehe Stalder (wie Anm. 307), S. 60ff.

880 Ehrler (wie Anm. 871), S. 49.

881 Ehrler (wie Anm. 871), S. 90.

882 Ebda., S. 112.

883 Martin Kessel, *Herrn Brechers Fiasko,* Frankfurt am Main 2001, S. 367 (zuerst 1932).

884 Ehrler (wie Anm. 883), S. 92.

885 Zit. nach dem Waschzettel der ersten Neuausgabe des Buches von 1966, der mit ziemlicher Sicherheit von Aragon selbst stammt.

886 Ebda., S. 170.

887 Fred Hildenbrandt, Großes schönes Berlin, Berlin o. J., S. 14. Zur »inneren Urbanisierung« s. Bienert (wie Anm. 865), S. 72ff.

888 *Vossische Zeitung,* 16. April 1922, Beilage 1, S. 16.

889 Ehrler (wie Anm. 871), S. 115.

890 Ebda., S. 108.

891 Kessel (wie Anm. 883) S. 364.

892 Ehrler (wie Anm. 871), S. 116.

893 Gertrud Kolmar, *Das lyrische Werk: Gedichte 1927–1937,* hrsg. von Regina Nörtenmann, Göttingen 2003, S. 74.

894 Gerhard Sauder, Gertrud Kolmars Wappengedichte, in: *Studien zu den Dichtungen Gertrud Kolmars,* hrsg. von Karin Lorenz-Lindemann, Göttingen 1996, S. 45.

895 Walter Benjamin, Einbahnstraße (1928), in: Ders., (wie Anm. 141), Bd. 4, 1, S. 103.

896 Ebda., S. 85.

897 Walter Benjamin, Der Sammler, in: Ders., *Das Passagenwerk* (wie Anm. 141), Bd. 5, 1, S. 271.

898 Walter Benjamin, Ich packe meine Bibliothek aus. Eine Rede über das Sammeln (1931), in: Ebda., Bd. 4, S. 388f.

899 Dorothee Kimmich, Lebendige Dinge bei Walter Benjamin und Robert Walser, in: *Dogilmunhak = Koreanische Zeitschrift für Germanistik,* 110, 2009, S. 17.

900 Birgit R. Erdle, *Antlitz – Mord – Gesetz: Figuren des Anderen bei Gertrud Kolmar und Emmanuel Lévinas,* Wien 1991, S. 185.

901 Warum Hupp aus der eindeutigen Überlieferung eines waagrechten Fisches einen vertikalen machte, ist unklar.

902 Kolmar (wie Anm. 893), S. 46.

903 Ebda.

904 Ebda.

905 Sauder (wie Anm. 894), S. 49.

Bibliographie

Quellen

Akten des Reichskanzleramts online: Das Kabinett von Schleicher, Kapitel: Agrarpolitik versus Handelspolitik, Das Ende der Regierung Schleicher mit zahlreichen Dokumenten. http://www.bundesarchiv.de/aktenreichskanzlei/1919-1933/011/vsc/vsc1p/kap1_1/para2_8.html (letzter Zugriff 11.5.2016).

Albrecht, Otto, Deutsche Kleingartenpolitik, in: *Die Arbeit* 3, 1925, S. 168–176.

Anschütz, Gerhard, *Die Verfassung des Deutschen Reiches vom 11. August 1919*, Berlin 1926.

Aragon, Louis, *Le Paysan de Paris,* Paris 1966.

Aubin, Hermann / Frings, Theodor / Müller, Josef, *Kulturströmungen und Kulturprovinzen in den Rheinlanden: Geschichte, Sprache, Volkskunde*, Bonn 1926.

Aubin, Hermann, Die geschichtliche Entwicklung, in: *Der Raum Westfalen*, hrsg. von demselben u. a., Berlin 1931, Bd. 1, S. 7–27.

Banse, Ewald, *Landschaft und Seele. Neue Wege der Untersuchung und Gestaltung*, München, Berlin 1928.

Barthel, Max, *Deutschland: Lichtbilder und Schattenrisse einer Reise,* Berlin 1926.

Becker, Wilhelm Martin, Partikularismus und Preußentum, in: *Die Grenzboten* 79, 4, Leipzig 1920, S. 4–13.

Behrmann, Walter und Otto Maull (Hrsg.), *Rhein-Mainischer Atlas für Wirtschaft, Verwaltung und Unterricht*, Frankfurt am Main 1929.

Bendt, Jutta, *Ricarda Huch: 1864–1947,* Marbach 1994.

Benjamin, Walter, Das Passagenwerk, in: Ders., *Gesammelte Schriften,* hrsg. von Rolf Tiedemann u. a., Frankfurt am Main 1972, Bd. 5, 1.

Benjamin, Walter, Der Erzähler (1936–37), in: Ders., *Gesammelte Schriften*, hrsg. von Rolf Tiedemann u. a., Frankfurt am Main 1972, Bd. 2, 2, S. 438–465.

Benjamin, Walter, Der Sammler, in: Ders., Das Passagenwerk, in: Ders., *Gesammelte Schriften,* hrsg. von Rolf Tiedemann u. a., Frankfurt am Main 1972, Bd. 5, 1, S. 269–280.

Benjamin, Walter, Einbahnstraße (1928), in: Ders., *Gesammelte Schriften,* hrsg. von Rolf Tiedemann u. a., Frankfurt am Main 1972, Bd. 4, 1, S. 83–148.

Benjamin, Walter, Ich packe meine Bibliothek aus. Eine Rede über das Sammeln (1931), in: Ders., *Gesammelte Schriften,* hrsg. von Rolf Tiedemann u. a., Frankfurt am Main 1972, Bd. 4, S. 388–396.

Benjamin, Walter, Rezension von Rudolf Borchardt, Der Deutsche in der Landschaft (1928), in: Ders., *Gesammelte Schriften*, hrsg. von Rolf Tiedemann u. a., Frankfurt am Main 1972, Bd. 3, S. 91–94.

Bergengruen, Werner, Offener Brief an Kreiensen, in: *Jugend* 29, 1924, H. 2, S. 45.

Bertram, Ernst, *Nietzsche: Versuch einer Mythologie*, Berlin 1921.

Binding, Rudolf, *Moselfahrt aus Liebeskummer. Novelle in einer Landschaft,* Gütersloh o. J.

Binding, Rudolf, *Moselfahrt aus Liebeskummer* (zuerst 1932), in: Ders., *Gesammelte Werke,* Hamburg 1954, Bd. 1, S. 235–259.

Bismarck, Otto von, *Gedanken und Erinnerungen*, Hamburg 2012, Bd. 1.

Bloch, Ernst, Alpen ohne Fotografie (1930), in: Ders., *Gesamtausgabe,* Frankfurt am Main 1962, Bd. 9, S. 488–498.

Bloch, Ernst, Berlin aus der Landschaft gesehen (1932), in: Ders., *Gesamtausgabe*, Frankfurt am Main 1962, Bd. 9, S. 408–420.

Bloch, Ernst, *Erbschaft dieser Zeit* (1935), in: Ders., *Gesamtausgabe*, Frankfurt am Main 1962, Bd. 4.

Bloch, Ernst, Interview mit Ernst Bloch, in: *Bloch-Almanach* 1, 1981, S. 13–22.

Bloch, Ernst, Mannheim – Ludwigshafen, in: *Die Weltbühne* 24, 1, 1928, S. 682–685.

Bloch, Ernst, *Tübinger Einleitung in die Philosophie*, in: Ders., *Gesamtausgabe,* Frankfurt am Main 1970, Bd. 13.

Bloch, Ernst, Viele Kammern im Welthaus, in: *Frankfurter Zeitung* 15.2.1929.

Blunck, Hans Friedrich, Vorwort zu Erich Retzlaff, *Die von der Scholle. Sechsundfünfzig photographische Bildnisse bodenständiger Menschen*, Göttingen 1931, S. III–VII.

Boehm, Max Hildebert, *Das eigenständige Volk: Volkstheoretische Grundlagen der Ethnopolitik und Geisteswissenschaften*, Göttingen 1932.

Borchardt, Knut, Zwangslagen und Handlungsspielräume in der Weltwirtschaftskrise der frühen dreißiger Jahre: Zur Revision des überlieferten Geschichtsbildes, in: *Jahrbuch der Bayerischen Akademie der Wissenschaften* 1979, S. 87–132.

Borchardt, Rudolf, *Der Deutsche in der Landschaft*, Bremen 1927.

Borchardt, Rudolf, Josef Nadler – Literaturgeschichte der deutschen Schweiz (1932), in: Ders., *Gesammelte Werke, Prosa,* Bd. 1, Stuttgart 1973, S. 411–417.

Borchardt, Rudolf, Josef Nadler – Zur Verleihung des Martin Bodmer-Preises der Gottfried Keller-Gesellschaft (1929), in: Ders., *Gesammelte Werke, Prosa*, Bd. 1, Stuttgart 1957, S. 401–410.

Borchardt, Rudolf, Josef Nadler (1929): in: Ders., *Gesammelte Werke, Prosa,* Bd. 4, Stuttgart 1973, S. 254–263.

Borchardt, Rudolf, Politische Notiz (1912), in: Ders., *Gesammelte Werke,* Prosa Bd. 5, Stuttgart 1979, S. 548–552.

Borchardt, Rudolf, Rheinsberg (1921), in: Ders., *Gesammelte Werke, Prosa,* Bd. 1, Stuttgart 1973, S. 28–37.

Brenning, Alfred, *Innere Kolonisation*, Leipzig 1909.

Brentano, Bernhard von, Berlin, ein Film (1927), in: Ders., *Wo in Europa ist Berlin? Bilder aus den zwanziger Jahren,* Frankfurt am Main 1987, S. 144–147.

Bronnen, Arnolt, *O. S.*, Klagenfurt 1995 (zuerst 1929).

Bronnen, Arnolt, *Rheinische Rebellen*, Berlin 1925.

Bry, Carl Christian, *Verkappte Religionen,* Gotha 1924.
Büchner, Fritz, in: *Was ist das Reich?,* hrsg. von Fritz Büchner, Oldenburg 1932, S. 7–12.
Burg, Paul, Bauer und Land im deutschen Roman, in: *Die Grenzboten* 80, 1921, S. 181–185.
Burgdörfer, Friedrich, *Volk ohne Jugend*, Berlin 1932.

Cassirer, Ernst, *Substanzbegriff und Funktionsbegriff,* in: Ders., *Gesammelte Werke*, Bd. 6, Hamburg 2000.
Christaller, Walter, *Die zentralen Orte in Süddeutschland*, Darmstadt 1980 (zuerst 1933).
Christiansen, Broder, *Das Gesicht unserer Zeit*, Buchenbach 1929.
Clauß, Ludwig Ferdinand, *Rasse und Seele. Eine Einführung in den Sinn der leiblichen Gestalt,* München 1926.
Curtius, Ernst Robert, Elsass!, in: *Der elsässische Garten*, hrsg. von Friedrich Lienhard u. a., Straßburg 1912, S. 4–5.

Der Heilige Hain im Teutoburger Wald. Ein Beitrag zur Frage des Reichsehrenmales, Detmold 1926.
Der Kunde H. 1, Jg. 1, 1927.
Der Rhein-Mainische Städtekranz mit seiner Zentrale Frankfurt am Main im südwestdeutschen Wirtschaftsgebiet, Frankfurt am Main 1924.
Diesel, Eugen, *Das Land der Deutschen*, Leipzig 1933 (zuerst 1931).
Diesel, Eugen, *Der Weg durch das Wirrsal: das Erlebnis unserer Zeit*, Stuttgart 1927[2].
Diesel, Eugen, *Deutschland arbeitet. Ein Bildbuch zum Kampf um die Arbeit,* Berlin 1934.
Diesel, Eugen, *Die deutsche Wandlung: das Bild eines Volkes*, Stuttgart 1929.
Diesel, Eugen, Unser technisches Schicksal, in: *Münchner Neueste Nachrichten* Nr. 30, 31, 1933.
Diesel, Eugen, *Vom Verhängnis der Völker,* Stuttgart 1934.
Diesel, Eugen, Vorbemerkung, in: *Das Werk. Technische Lichtbildstudien*, Königsstein und Leipzig 1931, S. 5–8.
Dix, Arthur, Geographie und Geoökonomie, in: *Wissenschaftliche Abhandlungen des 21. Deutschen Geographentags,* Berlin 1926, S. 220–229.
Döblin, Alfred, *Berlin Alexanderplatz. Die Geschichte von Franz Biberkopf,* Olten und Freiburg 1961.
Döblin, Alfred, Berlin und die Künstler, in: *Vossische Zeitung*, 16. April 1922, Beilage 1. S. 116.
Döblin, Alfred, Die nördliche Friedrichstraße (1924), in: Ders., *Kleine Schriften*, hrsg. von Anthony W. Riley, Olten 1990, Bd. 2, S. 7–15.
Döblin, Alfred, Ein Tag in München (1932), in: Ders., *Kleine Schriften*, hrsg. von Anthony W. Riley, Olten 1999, Bd. 3, S. 305–318.
Döblin, Alfred, Einleitung zu Mario von Bucovich, *Berlin,* Berlin, Augsburg 1928, in: Ders., *Kleine Schriften*, hrsg. von Anthony W. Riley, Olten 1999, Bd. 3, S. 153.
Döblin, Alfred, In die Alpen (1924), in: Ders., *Kleine Schriften,* Olten und Freiburg 1990, Bd. 2, S. 414–417.
Döblin, Alfred, Mein Buch »Berlin Alexanderplatz« (1932), in: Ders., *Berlin Alexanderplatz. Die Geschichte von Franz Biberkopf, Olten und Freiburg* 1961, S. 505–507.
Döblin, Alfred, Rasse und Seele (1926), in: Ders., *Kleine Schriften,* hrsg. von Anthony W. Riley, Bd. 3, Olten 1999, S. 35–42.

Döblin, Alfred, Von Gesichtern, Bildern und ihrer Wahrheit, in: August Sander, *Antlitz der Zeit*, Berlin 1929, S. 7–15.

Döblin, Alfred, Was mir in dieser Zeit als Wichtigstes am Herzen liegt, (1932), in: Ders., *Kleine Schriften*, hrsg. von Anthony W. Riley, Olten 1999, Bd. 3, S. 293–295.

Döhling, Kunrat, *Mit leichtem Gepäck durch Süddeutschland: Erlebnisse, Beobachtungen, Gedanken eines Zweiundsiebzigjährigen*, Göttingen 1933.

E. K., Bayrisches Hochland, in: *Frankfurter Zeitung* 15.7.1923, S. 1.

Eckermann, Johann Peter, *Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens*, München 1984.

Ehrler, Hans Heinrich, *Meine Fahrt nach Berlin. Erlebnis eines Provinzmannes,* Stuttgart o. J.

Eimer, Manfred, Das deutscheste Ziel, in: *Die Grenzboten* 79, 1920, S. 36.

Eulenberg, Herbert, *Das Buch vom Rheinland,* München 1931.

Fackler, Hermann, Amerika und der Amerikanismus, in: *Die Tat* 20, 1928/29, S. 58–60.

Fallada, Hans, *Bauern, Bonzen und Bomben*, Reinbek 1989 (Abb. 34, S. 257 zeigt den Umschlag der Originalausgabe Berlin 1931).

Fischer, Heinrich, Was darf die Nation nach dem Weltkrieg im Rahmen der Gesamterziehung vom erdkundlichen Unterricht erwarten?, in: *Geographischer Anzeiger*, 22, 1921, S. 166–172.

Galley, Otto, Der Industrie-Westen, in: *Das Kunstblatt* 1929, S. 288–290.

Giannoni, Karl, Schutzarbeit und Kulturarbeit, in: *Volk unter Völkern*, hrsg. von Karl Christian von Loesch, Breslau 1925, S. 50–61.

Glaeser, Ernst, Fazit. Querschnitt durch die deutsche Publizistik (1929), in: Sabina Becker, *Neue Sachlichkeit*. Bd. 1: *Die Ästhetik der neusachlichen Literatur (1920–1933)*, Köln 2000.

Goebbels, Joseph, *Die Tagebücher,* hrsg. von Elke Fröhlich, Teil 1, Bd. 2/I, München 2005.

Goethe, Johann Wolfgang von, Bedeutende Fördernis durch ein einziges geistreiches Wort, in: Ders., *Berliner Ausgabe. Poetische Werke. Kunsttheoretische Schriften und Übersetzungen*, Berlin 1960, Bd. 16, S. 385–389.

Goldschmidt, Alfons, Union der festen Hand, in: *Die Weltbühne* 1931, S. 20–23.

Graf, Rüdiger, *Die Zukunft der Weimarer Republik: Krisen und Zukunftsaneignung in Deutschland 1918–1933*, München 2008.

Grimm, Hans, *Volk ohne Raum,* München 1932 (zuerst 1926).

Grisebach, August, *Die alte deutsche Stadt in ihrer Stammeseigenart,* Berlin 1930.

Gropius, Walter, Idee und Aufbau des Staatlichen Bauhauses (1923), in: Ders., *Ausgewählte Schriften*, Berlin 1988, Bd. 3, S. 83–92.

Hallbaum, Franz, Deutsche Ehrenstätten und Male des Weltkrieges, in: *Die Gartenkunst* 50, 1937, S. 217–220.

Hampe, Karl, *Der Zug nach dem Osten: die kolonisatorische Großtat des deutschen Volkes im Mittelalter,* Leipzig 1921.

Hauptmann, Gerhart, Der Glaube an Deutschland (1922), in: Ders., *Sämtliche Werke*, hrsg. von Hans-Egon Hass, Berlin 1963, Bd. 6, S. 759–762.

Hauptmann, Gerhart, Deutsche Wiedergeburt (1921), in: *Sämtliche Werke*, hrsg. von Hans-Egon Hass, Berlin 1963, Bd. 6, S. 726–735.

Hauptmann, Gerhart, Geleitwort, in: Kurt Hielscher, *Deutschland: Baukunst und Landschaft*, Leipzig 1931, S. VII–IX.

Hauptmann, Gerhart, Sursum corda! (1931), in: *Sämtliche Werke*, hrsg. von Hans-Egon Hass, Berlin 1963, Bd. 6, S. 820–826.

Hauschild, Harry, *Der vorläufige Reichswirtschaftsrat,* Berlin 1926 (Bd. 1), 1933 (Bd. 2).

Hauser, Heinrich, *Schwarzes Revier,* Berlin 1930.

Haushofer, Karl, Die geopolitische Lage Deutschlands, in: *Deutscher Geist: Kulturdenkmale der Gegenwart*, hrsg. von Carl Lange und Ernst Adolf Dreyer, Leipzig 1933, S. 79–87.

Haushofer, Karl, *Grenzen in ihrer geographischen und politischen Bedeutung,* Berlin 1927.

Hausmann, Manfred, *Lampioon: Abenteuer eines Wanderers,* Bremen 1928.

Hegel, Georg Wilhelm Friedrich, *Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie*, Leipzig 1971, Bd. 1.

Heidegger, Martin, Bauen Wohnen Denken (1951), in: Ders., *Vorträge und Aufsätze*, Teil II, Tübingen 1967, S. 19–36.

Heidegger, Martin, Schöpferische Landschaft. Warum bleiben wir in der Provinz? (1933), in: Ders., *Gesamtausgabe* Bd. 1, 13, Frankfurt 1983, S. 10.

Heidegger, Martin, Über Wesen und Begriff von Natur, Geschichte und Staat, in: *Heidegger-Jahrbuch* 4, 2009, S. 53–88.

Heilfron, Eduard (Hrsg.), *Die deutsche Nationalversammlung im Jahre 1919*, Berlin o. J., Bd. 7.

Heinrich, Hans und Werner Otto, *Die gesamte Osthilfegesetzgebung – Entwicklung und Inhalt der Osthilfegesetzgebung nebst vollständiger Zusammenstellung der Gesetze, Verordnungen, Richtlinien und wichtigsten amtlichen Erlasse*, Berlin 1933.

Hesse, Hermann, *Das Glasperlenspiel,* Frankfurt am Main 1972.

Hesse, Hermann, Gedanken über Dostojewskis Idiot (1919), in: Ders., *Gesammelte Werke in zwölf Bänden,* hrsg. von Volker Michels, Frankfurt am Main 1970, Bd. 12, S. 307–315.

Hesse, Hermann, *Nürnberger Reise* (1927), in: Ders., *Sämtliche Werke in zwanzig Bänden*, hrsg. von Volker Michels, Frankfurt am Main 2003, Bd. 11, S. 129–192.

Hessel, Franz, Spazieren in Berlin (1925), in: Ders., *Sämtliche Werke in fünf Bänden,* hrsg. von Hartmut Vollmer, Oldenburg 1992, Bd. 5, S. 7–192.

Hildenbrandt, Fred, *Großes schönes Berlin,* Berlin o. J.

Hiller, Kurt, Rede vor roten Studenten, in: *Die Weltbühne* XXV, 1.1.1929, S. 1.

Hitler, Adolf, *Mein Kampf,* München 1933 (zuerst 1925).

Hoermann, Franz Xaver, Prinzipielles und Praktisches über Föderalismus, in: *Historisch-politische Blätter für das katholische Deutschland* 166, 1920, S. 658–662.

Hofmannsthal, Hugo von, Das Schrifttum als geistiger Raum der Nation (1927), in: Ders., *Gesammelte Werke in zehn Einzelbänden. Reden und Aufsätze*, Frankfurt am Main 1979, Bd. 3, S. 24–41.

Hofmannsthal, Hugo von, *Gesammelte Werke, Reden und Aufsätze,* Bd. 3, Frankfurt am Main 1979.

Hofmiller, Josef, Deutsche Reiseziele nach dem Krieg (zuerst 1915), in: Ders., *Wanderbilder und Pilgerfahrten*, München 1938, S. 89–93.

Hofmiller, Josef, Kriegsgewinn, in: *Süddeutsche Monatshefte* 16. Jg., 1918, Heft 3, 1918, S. 213–220.

Horkheimer, Max, Dämmerung: Notizen in Deutschland (1934), in: Ders., *Gesammelte Schriften,* Frankfurt am Main 1987, Bd. 2, S. 309–452.
Huch, Ricarda, *Briefe an die Freunde*, hrsg. von Marie Baum, Tübingen 1955.
Huch, Ricarda, Entpersönlichung, in: Dies., *Gesammelte Werke,* hrsg. von Wilhelm Emrich, Köln 1968, Bd. 7, S. 625–803 (zuerst 1922).
Huch, Ricarda, *Im alten Reich: Lebensbilder deutscher Städte*, in: Dies., *Gesammelte Werke,* hrsg. von Wilhelm Emrich, Köln 1966, Bd. 8.
Huch, Ricarda, Romantischer Sozialismus (1921), in: Dies., *Gesammelte Werke,* hrsg. von Wilhelm Emrich, Köln 1971, Bd. 5, S. 847–852.
Huch, Ricarda, Römisches Reich Deutscher Nation, in: Dies., *Gesammelte Werke,* hrsg. von Wilhelm Emrich, Köln 1970. Bd. 10, S. 49–461.

Jaspers, Karl, *Die geistige Situation der Zeit*, Berlin 1931.
Jaspers, Karl, *Philosophie.* Bd. 1: *Philosophische Weltorientierung,* Berlin 1956.
Jünger, Ernst, *Das abenteuerliche Herz. Erste Fassung, Aufzeichnungen bei Tag und Nacht,* in: Ders., *Sämtliche Werke*, Stuttgart 1979, Bd. 9, S. 31–176.
Jünger, Ernst, *Kampf als inneres Erlebnis*, Berlin 1933.
Jungnickel, Max, *Volk und Vaterland*, Berlin 1932.

Kaes, Anton u. a. (Hrsg.), *The Weimar Sourcebook*, Berkeley 1994.
Kalbus, Oskar, Vom Werden deutscher Filmkunst. Teil 2: Der Tonfilm, Berlin 1935.
Kant, Immanuel, *Kritik der reinen Vernunft* (1781), in: Ders., *Akademieausgabe*, Berlin 1902ff., Abt. A, Bd. 3.
Kästner, Erich, *Fabian*, in: Ders., *Gesammelte Schriften*, Frankfurt am Main 1958, Bd. 2, S. 5–192.
Kayser, Rudolf, Amerikanismus (1925), in: *Deutsche Geschichte in Dokumenten und Bildern*, Bd. 6. *Die Weimarer Republik. 1918/19–1933*: http://germanhistorydocs.ghi-dc.org/docpage.cfm?docpage_id=4719 (letzter Zugriff 11.5.2016).
Keller, Arnold, *Das deutsche Notgeld*, Frankfurt am Main 1921–24.
Kellermann, Bernhard, *Der Tunnel*, Frankfurt am Main 1986 (zuerst 1913).
Kempkes, Karl, Das Reichsehrenmal bei Bad Berka. Seine Geschichte und der erste Wettbewerb seiner Gestaltung, in: *Die Gartenkunst* 45, 1932, S. 81–98.
Kerr, Alfred, *Verweile doch!: Die Welt im Licht*, Berlin 1920.
Kessel, Martin, *Herrn Brechers Fiasko,* Frankfurt am Main 2001 (zuerst 1932).
Kessler, Harry Graf, *Das Tagebuch*, hrsg. von Angela Reinthal u. a., Stuttgart 2009, Bd. 8.
Kierkegaard, Søren, *Kritik der Gegenwart* (1846), in: Ders., *Gesammelte Werke*, Jena 1909–22, Bd. 4.
Kisch, Egon Erwin, Das Nest der Kanonenkönige: Essen, in: Ders., *Der rasende Reporter*, Berlin 1998, S. 110–115 (zuerst 1925).
Klein, Markus Josef, *Ernst von Salomon: eine politische Biographie*, Limburg a. d. Lahn 1994.
Kleingarten- und Kleinpachtlandordnung vom 31. Juli 1919; in: Reichsgesetzblatt, S. 1371.
Klemperer, Victor, *Curriculum Vitae: Jugend um 1900*, Berlin 1989, Bd. 2.
Klemperer, Victor, *Lingua tertii imperii*, Leipzig 1978.
Koeppen, Walter, *Die Freiflächen der Stadtgemeinde Berlin*, Berlin 1929.

Kolmar, Gertrud, Das lyrische Werk: Gedichte 1927–1937, hrsg. von Regina Nörtenmann, Göttingen 2003.
Kötzschke, Rudolf, Die deutsche Wiederbesiedlung der ostelbischen Lande, in: *Der ostdeutsche Volksboden*, hrsg. von Wilhelm Volz, Leipzig 1926, S. 152–179.
Kracauer, Siegfried, *Berliner Nebeneinander*, hrsg. von Andreas Volk, Berlin 2001.
Kracauer, Siegfried, *Die Angestellten* (1930), in: Ders., *Schriften*, hrsg. von Karsten Witte, Frankfurt am Main 1971., Bd. 1, S. 205–304.
Kracauer, Siegfried, *Die Angestellten*, Frankfurt am Main 1971 (zuerst 1930).
Kracauer, Siegfried, Die Reise und der Tanz (1925), in: Ders., *Schriften*, hrsg. von Karsten Witte, Frankfurt am Main 1990, Bd. 5.1, S. 288–296.
Kracauer, Siegfried, Erinnerung an eine Pariser Straße (1930), in: Ders., *Schriften*, hrsg. von Karsten Witte, Frankfurt am Main 1990, Bd. 5.2, S. 243–248.
Kracauer, Siegfried, *Ginster* (1928), in: Ders., *Schriften*, hrsg. von Karsten Witte, Frankfurt am Main 1973., Bd. 7, S. 7–243.
Kracauer, Siegfried, Philosophische Brocken (1931), in: Ders., *Berliner Nebeneinander*, hrsg. von Andreas Volk, Berlin 2001., S. 202–206.
Kracauer, Siegfried, Über Arbeitsnachweise, in: Ders., *Schriften*, hrsg. von Karsten Witte, Frankfurt am Main 1990., Bd. 5,2., S. 185–192.
Krämer, Klaus, *Die rheinische Bewegung, ihre Entstehung und Begründung, ihre Freunde und Gegner, deren Einwendungen und Bedenken*, Wiesbaden 1919.

L. W., Dichter ohne Raum, in: *Die Literatur: das literarische Echo* 31, 1928/29, S. 558.
Landsberg, Paul Ludwig, *Die Welt des Mittelalters und wir: ein geschichtsphilosophischer Versuch über den Sinn eines Zeitalters*, Bonn 1922.
Lehmann, Wilhelm, *Weingott* (1922), in: Ders., *Romane I*, hrsg. von Jochen Meyer (Gesammelte Werke 2), Stuttgart o. J., S. 229–395.
Lewin, Kurt, Kriegslandschaft, in: *Zeitschrift für Angewandte Psychologie* 12, 1917, S. 440–447.
Lewin, Kurt, *Werkausgabe*. Bd. 4: *Feldtheorie*, hrsg. von Karl-Friedrich Graumann, Bern, Stuttgart 1982.
Loesch, Karl Christian von, Einführung, in: *Volk unter Völkern*, hrsg. von dems., Breslau 1925, S. 5–7.
Loesch, Karl Christian von, Ziele, in: *Volk unter Völkern*, hrsg. von dems., Breslau 1925, S. 9–21.

Mahler-Werfel, Alma, *Mein Leben*, Frankfurt am Main 1960.
Man, Felix H., Tote Zechen, tote Hütten, in: *Münchner Illustrierte Presse* 8. Jg., 1931, Heft 45, 8. Nov., S. 1413–415.
Mann, Klaus, Die Jugend und Paneuropa, in: Ders., *Die neuen Eltern. Aufsätze, Kritiken, Reden 1924–1933*, Reinbek 1992, S. 256–273.
Mann, Klaus, Fragment von der Jugend (1926), in: Ders., *Die neuen Eltern. Aufsätze, Kritiken, Reden 1924–1933*, Reinbek 1992, S. 60–71.
Mann, Thomas, *Betrachtungen eines Unpolitischen* (1919), in: Ders., *Gesammelte Werke in zwölf Bänden*, Berlin u. a. 1960, Bd. 12, S. 7–589.

Mann, Thomas, Lübeck als geistige Lebensform (1926), in: Ders., *Gesammelte Werke in Einzelbänden,* Frankfurt am Main 1983, Bd. 14, S. 28–50.

Mann, Thomas, Von deutscher Republik (1922), in: Ders., *Essays.* Bd. 2: *Für das neue Deutschland 1919–1925,* hrsg. von Hermann Kurzke und Stephan Stachorski, Frankfurt am Main 1993, S. 126–166.

Mann, Thomas, Zur französischen Ausgabe von René Schickeles »Witwe Bosca«, in: Ders., René Schickele, *Jahre des Unmuts. Briefwechsel 1920–1930,* hrsg. von Hans Wysling und Cornelia Bernini, Frankfurt am Main 1992, S. 194.

Mannheim, Karl, Preliminary approach to the problem, in: Ders., *Ideology and Utopia,* London 1936, S. 1–48.

Marcuse, Herbert, Der deutsche Künstlerroman (1922), in: Ders., *Schriften,* Frankfurt am Main 1978, Bd. 1, S. 347–384.

Maull, Otto, *Politische Geographie,* Berlin 1925.

Merleau-Ponty, Maurice, *Das Auge und der Geist: philosophische Essays,* Hamburg 2003.

Meynen, Emil, Zu den verschiedenen Begriffsauffassungen von Deutschland, in: *Der Auslandsdeutsche* 11, 1928, S. 574–576.

Migge, Leberecht, *Deutsche Binnenkolonisation*, Berlin 1926.

Migge, Leberecht, 1881–1935. *Gartenkultur des 20. Jahrhunderts*, [Alteneichen] 1981.

Mirgeler, Albert, Das Reich und seine Verneiner, in: *Was ist das Reich?* in: Fritz Büchner, Was ist das Reich?, Oldenburg 1932, S. 40–46.

Moeller van den Bruck, Arthur, *Der preußische Stil,* München 1922.

Moholy-Nagy, László, *Von Material zu Architektur*, München 1929.

Müller, Robert, Macht. Psychopolitische Grundlagen des gegenwärtigen Atlantischen Krieges (1915), in: Ders., *Werkausgabe in Einzelbänden*, hrsg. von G. Helmes, Bd. 8: *Essays,* Paderborn 1995, S. 85–140.

Müller-Wulckow, Walter, *Bauten der Gemeinschaft,* Königstein im Taunus, Leipzig 1928.

Musil, Robert, *Der Mann ohne Eigenschaften*, in: Ders., *Gesammelte Werke,* hrsg. von Alfred Frisé, Hamburg 1981, Bd. 1.

Musil, Robert, Literat und Literatur (1931), in: Ders., *Gesammelte Werke,* hrsg. von Alfred Frisé, Hamburg 1981, Bd. 8, S. 1203–1225.

Musil, Robert, Rede zur Rilke-Feier am 16. Januar 1927 in Berlin, in: Ders., *Gesammelte Werke*, hrsg. von Adolf Frisé, Hamburg 1981, Bd. 8, S. 1229–1242.

Nadler, Josef, *Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften,* Regensburg 1929–31[3], Bd. 1–3.

Nadler, Josef, Literaturgeschichte, Volksstaat, Weltvolk, in: *Deutsche Allgemeine Zeitung,* Sonntagsbeilage Welt und Werk, 5. Juni 1927.

Neuer Vorwärts, Beilage zu Nr. 27, 17.12.1933.

Notgeld, German Emergency Currency – Notes between 1914 and 1923. A private collection. http://www.flickr.com/photos/migueloks/sets/72157612715226525 (letzter Zugriff 11.5.2016).

Online-Ausgabe der Akten des Reichskanzleramts: Das Kabinett von Schleicher, Dokument 51. http://www.bundesarchiv.de/aktenreichskanzlei/1919-1933/001/vsc/vsc1p/kap1_2/kap2_51/para3_1.html (letzter Zugriff 11.5.2016).

Oppenheimer, Franz, Grundprobleme der deutschen Landwirtschaft, in: *Krisis. Ein politisches Manifest*, hrsg. von Oscar Müller, Weimar 1932, S. 161–172.

Paquet, Alfons, *Antwort des Rheines: eine Ideologie,* Augsburg 1928.
Paquet, Alfons, Der Dichter und die Gestaltung des Rheinstromes, in: *Frankfurter Zeitung* 17.7.1927.
Paquet, Alfons, Der Rhein und das Wort (1926), in: *Beiträge zur Rheinkunde* 2, 1926, S. 3–16.
Paquet, Alfons, *Die jüdischen Kolonien in Palästina*, Weimar 1915.
Paquet, Alfons, *Gesammelte Werke,* Stuttgart 1970, Bd. 1.
Pariser Tageblatt 2, 1934, Ausgabe 33.
Penck, Albrecht, Deutscher Volks- und Kulturboden, in: *Volk unter Völkern*, hrsg. von Karl Christian von Loesch, Breslau 1925.
Penck, Albrecht, Deutschland als geographische Gestalt, in: *Leopoldina-Bericht der kaiserlich deutschen Akademie der Naturforscher zu Halle,* Leipzig 1926, S. 72–81. (Wiederabgedruckt in: Deutschland. *Die natürlichen Grundlagen seiner Kultur,* Leipzig 1928, S. 1–9).
Pinder, Wilhelm, *Das Problem der Generation in der Kunstgeschichte Europas*, München 1926.
Pinder, Wilhelm, *Vom Wesen und Werden deutscher Formen,* Bd. 3: *Die deutsche Kunst der Dürerzeit,* Leipzig 1940.
Plaas, Herbert, *Wir klagen an! Nationalisten in den Kerkern der Bourgeoisie*, Berlin 1928.
Preuschen, Erwin, *Deutschland in Vergangenheit und Gegenwart,* Reutlingen 1928.
Preuß, Hugo, *Artikel 18 der Reichsverfassung: seine Entstehung und Bedeutung*, Berlin 1922.
Preuß, Hugo, *Deutschlands republikanische Reichsverfassung*, Berlin 1923.

Rathenau, Walther, Zur Kritik der Zeit (1912), in: Ders., *Gesamtausgabe*, hrsg. von Hans Dieter Hellige, München 1977, Bd. 2, S. 17–103.
Reger, Erik, Gelsenkirchen, die Kohlenstadt (1931), in: Ders., *Kleine Schriften*, hrsg. von Erhard Schütz, Berlin1993, Bd. 1, S. 164–173.
Reger, Erik, Das dritte Auge des Reporters (1930), in: Ders., *Kleine Schriften*, hrsg. von Erhard Schütz, Berlin 1993, Bd. 1, S. 130–137.
Reger, Erik, Die Schuldfrage der Rationalisierung (1932), in: Ders., *Kleine Schriften*, hrsg. von Erhard Schütz, Berlin 1993, Bd. 1, S. 259.
Reger, Erik, Die Städte (1932), in: Ders. *Kleine Schriften*, hrsg. von Erhard Schütz, Berlin 1993, Bd. 1, S. 233–266.
Reger, Erik, Drama und Zeitstoff (1931), in: Ders., *Kleine Schriften,* hrsg. von Erhard Schütz, Berlin 1993, Bd. 1, S. 218–226.
Reger, Erik, Essen, die Stadt der Konzerne (1931), in: Ders., *Kleine Schriften*, hrsg. von Erhard Schütz, Berlin 1993, Bd. 1, S. 182–190.
Reger, Erik, Industrierevier und Zeittheater (1929), in: Ders., *Kleine Schriften*, hrsg. von Erhard Schütz, Berlin 1993, Bd. 1, S. 88–94.
Reger, Erik, Reporter im Kohlenpott (1930), in: Ders., *Kleine Schriften*, hrsg. von Erhard Schütz, Berlin 1993, Bd. 1, S. 146–154.
Reger, Erik, Ruhrprovinz (1928), in: Ders., *Kleine Schriften*, hrsg. von Erhard Schütz, Berlin 1993, Bd. 1, S. 52–61.

Reger, Erik, *Union der festen Hand,* Berlin 1931.
Reichsgesetzblatt 1919, Nr. 140, S. 755.
Reichssiedlungsgesetz vom 11. August 1919, in: *Reichsgesetzblatt,* S. 1429.
Renger-Patsch [sic], Albert, *Lübeck: Achtzig fotografische Aufnahmen,* mit einer Einleitung von Carl Georg Heise, im Auftrag der nordischen Gesellschaft herausgegeben von Ernst Timm, Berlin 1928.
Renger-Patzsch, Albert, Ziele (1927), in: *Theorie der Fotografie II,* hrsg. von Wolfgang Kemp, München 1979, S. 74.
Riehl, Wilhelm Heinrich, *Land und Leute*, Stuttgart 1854.
Riehl, Wilhelm Heinrich, *Land und Leute*, Stuttgart 1856[3].
Riehl, Wilhelm Heinrich, *Land und Leute*, Stuttgart 1861[5].
Ringelnatz, Joachim, Reisebriefe eines Artisten. Abstecher. Reichenbach im Vogtland, in: *Simplicissimus* 30, 1925, S. 474.
Ringelnatz, Joachim, Reisebriefe eines Artisten. Frankfurt an der Oder, in: *Simplicissimus* 30, 1925, S. 139.
Ringelnatz, Joachim, Reisebriefe eines Artisten: Antwort an einen Kollegen, in *Simplicissimus* 30, 1925, S. 474.
Rody, Theo, *Preußen und Österreich im Ringen um die deutsche Seele,* München 1946.
Roth, Joseph, Abende (1921), in: Ders., *Werke*, hrsg. von Hermann Kesten, Amsterdam, Köln 1976, Bd. 4, S. 790–793.
Roth, Joseph, Das Haus der 100 Vernünftigen (1923), in: Ders., *Werke*, hrsg. von Hermann Kesten, Amsterdam, Köln 1976, Bd. 4, Ebda., S.13–15.
Roth, Joseph, Der Winter unseres Mißvergnügens (1925), in: Ders., *Werke*, hrsg. von Hermann Kesten, Amsterdam, Köln 1976, Bd. 4, S. 40–45.
Roth, Joseph, Trübsal einer Straßenbahn im Ruhrgebiet (1926), in: Ders., *Das journalistische Werk 1924–1928,* hrsg. von Klaus Westermann, Köln 1990, Bd. 2, S. 544–546.
Rubiner, Ludwig, Der Dichter greift in die Politik (1912), in: Ders., *Der Dichter greift in die Politik*, Leipzig 1978, S. 250–263.
Rubinstein, Sigmund, *Romantischer Sozialismus. Ein Versuch über die Idee der deutschen Revolution*, München 1921.

Sachs, Robert, Öffentliche Bodenpolitik gegen private Bodenspekulation, in: *Die Arbeit* 7, 1930, S. 295–306.
Salomon, Ernst von, *Die Stadt*, Berlin 1932.
Schaffner, Jakob, *Die Predigt der Marienburg*, Berlin 1931.
Scheller-Noetzel, H. A. (d. i. Arnolt Bronnen), *Kampf im Äther oder Die Unsichtbaren,* Berlin 1935.
Scheu, Erwin, *Deutschlands wirtschaftsgeographische Harmonie*, Breslau 1924.
Scheu, Erwin, *Deutschlands Wirtschaftsprovinzen und Wirtschaftsbezirke*, Berlin 1928.
Schickele, René, *Blick auf die Vogesen* (1927), in: Ders., *Werke in drei Bänden,* Berlin, Köln 1955, Bd. 1, S. 337–640.
Schickele, René, Blick vom Hartmannsweilerkopf (1922), in: Ders., *Werke in drei Bänden,* Berlin, Köln 1955, Bd. 3, S. 520–544.
Schickele, René, *Der Wolf in der Hürde*, Frankfurt am Main 1982.

Schickele, René, *Die Grenze* (1932), in: Ders., *Werke in drei Bänden,* Berlin, Köln 1955, Bd. 3, S. 587–702.
Schickele, René, Erlebnis der Grenze (1928), in: Ders., *Werke in drei Bänden,* Berlin, Köln 1955, Bd. 3, S. 1005.
Schickele, René, *Himmlische Landschaft,* Berlin 1933.
Schickele, René, René Schickele an Stefan Zweig (1934), in: Ders., *Werke in drei Bänden,* Berlin, Köln 1955, Bd. 3, S. 1215.
Schirokauer, Arno, Garde-Ulanen, abgebaut! (1928), in: Sabina Becker, *Neue Sachlichkeit*, Bd. 2: *Quellen und Dokumente,* S. 235–237.
Schlemmer, Oskar, Mensch und Kunstfigur (1925), in: Ders., *Idealist der Form*, hrsg. von Andreas Hüneke, Leipzig 1989, S. 142–156.
Schmitt, Carl, Der Begriff des Politischen, in: *Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik* 58, 1927, S. 1–33.
Schmitt, Carl, *Der Nomos der Erde im Völkerrecht des Jus Publicum Europaeum,* Berlin 1950.
Schmitt, Carl, *Die geistesgeschichtliche Lage des heutigen Parlamentarismus*, München 1926[2].
Schmitt, Carl, *Land und Meer, eine weltgeschichtliche Betrachtung*, Köln 1981.
Schmitt, Carl, *Römischer Katholizismus und politische Form*, München 1925.
Schmitt, Carl, *Verfassungslehre,* Berlin 1929.
Schmittmann, Benedikt, *Preußen-Deutschland oder Deutsches Deutschland?*, Bonn 1920.
Schrickel, Leonhard, *Weimar. Eine Wallfahrt in die Heimat aller Deutschen*, Weimar o. J. (ca. 1927).
Schulte, Aloys (Hrsg.), *Tausend Jahre deutsche Geschichte und deutsche Kultur am Rhein*, Düsseldorf 1925.
Schultz, Edmund (Hrsg.), *Die veränderte Welt. Eine Bilderfibel unserer Zeit,* mit einer Einleitung von Ernst Jünger, Breslau 1933.
Schumacher, Fritz, *Selbstgespräche. Erinnerungen und Betrachtungen,* Hamburg 1947.
Schürer, Oskar, *Augsburg,* Burg 1934.
Schwarz, Georg, Vagabundische Literatur, in: *Die Literatur* 32, 1929/30, S. 501–508.
Schweitzer, Albert, *Von der Ehrfurcht vor dem Leben*, in: *Deutscher Geist: Kulturdenkmale der Gegenwart*, hrsg. von Carl Lange und Ernst Adolf Dreyer, Leipzig 1933, S. 15–21.
Schwindrazheim, Oskar, Wandern und Schauen. In: *Heimatbuch des Kreises Steinburg*, Glückstadt 1925[2], Bd. 1, S. 475–502.
Sieker, Hugo, Mit 1/25 Sekunde. Zu neuen lichtbildnerischen Büchern und Begebenheiten, in: *Der Kreis* 5, 1929, S. 352–359.
Spengler, Oswald, *Der Untergang des Abendlandes*, München 1972.
Spicker, Friedemann, *Deutsche Wanderer-, Vagabunden- und Vagantenlyrik in den Jahren 1910 bis 1933*, Berlin, New York 1976.
Stapel, Wilhelm, Der Geistige und sein Volk, in: *Deutsches Volkstum* 1930, H. 1, S. 1–8.
Stapel, Wilhelm, Die Situation der deutschen Dichtung der Gegenwart, in: *Die Neue Literatur* 1931, H. 9, S. 401–416.
Stapel, Wilhelm, *Literatenwäsche,* Berlin 1930.
Steinbach, Franz, *Studien zur westdeutschen Stammes- und Volksgeschichte*, 1925.
Steinhausen, Georg, *Geschichte der deutschen Kultur*, neu bearbeitet und erweitert von Eugen Diesel, Leipzig 1936[4].

Stenbock-Fermor, Alexander, *Deutschland von unten. Reisen durch die proletarische Provinz*, Stuttgart 1931.

Streicher, Julius (Hrsg.), *Adolf Hitler in Franken. Reden aus der Kampfzeit*, Nürnberg 1939.

Strich, Fritz, Ricarda Huch, in: *Das Inselschiff* 12, 1931, S. 209–226.

Swart, Otto, Innere Kolonisation, in: *Grundriß der Sozialökonomik*, Tübingen 1927, Bd. 9, 2, S. 33–78.

Taut, Bruno, Via London – Paris – New York – Neu-Berlin, in: *Das neue Berlin* 1929, H. 2, S. 25–30.

Taylor, Frederick W., *Die Grundsätze wissenschaftlicher Betriebsführung*. Düsseldorf 2004 (Nachdruck der Ausgabe München 1913).

Tetzner, Lisa, *Im blauen Wagen durch Deutschland*, Berlin 1926.

Tetzner, Lisa, *Im Land der Industrie zwischen Rhein und Ruhr. Ein buntes Buch von Zeit und Menschen*, Jena 1923.

Thiess, Frank, *Das Gesicht des Jahrhunderts: Briefe an Zeitgenossen*, Stuttgart 1924.

Thomas Mann, *Tagebücher 1918–1921*, hrsg. von Peter de Mendelsohn, Frankfurt am Main 1979.

Traub, Rainer und Harald Wieser (Hrsg.), *Gespräche mit Ernst Bloch,* Frankfurt am Main 1980.

Troeltsch, Ernst, Deutsche Bildung (1921), in: Ders., *Deutscher Geist und Westeuropa*, hrsg. von Hans Baron, Tübingen 1925, S. 169–210.

Troeltsch, Ernst, Die geistige Revolution. Berliner Brief (6. Dezember 1920), in: *Kunstwart und Kulturwart* 34, 1920–21, S. 227–233.

Troeltsch, Ernst, *Spectator-Briefe,* Tübingen 1924.

Tucholsky, Kurt, Auf dem Nachttisch (1930), in: Ders., *Gesammelte Werke in zehn Bänden*, hrsg. von Mary Gerold Tucholsky, Reinbek 1975, Bd. 8, S. 140.

Tucholsky, Kurt, Das Zeitdorf (1926), in: Ders., *Gesammelte Werke in zehn Bänden*, hrsg. von Mary Gerold Tucholsky, Reinbek 1975, Bd. 4, S. 182–184.

Tucholsky, Kurt, Die Ortskrankenkasse (1930), in: *Gesammelte Werke in zehn Bänden*, hrsg. von Mary Gerold Tucholsky, Reinbek 1975, Bd. 8, S. 151–153.

Tucholsky, Kurt, Die Tendenzfotografie (1925), in: Ders., *Gesammelte Werke in zehn Bänden*, hrsg. von Mary Gerold Tucholsky, Reinbek 1975, Bd. 4, S. 104–106.

Tucholsky, Kurt, Ein besserer Herr (1929), in: Ders., *Gesammelte Werke in zehn Bänden*, hrsg. von Mary Gerold Tucholsky, Reinbek 1975, Bd. 7, S. 105–112.

Tucholsky, Kurt, Für Joseph Matthes (1929), in: Ders., *Gesammelte Werke in zehn Bänden*, hrsg. von Mary Gerold Tucholsky, Bd. 7, S. 160–164.

Tucholsky, Kurt, In der Provinz (1920), in: Ders., *Gesammelte Werke in zehn Bänden*, hrsg. von Mary Gerold Tucholsky, Reinbek 1975, Bd. 2, 327–230.

Tucholsky, Kurt, Marburger Studentenlied (1920), in: in: Ders., *Gesammelte Werke in zehn Bänden*, hrsg. von Mary Gerold Tucholsky, Reinbek 1975, Bd. 2, S. 372–373.

Tucholsky, Kurt, Mehr Fotografien! (1912), in: Ders., *Gesammelte Werke in zehn Bänden*, hrsg. von Mary Gerold Tucholsky, Reinbek 1975, Bd. 1, S. 47.

Tucholsky, Kurt, Reise in die kleine Stadt (1923), in: Ders., *Gesammelte Werke in zehn Bänden*, hrsg. von Mary Gerold Tucholsky, Reinbek 1975, Bd. 3, S. 311–313.

Tucholsky, Kurt, Rezension von Fallada, Bauern, Bonzen und Bomben, in: Ders., *Gesammelte Werke in 10 Bänden*, hrsg. von Mary Gerold Tucholsky, Reinbek 1975, Bd. 9, S. 168–174.

Tucholsky, Kurt, *Rheinsberg* (1912), in: Ders., *Gesammelte Werke in zehn Bänden*, hrsg. von Mary Gerold Tucholsky, Reinbek 1975, Bd. 1, S. 50–74.

Tucholsky, Kurt, Suomi-Finnland (1925), in: Ders., *Gesammelte Werke in zehn Bänden*, hrsg. von Mary Gerold Tucholsky, Reinbek 1975, Bd. 4, S. 158–161.

Tucholsky, Kurt, Tourist (1928), in: Ders., *Gesammelte Werke in zehn Bänden*, hrsg. von Mary Gerold Tucholsky, Reinbek 1975, Bd. 6, S. 21–22.

Uhse, Bodo, *Söldner und Soldat,* Moskau 1935.

Verfassung des Deutschen Reichs (»Weimarer Reichsverfassung«) vom 11. August 1919, in: Reichsgesetzblatt, S. 1383–1418.

Volz, Wilhelm, Vorwort, in: *Der ostdeutsche Volksboden. Aufsätze zu den Fragen des Ostens*, hrsg. von dems., Breslau 1926, S. 5–6.

Walter, Hilde, Die Misere des neuen Mittelstandes (1929), in: *Deutsche Geschichte in Dokumenten und Bildern*, Bd. 6. *Die Weimarer Republik 1918/19–1933*: http://germanhistorydocs.ghi-dc.org/pdf/deu/ES_WALTER_DEU.pdf (letzter Zugriff 11.5.2016).

Weber, Max, *Wirtschaft und Gesellschaft: Grundriß der verstehenden Soziologie*, Tübingen 1980[5].

Weber, Paul, Vom Notgeld und seiner tieferen Bedeutung, in: *Jenaische Zeitung* 6. April 1921, wiederabgedruckt in: Gustav Prange, *Das deutsche Kriegsnotgeld: eine kulturgeschichtliche Beschreibung,* Görlitz 1921, Bd. 1, S. 101.

Weiss, Konrad, *Deutschlands Morgenspiegel: ein Reisebuch in zwei Teilen,* hrsg. von Friedhelm Kemp, München 1950, Bd. 1.

Wense, Hans Jürgen von der, *Geschichte einer Jugend,* München 1999.

Wense, Hans Jürgen von der, *Von Aas bis Zylinder. Werke. (Briefsammlung),* hrsg. von Reiner Niehoff und Valeska Bertoncini, Frankfurt am Main 2005.

Wense, Hans Jürgen von der, *Wanderjahre*, hrsg. von Dieter Heim, Berlin 2006.

Wiechert, Ernst, *Der Totenwolf,* Regensburg und Leipzig 1924.

Winckler, Josef, *Der Ruf des Rheins,* Köln 1923.

Winckler, Josef, *Der tolle Bomberg: ein Westfälischer Schelmenroman,* Emsdetten 1986 (zuerst 1923).

Winckler, Josef, *Pumpernickel,* Köln 1992 (zuerst 1925).

Woltmann, Ludwig, *Die Germanen in Frankreich*, Jena 1907.

Zweig, Stefan, *Die Monotonisierung der Welt: Aufsätze und Vorträge*, Frankfurt am Main 1976 (zuerst 1925).

Sekundärliteratur

AA.VV., Indagini su Epimeteo tra Ivan Illich, Konrad Weiss e Carl Schmitt, in: Il *Covile*, http://www.ilcovile.it/raccolte/Sei_pollici_01_Indagini_su_Epimeteo.pdf (letzter Zugriff 11.5.2016).

Apel, Friedmar, *Deutscher Geist und deutsche Landschaft. Eine Topographie*, Berlin 2000.

Aspetsberger, Friedbert, *Arnolt Bronnen: Biographie*, Wien 1995.

Aspetsberger, Friedbert, Musil und der Historismus. Am Beispiel des Romans »Der Mann ohne Eigenschaften«, in: Ders., *Der Historismus und die Folgen: Studien zur Literatur in unserem Jahrhundert,* Frankfurt am Main 1987, S. 127–145.

Assmann, Aleida, Der Kampf um die Stadt als Identitätsverankerung und Geschichtsspeicher, in: *Heimat: at the Intersection of Memory and Space*, hrsg. von Friederike Eigler und Jens Kugeler, Berlin [u. a.] 2012, S. 71–92.

Atlas, zusammengestellt von deutschen Autoren, hrsg. von Klaus Wagenbach, Berlin 1965.

Balke, Friedrich, Weimarer Intellektuelle und die neue Ordnung des ›Zivilverstandes‹. Das Beispiel Carl Schmitt, in: *Intellektuelle in der Weimarer Republik*, hrsg. von Wolfgang Bialas und Georg G. Iggers, Frankfurt am Main 1997, Bd. 1, S. 71–90.

Balzer, Bernd, Nachwort zu: Ricarda Huch, *Im alten Reich. Lebensbilder deutscher Städte,* Berlin 1980.

Bamberger-Stemmann, Sabine, *Der Europäische Nationalitätenkongress 1925–1938,* Marburg 2004.

Baranowski, Shelley, *The Sanctuary of Rural Life: Nobility, Protestantism and Nazism in Weimar Prussia,* New York 1995.

Bassin, Mark, Race contra Space: the Conflict between German Geopolitik and National Socialism, in: *Political Geography Quarterly* 6, 1987, S. 115–134.

Behr, Hans-Joachim, »Eine überlebte, unsinnige und unzweckmäßige Zeitwidrigkeit«? Um die staatliche Selbständigkeit Lippes und Schaumburg-Lippes, in: *Blätter für deutsche Landesgeschichte* 132, 1996, S. 33–69.

Beiküfner, Uta, Heimatkunde eines Spaziergängers – Franz Hessels Berlinbilder, in: *Unterwegs zur Poetik des Vagabundentums im 20. Jahrhundert,* hrsg. von Hans Richard Brittnacher und Magnus Klaue, Köln u. a. 2008, S. 27–42.

Berents, Catharina, *Art Déco in Deutschland: das moderne Ornament,* Frankfurt am Main 1998.

Berg, Christa und Dieter Langewiesche, *Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte*, München 1989, Bd. 5.

Berghaus, Gunter, Girlkultur – Feminism, Americanism, and Popular Entertainment in Weimar Germany, in: *Journal of Design History*, 1, 1988, S. 193–219.

Bermes, Christian, Philosophische »Feldforschung«. Der Feldbegriff bei Cassirer, Husserl und Merleau-Ponty, in: *Formfelder*, hrsg. von Dirk Rustemeyer, Würzburg 2006, S. 9–26.

Bienert, Michael, Die eingebildete Metropole: Berlin im Feuilleton der Weimarer Republik, Berlin 1992.

Biewer, Ludwig, *Reichsreformbestrebungen in der Weimarer Republik*, Frankfurt am Main 1980.

Bingham, John, *Weimar Cities: the Challenge of Urban Modernity in Germany,* 1919–1933, New York, Milton Park 2008.

Blij, Harm J. de, *Why Geography Matters: More Than Ever*, Oxford 2012.

Boemeke, Manfred F. u.a. (Hrsg.), *The Treaty of Versailles: a Reassessment after 75 Years*, New York 1998.

Bollenbeck, Georg, *Armer Lump und Kunde Kraftmeier: der Vagabund in der Literatur der zwanziger Jahre,* Heidelberg 1978.

Brenner, Peter J. (Hrsg.), *Der Reisebericht: die Entwicklung einer Gattung in der deutschen Literatur,* Frankfurt am Main 1989.

Brenner, Sabine u. a. (Hrsg.), *Ich liebe nichts so sehr wie die Städte … Alfons Paquet als Schriftsteller, Europäer, Weltreisender,* Frankfurt am Main 2001.

Brenner, Sabine (Hrsg.), »*Ganges Europas, heiliger Strom!*« *Der literarische Rhein 1900–1933*, Düsseldorf 2001.

Briesen, Detlef, Berlin – die überschätzte Metropole, in: *Metropolis Berlin,* hrsg. von Gerhard Brunn und Jürgen Reulecke, Bonn, Berlin 1992, S. 39–78.

Briesen, Detlef, Regionalbewußtsein – einige Fragen an einen schwierigen Begriff, in: *Sachsen und Mitteldeutschland,* hrsg. von Werner Branke und Ulrich Heß, Weimar, Köln 1995, S. 31–49.

Brittnacher, Hans Richard und Magnus Klaue (Hrsg.), *Unterwegs zur Poetik des Vagabundentums im 20. Jahrhundert,* Köln u.a. 2008.

Broszat, Martin u.a. (Hrsg.), *Deutschlands Weg in die Diktatur*, Berlin 1983.

Broszat, Martin, *Hitler and the Collapse of Weimar Germany*, Leamington Spa 1987.

Bryant, Thomas, *Friedrich Burgdörfer 1890–1967: eine diskursbiographische Studie zur Geschichte der deutschen Demographie im 20. Jahrhundert*, Stuttgart 2010.

Bubeck, Ingrid, *Geldnot und Notgeld in Thüringen,* Erfurt 2007.

Buchholz, Werner, Einleitung, in: *Landesgeschichte in Deutschland, Bestandsaufnahme, Analyse, Perspektiven*, hrsg. von dems., Paderborn 1998, S. 17–20.

Buchta, Bruno, *Die Junker und die Weimarer Republik: Charakter und Bedeutung der Osthilfe in den Jahren 1928–1933*, Berlin 1959.

Buddensieg, Tilman, Von der Akademie zur Avantgarde, in: *Berlin 1900–1930*, hrsg. von dems., Berlin 1987, S. 124–167.

Busch, Wilhelm und Thorsten Scheer, *Symmetrie und Symbol: die Industriearchitektur von Fritz Schupp und Martin Kremmer,* Köln 2002.

Büttner, Ursula, *Weimar: die überforderte Republik.* 1919–33, Stuttgart 2008.

Canetti, Elias, *Masse und Macht*, Frankfurt am Main 1980.

Caspar, Günter, *Fallada-Studien*, Berlin 1988.

Cepl-Kaufmann, Gertrude (Hrsg:), *Jahrtausendfeiern und Befreiungsfeiern im Rheinland: zur politischen Festkultur 1925 und 1930*, Essen 2009.

Cepl-Kaufmann, Gertrude und Antje Johanning, *Mythos Rhein: zur Kulturgeschichte eines Stromes*, Darmstadt 2003.

Cepl-Kaufmann, Gertrude, *Der Bund rheinischer Dichter: 1926–1933*, Paderborn 2003.

Certeau, Michel de, *Die Kunst des Handelns,* Berlin 1989.

Ciolek-Kümper, Jutta, *Wahlkampf in Lippe: die Wahlkampfpropaganda der NSDAP am 15. Januar 1933*, München 1976.

Conradt, Sandra, ›*Die Blauen Bücher*‹ *und* ›*Der Eiserne Hammer*‹*: die Fotobildbandreihen des Karl-Robert-Langewiesche-Verlages von 1902 bis 1931,* Diss. Göttingen 1999.

Conze, Vanessa, »Unverheilte Brandwunden in der Außenhaut des Volkskörpers«. Der deutsche Grenz-Diskurs der Zwischenkriegszeit (1919–1930), in: *Ordnungen in der Krise. Zur politischen Kulturgeschichte Deutschlands 1900–1933,* hrsg. von Wolfgang Hardtwig, München 2007, S. 21–48.

Dähne, Chris, *Der urbane Raum in den Stadtsinfonien der 1920er Jahre. Vorgefundene und imaginierte Welten in Film, Literatur und Fotografie,* Dissertation Technische Universität Delft 2010.

Delabar, Walter, *Klassische Moderne: deutschsprachige Literatur 1918–33,* Berlin 2010.

Delabar, Walter, *Was tun? Romane am Ende der Weimarer Republik,* Berlin 2004.

Der Landesverband Sachsen der Schreber- und Gartenvereine während der Weimarer Republik (1922–1933), http://www.lsk-kleingarten.de/uploads/media/LSK_Kapitel_2.pdf (letzter Zugriff 11.5.2016).

Diehl, James M., Von der Vaterlandspartei zur nationalen Revolution: die Vereinigten Vaterländischen Verbände Deutschlands 1922–1933, in: *Vierteljahrhefte für Zeitgeschichte* 33, 1985, S. 617–639.

Diekmann, Irene u. a. (Hrsg.), *Geopolitik. Grenzgänge im Zeitgeist*, Potsdam 2000.

Diener, Alexander C. und Joshua Hagen, *Borders: A Very Short Introduction*, Oxford 2012.

Dietschy, Beat u. a. (Hrsg.), *Bloch-Wörterbuch: Leitbegriffe der Philosophie Ernst Blochs*, Berlin, Boston 2012.

Dietschy, Beat, *Gebrochene Gegenwart: Ernst Bloch, Ungleichzeitigkeit und das Geschichtsbild der Moderne*, Frankfurt am Main 1988.

Dietz, Antje, *Historische, biografische und soziologische Voraussetzungen zum Verständnis von Hans Falladas Roman »Bauern, Bonzen und Bomben«,* o. O. 2007.

Ditt, Karl, Strategien regionaler Raumkonstruktionen, in: *Konstruktionsprozesse der Region in europäischer Perspektive: kulturelle Raumprägungen der Moderne*, hrsg. von Gertrude Cepl-Kaufmann und Georg Mölich, Essen 2010, S. 11–22.

Dörr, Margarete, Paul Schiemanns Theorie vom »anationalen Staat«, in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 8, 1957, S. 408–421.

Dorrmann, Michael, »Aber nicht nach Potsdam sind wir ausgewandert, sondern nach Weimar«: die Nationalversammlung in Weimar 1919, in: *Wege nach Weimar: Auf der Suche nach der Einheit von Kunst und Politik*, hrsg. von Hans Wilderotter und Michael Dorrmann, Berlin 1999, S. 21–40.

Egremont, Max, *Forgotten Land: Journeys Among the Ghosts of East Prussia*, New York 2011.

Erdle, Birgit R., *Antlitz – Mord – Gesetz: Figuren des Anderen bei Gertrud Kolmar und Emmanuel Lévinas*, Wien 1991.

Erker, Paul, »NS-Wirtschaftsaufschwung« in Bayern? Das Siebert-Programm und die nationalsozialistische Wirtschaftspolitik (1933–1939), in: *Staat und Gaue in der NS-Zeit. Bayern 1933–1945*, hrsg. von Hermann Rumschöttel und Walter Ziegler, München 2004, S. 245–294.

Eskildsen, Ute, *Fotografieren hieß teilnehmen: Fotografinnen der Weimarer Republik,* Düsseldorf 1994.

Ette, Ottmar, *Literatur in Bewegung,* Weilerswist 2001.

Fach, Wolfgang und Wolfgang Luutz (Hrsg.), *Symbolische Regionalpolitik,* Leipzig 2001.

Fahlbusch, Michael, Mechthild Rössler und Dominik Siegrist, Conservativism, Ideology and Geography in Germany 1920–1950, in: *Political Geography Quarterly*, 8, 1989, S. 353–367.

Fahlbusch, Michael, *Wo der deutsche ... ist, ist Deutschland. Die Stiftung für deutsche Volks- und Kulturbodenforschung in Leipzig 1920 bis 1933*, Bochum 1994.

Fähnders, Walter und Henning Zimpel (Hrsg.), *Die Epoche der Vagabunden: Texte und Bilder 1900–1945,* Essen 2009.

Faulenbach, Bernd, *Ideologie des deutschen Weges: die deutsche Geschichte in der Historiographie zwischen Kaiserreich und Nationalsozialismus*, München 1980.

Föllmer, Moritz, Rüdiger Graf und Per Leo, Einleitung: Die Kultur der Krise in der Weimarer Republik, in: *Die »Krise« der Weimarer Republik*, Frankfurt am Main 2005, S. 9–41.

Fritze, Britta, *Die Blauen Bücher: eine nationale Architekturbiographie?,* Berlin 2014.

Fritzsche, Peter, *Germans Into Nazis*, Cambridge (Mass.) 1998.

Fritzsche, Peter, *A Nation of Fliers: German Aviation and the Popular Imagination*, Cambridge 1992.

Fritzsche, Peter, Historical Time and Future Experience in Postwar Germany, in: *Ordnungen in der Krise. Zur politischen Kulturgeschichte Deutschlands 1900–1933*, hrsg. von Wolfgang Hardtwig, München 2007, S. 141–164.

Frommann, Bruno, *Reisen im Dienste politischer Zielsetzungen. Arbeiterreisen und »Kraft durch Freude«-Fahrten*, Stuttgart 1992.

Fuhrmeister, Christian, Im Einsatz für das Reich bei Tag und Nacht: Edwin Redslobs Bemühungen um das »Reichsehrenmal«, in: *Der Reichskunstwart. Kulturpolitik und Staatsinszenierung in der Weimarer Republik 1918–1933*, hrsg. von Christian Welzbacher, Weimar 2010, S. 217–231.

Furtwängler, Martin, *Erinnerung aus Erz und Stein. Denkmäler in Ludwigshafen am Rhein bis 1945,* Ludwigshafen 2006.

Garber, Klaus, Stämme, Regionen und die Dichter, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 17. Oktober 2012, N3.

Gasseleder, Klaus, *Auf Dichters Rappen. Fußwanderungen auf den Spuren der Dichter und ihrer Figuren,* Erlangen 2011.

Gay, Peter, *Die Republik der Außenseiter*, Frankfurt am Main 1970.

Geist, Rudolf, Der Kunde als revolutionärer Agitator (gekürzte Fassung), in: *Der unruhige Geist: Rudolf Geist – eine Collage,* hrsg. von Karl Markus Gauß und Till Geist, Salzburg 2000, S. 57–63.

Gerstner, Andrea u. a.(Hrsg.), *Der neue Mensch: Utopien, Leitbilder und Reformkonzepte zwischen den Weltkriegen,* Frankfurt am Main 2006.

Geyer, Martin H., »Die Gleichzeitigkeit der Ungleichzeitigkeit«. Zeitsemantik und die Suche nach Gegenwart in der Weimarer Republik, in: *Ordnungen in der Krise. Zur politischen Kulturgeschichte Deutschlands 1900–1933*, hrsg. von Wolfgang Hardtwig, München 2007, S. 165–187.

Girtler, Roland, *Rotwelsch. Die alte Sprache der Gauner, Dirnen und Vagabunden*, Wien u. a. 2010.

Gleber, Anke, Die Erfahrung der Moderne in der Stadt. Reiseliteratur der Weimarer Republik, in: *Der Reisebericht: die Entwicklung einer Gattung in der deutschen Literatur,* hrsg. von Peter J. Brenner, Frankfurt am Main 1989, S. 463–489.

Goebel, Eckart, *Konstellation und Existenz: Kritik der Geschichte um 1930. Studien zu Heidegger, Benjamin, Jahnn und Musil*, Tübingen 1996.

Gömmel, Rainer, Die Osthilfe für die Landwirtschaft unter der Regierung der Reichskanzler Müller und Brüning, in: *Von der Landwirtschaft zur Industrie: Wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Wandel im 19. und 20. Jahrhundert. Festschrift für Friedrich-Wilhelm Henning zum 65. Geburtstag*, hrsg. von Günther Schulz, Paderborn und München 1996, 253–274.

Gordon, Mel, *Voluptuous Panic: the Erotic World of Weimar Berlin*, Los Angeles 2000.

Grabowski, Hans-Ludwig, Manfred Mehl und Anton Geiger: *Deutsches Notgeld*, Regenstauf 2003–2011.

Graf, Rüdiger, *Die Zukunft der Weimarer Republik: Krisen und Zukunftsaneignung in Deutschland, 1918–1933*, München 2008.

Grob, Norbert, Phantasma Stadt / Phantasma Straße, in: *Diesseits der »Dämonischen Leinwand«,* hrsg. von Thomas Koebner, München 2003, S. 57–84.

Groebner, Valentin, *Das Mittelalter hört nicht auf: über historisches Erzählen,* München 2008.

Grzywatz, Berthold, *Arbeit und Bevölkerung im Berlin der Weimarer Zeit*, Berlin 1988.

Halle, Uta, »*Die Externsteine sind bis auf weiteres germanisch*«*: prähistorische Archäologie im Dritten Reich,* Bielefeld 2002.

Hanemann, Andy, *Texturen des Globalen: Geopolitik und populäre Literatur in der Zwischenkriegszeit*, Heidelberg 2010.

Haney, David N., *When Modern Was Green: Life and Work of Landscape Architect Leberecht Migge*, London 2010.

Hardtwig, Wolfgang, Nation – Region – Stadt. Strukturmerkmale des deutschen Nationalismus und lokaler Denkmalskulturen, in: *Das Kyffhäuser-Denkmal 1896–1996*, hrsg. von Gunther Mai, Köln 1997, S. 53–83.

Harskamp, Jacob T., *The Anatomy of Despondency: European Socio-Cultural Criticism 1789–1939*, Leiden 2011.

Harvey, Elizabeth, Pilgrimages to the »Bleeding Border«. Gender and Rituals of National Protest in Germany 1919–39, in: *Women's History Review* 9, 2000, S. 201–229.

Haselbach, Dieter, *Franz Oppenheimer: Philosophie, Soziologie und Politik des »liberalen Sozialismus*«, Opladen 1989.

Heim, Susanne und Götz Aly, *Vordenker der Vernichtung. Auschwitz und die deutschen Pläne für eine neue europäische Ordnung*, Frankfurt am Main 1991.

Helmert-Corvey, Theodor, *Nationalsozialismus – Wahl in Lippe*, Internet-Portal »Westfälische Geschichte«, Landschaftsverband Westfalen-Lippe, http://www.westfaelische-geschichte.de/lit330 (letzter Zugriff 11.5.2016).

Herb, Guntram Henrik, *Under the Map of Germany: Nationalism and Propaganda 1918–1945*, London 1997.

Herf, Jeffrey, *Reactionary Modernism*, Cambridge u. a. 1984.

Hermand, Jost, *Unbequeme Literatur: eine Beispielreihe,* Heidelberg 1971.

Hermann, Albrecht, Nach Ostland wollen wir fahren!, in: *Die Neue Front*, hrsg. von Arthur Moeller van den Bruck u. a., Berlin 1922, S. 291–306.

Hilbig, Henrik, *Das Reichsehrenmal bei Bad Berka*, Aachen 2006.

Hirschman, Albert, *The rhetoric of reaction: perversity, futility, jeopardy,* Cambridge, Ma. 1991.

Hobbs, Mark, Farmers on Notice: the Threat Faced by Weimar's Berlin Garden Colonies in the Face of the City's Neues Bauen Housing Programme, in: *Urban History* 39, 2012, S. 263–284.

Hoebink, Hein, *Mehr Raum – mehr Macht: Preußische Kommunalpolitik und Raumplanung im rheinisch-westfälischen Industriegebiet,* Essen 1989.

Hoernle, Edwin, Der »Osthilfe«-Skandal (1933), in: Ders., *Edwin Hoernle – Ein Leben für die Bauernbefreiung*, Berlin 1965, S. 431–440.

Holm, Kirsten, »*Weimar im Banne des Führers«: die Besuche Adolf Hitlers 1925–1940*, Köln 2001.

Hölscher, Detlev, Das Notgeld der Stadt Enger. Ein Beispiel der Herstellung ungenehmigter Ersatz-Zahlungsmittel während der Hochinflation in Deutschland: http://detlev-hoelscher.de/geschichte/2_das_%20notgeld_der_stadt_enger.htm (letzter Zugriff 11.5.2016), eine überarbeitete Fassung des Aufsatzes in: *Historisches Jahrbuch für den Kreis Herford 2006*, S. 209–243.

Holtfrerich, Carl-Ludwig, Vernachlässigte Perspektiven der wirtschaftlichen Probleme der Weimarer Republik, in: *Die deutsche Staatskrise 1930–1933: Handlungsspielräume und Alternativen*, hrsg. von Heinrich August Winkler, München 1992, S. 133–150.

Horne, John, Kulturelle Demobilmachung 1919–1939, in: *Politische Kulturgeschichte der Zwischenkriegszeit 1918–1939*, hrsg. von Wolfgang Hardtwig, Göttingen 2005, S. 129–150.

Jacobsen, Hans-Adolf, *Karl Haushofer: Leben und Werk*, Boppard 1979.

Jäger, Christian und Erhard Schütz, *Städtebilder zwischen Literatur und Journalismus,* Berlin 1999.

James, Harold, *Deutschland in der Weltwirtschaftskrise 1924–1936*, Stuttgart 1988.

Janzen, Thomas, Das Revier im Sucher. Ruhrgebietsfotografien von Albert Renger-Patzsch, in: *Albert Renger-Patzsch zum 111. Geburtstag,* Bönen 2008, S. 39–52.

Jegelka, Norbert, *Paul Natorp: Philosophie, Politik, Pädagogik,* Würzburg 1992.

Johanning, Antje, Zur Konstruktion einer »oberschlesischen« Identität in Literatur- und Kulturzeitschriften zwischen 1925 und 1945, in: *Konstruktionsprozesse der Region in europäischer Perspektive: kulturelle Raumprägungen der Moderne*, hrsg. von Gertrude Cepl-Kaufmann und Georg Mölich, Essen 2010, S. 197–220.

John, Anke, *Der Weimarer Bundesstaat: Perspektiven einer föderalen Ordnung* (1918–1933), Köln 2012.

John, Jürgen, Die Thüringer Kleinstaaten – Entwicklungs- oder Beharrungsfaktoren?, in: *Blätter für deutsche Landesgeschichte* 132, 1996, S. 91–149.

John, Jürgen, »Land im Aufbruch«: Thüringer Demokratie- und Gestaltungspotenziale nach 1918, in: *Weimar 1919: Chancen einer Republik*, Köln 2009, S. 13–16.

John, Jürgen, »Weimar« als regionales, intellektuelles Reform- und Experimentierfeld, in: *Die Weimarer Republik zwischen Metropole und Provinz*, hrsg. von Wolfgang Bialas und Burkhard Stenzel, Weimar 1996, S. 11–19.

Judson, Pieter, Beyond Nations. Rethinking the History of Habsburg Central Europe, in: *The Berlin Journal* 21, 2011, S. 29–33.

Kaplan, Robert D., *The Revenge of Geography*, New York 2012.

Katsch, Günther und Johann Walz, *Kleingärten und Kleingärtner im 19. und 20. Jahrhundert*, Leipzig 1996.

Kauffmann, Kai, *Rudolf Borchardt und der ›Untergang der deutschen Nation‹,* Tübingen 2003.
Kegler, Karl R., *Deutsche Raumplanung: das Modell der »Zentralen Orte« zwischen NS-Staat und Bundesrepublik*, Paderborn 2015.
Keitz, Christine, *Organisierte Arbeiterreisen und Tourismus in der Weimarer Republik,* Berlin 1992.
Kemp, Wolfgang, *Architektur analysieren: Eine Einführung in acht Kapiteln*, München 2009.
Kemp, Wolfgang, Der architektonische Raum, in: Wolfgang Kemp, *Architektur analysieren. Eine Einführung in acht Kapiteln*, München 2009, S. 115–166.
Kemp, Wolfgang, Der Über-Stil. Zu Worringers Gotik, in: *Wilhelm Worringers Kunstgeschichte,* hrsg. von Hannes Böhringer und Beate Söntgen, München 2002, S. 9–21.
Kemp, Wolfgang, *Foreign Affairs: die Abenteuer einiger Engländer in Deutschland 1900–1947*, München 2010.
Keppler-Tasaki, Stefan, Panegyrik zwischen Tradition und Faschismus. Hans Heinrich Ehrler als Staatsdichter 1912–1951, in: *Das literarische Lob: Formen und Funktionen, Typen und Traditionen panegyrischer Texte,* hrsg. von Norbert Franz, Berlin 2014, S. 359–384.
Kershaw, Ian, Der 30. Januar 1933: Staatskrise und Staatsverfall, in: *Die deutsche Staatskrise 1930–1933: Handlungsspielräume und Alternativen*, hrsg. von Heinrich August Winkler, München 1992, S. 277–284.
Kessler, Harry Graf, *Das Tagebuch*, hrsg. von Angela Reinthal u. a., Stuttgart 2009, Bd. 9.
Ketelsen, Uwe-K., *Literatur und Drittes Reich*, Schernfeld 1992.
Kimmich, Dorothee, Lebendige Dinge bei Walter Benjamin und Robert Walser, in: Dogilmunhak = Koreanische Zeitschrift für Germanistik, 110, 2009, S. 9–29.
Kiss, Endre, Die Auseinandersetzung mit Max Scheler, in: *Brochs theoretisches Werk,* hrsg. von Paul Michael Lützeler und Michael Kessler, Frankfurt am Main 1988, S. 109–121.
Klautke, Egbert, *Unbegrenzte Möglichkeiten: »Amerikanisierung« in Deutschland und Frankreich (1900–1933),* Stuttgart 2003.
Kleinschmidt, Christoph, *Rationalisierung als Unternehmensstrategie: die Eisen- und Stahlindustrie des Ruhrgebiets zwischen Jahrhundertwende und Weltwirtschaftskrise,* Essen 1993.
Klempert, Gabriele, *Die Welt des Schönen: eine hundertjährige Verlagsgeschichte in Deutschland. Die Blauen Bücher 1902–2002,* Königstein 2002.
Knödler, Stefan, *Borchardts Anthologien*, Berlin, New York 2010.
Knortz, Heike, *Wirtschaftsgeschichte der Weimarer Republik,* Göttingen 2010.
Koepcke, Cordula, *Ricarda Huch,* Frankfurt am Main 1996.
Köhn, Eckhard, Das Ruhrepos. Dokumentation eines gescheiterten Projekts, in: *Brecht-Jahrbuch* 1977, S. 52–80.
Köhn, Eckhard, *Straßenrausch: Flanerie und kleine Form,* Berlin 1989.
König, Christian, *Hofmannsthal: ein moderner Dichter unter den Philologen,* Göttingen 2001.
Koshar, Rudy, *German Travel Cultures*, New York 2000.
Kossert, Andreas, »Grenzlandpolitik« und Ostforschung an der Peripherie des Reiches. Das ostpreußische Masuren 1919–1945, in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* 2003, S. 117–147.
Köster, Werner, Deutschland, 1900–2000: Der »Raum« als Kategorie der Resubstantialisierung. Analysen zur deutschen Semantik und Wissenschaftsgeschichte, in: *TopoGraphien der Moderne. Medien zur Repräsentation und Konstruktion von Räumen*, hrsg. von Robert Stockhammer, München 2005, S. 25–72.

Köster, Werner, *Die Rede über den »Raum«: zur semantischen Karriere eines deutschen Konzepts*, Heidelberg 2002.
Kraume, Anne, *Das Europa der Literatur. Schriftsteller blicken auf den Kontinent (1818–1945)*, Berlin 2010.
Krüger, Peter und Anne C. Nagel, *Mechterstädt – 25.3.1920: Skandal und Krise in der Frühphase der Weimarer Republik*, Münster 1997.
Kühn, Detlef, Alexander Graf Stenbock-Fermor und Bernt von Kügelgen: zwei deutschbaltische »Linke«, in: *Deutschbalten, Weimarer Republik und Drittes Reich*, hrsg. von Michael Garleff, Köln u. a. 2008, Bd. 2, S. 227–243.
Kunicki, Wojciech, O. S. von Arnolt Bronnen: zwischen Dokument und Abenteuerliteratur, in: Bronnen, Arnolt, *O. S.*, Klagenfurt 1995 (zuerst 1929), S. 5–29.

Laak, Dirk van, *Land der Städte, Städtestadt. Literatur über das Phänomen Ruhrgebiet 1911–1961*, in: www.geschichtskultur-ruhr.de/links/Land_der_Staedte.pdf (letzter Zugriff 11.5.2016).
Langewiesche, Dieter, Föderativer Nationalismus als Erbe der deutschen Reichsnation, in: *Föderative Nation. Deutschlandkonzepte von der Reformation bis zum Ersten Weltkrieg*, hrsg. von dems. und Georg Schmidt, Oldenburg 2000, S. 215–242.
Le Bars, Michelle, *Le mouvement paysan dans le Schleswig-Holstein, 1926–1932*, Bern 1986.
Leidinger, Armin, *Hure Babylon. Großstadtsymphonie oder Angriff auf die Landschaft?*, Würzburg 2010.
Lekan, Thomas M., *Imagining the Nation in Nature: Landscape Preservation and German Identity, 1890–1948*, Dissertation University of Wisconsin-Madison 1999.
Lethen, Helmut, *Neue Sachlichkeit 1924–1932*, Stuttgart 1975[2].
Lethen, Helmut, *Verhaltenslehren der Kälte: Lebensversuche zwischen den Kriegen*, Frankfurt am Main 1994.
Lindner, Martin, *Leben in der Krise: Zeitromane der neuen Sachlichkeit und die intellektuelle Mentalität der klassischen Moderne*, Stuttgart 1994.
Linse, Ulrich (Hrsg.), *Zurück, o Mensch, zur Mutter Erde: Landkommunen in Deutschland 1890–1933*, München 1983.
Linse, Ulrich, *Barfüßige Propheten: Erlöser der zwanziger Jahre*, Berlin 1983.
Lissek, Michael, *»Lass uns immer aufbrechen und nie ankommen.« Zu Werk und Leben Hans Jürgen von der Wenses (1894–1966)*, Hannover 2003.
Lübbe, Hermann, Politischer Historismus – zur Philosophie des Regionalismus, in: *Politische Vierteljahrsschrift* 20, 1979, S. 7–15.
Lüdtke, Alf u. a., Einleitung, in: *Amerikanisierung: Traum und Alptraum im Deutschland des 20. Jahrhunderts*, hrsg. von dems. und Inge Marßolek, Stuttgart 1996, S. 7–33.
Lüdtke, Alf, *Eigen-Sinn: Fabrikalltag, Arbeitererfahrungen und Politik vom Kaiserreich bis in den Faschismus*, Hamburg 1993.
Lüdtke, Alf, Ikonen des Fortschritts, in: *Amerikanisierung. Traum und Alptraum im Deutschland des 20. Jahrhunderts*, hrsg. von dems. und Inge Marßolek, Stuttgart 1996, S. 199–209.
Luhmann, Niklas, Veränderungen im System gesellschaftlicher Kommunikation und die Massenmedien, in: *Die elektronische Revolution: Wie gefährlich sind die Massenmedien?*, hrsg. von Oskar Schatz, Graz 1975, S. 13–30.

Lutzhöft, Hans-Jürgen, *Der Nordische Gedanke in Deutschland 1929–1940*, Stuttgart 1971.

Maier, Charles S., Between Taylorism and Technocracy: European Ideologies and the Vision of Industrial Productivity in the 1920s, in: *Journal of Contemporary History* 5, 1970, H. 2, S. 27–62.

Makropoulos, Michael, Krise und Kontingenz, in: *Die »Krise« der Weimarer Republik: zur Kritik eines Deutungsmusters*, hrsg. von Moritz Föllmer und Rüdiger Graf, Frankfurt am Main 2005, S. 45–76.

Manthey, Jürgen, *Königsberg: Geschichte einer Weltbürgerrepublik*, München 2005.

Mecklenburg, Norbert, *Erzählte Provinz: Regionalismus und Moderne im Roman*, Königstein 1982.

Mellies, Dirk, »Wir kämpfen unter Hermanns Zeichen bis alle unsere Feinde bleichen.« Die politische Rezeption des Hermannsdenkmals 1914–1933, in: *Krieg – Revolution – Republik: Detmold 1914–1933*, hrsg. von Hermann Niebuhr und Andreas Ruppert, Bielefeld 2006, S. 335–373.

Meyer, Jochen, *Berlin Provinz: Literarische Kontroversen um* 1930, Marbach 1985.

Meyer-Kalkus, Reinhart, Der gefährliche Augenblick. Ernst Jüngers Fotobücher, in: *Bildwelten des Wissens: Bildtechniken des Ausnahmezustandes,* Berlin 2004, S. 54–70.

Middell, Matthias und Ulrike Sommer (Hrsg.), *Historische West- und Ostforschung in Zentraleuropa zwischen dem Ersten und dem Zweiten Weltkrieg – Verflechtung und Vergleich*, Leipzig 2004.

Möller, Reimer, *Eine Küstenregion im politisch-sozialen Umbruch (1860–1933): die Folgen der Industrialisierung im Landkreis Steinburg (Elbe)*, Hamburg 2007.

Mooser, Josef, Das Verschwinden der Bauern. Überlegungen zur »Entagrarisierung« und Modernisierung der Landwirtschaft im 20. Jahrhundert, in: *Der lange Abschied vom Agrarland: Agrarpolitik, Landwirtschaft und ländliche Gesellschaft zwischen Weimar und Bonn*, hrsg. von Daniela Münkel, Göttingen 2000, S. 23–35.

Mühle, Eduard, *Für Volk und deutschen Osten. Der Historiker Hermann Aubin und die deutsche Ostforschung,* Düsseldorf 2005.

Murphy, David T.,*The Heroic Earth: Geopolitical Thought in Weimar Germany, 1918–1933*, Kent (Ohio) 1997.

Natter, Wolfgang, Umstrittene Konzepte: Raum und Volk bei Karl Haushofer und in der Zeitschrift für Geopolitik, in*: Historische West- und Ostforschung in Zentraleuropa zwischen dem Ersten und dem Zweiten Weltkrieg – Verflechtung und Vergleich*, hrsg. von Matthias Middell und Ulrike Sommer, Leipzig 2004, S. 1–28.

Neumann, Klaus, *Politischer Regionalismus und staatliche Neugliederung in den Anfangsjahren der Weimarer Republik in Nordwestdeutschland*, Münster 1990.

Neumeyer, Harald, *Der Flaneur: Konzeptionen der Moderne,* Würzburg 1999.

Nicklas, Thomas, Rheinpoesie und Rheinpolitik. Maurice Barrès, Frankreich und der Rhein 1919–1923, in: *Historisches Jahrbuch der Görresgesellschaft* 122, 2002, S. 263–285.

Nicolaus, Ute, *Souverän und Märtyrer: Hugo von Hofmannsthals späte Trauerspieldichtung vor dem Hintergrund seiner politischen und ästhetischen Reflexionen,* Würzburg 2004.

Niehoff, Reiner, »aber berührt verdunstet alles im nu«. Das Phänomen Hans Jürgen von der Wense, in: *Text + Kritik* 185, I/2010, S. 4–16.

Niehoff, Reiner, Bewegliche Ziele. Hans Jürgen von der Wense wandert und schreibt, in: *Text + Kritik* 185, I/2010, S. 41–63.
Nikolai-Panther, Marlene u. a. (Hrsg.), *Geschichtliche Landeskunde der Rheinlande: regionale Befunde und raumübergreifende Perspektiven*, Köln 1994.
Nolte, Paul, *Die Ordnung der deutschen Gesellschaft: Selbstentwurf und Selbstbeschreibung im 20. Jahrhundert,* München 2000.

Oberesch, Manfred, *Buchenwald und die DDR: oder Die Suche nach Selbstlegitimation*, Göttingen 1995.
Oberkrome, Willi, »*Deutsche Heimat*«*: nationale Konzeption und regionale Praxis von Naturschutz, Landschaftsgestaltung und Kulturpolitik in Westfalen-Lippe und Thüringen (1900–1960)*, Paderborn 2004.
Oberkrome, Willi, *Volksgeschichte*, Göttingen 1993.
Ocón Fernández, Maria, Politik und Abstraktion: das Märzgefallenendenkmal von Walter Gropius, in: *Modell Bauhaus*, Ostfildern 2009, S. 77–80.
Oeter, Stefan, *Integration und Subsidiarität im deutschen Bundesstaatenrecht*, Tübingen 1998.
Oexle, Otto Gerhard, Das Mittelalter und das Unbehagen an der Moderne. Mittelalterbeschwörungen in der Weimarer Republik und danach, in: Ders., *Geschichtswissenschaft im Zeichen des Historismus: Studien zur Problemgeschichte der Moderne,* Göttingen 1996, S. 137–162.
Orlowski, Hubert, Landschaft und Natur als sinnstiftende Faktoren einer Regionalliteratur: über Ostpreußens deutsche Literatur, in: *Spiegelungen. Entwürfe zu Identität und Alterität,* hrsg. von Sandra Kersten und Manfred Frank Schenke, Berlin 2005, S. 293–313.
Osmond, Jonathan, *Rural Protest in the Weimar Republic: The Free Peasantry in the Rhineland and Bavaria,* New York 1993.
Otto-Morris, Alexander, »Bauer, wahre dein Recht!« Landvolkbewegung und Nationalsozialismus 1928/30, in: »*Siegeszug in der Nordmark*«*: Schleswig-Holstein und der Nationalsozialismus 1925–1950,* Kiel 2009², S. 54–73.

Parr, Martin und Gerry Badger, *The Photobook: a History,* Volume I, London u. a. 2004.
Peukert, Detlev, *Die Weimarer Republik: Krisenjahre der Klassischen Moderne*, Frankfurt am Main 1987.
Piskorski, Jan M. (Hrsg.), *Deutsche Ostforschung und polnische Westforschung im Spannungsfeld von Wissenschaft und Politik*, Osnabrück 2002.
Platz, Jörg und Michael Opitz (Hrsg.), *Genieße froh, was du nicht hast: der Flaneur Franz Hessel,* Würzburg 1997.
Plessner, Helmuth, Die Legende von den zwanziger Jahren, in: Ders., *Diesseits der Utopie,* Frankfurt am Main 1974, S. 87–102.
Popping, Dagmar, *Abendland. Christliche Akademiker und die Utopie der Antimoderne 1900 bis 1945*, Berlin 2002.
Prümm, Karl, Die Stadt der Reporter und Kinogänger, in: *Die Unwirklichkeit der Städte,* hrsg. von Klaus R. Scherpe, Reinbek 1988, S. 80–105.

Ranzmaier, Irene, *Stamm und Landschaft: Josef Nadlers Konzeption der deutschen Literaturgeschichte,* Berlin 2008.

Raulet, Gérard, Die ›Gemeinschaft‹ beim jungen Marcuse, in: *Intellektuellendiskurse in der Weimarer Republik: zur politischen Kultur einer Gemengelage,* hrsg. von Manfred Gangl und Gérard Raulet, Frankfurt am Main 1994, S. 97–109.

Reif, Wolfgang, Kalter Zweifrontenkrieg. Der Grenzlandroman konservativer und (prä)faschistischer Autoren der Zwischenkriegszeit, in: *Literatur der Grenze – Theorie der Grenze*, hrsg. von Richard Faber und Barbara Naumann, Würzburg 1995, S. 115–135.

Reimer, Klaus, *Rheinlandfrage und Rheinlandbewegung (1918–1933): ein Beitrag zur Geschichte der regionalistischen Bestrebungen in Deutschland,* Frankfurt am Main 1978.

Reuße, Felix, *Das Denkmal an den Grenzen seiner Sprachfähigkeit*, Stuttgart 1999.

Ringer, Fritz K., *Die Gelehrten: der Niedergang der deutschen Mandarine, 1890–1933*, München 1987.

Ritter, Gerhard A., Die Entstehung des Räteartikels 165 in der Weimarer Reichsverfassung, in: *Historische Zeitschrift* 258, 1994, S. 73–112.

Robertson, Eric, *Writing Between the Lines: René Schickele »citoyen français«, »deutscher Dichter« 1883–1940,* Amsterdam 1995.

Rohkrämer, Thomas, Bewahrung, Neugestaltung, Restauration? Konservative Raum- und Heimatvorstellungen in Deutschland 1900 bis 1933, in: *Ordnungen in der Krise: zur politischen Kulturgeschichte Deutschlands. 1900–1933*, hrsg. von Wolfgang Hardtwig, München 2007, S. 49–68.

Roidl, Angelika, *Die »Osthilfe« unter der Regierung der Reichskanzler Müller und Brüning*, Weiden 1994.

Rössler, Mechtild, *Wissenschaft und Lebensraum. Geographische Ostforschung im Nationalsozialismus*, Berlin 1990.

Rossman, Andreas, Nachwort, in: Heinrich Hauser, *Schwarzes Revier,* hrsg. von Barbara Weidle, Berlin 2010.

Roth, Günter, *Die Institution der kommunalen Sozialverwaltung. Die Entwicklung von Aufgaben, Organisation, Leitgedanken und Mythen von der Weimarer Republik bis Mitte der neunziger Jahre*, Berlin 1999.

Ruddies, Hartmut, Flottierende Versatzstücke und ideologische Austauscheffekte, in: *Intellektuellendiskurse in der Weimarer Republik: zur politischen Kultur einer Gemengelage,* hrsg. von Manfred Gangl und Gérard Raulet, Frankfurt am Main 1994, S. 19–35.

Rudolph, Karsten, Ein Menetekel für die Weimarer Republik, in: *Wege nach Weimar: Auf der Suche nach Kunst und Politik*, S. 243–252.

Rudzinski, Marco, Bochum. Eine Großstadt entsteht, in: *Junior Rubin* Sonderheft 3, 2003, S. [8]–[10], rubin.rub.de/sites/default/files/rubin/2003-junior/rubin_03-03.pdf (letzter Zugriff 11.5.2016).

Ruehl, Martin A., »Imperium transcendat hominem«: Reich and Rulership in Ernst Kantorowicz's Kaiser Friedrich der Zweite, in: *A Poet's Reich: Politics and Culture in the George Circle*, hrsg. von Melissa N. Lane und Martin A. Ruehl, Rochester (N.Y.) 2011, S. 204–247.

Russel, Richard, *Germany After the First World War,* Oxford 1993.

Rustemeyer, Dirk, *Formfelder*, Würzburg 2006.

Sander, Gabriele, »*Tatsachenphantasie*«*: Alfred Döblins Roman* »*Berlin Alexanderplatz*«*,* Marbach 2007.
Sauder, Gerhard, Gertrud Kolmars Wappengedichte, in: *Studien zu den Dichtungen Gertrud Kolmars*, hrsg. von Karin Lorenz-Lindemann, Göttingen 1996, S. 45–58.
Schirmer, Dietmar, Politisch-kulturelle Deutungsmuster: Vorstellungen von der Welt der Politik in der Weimarer Republik, in: *Politische Identität und nationale Gedenktage*, hrsg. von Detlef Lehnert und Klaus Metzgerle, Opladen 1989, S. 31–60.
Schlemmer, Martin, »*Los von Berlin*«*: Die Rheinstaatbestrebungen nach dem Ersten Weltkrieg*, Köln 2007.
Schlüter, André, *Moeller van den Bruck. Leben und Werk,* Köln 2010.
Schneider, Sigrid, Rückblicke. Das fotografierte Ruhrgebiet, in: *Ruhrblicke,* hrsg. von Thomas Weski und Heike Kramer, Köln 2010, S. 12–49.
Schneider-Nehls, Gudrun, *Grenzgänger in Deutschland: Untersuchung einer intellektuellen Verhaltensmöglichkeit in unserem Jahrhundert. Eine biographische Studie dreier Generationsgestalten der Jahrgänge 1895-1926: Arnolt Bronnen – Eberhard Koebel – Erich Loest*, Potsdam 1997.
Scholtyseck, Joachim, *Robert Bosch und der liberale Widerstand gegen Hitler 1933 bis 1945*, München 1999.
Schulz, Gerhard, *Von Brüning zu Hitler. Der Wandel des politischen Systems in Deutschland 1930–1933*, Berlin 1992.
Schulz, Gerhard, *Zwischen Demokratie und Diktatur: Verfassungspolitik und Reichsreform in der Weimarer Republik*, Berlin u. a. 1963, 3 Bde.
Schulz-Buschhaus, Ulrich, Multiplizität der Kultur und Einheit des Lebens. Über ein Fin-de-siècle-Motiv in Musils »Mann ohne Eigenschaften«, in: *Fin de siècle. Akten des X. Romanistischen Kolloquiums,* hrsg. von Reiner Warning, München 2002, S. 321–373, http://gams.uni-graz.at/o:usb-06B-313 (letzter Zugriff 11.5.2016).
Schulze, Hagen, *Otto Braun oder Preußens demokratische Sendung*, Frankfurt am Main 1977.
Schulze, Hagen, *Weimar: Deutschland 1918–1933*, Berlin 1989.
Schütz, Erhard, »… der Wille zur Empfänglichkeit …«. Erik Reger. Werk und Leben, in: Erik Reger, *Kleine Schriften*, hrsg. von Erhard Schütz, Berlin 1993, Bd. 2, S. 317–349.
Schütz, Erhard, Autobiographie und Reiseliteratur, in: *Literatur der Weimarer Republik,* hrsg. von Bernhard Weyergraf, München 1995, S. 549–600.
Schwierkott, Hans-Joachim, *Arthur Moeller van den Bruck,* Göttingen 1962.
Shapiro, Michael J. und Sam Okuth Opondo (Hrsg.), *The New Violent Cartography*, New York 2012.
Sieg, Christian, Heimat Berlin. Siegfried Kracauer und Alfred Döblin als urbane Ethnographen, in: *Heimat: at the Intersection of Memory and Space*, hrsg. von Friederike Eigler und Jens Kugeler, Berlin u. a. 2012, S. 93–107.
Sloterdijk, Peter, Weltanschauungsessayistik und Zeitdiagnostik, in: *Literatur der Weimarer Republik* 1918–1933, hrsg. von Bernhard Weyergraf, München 1995, S. 309–339.
Smuda, Manfred, *Die Großstadt als* »*Text*«, München 1992.
Sprengel, Rainer, *Kritik der Geopolitik: ein deutscher Diskurs 1914–1944*, Berlin 1996.

Stalder, Helmut, Das anschmiegende Denken. Kracauers Erotik der Wirklichkeit, in: *Denken durch die Dinge: Siegfried Kracauer im Kontext*, hrsg. von Frank Grunert und Dorothea Kimmich, München 2009, S. 47–84.

Stalder, Helmut, *Siegfried Kracauer: das journalistische Werk in der »Frankfurter Zeitung« 1921–1933,* Würzburg 2003.

Steigerwald, Jörn, Das imaginäre Kapital der Industrie. Erik Regers »Union der festen Hand«, in: *Die Macht und das Imaginäre,* hrsg. von Rudolf Behrens und Jörn Steigerwald, Würzburg 2005, S. 251–270.

Stein, Hartwig, *Inseln im Häusermeer: eine Kulturgeschichte des deutschen Kleingartenwesens bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs. Reichsweite Tendenzen und Groß-Hamburger Entwicklung*, Frankfurt am Main 2000.

Stenzel, Burckhard, »… eine Verzauberung ins Helle und Heitere«: Harry Graf Kesslers Ideen zur Kulturerneuerung in Deutschland, in*: Die Weimarer Republik zwischen Metropole und Provinz, hrsg. von Wolfgang Bialas und Burkhard Stenzel,* Weimar 1996, S. 37–55.

Stöber, Georg, Schulbuch, Karten und Konflikte, in: *Die Macht der Karten oder: was man mit Karten machen kann*, in: *Eckert Dossiers* 2, 2009, http://www.edumeres.net/publikationen/dossiers/2009/2/Stoeber_Schulbuch_Karten_Konflikte.pdf (letzter Zugriff 11.5.2016).

Strack, Friedrich (Hrsg.), *Titan Technik: Ernst und Friedrich Georg Jünger über das technische Zeitalter*, Würzburg 2000.

Stürmer, Rainer, *Freiflächenpolitik in Berlin in der Weimarer Republik*, Berlin 1991.

Tenbrock, R.H. u. a (Hrsg.), *Zeiten und Menschen*, Ausgabe G, Bd. 2, Paderborn 1970.

Tobias, Kathrin, Mediale Wechselwirkungen von Wort und Bild: die Fotobücher der 20er Jahre, in: *Spanien im Fotobuch von Kurt Hielscher bis Mireia Sentis,* hrsg. von Michael Scholz-Hänsel, Leipzig 2007, S. 59–68.

Tooley, T. Hunt, *National Identity and Weimar Germany: Upper Silesia and the Eastern Border, 1918–1922,* Lincoln, London 1997.

Trappmann, Klaus (Hrsg.), *Landstrasse, Kunden, Vagabunden: Gregor Gogs Liga der Heimatlosen,* Berlin 1980.

Uecker, Matthias, *Wirklichkeit und Literatur. Strategien dokumentarischen Schreibens in der Weimarer Republik,* Bern 2007.

Ulbricht, Justus H., »Wege nach Weimar« und »deutsche Wiedergeburt«: Visionen kultureller Hegemonie im völkischen Netzwerk Thüringens zwischen Jahrhundertwende und »Drittem Reich«, in: *Die Weimarer Republik zwischen Metropole und Provinz*, hrsg. von Wolfgang Bialas und Burkhard Stenzel, Weimar 1996, S. 23–27.

van Laak, Dirk, Zwischen ›organisch‹ und ›organisatorisch‹. Planung als politische Leitkategorie zwischen Weimar und Bonn, in: *Griff nach dem Westen: die »Westforschung« der völkisch-nationalen Wissenschaften zum nordwesteuropäischen Raum (1919–1960)*, hrsg. von Burkhard Dietz u. a., Münster 2003, S. 67–90.

Verk, Sabine, *Landleben*, Münster 1994.

Vienne, Florence, *Une science de la peur: la démographie avant et après 1933*, Frankfurt am Main 2006.

Website Westfälische Geschichte/Der Raum Westfalen mit einer umfangreichen Bibliographie, http://www.lwl.org/westfaelische-geschichte/portal/Internet/finde/haupt.php?urlNeu=Ja (letzter Zugriff 11.5.2016).
Weidemeyer-Kolwe, Bernd, *»Der neue Mensch«: Körperkultur im Kaiserreich und in der Weimarer Republik,* Würzburg 2004.
Wein, Franziska, *Deutschlands Strom – Frankreichs Grenze: Geschichte und Propaganda am Rhein* 1919–1930, Koblenz 1992.
Weisbrod, Bernd, Die Krise der Mitte, oder: »Der Bauer stund auf im Lande«, in: *Bürgerliche Gesellschaft in Deutschland: historische Einblicke, Fragen, Perspektiven,* hrsg. von Lutz Niethammer, Frankfurt am Main 1990, S. 323–347, 396–410.
Weisbrod, Bernd, *Schwerindustrie in der Weimarer Republik. Interessenpolitik zwischen Stabilisierung und Krise,* Wuppertal 1978.
Welzbacher, Christian (Hrsg.), *Der Reichskunstwart. Kulturpolitik und Staatsinszenierung in der Weimarer Republik 1918–1933*, Weimar 2010.
Wendt, Marion, *Meinungsmanipulation in Erik Regers neusachlichen Zeitromanen ›Union der festen Hand‹ (1931) und ›Das wachsame Hähnchen‹ (1932),* Wien 2010.
Wengst, Udo, Schlange-Schöningen, Ostsiedlung und die Demission der Regierung Brüning, in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 30, 1979, S. 538–551.
Werber, Niels, *Die Geopolitik der Literatur: eine Vermessung der medialen Weltraumordnung*, München 2007.
Werneburg, Brigitte, *Der Arbeiter und sein Bilderbuch: der Wechsel des Mediums in Ernst Jüngers Fotobuch »Der Arbeiter«: Ein visueller Kommentar zur Veränderung der Welt:* http://werneburg.nikha.org/?id=499&sn=1#t4 (letzter Zugriff 11.5.2016).
Werneburg, Brigitte, *Foto-Journalismus in der Weimarer Republik:* http://werneburg.nikha.org/?id=846&sn=1 (letzter Zugriff 11.5.2016).
Weßling, Wolfgang, Hindenburg, Neudeck und die deutsche Wirtschaft, in: *Vierteljahrshefte für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte* 64, 1977, S. 41–73.
Wetterauer, Andrea, *Lust an der Distanz: die Kunst der Autoreise in der »Frankfurter Zeitung«*, Tübingen 2007.
Whyte, Iain Boyd und David Frisby (Hrsg.), *Metropolis Berlin: 1880 to 1940*, Berkeley 2012.
Wiegand, Thomas, *Deutschland im Fotobuch*, Göttingen 2011.
Wilderotter, Hans und Michael Dorrmann (Hrsg.), *Wege nach Weimar: Auf der Suche nach der Einheit von Kunst und Politik*, Berlin 1999.
Williams, Jenny, *Mehr Leben als eins: Hans Fallada. Biographie*, Berlin 2004.
Winkler, Heinrich August, *Der lange Weg nach Westen,* München 2001, Bd. 1.
Winkler, Heinrich August, *Weimar 1918–1933*, München 1993.
Winkler, Klaus-Jürgen und Herrman van Bergeijk, *Das Märzgefallenen-Denkmal in Weimar*, Weimar 2004, S. 9–81.
Wisskirchen, Hans, *Zeitgeschichte im Roman: zu Thomas Manns Zauberberg und Doktor Faustus,* Bern 1986.

Witt, Peter-Christian, Inflation, Wohnungszwangswirtschaft und Hauszinssteuer, in: *Wohnen im Wandel: Beiträge zur Geschichte des Alltags in der bürgerlichen Gesellschaft*, hrsg. von Lutz Niehammer, Wuppertal 1979, S. 385–407.

Wolf, Norbert Christian, Musil und die Berliner literarischen Strömungen, in: *Robert Musils Drang nach Berlin,* hrsg. von Annette Daigger und Peter Henninger, Bern 2008, S. 185–230.

Würzner, Max Hans, Die Großstadt und das »total platte Land«, in: *Ideologie und Literatur(wissenschaft),* hrsg. von Kos Hoogeveen und Hans Würzner, Amsterdam 1986, S. 79–109.

Wyss, Ulrich, Rudolf Borchardt und Josef Nadler, in: *Rudolf Borchardt und seine Zeitgenossen,* hrsg. von Ernst Osterkamp, Berlin, New York 1997, S. 119.

Zipes, Jack, Einleitung, in: *Fairy Tales and Fables in Weimar Days*, hrsg. von Jack Zipes, Madison 1989.

Zollitsch, Wolfgang Adel und adlige Machteliten in der Endphase der Weimarer Republik, in: *Die deutsche Staatskrise 1930–1933: Handlungsspielräume und Alternativen*, hrsg. von Heinrich August Winkler, München 1992, S. 239–256.

Bildnachweis

Umschlag	Foto: Wolfgang Hertel. Deutsches Literaturarchiv Marbach.
Abb. 1	Deutsches Kleingärtnerarchiv Leipzig.
Abb. 2	Deutsches Institut für Normung, DIN-Archiv.
Abb. 3	Finnish National Board of Antiquities.
Abb. 4	George Grosz, *Das Gesicht der herrschenden Klasse & Abrechnung folgt!* Frankfurt am Main 1973, S. 35.
Abb. 5	Christoph Petras, Berlin.
Abb. 6	Kunrat Döhling, *Mit leichtem Gepäck durch Süddeutschland: Erlebnisse, Beobachtungen, Gedanken eines Zweiundsiebzigjährigen*, Göttingen 1933, Umschlag.
Abb. 7	Eugen Diesel, *Die deutsche Wandlung: das Bild eines Volkes*, Stuttgart 1931, Umschlag.
Abb. 8	Friedrich Haufs, »Müngstener Brücke«, in: Eugen Diesel, *Das Werk. Technische Lichtbildstudien.* Mit einer Vorbemerkung von Eugen Diesel, Königstein im Taunus 1931, S. 10.
Abb. 9	Photogr. Abteilung der Luftschiffbau Zeppelin GmbH, »Auf großer Fahrt«, in: Ebd., S. 9.
Abb. 10	http://www.museum-digital.de/san/singleimage.php?objektnum=6034&imagenr=8954.
Abb. 11	Max Jungnickel, *Volk und Vaterland.* Mit 112 ganzseitigen Bildern in Kupfertiefdruck zusammengestellt von Heinz Schnackenburg, Berlin 1932, Abb. 1.
Abb. 12	Ebd., Abb. 112.
Abb. 13	Ebd., Abb. 104.
Abb. 14	Eugen Diesel, *Das Land der Deutschen*, Leipzig 1931, S. 227.
Abb. 15	Ebd., S. 163.
Abb. 16	Ebd., S. 242.
Abb. 17	Walter Vogel, *Deutsche Reichsgliederung und Reichsreform in Vergangenheit und Gegenwart*, Leipzig 1932, S. 156.
Abb. 19	*Leberecht Migge 1831–1935. Gartenkultur des 20. Jahrhunderts*, [Alteneichen] 1981, S. 106.

Abb. 20 *Der Rhein-Mainische Städtekranz mit seiner Zentrale Frankfurt am Main im südwestdeutschen Wirtschaftsgebiet,* Frankfurt am Main 1924.

Abb. 21 Walter Christaller, *Die zentralen Orte in Süddeutschland*, Darmstadt 1980, S. 80.

Abb. 22 Wolfgang Kemp, *Architektur analysieren: eine Einführung in acht Kapiteln*, München 2009, S. 143.

Abb. 24 Guntram Henrik Herb, *Under the Map of Germany: Nationalism and Propaganda 1918–1945*, London 1997, S. 54 (zuerst in: Fritz Jäger, *Die deutsch-polnische Grenze*, in: Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, S. 38).

Abb. 25 *Teubners Erdkundliches Unterrichtswerk.* Bd. 1: *Deutschland,* Leipzig 1930, S. 117.

Abb. 26 https://de.wikipedia.org/wiki/Abstimmungsdenkmal_%28Allenstein%29#/media/File:Abstimmungsdenkmal_Allenstein_%283%29.jpg.

Abb. 27 Als Schwarz-Weiß-Abbildung in: *Hans Jürgen von der Wense*. München 2010, S. 48.

Abb. 28 Reiner Niehoff.

Abb. 29 Wilhelm Stapel, *Literatenwäsche*, Hamburg 1930, S. 83.

Abb. 30 Hjalmar Kutzleb, *Der Zeitgenosse*, Illustriert von A. Paul Weber, Leipzig 1923, S. 7.

Abb. 31 Foto: Wolfgang Hertel. Deutsches Literaturarchiv Marbach.

Abb. 32 Erwin Preuschen, *Deutschland in Vergangenheit und Gegenwart*, Reutlingen 1928, Tafel nach S. 544.

Abb. 33 Max Ackermann, *Kunden und Vagabunden,* Radierung, 1929, 28,5 x 27,5 cm.

Abb. 34 Hans Fallada, *Bauern, Bonzen und Bomben,* Berlin 1931, Umschlag.

Abb. 43 Sasha Stone, *Berlin in Bildern,* hrsg. von Adolf Behne, Wien, Leipzig 1929, Tafel 78.

Abb. 44–46 Heinrich Hauser, *Schwarzes Revier*, Berlin 1930, o. S.

Abb. 47 Walter Müller-Wulckow, *Bauten der Gemeinschaft*, Königstein im Taunus/Leipzig 1928, Umschlag.

Abb. 48 Albert Renger-Patsch [sic], *Lübeck: Achtzig photographische Aufnahmen, mit einer Einleitung von Carl Georg Heise*, im Auftrag der nordischen Gesellschaft herausgegeben von Ernst Timm, Berlin 1928, S. 19.

Abb. 49 Ebd., S. 31.

Abb. 50 Ebd., S. 57.

Abb. 51 *Albert Renger-Patzsch zum 111. Geburtstag – die Paderborner Aufnahmen: eine Ausstellung des Stadtarchivs Paderborn im Museum für Stadtgeschichte,* Bönen 2008, Tafel 60.

Abb. 52 *Foto-Auge*, hrsg. von Franz Roh und Jan Tschichold, Stuttgart 1929, Abb. 23.

Abb. 53 Pinakothek der Moderne München, Stiftung Ann und Jürgen Wilde.

Abb. 54 Bochum, Amt für Kommunikation.

Abb. 56 Walter Müller-Wulckow, *Bauten der Gemeinschaft*, Königstein im Taunus/Leipzig 1928 (Reihe: *Die Blauen Bücher*), S. 25.

Abb. 60	Graf Alexander Stenbock-Fermor, *Deutschland von unten. Reisen durch die proletarische Provinz,* Stuttgart 1931, o. S., Abb. 9.
Abb. 61	Embleme der Berliner Behörden, aus: Alfred Döblin, *Berlin Alexanderplatz. Die Geschichte vom Franz Biberkopf,* Berlin 1930, S. 51.
Abb. 67	Wappen der Stadt Auschwitz / Oświęcim: https://en.wikipedia.org/wiki/O%C5%9Bwi%C4%99cim.

Die Vorlagen für die anderen Abbildungen entstammen dem Privatarchiv des Verfassers.

Register

Personenregister

Orts- und Sachregister

Nach 1918 musste sich Deutschland politisch und sozial neu definieren, aber sich auch als Land, als geographische und kulturelle Einheit neu entdecken. Es setzte ein Prozess ein, den man mit einem Begriff der Zeit als »Innere Kolonisation« bezeichnen kann. Zur Kompensation der vielen Verluste machten sich Wissenschaftler und Künstler daran, jene Dimension, die in Frankreich »la France profonde« heißt, zu erschließen, das »innere« Deutschland also, seine einzigartige Kulturdichte. Die Ökonomie des Sparenmüssens wurde zur Überflusswirtschaft der geistigen und materiellen Reichtümer konvertiert. Die dabei entdeckte neue deutsche Tugend der Vielfalt ließe sich in Phrasen und Parolen kurz antönen – dieses Buch aber widmet sich all den Texten und Bildern, die aus einer »Arbeit im Material« (Siegfried Kracauer) entstanden sind, aus neuer, authentischer Erfahrung und »Nähe der Anschauung« (Ernst Glaeser) gewonnen wurden.

Über den Autor:

Wolfgang Kemp ist Kunsthistoriker. Er lehrte zuletzt an der Universität Hamburg und ist derzeit Gastprofessor an der Leuphana-Universität Lüneburg. Er forscht und publiziert über Rezeptionsästhetik, Fotografie und Kunstgeschichte von der Antike bis zur Gegenwart.




ISBN 978-3-946054-06-1